Erzählungen

und

Novellen

von

A. v. Sternberg.

I.

In demselben Verlage sind erschienen:

Cölestinus, Christomele, das ist: christliche Gedichte, enthaltend die Hauptlehren unseres theuersten Glaubens. Eine Confirmandengabe. . . . . 5 Gr.

Frandsen, Dr. P. S., M. Vipsianus Agrippa. Eine historische Untersuchung über dessen Leben und Wirken. Mit Agrippa's Bildniß. . . . . 1 Thlr. 8 Gr.

Holst, J. G., Gedichte. . . . . 16 Gr.

Ohrt, G. K. F., die Wohlfahrt des Staates nicht ohne das Gedeihen der Kirche in ihm. . . . . 8 Gr.

Paulsen, Ch., für Dänemark und für Holstein. 6 Gr.

Schmidt von Lübeck, der neu entdeckte Sanchuniathon. Ein Briefwechsel. . . . . 6 Gr.

Sternberg, A. v., Alfred. . . . . 1 Thlr. 3 Gr.

Thieß, W., das Fußwaschen Jesu und das heilige Osterfest. Fünf Fastenbetrachtungen und zwei Ostergemälde. 12 Gr.

Trede, Dr. L., der Schule Mitgabe für das academische Leben. . . . . 1 Thlr.

Vigny, Alfred de. Trifolium. Drei auserlesene Erzählungen, nach dem Französischen von A. v. Schenen. 1 Thlr.

Wienbarg, L., die Dramatiker der Jetztzeit. 1. Heft 15 Gr.

— — vermischte Schriften. 1. Bd. Auch unter d. Titel: Quadriga. — Das Studium der Alten. — Geist der Norwegschen Verfassung. — Hannover und die deutschen Doctrinaire. — Die Kunst und ihre Ausstellung. 2 Thlr.

Wihl, D. L., Geschichte der deutschen National-Literatur von ihren ersten Anfängen bis auf unsere Tage. 12 Gr.

Winfried, Gedichte. 12. 1834. . . . . 18 Gr.

Gesammelte

Erzählungen

und

Novellen.

Von

A. v. Sternberg.

Erster Band.

1844.

Verlag von Karl Aue in Pesth.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Inhalt

des erſten und zweiten Bandes.

I.

Seite

Die Alchymiſten 3

Die Gebrüder Breughel 109

II.

Putcherie 3

Betzy 97

Patience 198

Die Alchymisten.

In einer jener langen finstern Gassen des alten Dresden, die so eng sind, daß fast eine Schwalbe beim Durchflug mit der Spitze ihrer Flügel die gegenüberstehenden schwarzen Steinwände zugleich berühren muß, lebte zur Zeit des Kurfürsten Christian II. zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein armer Goldschmiedemeister mit Namen Tobias Rosen. Er hatte frühzeitig geheirathet und sein junges hübsches Weib aus einer wohlhabigen Lage in das Elend und Mißgeschick hineingerissen, das ihn verfolgte, so weit er zurückdenken konnte. Jung arbeitsam und auf seine Weise thätig in die Zukunft denkend, war seine Armuth keine selbstverschuldete; nur insofern war sie ihm zuzuschreiben, indem sich sein Sinn zu heftig von jedem Schlage des Unglücks lähmen ließ. Tobias Rosen litt an Schwermuth, und eine so erkrankte Seele ist schon

ohne äußeres Mißgeschick elend; jenes Leiden war ein Erbtheil seiner Familie, es hatte seinem Vater das Leben geraubt und drohte dem Sohn mit einem ähnlichen Schicksal. Die finsterſten Anfälle zeigten sich jetzt, da er, äußerlich mit Nahrungssorgen geplagt, innerlich von seinem Dämon gequält, in dem dunkeln Stübchen des Erdgeschosses saß, das bleiche Haupt in die Hand gestützt, den Blick auf die gegenüberstehende unermeßlich hohe schwarze Mauer richtend, die erst in der späten Abendstunde einen spärlichen Lichtschimmer empfing. Im Hause gegenüber zeigten sich nur ein paar Fensteröffnungen, doch zum Zeichen, daß Niemand, auch der Geringste und Niedrigste der Hausgenossenschaft nicht, dort wohnen mochte, waren die Läden halb geschlossen, und der kalte Luftzug, der in der engen Gasse herrschte, fuhr durch die Gitterstäbe und halb zerbrochenen kleinen Fensterscheiben. Von ferne tönte das Geräusch der lebhaften sonnenbeschienenen Gassen und Plätze herüber, Spaziergänger und Besuchende verließen um diese Zeit ihre Häuser, doch Keiner, führte ihn auch sein Weg durch die dunkle Gasse, mochte aus dem fröhlichen Sonnenschein hinaus in die kalte feuchte Schlucht treten, lieber nahm er den längsten Umweg. Und

so störte denn auch Niemand die finstern Gedanken des armen Goldschmiedemeisters: er mußte endlich, da sie ihn zu erdrücken drohten, sich selber kräftig aufraffen; er that es und stand auf, um in die Kammer seines Weibes zu gehen, das, wie er wußte, eben beschäftigt war, den Sonntagsputz anzulegen, um eine Gevatterin zu besuchen, die vor dem Thor wohnte und heute ein kleines Fest in ihrem Garten feierte.

Als Tobias ins Zimmer eintrat, fand er Marien, wie sie bei trübem Lampenschimmer in Ermangelung des Sonnenlichts ihren Anzug eben zu vollenden im Begriff stand. Sie kam ihm freundlich entgegen, doch der mißmuthige, tiefverwundete Mann hätte bei ihrem Anblick in Thränen ausbrechen mögen. Er setzte sich hin, und indem er sie auf seine Knie zog, half er ihr einige Bänder befestigen, die sie nicht selbst zu knüpfen vermochte; seine Hand umspannte ihren Leib, ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund, indem er sie lange aufmerksam uud forschend betrachtete. Armes Kind, rief er endlich, wozu Dich putzen? Meinst Du wirklich, Du seiest noch schön? glaubst Du, die Leute werden stehen bleiben, Dir nachzusehen wie vor drei Jahren, als ich Dich aus Deines Bru-

ders Haus führte? Kind, Du bist die Marie nicht mehr! Jene Marie war traubenschwellend, pfirsichfrisch, eine holde Kleine, jedes Männeraug's süßeste Kost. Dein leichter Schritt, die Schwelle Deines Vaterhauses wie im Triumph überschreitend, Dein Lächeln, beides wußte nichts von Sorgen; jetzt aber hast Du sie kennen gelernt. Ich habe Dir, Du leichtes schönes Kind, den alten Fluch des Weibes aufgebürdet, Deinem Nacken, früher nur das Gewicht des leichten Strohhuts kennend, die drückende Last der Sorge aufgeladen. Ich, Marie, ich bin der Henker Deiner Schönheit geworden, Deine Reize habe ich langsam gemordet. O fort mit diesem Kleide, es war Dein Brautkleid; siehst Du nicht, wie es überall nicht mehr passen will? wo sind die süßen Reize geblieben, die hier die ängstlich klaffenden Falten ausfüllten? Das Häubchen sucht vergebens die weiche Linie der vollen Wange um sich daran zu schmiegen, die Wange ist eingesunken und erbleicht; die Fülle des schwarzen Haars, sonst so übermüthig und widerstrebend, wo ist sie hin? Ach, Marie, sieh mich nicht so bittend und zärtlich an; ich bin der Räuber Deines Glückes, Deiner Schönheit!

Das treue Weib tröstete durch Kuß und Rede

ihren Geliebten, doch er schob die ihm liebkosende Hand zurück und sprach finster: Hier in dieser Stadt, wo der Neid der Zünftler mich so bitter peinigt, hier in dieser finstern Grube, gegen die der Missethäter im ekelhaftesten Gefängniß wie in einem Palaste wohnt, hier fühle ich erst recht, wie sehr ich von allem Glücke verlassen bin. Marie, ich merke, daß der Fluch, der meinen Vater drückte, auch mich verfolgt; es geht nicht mehr, nein, bei Gott, es ist Alles aus.

Er schwieg, und Marie, die ihm nicht mehr zu widersprechen wagte, legte das letzte noch fehlende Kleidungsstück an; er sah es, sprang auf, riß es ihr wieder ab und warf es auf den Boden. Geduldig und freundlich setzte sie sich jetzt neben ihn, und beide saßen eine Weile so stillschweigend da. Ich wüßte nur ein Mittel, hub Tobias wieder an, ohne sein Weib dabei anzusehen; es käme nur darauf an, daß Du in meinen Plan willigst und nicht durch eine unpassende falsche Zärtlichkeit das Gelingen verhinderst. Es ist dieses: auf unsrer Ehe, Marie, liegt das Mißgeschick, wie auf Allem, was ich bis jetzt unternommen; erschrick nicht darüber, was ich Dir jetzt sage: laß uns wieder auseinandergehen — Du, zu Deinem Bruder, dem

ich Dich wider seinen Willen entriß; ich — in die weite Welt. Bei Deinem Bruder hast Du Reichthum und lebst ohne Sorgen, Du kannst auch wol wieder heirathen, denn einen Pfaffen, der uns scheidet, will ich schon auftreiben.

Er hatte bei dieser Rede nicht den Muth aufzusehen, und hätte er aufgeblickt, so wäre er durch Mariens Antlitz und Mienen auf das heftigste gerührt worden. Sie, die ihn so innig liebte, war jetzt von Entsetzen und Schmerz zugleich ergriffen; nach einer Weile drückte sie ihr Antlitz in die Schürze und ihre Thränen flossen. Es ist genug, rief Tobias, denke diesen Worten nach, in den ersten Augenblicken der Aufregung ist Niemand geneigt der Vernunft Gehör zu geben, wir sprechen wol wieder davon.

Nein! rief Marie außer sich und kettete sich an den Unglücklichen; wir sprechen nie wieder hiervon. Willst Du mich denn in der That unglücklich machen? Habe ich denn während unsrer Ehe über irgend ein Leiden mich beklagt? — Sie verbarg ihr Antlitz von Neuem und weinte heftig. Ihr Schmerz rührte ihn. Wenn Du nicht geklagt hast, sagte er nach einer Pause, so hattest Du doch Ursache zu klagen. Selbst das Mutterglück, Du Arme, ist Dir nicht zu Theil geworden: hättest

Du eine Tochter, sie brächte Jugend und Freude in diese finstern Mauern, ihretwillen könntest Du dann wol den Vater lieben.

Marie hing sich mit der heissesten Zärtlichkeit an seinen Hals. Sie war wieder ganz jenes geliebte schöne Mädchen, das zuerst Neigung ihm bewiesen. Den armen Tobias überwand so viel Liebe, er blickte getrösteter auf, und nach wenigem Hin- und Herreden wurde dieses Gespräch abgebrochen. Allmälig trat wieder eine heitere Stimmung hervor, Marie trieb zum Fortgehen, und bald wanderte nun das Pärchen, nachdem die verlassene Werkstatt sorgfältig abgeschlossen worden, aus der finstern Gasse hervor dem Thore zu, wo der Strom fröhlicher geputzter Wandrer sie in ihre Mitte nahm.

Die Witwe, die das kleine Fest gab, hatte mit Empfang ihrer Gäste so viel zu schaffen, daß der Meister mit seinem Weibe unbeachtet im Garten eine Weile herumwandeln konnte. Er setzte sich in eine entfernte Laube nieder, und sein schönes dunkles Auge weilte mit dem Ausdrucke dankbarer Zärtlichkeit, wie sie ihm die vorhergehende häusliche Scene eingeflößt, auf dem Weibe seiner Liebe, er drückte ihr stumm die Hand. Während dessen trat

ein freundlicher noch junger Mann in die Laube und grüßte die beiden Leute, die er kannte und liebte. Er mochte merken, daß das Ehepaar nicht ganz fröhlich gestimmt war, und sagte darum nach einigen gleichgültigen Worten: Ich muß Euch doch, Kinder, eine lustige Geschichte erzählen, die sich jetzt kürzlich, und zwar recht als wenn sie unserm Fürsten zum Spott ausersonnen wäre, zugetragen hat. Stadt und Land spricht von nichts Anderm. Ihr wißt, Freunde, daß es zu allen Zeiten Leute gegeben hat, die sich mühten, das Geheimniß, wie man Gold hervorbringen könne, auszuforschen. Der Nutzen, den die Welt von der Entdeckung, wenn sie vollkommen gelänge, haben würde, und jene Entdecker natürlich zuerst, liegt am Tage: doch es ist mit diesen Forschungen, so eifrig und vielseitig sie betrieben werden, doch zu keinem rechten Erfolg gekommen; statt dessen haben sich die Thorheit, der Unverstand, der lächerliche Dünkel und der Aberglaube, die in der menschlichen Natur liegen, bei der Gelegenheit recht glänzend ans Licht gestellt. Viele weise Männer sind zu Narren geworden, wenn nicht gar zu Spitzbuben, was freilich um vieles schlimmer ist; unsrer Zeit jedoch, scheint es, ist's aufbehalten, an Unsinn und Ver-

kehrtheit die ergötzlichsten Beispiele aufzustellen. So hat sich nun kürzlich am Rhein eine Gesellschaft gebildet, die, wie ich mir habe erzählen lassen, die ganze Angelegenheit im spaßhaftesten Ernste nimmt. Es nennen sich diese Leute nicht geringer als Beherrscher der Welt, und im Grunde haben sie auch nicht ganz unrecht; sie behaupten, das Geheimniß, Gold zu machen, entdeckt zu haben, und wer der wunderbaren Kunst theilhaftig werden will, muß sich gefallen lassen, unter seltsamen Ceremonien in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Sie haben nur einen Kaiser, dazu sieben Kurfürsten, außerdem Landgrafen, Barone und einfache Edelleute; der Gebräuche sind mannichfaltige, die Hauptceremonie jedoch, und die seltsamste, bei welcher der allerwunderlichste phantastische Spaß vorfallen soll, ist die sogenannte chemische Hochzeit, die jeder Neuaufzunehmende bestehen muß. Ihr könnt denken, daß die gelehrten Herren Alchymisten, wie man sie nennt, die die Sache ernsthaft behandeln, nicht wenig über diese Scherze eifern; allein das ist, meiner Meinung nach, eben das Köstliche in der Menschennatur, daß sie im Stande ist, durch muthwilligen und lieblichen Scherz der dunkeln tiefsinnigen Beschauung, die den Menschen, der sich

ihr ungetheilt überläßt, innerlich ausgräbt und ertödtet, eine kräftige Waffe entgegenzusetzen. Wem wären Geldgier, Habsucht, schnöder Geiz nicht widerwärtig, und wer fühlte nicht, daß ein Mittel, jene gehässigen Leidenschaften mit Leichtigkeit zu befriedigen, von der größten Zahl der Menschen mit Heißhunger gesucht würde? Tausende würden sich in diesem Hange nach dem Verborgenen jede Lebensfreude grausam zerstören, alle finstern Kammern des Elends, des Selbstbetrugs und der Verzweiflung wären aufgethan. Nun treten heilend und besänftigend der Scherz und der Muthwille auf, sie stellen die Thorheit ans Licht, sodaß man über sie lacht, und siehe da, die große Menge ist geheilt, Niemand will mehr Gesundheit, Glücksgüter und heitre Laune an ein unerreichbares Wagestück setzen.

Wer sind denn diese Menschen, fragte Marie, welche sich diese Scherze erlauben?

Ich kenne sie nicht, entgegnete Leonhard, doch stelle ich mir vor, daß sie jung und sorgenlos sind; denn unsern gesetzten, bekümmerten Bürgersleuten, wie wir sie hier wandeln sehen, käme dergleichen wol nie in den Sinn.

Ihr solltet Euch in ihre Gesellschaft aufnehmen

laſſen, Herr Sänger, nahm Tobias das Wort, Ihr gehörtet nun ganz in ihre Mitte.

Vielleicht geſchieht's auch. Es ſcheint ja doch, daß es mit der Anſtellung hier am Hofe nichts wird, und ſo könnte mir leicht wieder die ganze Welt offen ſtehn.

Ihr ſeid glücklich! ſeufzte Tobias, indem er ſein Haupt in die Hand ſtützte.

Auf dieſe Weiſe, fuhr der freundliche Sprecher fort, feierte ich in der That noch meine Hochzeit, wenngleich ziemlich ſpät; aber dafür iſt es auch eine chemiſche Hochzeit, etwas viel Höher- und Wunderlicheres, als was ſo gewöhnlich geſchieht.

Ein großer, ernſt ausſehender Mann hatte ſich jetzt der Laube genähert; man grüßte, und er nahm mit Dank das Plätzchen ein, welches Marie ihm neben ſich auf der Bank anbot. Er hatte einen Theil des Geſprächs ſchon vernommen, und fragte jetzt: Weiß man nichts Umſtändlicheres von den Einrichtungen und den Arbeiten der Geſellſchaft?

Wie geſagt, rief Leonhard, ſie lehren Gold machen. Da ſie aber dabei das luſtigſte Leben von der Welt führen, immerdar auf der Wanderſchaft ſind, ſo mag es wol mit dem Laboriren eben nicht ſehr ſtrenge genommen werden. Gewiß iſt es, daß

ein luſtiger Student, ein reiches Mutterſöhnchen, an ihrer Spitze ſteht, der das Ganze lenkt und ordnet. Zum Verwundern iſt das Aufſehen, das ſie erregen, am Rhein, in Schwaben, Franken, zum Theil auch ſchon bei uns hört man von ihnen ſprechen, und ſogar iſt mir ein leiblicher Vetter genannt worden, der ſich erſt kürzlich mit allen Formen in die Geſellſchaft hat aufnehmen laſſen.

Hierher, bemerkte der Arzt Hubert, werden ſie ſchwerlich kommen dürfen; denn wie Jedermann weiß, iſt unſer Kurfürſt auf das ernſtlichſte mit den geheimen Wiſſenſchaften beſchäftigt und wird einen Scherz hierüber gewiß nicht gnädig aufnehmen.

Wer kann ihnen etwas anhaben, rief Leonhard, wenn Kaiſer und Reich ſie duldet, wenn ſie das Volk weder gegen die Regenten noch gegen die Prieſter aufwiegeln? Freie Narreninnungen hat es überall gegeben. Ja, ich verſichere Euch, meine Freunde, ich denke ſchon recht mit Luſt daran, mich ihnen dahinzugeben und den Reſt meiner Tage in überſchwenglicher Thorheit zuzubringen. Lerne ich auch nicht die Kunſt, Gold zu machen, ſo wird mir doch gewiß das Talent zu eigen, es auf die allererquicklichſte Weiſe verſchwinden zu machen.

Und weiß man nicht, nahm Tobias das Wort, was der gelehrte Alchymiſt treibt, der nun ſchon vier Jahre bei unſerm Herrn im verſchloſſenen tiefſten Gewölbe des Schloſſes laborirt? Der arme Mann ſieht monatelang weder Weib noch Kind, weder Sonnenlicht noch Mondenſchein; doch es gibt Leute, die nicht viel beſſer wohnen. Er ſah bei dieſen Worten Marien an, und ſie blickte ihm verſtohlen, aber ſanft und begütigend ins Auge.

Der Arme, entgegnete Leonhard, iſt nun eben recht ein Beweis von Dem, was ich früher ſagte. Ihn haben nun die Dämonen. Er hat die feindliche ſchwarze Seite, die nächtliche Tiefe der Begier erfaßt. Gefeſſelt ſind ſeine Glieder Tag und Nacht an den unglückſeligen Höllenherd, an dem er blaſend mit hervortretenden, glühenden Augen jede Stunde ſteht und doch nicht die goldne Blüte aus dem ſtaubigen Erdenkranze der Metalle hervorzublaſen vermag. Muthwillig ſchadenfroh verwandelt ſich der Erdgeiſt immer neu vor ihm, ſtreift immer glänzendere Kleider ab, ſchlüpft in immer wunderlichere Kittel; vergebens harrt der Elende auf den Moment, wo er endlich das goldne Kleidchen anlegen wird. So ſteht und bläſt er jahrelang, das ekelhafte Gequike der ſchmelzenden Metalle, das

Stöhnen der Retorten und Kessel tönt in seine Ohren, und wie eine alte verklungene Sage erscheint ihm das Gespräch mit Menschen, das Lächeln eines schönen Weibes oder der Gesang des Priesters am Altare. Verwandelt ist er durch und durch und gleichsam metallen geworden, eine grausige Bildsäule der Begier, durch deren kalte Glieder doch noch ein dünner Lebensfaden sich zieht, der sich krampfhaft zuckt und regt. Selbst sein Schlaf ist fürchterlich verwandelt. Haben wir Träume, in denen wir mit Blumen, mit bunten Vögeln spielen, so hat der Arme schwere metallene Träume, die zernichtend auf ihn fallen. Ich will nicht von seiner unsterblichen Seele reden; kann sie wol jemals fromme und gottselige Gedanken hegen? Genug, meine Freunde, ihr seht selbst, wie sich jedes Geheimniß der forschenden Kraft im Menschengeiste entweder zum Fluch oder zum heitern Gedeihen öffnet. Mancherlei Dinge sollen jedoch, wie es scheint, immerdar für uns verschlossen bleiben, und wo wir auf ein solches Gesetz des Verbots stoßen, sollte es uns durchaus heilig sein. Vielem selbsterschaffenen Elend wäre dann abgeholfen.

Ich begreife dergleichen nicht, rief Tobias, mich

hat meine Kunſt viel mit den Metallen zuſammengeführt, doch ſo gefährliche Gedanken ſind mir noch nie in den Sinn gekommen. Ich habe an ihnen wie an Blumen eine unſchuldige Freude gehabt, mir ſind die edeln unter ihnen lieb, weil ich ſie für die reinſten Erzeugniſſe der innern ſchaffenden Erdkraft halte, ſowie die Blumen mir wunderbares in neue Form gebrachtes Waſſer und Luft ſcheinen.

Es gibt Menſchen, nahm der Arzt das Wort, die auch wirklich eine ſo unſchuldige Liebe zu beſondern Metallen fühlen, die durchaus nichts mit Geiz oder Habgier gemein hat, und die, ſollte man glauben, eine gewiſſe Verwandtſchaft zu jenen Metallen haben.

Eine Verwandtſchaft zu einem Metall! rief der Meiſter Leonhard mit Lachen; ja, ja eine ſolche Verwandtſchaft würde ich mir ganz gut gefallen laſſen.

Ich kannte, ſetzte der Arzt ſeine Rede fort, eine fromme, engelreine Frau, die Äbtiſſin des Klarenkloſters war, welches jetzt aufgehoben worden. Dieſe edle Dame liebte nichts ſo ſehr, als den Anblick ſchönen glattgearbeiteten, hellglänzenden Silbers. Allezeit hatte ſie auf ihrem Tiſchchen vor ſich eine

Scheibe von diesem Metalle, dazu ein Glöckchen: sie blickte wol minutenlang die erste an und ließ dann das zweite mit anfangs leisen, immer lauter werdenden Klängen ertönen. Oft gestand sie mir, wenn ich sie an ihrem Krankenlager besuchte, daß jene Töne eine wunderbare Sprache für sie wären, die sie vollkommen verstände, sowie die silberne Scheibe ihrem Auge erquickender sei als die schönste Blume. Nie habe ich von dieser Frau vernommen, daß sie habsüchtig oder geizig gewesen, daß sie übertriebenen weltlichen Putz geliebt, was schon der fromme Stand ihr untersagte; doch mußte Alles, was sie umgab, zierlich und glänzend sein; trübe oder dunkle Schimmer beleidigten sie. Wo sie es haben konnte, an Kleidung, Wohnung oder Geräthe, brachte sie Silber an, und da ließ sie auf das anmuthigste das matte Silber mit dem glänzenden, hellanspiegelnden abwechseln; zuweilen zog sie Farben mit hinzu, und ergötzte sich an dem Widerspruch, den diese bildeten und der doch endlich in Harmonie zerfloß. Die edle Dame war in der That recht merkwürdig, und ich habe bei ihrem Wesen manchen Blick in die Natur geheimnißvoller Einwirkungen und Kräfte gethan.

Vielleicht, bemerkte Marie, ließe sich aus

dieſen Erſcheinungen der Geiz erklären, die Habſucht —

Sie könnten, entgegnete Hubert, allerdings die finſtern Verirrungen eines an ſich unſchuldigen geheimnißvollen Triebes ſein.

Was mich betrifft, nahm Leonhard das Wort, ſo kenne ich dieſe zarte Verwandtſchaft ganz wohl; doch hab' ich's ſtets nicht ganz chriſtlich mit dieſen lieben Verwandten gehalten. Hatte ich eine Anzahl Muhmen und Oheime in der Taſche, ſo drängte es mich, ſie wieder zu verſtoßen und neue jüngere Mühmchen wieder einzunehmen, die dann aber wol ebenſo ſchnell wieder abſegeln mußten. Und in der That, ich habe eine große Sippſchaft auf dieſe Weiſe zur Thür hinausgejagt. Doch, lieben Freunde, laßt uns jetzt auf meine chemiſche Hochzeit anſtoßen.

Ein Diener hatte Wein gebracht und die Beiſammenſitzenden mit vollen Gläſern verſehen. Als man eben anſtieß und ein heiteres Gelächter ertönte, zeigte ſich die freundliche Wirthin des Feſtes, die mit mehren Freunden auf die Laube zukam. Marie ging ihr entgegen, und die Männer begrüßten ſich unter einander. Das Geſpräch über die Goldmacherkunſt war jetzt abgebrochen, die Geſell-

schaft, meistens Bürger mit ihren Familien, vertheilte sich, um das Bretspiel, die Schaukel und Rennbahn, sowie den Tanz bei dem noch hellen Abendlichte zu genießen. Musik wurde in den Garten gelassen; bei den ersten Klängen gerieth der Meister Leonhard sogleich außer sich: der Anblick der hübschen Mädchen, das warme Frühlingswetter und der Klang der Pfeifen bemächtigten sich zugleich seines feurigen Sinnes; er drängte sich an die erste frische Tänzerin, und man sah ihn bald in immer schnellern Kreisen mit seiner Beute herumfliegen, sodaß die Musikanten selbst, auf einen Moment ihre Instrumente absetzend, über den ausgelassenen Springer lachen mußten. Mehre Paare folgten ihm im Sturm, und jetzt ertönte der ganze Garten von Scherz und Gelächter.

Mit Tobias war es anders, ihn vertrieb der Lärm, er stahl sich fort, indem er den Entschluß faßte, ein Geschäft noch zu besorgen, das ihn ziemlich weit hinaus vors Thor rief. Es wohnte daselbst auf einem Landgute ein wohlhabender Mann, welcher sich nicht abgeneigt gezeigt hatt, eine ansehnliche Arbeit dem jungen Meister anzuvertrauen. Als er den halben Weg schon zurückgelegt, trat völlige Dunkelheit ein, schwarzes Gewölk bedeckte den

Himmel, und ein ſchnell emporſteigendes Wetter trieb den Wanderer zu verdoppelter Eile. Endlich das Landhaus erreichend, fand er es verſchloſſen; der Beſitzer hatte plötzlich verreiſen müſſen, und die zurückgebliebene Dienerſchaft berichtete, daß er erſt nach Verlauf einiger Tage wieder heimkehren werde. Tobias' Laune wurde durch dieſen verfehlten Gang noch trüber geſtimmt, als ſie ohnedies war, er ſah ein, daß er in der Nacht und bei dem ſchlimmſten Wetter den Rückweg antreten müſſe, und verwünſchte ſeinen Entſchluß, ſo ſpät und bei ſo ungewiſſen Nachrichten ſich aus der Stadt entfernt zu haben. Wie er ſo daſtand, rauſchte der Regen in Strömen nieder, dichte Finſterniß hüllte Weg und Gegend ein, kaum daß man in der Entfernung die einzelnen Wachtfeuer bemerken konnte, welche die ſpärlich vertheilten Poſten am Wege bezeichneten. Nach einer Weile legte ſich das erſte Ungeſtüm, und er betrat die Straße; kaum war er wenige Schritte gegangen, als er ein Fuhrwerk auf ſich zukommen hörte; es hielt in ſeiner Nähe; zwei ſtreitende Stimmen ließen ſich hören, endlich ein lautes Stöhnen und banges Hülferufen. Tobias entſchloß ſich, nicht um jene ſich zu kümmern, da er doch nicht im

Stande war ihnen, zu helfen; allein sein Mitgefühl erwachte lebhaft, als der Angstruf von dorther immer lauter ertönte. Der Schein der Blitze, die fast ununterbrochen leuchteten, ließen den Herantretenden ein unscheinbares Fuhrwerk bemerken, dessen Führer eben, wie es schien, es verlassen hatte; der einzelne magre Gaul, seinem Willen überlassen, scheute und drohte den Wagen, in dem, so viel Tobias sehen konnte, eine dunkle, in Tücher gehüllte Gestalt und ein Knabe Platz genommen hatten, in eine nahe Vertiefung hinabzureißen; der Knabe erhob seine Stimme, und als er glauben mochte, seine Worte seien ohne Wirkung geblieben, verließ er den Wagen und klammerte sich an Tobias' Knie, der beschäftigt war, das wildgewordene Pferd am Zügel zu halten.

Edler Herr, tönte die Stimme des Bittenden, wer Ihr auch sein mögt, erbarmt Euch eines alten Mannes, der im Sterben liegt! Gewiß, Ihr könnt nicht so grausam sein, ihn hier vor Euern Augen elend umkommen zu sehen, da es nur an Euch liegt, ihn zu retten.

Der Regen, die Stöße des Windes und die brüllenden Donnerschläge ließen diese Worte nur theilweise ans Ohr des jungen Goldschmiedemeisters

gelangen, gleichwol war der Gedanke, einen Sterbenden vor ſich zu ſehen, dem aller Beiſtand fehle, ſo erſchütternd für ihn, daß er ſich entſchloß, ſelber in dieſem Unwetter der Hülfe bedürftig, ſie den Bedrängten angedeihen zu laſſen. Auf ſeine Frage berichtete der Knabe, daß ſein im Wagen ohnmächtig liegender Vater ein reicher Kaufmann ſei, der gezwungen worden, wegen Verfolgung tückiſcher Feinde die Flucht zu ergreifen. Dieſen Bericht brachte der Knabe nur ſtockend hervor, in Tobias' Herzen regten ſich Argwohn und Zweifel. Warum hat Euch denn Euer Diener verlaſſen? fragte er.

Der Elende, er fürchtete, von unſern Verfolgern mit uns eingefangen zu werden!

Und ſoll ich nicht daſſelbe fürchten, wenn ich mich Euerer annehme?

Himmel! ſchrie der Knabe mit dem ergreifendſten Wehelaut, ſo gibt's denn kein menſchliches Erbarmen mehr! Ihr ſeht hier einen Sterbenden vor Euch; noch wenige Minuten in dieſem fürchterlichen Wetter, und er athmet nicht mehr. O Gott, ſterben ſoll er, ohne Gnadenmittel und Tröſtung! ſeine Seele iſt auf ewig verloren!

Tobias wankte nicht länger, das Sterbegewimmer des Unglücklichen drang in ſein Inneres.

Was soll ich für Euch thun? rief er dem Knaben zu, indem er dessen umstrickende Arme von seinen Knien löste, ich will Euch zurück in die Stadt geleiten.

In die Stadt? um Gotteswillen nicht. Wißt Ihr nicht einen sichern Zufluchtsort in der Nähe?

Der sicherste ist in der Stadt und zwar in meiner Wohnung, entgegnete Tobias rasch; seid Ihr einmal mein Gast, so birgt Euch die Sicherheit des Grabes. Kommt, helft mir, so viel Ihr es vermögt, den Kranken auf meine Schulter laden; Ihr mögt die wenigen Habseligkeiten im Wagen mir nachtragen, und so will ich Euch, will's Gott, sicher in meine einsamen Mauern bringen.

Der Knabe zitterte. Bedenkt, edler Herr, rief er, daß die Thore schon geschlossen sind; wie wollt Ihr den Fragen der Wächter entgehen?

Laßt das meine Sorge sein; nur nicht gezögert, das Wetter tobt gewaltig. Den leeren Wagen laßt immerhin stehen. Der Knabe näherte sich jetzt dem Kranken, leise und behutsam hob er zuerst das Haupt, und Tobias sah beim Leuchten der Blitze in ein bleiches, verzerrtes Antlitz mit geschlossenen Augen. Ein Schauder ergriff ihn; dennoch bezwang

er sich und half mitleidig dem Knaben, indem er nach und nach erst die Arme und dann den ganzen Leib mit Vorsicht sich auf den Rücken lud. O, ich bitte Euch, rief der kleine Begleiter, nur recht leise und sanft angefaßt; ach, thut ihm kein Leides, Ihr seht, ihm ist schon grausam mitgespielt worden; ein unvorsichtiger Druck Eurer Hand, und die zarte schwankende Lebensflamme lischt unter Euern Händen aus. Tobias erkannte durch das Gefühl den ganzen bedaurungswürdigen Zustand des Kranken; mit Entsetzen wurde er inne, daß die Glieder gebrochen und aus ihrem Gelenk gerissen niederhingen, kraft- und willenlos schwankte die ganze Gestalt bei jedem Schritt, und es überlief den rüstigen Träger eiskalter Schauder, wenn er bedachte, daß er einen vom Rade abgelösten Verbrecher auf seinem Rücken durch die Schrecken einer so wilden Nacht nach Hause trüge. Der Knabe schien diese Gedanken zu errathen, denn er benutzte jeden passenden Zeitpunkt, um sich mit zärtlichen Bitten und Liebkosungen an Tobias anzuschmiegen; er verdoppelte sogar dieses ängstliche demüthige Benehmen, je näher man jetzt der Stadt und den Wachen kam. Unvermerkt hatte er in die Tasche des Meisters einen vollen Beutel mit Geld

geschoben. Nehmt es, edler Herr, rief er, sucht damit die Wache zu bestechen — ach, vielleicht haben die Heiligen in so rauher Nacht die Wachsamkeit der Söldner eingeschläfert. Gott lass' uns nur an der Flamme des äußern Wachtfeuers ungesehen vorüberkommen! Tobias war zu sehr mit sich und seinem Unternehmen beschäftigt, um den Jammernden zu trösten; er mußte seine ganze Klugheit und Geschicklichkeit aufbieten, um nicht so nahe dem Rettungshafen noch zu scheitern. Endlich war das äußere Pförtchen des Thorweges erreicht; der Pförtner, zum Glück ein Bekannter des Goldschmieds, öffnete, und so zogen die einsamen Wanderer mit ihrer schauerlichen Beute leichtern Muthes in die dunkeln Gassen der alten Stadt ein; nur wenige Schritte noch, und sie befanden sich vor dem bestimmten Zufluchtsort.

Im obern Stübchen saß Marie und harrte der Rückkunft ihres Gatten, sie öffnete das Fenster und herableuchtend entsetzte sie sich vor der Gruppe, die sich unten an der Hausthür zeigte. Tobias mußte sie beruhigen; er erklärte ihr in wenig Worten, was sich zwischen ihm und dem Fremden ereignet, und bat sie, unverzüglich Anstalten zu treffen, ein gutes Lager im untern Stockwerke,

nahe der Werkstatt, zu bereiten. Es geschah so leise und schnell wie möglich. Der Kranke, sowie sein verwüsteter Körper die bequeme Lage der Polster fühlte, zeigte zum erstenmal wieder deutliche Spuren von Leben, Tobias und Marie wichen nicht früher von seinem Bette, als bis sie ihn in einen ruhigen Schlaf versenkt sahen, der Knabe jedoch ließ sich's nicht nehmen, die ganze Nacht zu Füßen des Lagers zuzubringen.

Den Morgen darauf ging der Meister zum Arzte Hubert. Der Knabe, der sich an die Thüre des Krankenzimmers gestellt hatte, wollte den fremden Mann, als er erfuhr, daß es ein Arzt sei, durchaus nicht einlassen; erst als man ihn versicherte, es gelte das Leben seines Vaters, gab er nach. Hubert untersuchte die Wunden des Mannes und wandte sich dann kopfschüttelnd zu Tobias. Nehmt Euch in Acht, rief er leise; wenn nicht alle Merkmale trügen, so hat der Mann schon auf der Folter gelegen; wie es scheint, habt Ihr einem schweren Verbrecher Eure Hülfe zugesagt. — Als Tobias bei diesen Worten heftig erschrak, setzte Jener mit milder Stimme hinzu: Doch, Freund, laßt Euch nichts gesagt sein; die Zeichen können auch täuschen, und wäre er auch verdammt —

bedenkt, hat unſer Herr und Meiſter nicht ſelbſt dem Sünder am Kreuz ſeine göttliche Hülfe zugeſagt?

Ich wußte es wol, rief Tobias, dumpf in ſich hinein; Unſchuld, Freude und Glück begegnen mir nicht — ſo ſoll mir denn auch jede That zur Verdammniß werden. Weh mir, ein todeswürdiger Verbrecher in meinem Hauſe!

Wer ſagt Euch, daß er das iſt? rief Hubert leiſe; kann er nicht unſchuldig angeklagt und gerichtet worden ſein, hört man in dieſen verwirrten ſtürmiſchen Zeiten nicht von Grauſamkeiten aller Art? Doch, Freund, Vorſicht muß ich Euch ſelbſt anrathen, auf meinen Beiſtand könnt Ihr zählen, lange wird es der Arme doch nicht mehr machen, die mörderiſchen Eiſen haben fürchterlich in ſeinem Fleiſche gewüthet.

Aber wenn er nun in unſerm Hauſe ſtirbt? rief Marie.

So ſorgen wir, entgegnete Hubert, für ein ſtilles Grab, in dem ſeine zerſchlagenen Glieder weich liegen mögen. Fürchtet nicht das Schlimmſte, liebe Frau.

Tobias, Marie und Hubert theilten ſich jetzt in die Pflege des Alten; ermüdete ihre Wachſamkeit,

so war der Knabe Bertram da, dessen Kräfte unerschöpflich schienen. Auf diese Weise lebte der Kranke wol zwei Wochen in Tobias' Hause; Hubert's stärkende Mittel wirkten, das volle Bewußtsein kehrte dem Armen wieder, und er hatte nun öfters heimliche Unterredungen mit seinem jungen Begleiter. Wenn Tobias und Marie an seinem Bette erschienen, dankte er ihnen auf das rührendste; der Knabe bat sich von Marien Frauenkleider aus, und so ging er in die Stadt. Eines Tages kehrte er frühzeitig zurück und fragte um die Erlaubniß an, ob seine Stiefmutter eintreten dürfe, sie wüßte von dem elenden Zustande ihres Mannes und ließe sich nicht länger abhalten, ihn zu sehen, seine Pflege zu übernehmen. Tobias besprach sich mit seinem Weibe und beide ertheilten, obgleich ungern, die Erlaubniß, die fremde Dame kommen zu lassen. In dunkler Abendstunde erschien jetzt eine in schwarze Schleier gehüllte hohe Gestalt, die ins Gemach eintretend mit einem dumpfen Wehelaut am Lager niedersank. Es erfolgte eine lange Unterredung der Drei untereinander, die das Ehepaar aus Zartgefühl nicht stören mochte, obgleich Hubert gegen jedes längere anstrengende Gespräch gewarnt hatte. Als die Dame

wieder heraustrat, ſuchte ſie den jungen Goldſchmiedemeiſter auf, um ihm in den rührendſten Ausdrücken die Gefühle ihres Dankes auszuſprechen. Tobias blickte in ein Antlitz, das, obwol blaß, doch von großer Schönheit war; die wenigen rührenden Worte, die ſie ihm ſagte, die Innigkeit, die in Stimme und Geberde lag, goß zum erſtenmal wieder nach langer Zeit eine ſüße Befriedigung in die Seele des jungen Mannes, ſeine That gereuete ihm jetzt nicht, und wäre auch ein doppelt großes Wagniß mit ihr verbunden geweſen.

Das Geheimniß vom Aufenthalte des Verfolgten verrieth keine von den Perſonen, die im Hauſe des Meiſters davon wußten; Tobias ſchätzte ſich jetzt glücklich, in einer Gaſſe zu wohnen, die zu betreten der Fuß jedes müßigen Spaziergängers ſcheute. In einſamen Stunden plagte ihn jedoch ſelbſt die Begierde, zu wiſſen, wer ſein Schützling ſei; in welchem Verhältniß Arabella, ſo hieß die ſchöne Dame, zu ihm ſtände; ob ſie, die liebliche reizende Erſcheinung, wirklich jenem verlöſchenden, verwüſteten Leben angekettet ſei; in wie weit Bertram, der ſchöne Knabe, zu dem ſeltſamen Paare gehöre. Zufällig wurde ihm über dieſe Zweifel und Vermuthungen ein dunkler Aufſchluß ertheilt. Beim

Beginn der dritten Woche erſchien der luſtige Sangmeiſter Leonhard in der Werkſtatt, wo er den Freund allein fand, und nachdem er auf ſeine Weiſe mancherlei Luſtiges berichtet hatte, zog er mit einemmal eine ernſthafte Miene und ſagte: Habt Ihr nicht vernommen, daß man auf das angelegentlichſte dem großen Zauberer und Alchymiſten nachforſcht, der aus der Haft unſeres Herrn entſprungen iſt?

Tobias horchte hoch auf, und jener fuhr unbekümmert fort. Wir ſprachen vor Kurzem im Garten der reichen Witwe von dieſen Zauberkünſtlern und Allerweltsleuten; es wurde bei der Gelegenheit noch gefragt, was denn doch aus dem gelehrten Alchymiſten, den der Kurfürſt eigends für ſich im Schloßgewölbe arbeiten laſſe, geworden ſei; Niemand wußte hierüber Auskunft zu ertheilen; jetzt aber thut ſich's kund: entſprungen iſt der Unglückliche und, was das Schlimmſte iſt, die Frucht der jahrelangen Studien hat er mit ſich genommen.

Ei, rief Roſen, und worin hat denn dieſe Frucht beſtanden?

Es iſt ihm endlich gelungen Gold zu machen, entgegnete Leonhard wichtig. Unſerm gnädigen

Herrn aber, der ihm für die Entdeckung wol zu wenig geboten hat, ist er sammt dem Geheimniß entschlüpft. Doch so geht es, wenn man sich mit dem Leibhaftigen einläßt. Die Menge behauptet, in jener Nacht, wo wir das erste starke Gewitter hatten, sei der Goldmacher vom Teufel geholt worden, ja einige Schloßwächter haben ihn ganz deutlich aus dem großen Rauchfange der unterirdischen Esse mit Qualm, Feuer und Geräusch in die Höhe fahren sehen; Andere behaupten, seinen Wagen unweit der Stadt gefunden zu haben, doch leer, wo er denn wahrscheinlich, da das irdische Fuhrwerk ihm zu langsam ging, zum höllischen seine Zuflucht genommen, und querfeldein oder vielmehr querluftaufwärts von dannen gefahren sein muß. Kurz, verschwunden ist und bleibt er, unser allergnädigster Herr sitzt jetzt mit langer Nase da. Die goldnen Füchse, die schon so lieblich im Tiegel blinkten, und zu denen, wie der närrische Doctor kürzlich behauptete, so viele ehrliche Leute eine wahre Verwandtschaftsliebe fühlten, sind nun auch auf und davon.

Rosen verbarg den Antheil, den er an dieser Rede nahm, so gut es ihm die schreckenvolle Überzeugung, den so allgemein gefürchteten und ver-

achteten Alchymisten in seiner Wohnung zu haben, gestattete. Sein Gesellschafter, der zu sehr mit seiner Neuigkeit beschäftigt war, achtete nur wenig auf Den, welchem er sie mittheilte. Ich möchte nur wissen, sprach er weiter, wie viel denn nun eigentlich Wahrheit an dem ganzen wunderlichen Treiben ist. Man hört jetzt so viel und mancherlei, daß Einem ordentlich der Kopf zu summen anfängt. Ihr, zum Beispiel, Herr Gevatter, seid nun so gefühllos; bedenkt doch nur, wenn an der Sache etwas Wahres ist, werdet Ihr nicht mit beiden Fäusten zugreifen? Ernsthafte und gestrenge Herren wie der Kurfürst Christian lassen sich doch auch nicht von Jedermann den Bart scheren. Ich versichere Euch, fiele mir der Teufelsbanner in die Klauen, er sollte nicht fort, ohne Federn zu lassen.

Treibt keinen Scherz, Freund, mit derlei Dingen; bedenkt, daß es fluchenswerthes Wissen ist.

Possen! rief Leonhard. Ihr nehmt Alles ernst und gewissenhaft auf. Kann es nicht ein ganz einfaches Naturgeheimniß sein? Als man zum erstenmal davon sprach, daß ein Buch, statt von den Mönchen langsam abgeschrieben zu werden, mit feststehenden, kleinen Zeichen könnte gedruckt, und um so viel Tausende vervielfältigt werden, schrie

da nicht Alles auch über Teufelskünste, und am Licht besehen löste sich die ganze Verdammniß in eine unschuldige nützliche Erfindung auf. So geht es auch hier. Ich habe, da man so viel über jene Kunst spricht, ernstlich nachgedacht, und will auf meine Weise die Erfindung heiter und gefällig ans Licht stellen. Wenn Ihr Zeit habt, mir zuzuhören, so will ich Euch sogleich einiges von meinem Plan mittheilen. Erstlich müßt Ihr Euch vorstellen, daß der große Erdkörper gleich nach der Schöpfung in die größte Verwirrniß gerathen, daß alle Dinge drunter und drüber geworfen worden, Gehässiges mit dem Freundlichen sich verketten mußte, Freunde getrennt, Feinde aneinander geschlossen wurden. Dieses ist nun gewissermaßen der Sündenfall der tauben, fühllosen Creatur; da kamen die vier Elemente als eben so viele Erlöser, um überall, wohin ihr lebendiges Wort dringt, die Bewußtlosen zum Bewußtsein, die sich Suchenden und Getrennten zum süßen Vereine zu bringen. Unaufhörlich geht, während wir Menschenkinder auf der Erde stehen und wandeln, unser bürgerliches Geschäft wohl oder übel treiben, dieses Werk der stillen Erlösung vor sich; unter unsern Füßen, unsern täppischen Händen, oft vor unserer

Nase fliegen sich die getrennten Naturtheile in die Arme, begrüßen sich die süßen Liebschaften aus Ost und West, und mit Gebraus und Gezänk, das wir jedoch nicht verstehen, werden unzufriedene Ehen getrennt, glückliche geschlossen. Und dieses ist stets das Werk der vier thätigen Erlöser, die nicht ermüden, überall, auch in den verwirrtesten Händeln, ihre Hände im Spiel zu haben. Der Mensch ist eigentlich dabei nur ganz nebenher nöthig, obgleich er sich einbildet, wie überall, so auch hier die Hauptperson zu sein; dann will er wol auf seine Weise, was die vier geschäftigen Erlöser leisten, selbst verrichtet haben, und baut ihnen Herd und Esse, schiebt ihnen die verwickeltsten Processe unter und schaut müßig zu, wie die wunderlichen unsichtbaren Sachwalter die schwierige Aufgabe lösen werden. Dann braust es und zischt vor seiner Nase, und hundert Zungen reden geschwätzig durcheinander, Funken sprühen, wie von zornigen Augen geschleudert, bis endlich der Friede eintritt und das schöne leuchtende Kind lieblich aus dem Streit hervorgeht. Dann freuen sich wol die Dummen, daß sie den Proceß gewonnen haben, schieben dieses ihrer Geschicklichkeit zu, und vergessen die vier Erlöser, die ohne alle Beihülfe früh oder spät dasselbe

ausgewirkt hätten. Seht, so würde ich das Ganze in artige Reime zu bringen ſuchen.

Ihr habt einen ſpaßhaften Sinn, Gevatter, rief Tobias. Euch erſcheint, was tauſend Andre in Sorgen und Bedenklichkeit ſtürzen würde, als willkommene Aufgabe, Euern heitern Scharfſinn daran zu prüfen. Doch verzeiht, daß ich diesmal nicht recht auf dieſe Scherze hören kann: ich habe einen ſchweren Kranken im Hauſe, der mir viel Bekümmerniß verurſacht. Eben jetzt höre ich den Armen im Nebenzimmer ſtöhnen, und ſo muß ich wol hingehen zu ſehen, wie es ihm geht.

Laßt Euch nicht ſtören, entgegnete der Sänger; wenn es nicht anders ſein kann, ſo bin ich auch der Mann, der ſich mit ſich ſelber leidlich unterhalten kann, zudem kommt ja da unſer Freund Hubert, dem will ich doch ſogleich einige Neuigkeiten aufbinden. Der Arzt trat ins Zimmer, und Tobias fand Zeit, ſich ans Bette ſeines Kranken zu verfügen. Schon während der Reden Leonhard's hatte er bemerkt, wie Bertrand, von Zeit zu Zeit in die Stube blickend, ihm heimlich mit beſorgter Miene Zeichen gegeben. Jetzt fand er den Alten leblos auf dem Lager ausgeſtreckt, der Knabe ihm zur Seite kniend. O heiliger Johann!

rief er, als Tobias näher trat und die Zwischenthür der Gemächer verschlossen hatte, der Vater hat Euer Gespräch, Meister, mit dem fremden Herrn mit angehört; ach, jedes Wort schien ihm die fürchterlichsten Schmerzen zu machen, zuletzt sank er mit einem dumpfen Schrei zurück und liegt nun so erstarrt, wie Ihr ihn hier seht. Ja, edler Meister, Ihr habt die Wahrheit vernommen, Ihr wißt nun Alles! Bei der Jungfrau und ihrem ewigen Sohne, handelt christlich an uns!

Tobias beruhigte den zitternden Knaben, selber jedoch fühlte er sich auf das heftigste erschüttert. Er vermochte nicht in dem Gemache auszuhalten, indem jetzt der geringste Gegenstand, vor Allem aber der Anblick des fürchterlichen Mannes, ihm Entsetzen einflößte. Beruhigend war es ihm, Hubert noch in der Werkstatt zu finden, der dort allein und unruhig auf- und niederging, nachdem er von Leonhard verlassen worden war. Als er den bekümmerten Meister eintreten sah, schloß er ihn zärtlich und mit Heftigkeit an seine Brust. Armer Freund, rief er, Ihr seid in der That unglücklich! das Mißgeschick verfolgt Euch; ich habe Alles erfahren und frage Euch nun, was Ihr zu thun gedenkt.

Tobias schaute finster vor sich hin. Er muß

fort! rief er endlich im wilden Zorne aufbrausend, er muß mein Haus verlassen; nicht länger darf ich mit dem Ungeheuer unter einem Dache leben, das ganz Sachsen verflucht, das allein Schuld an dem Elend unseres Landes ist, das unsern menschlichen, friedlichen, gütigen Fürsten zu einem hämischen, tückischen Tyrannen umgeschaffen hat. Jeder Hauch seines Mundes ist ein Fluch mehr über mein Haupt.

Still, sagte Hubert, indem er den Zürnenden auf die Seite zog; schont seiner, bedenkt, daß er uns gar wohl hören kann. Wie muß ihm, der vielleicht bald abschließen will, der jetzt mit seinem verrathenen Gott peinvolle Rücksprache nimmt, Euere Verdammnißrede ins Ohr fallen. Schont seiner.

Keine Schonung, rief Tobias; ihm, dem Landverderber, keine Schonung!

Aber dem Sterbenden Schonung, entgegnete Hubert, denkt an Euere eigene Sterbestunde dereinst, und wenn Ihr auch wolltet, so ließe ich, der Arzt, den Armen nicht aus dem Hause schleppen. Er packte mit diesen Worten die Salben und Kräuter, die er mitgebracht, zusammen, und entfernte sich ins Krankenzimmer, gleichsam um auf

jede frische Wunde, die die heftigen Worte seines Freundes geschlagen, einen Tropfen heilenden Balsams zu spenden. Der Kranke, als er aus dem bewußtlosen Zustande erwachte, küßte die Hände seines Pflegers, drückte den Knaben mit heißen Thränen an sich und verlangte dann zum erstenmal eine geheime Unterredung mit Tobias.

Gegen die späte Abendstunde schlossen sich beide Männer in dem einsamen Gemach ein, und der Kranke nahm das Wort:

Es ist geschehen, was geschehen mußte, mein Geheimniß ist verrathen; Ihr wißt jetzt, redlicher, trefflicher Meister, an wem Ihr das Werk der Barmherzigkeit geübt habt in jener fürchterlichen Nacht. Ja, ich bin der Schotte Setonius, der von dem Herrn dieses Landes auf das schändlichste verrathen worden; bin es, der den dunkeln Fluch hat auf sich nehmen müssen, den er allein tragen muß. Ich verwünsche die Stunde meiner Geburt; allein auch die seinige sei verwünscht um des beispiellosen Elends willen, das er auf mein Haupt gehäuft.

Weiht mich nicht zwecklos in Euere Geheimnisse ein, bemerkte der Goldschmiedemeister ernst; theilt mir nur mit, was ich wissen muß, um Euch zu retten.

Retten? wiederholte der Kranke, und ein hohles fürchterliches Lachen schlug an die Wände des engen Gemachs; mich wollt Ihr retten? Unglücklicher, Ihr habt mich auf Euern Rücken getragen und wißt noch nicht, wie es mit mir steht. Bei diesen Worten warf er die Decken ab, und Tobias' Blicke fielen auf einen Körper, der, halb schon eine Beute der Verwesung, den gräßlichsten Anblick darbot, den man sehen konnte. Schaut her, setzte der Alchymist seine Rede fort, so lohnen Fürsten! Das ist der Preis für sieben schaudervolle Jahre, in denen ich unablässig für ihn gearbeitet; dieses der Preis für meine schlaflosen Nächte; dieses der Lohn, daß ich das Antlitz meines Weibes, meines Kindes entbehrt. Ja, Freund, mit solchen Gliedern wandelt man nicht mehr unter den Lebendigen; ich weiß, wo ich hingehöre, und wo ich vielleicht nach Verlauf weniger Stunden sein werde. Doch ehe ich scheide, will ich den Schatz, der dem frischen Leben gehört, in Euere Hände niederlegen; Ihr, Tobias, sollt unter den Hunderttausenden, die unter Qualen nach dem Preise gerungen, Derjenige sein, dem er spielend in den Schooß fällt.

Von welchem Schatze sprecht Ihr?

Hört meine Geschichte, rief Seton aus.

Kennt Ihr das Hochland, Freund? es iſt mein Vaterland; laßt mich zuerſt bei ſeinem Bilde verweilen. Mit ſeinen kühnen Felſenmaſſen, mit ſeinen Nebelgebilden und dunkeln ſchweigenden Gewäſſern, mit ſeinem ewig brauſenden Meeresſtrande und ſeinen unwirthbaren Küſten iſt es das Land der Dämonen. Man ſollte meinen, der wilde Trotz, die unerſättliche Begier, der lauernde Hohn, ſie hätten gleich am Anfang, wie die ſanftern Geiſter Herrſchaft über die Erde gewannen, ſich dorthin zurückgezogen, um ihre rauhen Athemzüge mit dem Hauch unwirthbarer Wüſten zu miſchen. Der Menſch, geboren auf jenen Bergen, lernt früh ſeinen unſichtbaren Erziehern gehorchen: ſeine niedre Hütte iſt umgeben vom luſtigen und tückiſchen Volke der Elfen, der Gnom pocht an dem Geſtein ſeines Herdes und Kobolde rücken an dem Dache; ſchwankt des Fiſchers unſicheres Boot auf den ſchwarzblauen Wellen, ſo zieht der ärmlichen ſchaukelnden Wiege ein boshafter Nix nach, ſie in gefährliche Buchten lockend; dem Jäger, der ſich für ſein darbendes Weib daheim und die hungernden Kinder den Gefahren der Jagd hingibt, verfolgt ein Schwarm wilder Luftgeiſter, die ihn von Felſen zu Felſen hetzen, bis ſie den Elenden mit

zerschmetterten Gliedern im Abgrunde liegen sehen. Noch schlimmer aber sind die Geister des Hochmuths, des Trotzes, die sich unsichtbar in das Herz des Hochländers nisten und mit jedem Pulsschlage wachsen. Auch meiner Seele bemächtigten sich die Unholde, in ihre rohe Hände fiel der Inhalt meines Lebens, und er war rettungslos verloren. Mein Vater besaß Reichthümer, er opferte einen Theil derselben großmüthig meiner Erziehung, doch er riß mich leider zu spät aus der Wildheit meiner Umgebung heraus. Mit den Dämonen, die an meine Ferse sich hefteten, trat ich jetzt in das zahme Triebwerk des auf Verdienst gebauten thätigen Lebens; wie mochte ich's lange in diesen Fesseln aushalten? Eine Stelle unter den Landtruppen wurde mir gegeben; ich verließ sie widergesetzlich und flüchtete mich, verfolgt, in das mir verwandte stürmische Element; ich wurde Matrose. Hier lächelte mir das Glück; mein Muth gewann mir Freunde. Schon einmal waren die Schranken bürgerlicher Gesetze übersprungen, es kostete mir nur wenig Bedenken, es zum zweitenmale zu thun. Ein gehässiger Hauptmann stand uns Allen im Wege, mein Messer befreite uns, es nahm das Meer den Leichnam auf, und frei, der kleinen,

von dürftigen Geistern ersonnenen Gesetze der Gesellschaft spottend, zogen wir in das grenzenlose Gebiet der Willkür, des Muths und des Glückes ein. Gleich Triumphbögen spritzte der Schaum um unser Kaperschiff, es tanzten und jubelten die Wellen, als hätten in der Tiefe die ewig unruhigen Meergeister unsern Treubruch erfahren. Ich war nun wieder ganz in der Gewalt meiner alten Dämonen: sie hatten mich, sie hielten meine Locken, sie badeten mein Herz in wilden Wünschen und stachelten meine Seiten, daß ich gleich einem wilden Rosse dahinbrauste, ihnen nur folgend. Indessen büßte ich auch diese Lust bald. Mein Auge ward in der Stille einer Nacht wunderbar geöffnet; ich that finstere Blicke in das Innere des Menschengeistes, und siehe da, die ewig schwankende Wage von Wunsch und Hoffnung stand gezähmt in meiner Hand. Bis jetzt hatte ich Ehrgeiz, Thatenlust, Freiheit für das Höchste gehalten; jetzt sah ich, daß diese wilden Leidenschaften nicht selbst herrschend waren, auch sie beugten sich einer geheimen magischen Kraft, die verhüllt, doch allmächtig hinter jeder Erscheinung des Lebens lauschte. Es war des Goldes Macht! Kaum hatte ich den stärkern Dämon erkannt, als ich auch sogleich ihm

Treue schwur; vergessen, gleich einem verstäubten Gewande sank das kühne Gemälde meines Korsarenlebens hinter mir hinab; das Auge erhielt jenen lauernden Blick, die Hände jene stille Geschäftigkeit, die der Verkehr mit meinem neuen Dämon erfoderte. Auf heißen Marktplätzen saß ich jetzt, im Gewühl der Straße, unter den Wechselbänken der Börse, und in mein Ohr, gewöhnt an das Brausen der Äquinoctialstürme, tönte jetzt das alte Lied der Klage, das zahme Gewinsel des Elends, die Lockpfeife des Betrugs. Hier erkannte ich nun die ganze Größe meines Dämons: ich sah den Leib der Unschuld hingemordet, die greise Locke des Verdienstes geschändet, das verwandte Blut verspritzt; Alles im Dienste meines Dämons, und in seinem Umgange gereift, kam mir der Gedanke, mich in Besitz großer Schätze, sei es auf welche Weise es wolle, zu setzen. Schändlichen Wucher hatte ich schon lange getrieben, jetzt trat ich von Neuem aus den Schranken des Gesetzes und schloß mich einer Bande von Falschmünzern an, die in den Klüften eines einsamen Gebirges ihr Wesen trieben. Hier hatte mich die Hölle schon näher an ihrem Herde. Lange Nächte hindurch saß ich mit fast erblindetem Auge, die hellen Metallscheiben

brünſtig betrachtend, die aus unſerer Werkſtatt hervorgingen, um ihre betrügeriſche Laufbahn durch die Welt zu machen. Ich haßte die Menſchen und freute mich, ſie betrügen zu können. Doch bald ekelte mich auch dieſe Wirkſamkeit an; ſo nahe der geheimnißvollen Quelle, wollte ich ihren Gehalt bis auf den tiefſten Grund erforſchen. In Rückſicht auf Sonderung und Bereitung der Metalle, hatte ich ſchon manche koſtbare Erfahrung mir zu eigen gemacht; es trieb mich zu immer neuen Verſuchen, unermüdlich ſtrebte ich weiter — doch vergebens! Damals gerade erſcholl das Gerücht von einem Manne, den die Inquiſition verfolgte, der nach England ſich hinüber rettete und endlich in unſern ſchottiſchen Gebirgen eine Zuflucht fand. Man erzählte von ihm wunderbare Dinge, er ſollte das Geheimniß entdeckt haben, nach dem ſchon Tauſende vergeblich forſchten, das Geheimniß, das edelſte Metall ſchöpferiſch hervorzurufen. Mein Geiſt flammte auf, ich floh aus unſern Höhlen und fand mich bald in der Nähe jenes Meiſters.

Der Sprechende hielt hier inne. Vergebt, edler Meiſter, fuhr er mit erſchöpfter Stimme fort, wenn die Macht dieſer Erinnerungen mich niederbeugt, laßt mich eine Pauſe machen, in der ich

mich ſammeln kann, um Euch die bitterſten Erfahrungen meines unruhvollen Lebens mitzutheilen. Tobias winkte ihm Gewährung zu; er ſelbſt vermochte nicht zu ſprechen, ſchweigend trat er an das Fenſter und richtete ſein Auge auf die wankenden Schatten, die das Licht im Gemach auf die gegenüberſtehende Wand des Nachbarhauſes warf. Tiefe Stille herrſchte, dann bat Seton, ſeine Erzählung fortſetzen zu dürfen.

Jener Mann, hub er an, war ein Italiener von Geburt, verſchwiegen und tückiſch; es koſtete Mühe, mich ihm nahe zu bringen, und gewiß wäre es mir nie gelungen, ſein Schüler, ſein Vertrauter zu werden, wenn nicht ſein junges Weib, das ihm gefolgt war, eine geheime Leidenſchaft zu mir gefaßt hätte: ich begünſtigte dieſe: es war mir völlig gleich, auf welchem Wege ich zu meinem Zwecke kam. O, junger Freund und Retter, wie ſoll ich Euch mein Entzücken beſchreiben, als ich nun erfuhr, daß es in der That ein Mittel gebe, jenes herrliche Metall ſchöpferiſch hervorzurufen. Dieſes Mittel hatte mein Meiſter in Händen; aber Haß gegen die Menſchen, Verachtung der Welt brachten ihn jetzt dahin, daß er ſchwur, die geheimnißvolle Tinktur mit ſich ins

Grab zu nehmen. Denkt Euch, Freund, die goldne Frucht des Lebens verſenkt ins Grab! Konnte ich dieſes leiden, konnte das Weib, das mächtige Erdenwünſche ſtachelten, dieſes leiden? Ich ſchweige von der peinvollen Zeit, in der ich mit dem finſtern Bernardo zuſammen lebte und arbeitete. Tückiſch, wie er war, machte es ihm Freude, auch mich immer und immer in die Irre zu führen, mich tauſend vergebliche Verſuche machen zu laſſen; jetzt das Geheimniß dicht vor mich hinzulegen und dann, wenn meine Hand ſchon darnach griff, es hohnlachend in die weiteſte Ferne zu ſchieben. Doch wehe dem Elenden; er meinte mit mir zu ſpielen, und er ſelbſt war ein Spiel in unſern Händen. Die geheimnißvolle Tinktur, für mich des Lebens Erſtes und Letztes, verſchloß er jedoch auf das ſicherſte; vergeblich war ein Verſuch, ſich der Flaſche zu bemächtigen, alle unſere Anſchläge, ſie durch Güte in unſere Gewalt zu bekommen, mißglückten; fürchten mußten wir, daß der finſtere Lebensüberdruß des Meiſters, der von Stunde zu Stunde ſich ſteigerte, ihn zum Selbſtmord treiben werde; er könnte dann wol von einem der Felſen ſich ins Meer hinabſtürzen, die koſtbare Flaſche in ſeinen Händen — für uns, für die

Welt auf ewig verloren! Dieſe Gedanken brachten mich dem Wahnſinn nahe. Weshalb, ſagte in einer geheimen buhleriſchen Stunde meine Geliebte zu mir, weshalb ein Fahrzeug retten wollen, da es doch beſtimmt iſt, an der nächſten Klippe zu zerſchellen? Ich verſtand dieſe Worte, die Lippe des Weibes ſprach nur aus, was in meinem Buſen längſt ſchon ſich emporgedrängt; unſere Augen leuchteten und brannten zuſammen, die wilde Lohe eines Menſchenmordes ſchoß verzehrend zugleich über die ausgedörrte Steppe unſrer Herzen; ihre Rechte faßte krampfhaft nach dem Meſſer, indeß die meinige den Dolch im Gürtel packte. Indem hörten wir Bernardo das Haus verlaſſen und in die ſtürmiſche Nacht ſich hinausſchleichen. Es iſt Zeit! ſtöhnte ſie, und ich ſprang auf; die Hand vor die flackernde Flamme des Lichts haltend, blickte ſie mir nach, wie ich leiſe hinauswankte. So irrten zwei Schatten, einer den andern verfolgend, durch die Nebel einer trüben Mondnacht; lauernd gleich einer Katze bückte ich mich um jedes Geſträuch, jetzt auf dem Leibe fortkriechend, jetzt um eine vorſpringende Felſenkante mich windend; immer noch ſchwebte die ſchwarze Geſtalt vor mir, zehn Schritte nur entfernt — jetzt bleibt er ſtehen — ich, meinend,

er wolle sich nach mir umschauen, weiche zurück, indem höre ich einen schwachen Laut, und, o Himmel! aus meinem Versteck auftauchend, finde ich die Stelle, wo er stand, leer — dumpf braust das Meer unten an seinem Gestade. Wie vom Tode gehetzt, spring' ich hervor, suche, rufe, durchfliege den ganzen Raum am Abhange — umsonst! meine Beute ist mir entgangen, zerschmettert mit meinem Schatze liegt er in der Tiefe! Die Welt ging unter vor meinen Blicken, der Wahnsinn faßte mich, ohnmächtig stürzte ich auf die Platte des Felsen nieder.

Als ich wieder die Besinnung fand, schlug kalter Regen an meine Wangen, betäubt und blutend erhob ich mich, um in die verlassene Hütte zurückzuschleichen. Auf dem Wege dahin fiel das ganze Bewußtsein des Verlorenen auf meine Brust und lähmte meine Schritte. Wozu zurückkehren? rief ich bei mir, fort in die Welt, es ist ja doch Alles verloren! Ich weiß nicht, welch ein ahnendes Gefühl mir trotz jener Überzeugung zuflüsterte: kehre heim, noch ist nichts verloren! So trat ich denn in das Gemach, wo ich Beatricen, so hieß die Witwe Bernardo's, auf mich harrend fand. Als sie Blut an meinen Kleidern sieht, triumphirt

sie; doch indem meine Worte sie belehren, daß es mein eignes sei, daß die Beute uns entgangen, stößt sie ein fürchterliches Jammergeschrei aus. Jetzt wird das ganze Haus durchsucht, die Gewölbe erbrochen, jeder Behälter geöffnet, die Mauer selbst umgerissen — umsonst, der Schatz bleibt verloren; sogar die Leiche des Meisters, die uns einige Tage darauf gebracht wurde, entweiht vergebens die räuberische Hand der Habsucht. Was jetzt beginnen? Beatricens Schätze, wenn sie ihren Besitz mit mir theilte, versprachen noch auf lange Zeit ein wildes, ausschweifendes Leben; dennoch hätte ich sie nicht zu meinem Weibe gemacht, wenn mir nicht anfangs eine dunkle Ahnung, dann ein deutlicher Verdacht, zuletzt fast Gewißheit von Beatricens verstellter Tücke Kenntniß gegeben. Die Reichthümer, die in meine Hände fielen, schwanden bald, dennoch fanden sich immer neue, es wurde mir deutlich, daß das in alle Künste der Heuchelei eingeweihte Weib mich in jener Nacht betrogen, und daß es ihr gelungen, die Wundertinctur von dem Untergange zu retten. Meine Bitten, meine Vorstellungen blieben fruchtlos, da ersann ich ein wahrhaft teuflisches Mittel, um das Geheimniß zu enthüllen. Als sie sich Mutter fühlte

und ihre Zeit herannahte, trat ich an ihr Lager, jede Hülfe entfernend, wiederholte ich noch einmal meine Bitten; als sie auch jetzt taub blieb, wandte ich grausame Mittel an, die die Geburt verhinderten. Unter Qualen der Hölle wand sich die Arme auf ihrem Lager, sie zitterte für das kaum erwachende, sie zitterte für ihr eigenes Leben; fast schon bewußtlos, in blutigen Thränen gebadet, bekannte sie endlich, da die Marter aufs Höchste stieg, daß sie schuldig sei, daß sie die Tinctur vom Untergange gerettet und bis jetzt verborgen habe. Die Flasche ward ausgeliefert, und jetzt endlich hatte ich meinen Gott in den Händen; allein um welchen Preis war er erkauft!

Entsetzlich! rief Tobias, und verhüllte sein Antlitz.

Ich komme jetzt an die letzte Epoche meines Lebens. Wir verließen Schottland; der Ruf meiner geheimen Wissenschaft ging mir voran, und ich sah auf Reisen vieler Herren Länder. Glaubt nicht, daß die Ehre, die Auszeichnung, die man mir erwies, mich die Menschen lieben lehrte, nein, ich lernte sie nur um desto grimmiger hassen, je deutlicher ich das Band fühlte, das sie an mich kettete. So kam ich denn auch hieher, und hier

ſollte das Maß meines Mißgeſchickes erfüllt werden. Ihr ſowol, Tobias, als das ganze Land kennt die Geſchichte meines Lebens an dieſem Hofe; doch Euch wie den übrigen iſt mein eigentliches Verhältniß zu dieſem Fürſten wol nie klar geworden, und nach Dem, was Ihr jetzt aus meinem Munde erfahren, möchte es Euch noch weniger begreiflich erſcheinen; doch höret weiter. Von den ſieben Jahren, die ich hier zugebracht, ſind mir fünfe mit dem äußerſten Glanze, durch alle Bequemlichkeiten eines üppigen Lebens geſchmückt, dahingefloſſen; ich war es, dem die Schätze dieſes Reiches zu Füßen lagen, den man auf Gold und Purpur bettete; der Fürſt wollte mich kirren, doch ich blickte in ſein finſteres, enges Herz, und jetzt kam mir die Luſt an, die ich ſo oft meinen Meiſter an mir hatte büßen ſehen, mit meinem Opfer zu ſpielen. Ich peinigte ſeine Ungeduld, ſtachelte ſeine Begier, malte ihm die Reiche der Welt zu ſeinen Füßen; und wenn er dann anbetend vor mir niederſank, verſteckte ich mich argliſtig hinter ein blindes Ungefähr, ſchob ihm ein Märchen unter und verlor mich in die geheimnißvolle Wolke, in die er mir nicht nachdringen konnte. O, Freund, Ihr ſeid arglos, ſelbſt ungekränkt, habt Ihr wol

nie Kränkungen empfinden lassen, Ihr kennt nicht die Lust, die darin liegt, mit den Gewaltigen dieser Erde zu spielen, sie ihre Ohnmacht empfinden zu lassen, und hunderttausend Beleidigungen, die sie gewohnt sind ungestraft auszutheilen, langsam und unter dem Schein von Schmeicheleien auf ihr eignes Haupt zu häufen. Überdrüssig des Lebens, bekannt mit jeder seiner Gefahren wie seiner Liebkosungen, selbst Herr unermeßlicher Schätze, lag mir an der Gunst des Fürsten wenig, ich verscherzte sie, und dieser, des Spiels überdrüssig, kehrte auch jetzt die Kralle hervor, und er, der sonst an meinem Busen gelegen, der mir das heiligste Bündniß zuschwor, das jemals Menschenworte besiegelte, er ließ mich jetzt in den Kerker werfen, wo mich kein Strahl des Lichtes begrüßte, wohin der Blick meines Weibes, meines Kindes nicht drang. Hier that ich nun den Schwur bei der finstern Nacht meines Dämons, als Sieger aus diesem Kampfe herauszugehn; der Fürst sollte sich den Fluch seines Volkes vergeblich aufgeladen haben, meine Rache an der ganzen Menschheit ließ ich lastend auf dieses eine Haupt fallen, und Dank den höhern Mächten, es ist mir gelungen! Zerschmettert liege ich, doch nicht überwunden!

mein iſt der Preis, indeſſen er in ohnmächtiger Wuth die goldnen Säle ſeines Palaſtes durchtobt, auf ewig ſich betrogen fühlend.

Bis ſo weit war Seton in ſeiner Erzählung gelangt, jetzt feſſelte gänzliche Erſchöpfung ſeine Zunge, dennoch faßte er nach einer kurzen Pauſe ſeine ganze Kraft noch einmal zuſammen, um ſeiner Rede noch dieſen Schluß beizufügen: Ich habe geſiegt, doch ferne ſei es von mir, wie jener Verdammte, meinen Schatz mit in die Gruft nehmen zu wollen; er ſei dem Leben geſchenkt, mit einem Worte, Meiſter Tobias, er ſei Euch geſchenkt!

Seine Augen funkelten in wildem Feuer und er rief mit noch lauterer Stimme: Ja, Dir ſei er gegeben, Freund, der Gott dieſer Welt! Das Scepter aller Reiche lege ich zu Deinen Füßen! Dieſes ſei Dein Lohn dafür, daß Du auf Deinen Schultern während jener fürchterlichen Nacht, wo ich ſchon mit meinen Dämonen Abrechnung hielt, mich zurück ins Leben, ins Reich des Lichtes ſchleppteſt. Freund, nicht wahr, ich lohne königlich? Doch was königlich, göttlich lohne ich — ich bin Dein Gott! ſinke nieder vor mir im Staube! —

Er fiel röchelnd zurück und lag, eine Leiche,

auf dem Polster. Tobias saß erschüttert da, den Blick auf die Gestalt vor sich richtend, und als jetzt die bleichen Lippen zuckten, als sich der zerbrochene Leib, gleichsam den Tod von sich stoßend, noch einmal aufrichtete, um die letzten entscheidenden Worte zu sagen, stürzte der junge Mann, wie von höhern Mächten gezwungen, auf die Knie vor das Lager und bot sein Ohr dem lispelnden Munde des Sterbenden: Höre, mein Sohn, die Bedingung, unter welcher der Schatz der deine ist: jene Beatrice, von der ich gesprochen, lebt, sie ist eine und dieselbe Person mit Arabellen, die Du an meinem Lager gesehen. Sie liebt Dich, sie will die Deine werden, und nur wenn Du meine Witwe heiratheſt, erhältſt Du meine Reichthümer.

Haltet ein! rief Tobias, ich habe ein Weib! —

Verstoße sie! Ist da noch eine Wahl, Bettler oder König zu sein! Unglücklicher, sollte ich mich in Dir getäuscht haben, und ich müßte mich nach einem Andern umsehn, der nicht so elender Feigheit Gehör gibt, um sein Glück mit Füßen zu treten.

Versucher! rief Tobias mit gepreßter Stimme, fort, entfliehe, ich habe nichts mit Dir zu schaffen. Er sprang auf und stürzte aus dem Gemach.

Hubert kam ihm an der Thür entgegen und schien entsetzt über sein Wesen, doch trat er ohne zu fragen ins Krankenzimmer, und ließ dem Goldschmied Zeit, in der einsamen Werkstatt über das eben Gehörte und Gesehene nachzudenken. Sein erster Entschluß war, sogleich zu seinem Beichtiger zu gehen, ihm jenes aufgedrungene Geheimniß zu übergeben und so den Verbrecher vor seinem Tode in die Arme der strafenden Kirche zu überliefern. Doch schon im nächsten Moment fühlte er sich von Mitleid bewegt. Wie, rief er bei sich, er will Dich reich, will Dich glücklich machen, und Du willst ihn verrathen? Der Arme, seinen bösen Geistern dahingegeben, erleidet er nicht schon Strafe genug? — Hubert trat jetzt wieder zu ihm, das Antlitz dieses sanften Menschenfreundes leuchtete in Heiterkeit. Wieder zwei Stunden Schlaf ihm geschenkt, rief er, ein köstliches Geschenk; er, der die Reichthümer der Welt zu besitzen meint, er bittet um nichts, als eine Stunde ruhigen Schlafes; ich fürchte, daß nun bald der ewige darauf folgen wird. Ihr werdet, Tobias, in wenigen Tagen eine Leiche aus Euerm Hause tragen lassen, macht es nur still und klug, damit das arme hübsche Weib und der holde Knabe, die er nachläßt, nicht

den Fluch tragen müſſen, der an dieſem zerbrochenen Körper hängt.

Kann ich's wehren? entgegnete Tobias, wenn ſein Aufenthalt in meinem Hauſe ruchbar wird, wenn man ihn zu ſuchen kommt? —

Wer ſoll es erfahren? ſagte Hubert ſanft; wir Beide ſagen es gewiß Niemanden.

Ihr wißt nicht, was er mir vertraut hat, ich fühle mich halb und halb gedrungen, es meinem Beichtiger zu berichten. Hubert ſah den Goldſchmied mit ſeinen klaren offenen Augen an: Das ſolltet Ihr nicht, wenn er Euch vertraut hat; fühlt der Arme Bedürfniß nach Beichte und Erbauung, ſo will ich den Pater Auguſtin herbringen, da mögen ſie es unter einander abmachen; warum wollt Ihr den Zwiſchenträger ſpielen?

Tobias neigte zu dieſen Worten zerſtreut und faſt willenlos das Haupt, der Arzt verließ das Zimmer. Die Thüre zum Krankenzimmer ſtand offen, leiſe näherte ſich ihr der Meiſter, um einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen, doch er blieb gefeſſelt ſtehen auf der Schwelle. Arabella lag zu den Füßen des Lagers, ſie ſchien, von Anſtrengung und Nachtwachen ermüdet, in Ohnmacht geſunken, ſie hörte nicht das Geräuſch des Nahenden.

und diesem blieb Zeit, sich an dem Anblick ihrer verführerischen Schönheit zu weiden. Aufgelöst hingen die dunkeln Locken um den blendenden Nacken und die gewölbte Schulter; das schwarze Gewand, das die schöne Gestalt verhüllte, verbarg nicht die edeln Formen, ebenso wenig wie der dunkle Schleier vermögend war, die süßen Regungen eines Busens zu verbergen, der vielleicht jetzt mit den Bildern einer reizenden Zukunft sich füllte, mit einem Glücke sich beschäftigte, dessen Hauptgegenstand, ihr unbewußt, sich gegenwärtig befand. Der arme Goldschmiedemeister fühlte sich aufs heftigste ergriffen; alle glühenden Träume seiner Jugend, die blendenden Aussichten von Glück, Reichthum und Liebe bemächtigten sich jetzt seines berauschten Herzens, erweiterten es zu neuer Seligkeit; Elend und Erniedrigung, sein ganzes früheres Leben, sanken hinter ihm zurück, er fühlte Muth und Jugendkraft, die neue glänzende Laufbahn anzutreten, die ihm unerwartet das Glück anbot. Wie hatte eine einzige Stunde so ganz sein Leben umgeändert! Doch in diesen Träumen störte ihn jetzt Mariens Bild. Unglücklicher, rief er zu sich selbst, so nahe also wohnen Treue und schändlicher Verrath in deinem Busen beisammen? Das liebende

Weib, das dir in Armuth und Elend gefolgt, das bereit iſt, bis ans Grab mit dir auszuharren, ihr willſt du entſagen? und einem Weibe willſt du ſie opfern, das ſich durch Verbrechen befleckt hat, das nichts beſitzt, als ihre buhleriſche Schönheit und Gold, um damit ihre Schande zuzudecken? — Wankelmüthiger! rief die geheime Stimme im Herzen, willſt du wieder jenen niedrigen Bedenklichkeiten Raum geben, die dich bis jetzt in ein enges, dürftiges Daſein gebannt? Zerreiße endlich die Bande deines düſtern Charakters! Wie, buhleriſch nennſt du das holde Weib? du irrſt, dir wird ſie treu ſein, an dich kettete ſie die Liebe; deinem Arme iſt es aufbehalten, ſie aus unwürdiger Umgebung hinaufzuziehen; konnte ſie bei den Ungeheuern, denen ſie bis jetzt angehörte, wol anders handeln? Und Marie? wird ſie ernſtlich deinem Glück, das zugleich das ihrige iſt, entgegenſein? Noch ſeid ihr jung, noch iſt ein neues Leben für Beide möglich; oder willſt du im Elend ausharren, bis es euch Beiden das Herz abdrückt? — Ein ſchneller Schritt, und es iſt geſchehen! —

Es klopfte an die Thür, und heftig erſchreckend fuhr Tobias aus ſeinen Träumen auf; er glaubte Marien eintreten zu ſehen, doch es war Hubert,

dem der Benedictiner folgte. Ich bringe da meinen Collegen, den himmliſchen Arzt, rief der Erſtere, laßt uns nur gleich zu Werke ſchreiten. Sie näherten ſich der Thür des Krankengemachs, die Tobias geſchloſſen hatte; er ſah dem Mönche erſtaunt und verwirrt ins Antlitz. Weshalb ſo eilig? rief er zu Hubert; es hat Zeit. Nein, Freund, entgegnete jener, ich habe es Euch ſo deutlich vorhin nicht ſagen wollen, doch vernehmt jetzt, daß der Arme die Nacht nicht mehr erleben wird. — Tobias zitterte heftig, es fielen ihm Seton's Worte ein: ſo muß ich mich denn wol mit meinem Schatze an einen Andern wenden! Jetzt entſcheide dich! rief die innere Stimme drohend; ſowie der Fuß des Mönchs dieſe Schwelle überſchritten hat, ſo iſt Alles verloren. — Kalte Schauer bedeckten die Stirn des Unglücklichen; er hörte Mariens Stimme ihn beim Namen rufen, zugleich tönte das Röcheln des Sterbenden aus dem Krankenzimmer. Laßt uns, rief Hubert; wie ſeid Ihr doch ſo thöricht und grauſam, uns länger aufzuhalten. Noch nicht, entgegnete Tobias mit faſt tonloſer Stimme; ich habe mit ihm zu ſprechen; bleibt hier vor der Thür, bald komme ich wieder. Er trat ins Gemach, Arabella kam auf ihn zu, ſorgfältig verſchloß ſie

die Thür. Seton hatte sich aufgerichtet und seine dunkeln Augen leuchteten dem Eintretenden entgegen. Nun, hast Du gewählt, mein Sohn? fragte er dumpf.

Ich bin der Euere, rief Tobias und sank am Lager nieder; in dem Moment fühlte er sich von Arabellens Armen umschlossen. Hab ich's doch gewußt! triumphirte Seton, allein jetzt ist keine Zeit zu verlieren. In die Hände Deines Weibes lege ich den Schatz nieder, entschließt Euch Beide zur eiligsten Flucht, ist mein Leib erstarrt, so müßt Ihr schon weit über das Weichbild dieser Stadt entfernt sein. Unter meiner Lagerstätte liegt in Gold eine ansehnliche Summe, sie bringt Euch fürs Erste über die Grenze dieses Landes, nehmt den Knaben mit und wahrt seiner. Jetzt lebt wohl! Noch einmal, Tobias, bleibe treu Deinem Weibe, denn wisse, daß sie jeden Treubruch bestrafen kann, nur sie weiß um die Art, wie die geheimnißvolle Tinctur angewendet werden muß.

Das Auge der schönen Arabella senkte sich bei diesen Worten, ein Zug von Schmerz wurde auf ihrer hohen Stirne bemerkbar. Warum diese Zweifel? sagte sie leise, von denen mein Herz nichts weiß. Ich bin ganz die Euere, Tobias.

Der junge Mann, seiner Sinne nicht mehr mächtig, umschloß die Braut, und der Kuß der Verlobung brannte auf ihren Lippen. Eine Pause verging.

Setbn richtete sich auf, seine Blicke glänzten in wildem Feuer, indem er sie auf die Gruppe vor sich richtete. Betrogen! Grausamer, betrogen! rief er mit schneidender Stimme; tobe jetzt durch die leeren Räume Deines goldenen Kerkers! ich bin Dein Gott, ich habe Dich elend gemacht, um diese zu beglücken! Im Bewußtsein dieses Sieges fahre hin, erbärmliche Welt!

Er sank zusammen und war verschieden, ehe ihm der Priester die Gnadenmittel reichen konnte. In derselben Nacht verließ Tobias mit Arabellen und Bertram in heimlicher Flucht die Stadt. Er mochte sein Weib nicht wiedersehen. Arabellens Arm hielt ihn umschlungen, hinter ihm schloß sich das dunkle Gemälde seines Elends, die Pforten einer glänzenden Welt öffneten sich prangend.

In einer der herrlichsten Gegenden am Rhein, nicht weit von der alten Stadt Mainz, befanden sich eine Menge fröhlicher und geputzter Leute auf

einer ansehnlichen Wiese beisammen. Ein zierliches, von frischen Baumgruppen umgebenes Haus erhob sein freundliches Obdach auf einer kleinen Anhöhe; es war ganz der festlichen Freude gewidmet, unaufhörlich zogen lustige Schwärme hinaus und hinein; oben über der Hausthür auf einer großen vergoldeten Tafel standen die Worte: Die lustige Gesellschaft der Goldmacher hat hier ihre Herberge aufgeschlagen.

Indeß die junge Leute, Mädchen und Bursche sich auf der Wiese mit Fangball, Scheibenschießen und Tanz belustigten, saß der Wirth der Herberge mit einigen seiner Freunde auf dem grünen Vorplatze des Hauses bei einem Becher kühlen Weines. Das Gespräch bewegte sich um die heutigen Festlichkeiten, die schon dagewesenen und die noch zu erwartenden. Ein Paar Bürger, die eben hinzutraten, erkundigten sich, ob die Schiffe noch nicht zu sehen seien.

Nein, entgegnete der Wirth; erwartet sie auch nicht so schnell wiederkehren zu sehen, sie sind den Fluß weit hinaufgezogen, auch wollen sie hie und da am Ufer landen, wo man ihnen freundliche Grüße und Ehrenbezeigungen aller Art schon vorbereitet hält. Setzt Euch hin, Freunde, und laßt

sie uns erwarten. Die Beiden nahmen Platz, und der Eine sagte: Mich ergötzt in der That diese lustige Brüderschaft. Mag, wie so Viele behaupten, ihr Beginnen thöricht sein, dennoch bringen sie in die finstre Zeit Leben und Fröhlichkeit; ihre Schwänke und Possen lassen uns den Zank der Fürsten vergessen, sowie die kleinen boshaften Zwistigkeiten der Städte, welche so gern alle Welt von sich sprechen machen möchten.

Ihr habt Recht, entgegnete der Wirth; als vor zehn Jahren das Wesen seinen Anfang nahm, hätte ich ihm diesen lustigen Fortgang nicht prophezeit. Die ersten Begründer mischten offenbar noch zu viel Ernst ins Spiel, sie gingen wirklich darauf aus, irgend ein Geheimniß zu entdecken; jetzt aber weiß Jedermann, daß selbst der tiefsinnigste Ernst hier nichts als gutgemeinten Scherz bedeutet.

Wie, nahm einer der Gäste das Wort, Ihr meint also wirklich, daß Alles nur auf Possen und Spaß hinausläuft, daß hinter allen ihren Feierlichkeiten sich durchaus kein Geheimniß verbirgt?

Sicherlich nicht! rief der Wirth. Ein finsterschauender langer Mann am Ende des Tisches erhob sich jetzt und rief: Wie könnt Ihr doch noch

zweifeln, Gevatter, daß Alles Dummheit, Narrheit ist! Schande und Spott für unser liebes Deutschland ist es, daß dieses und vieles andere Gesindel so frei und schamlos auf Straße und Markt sein Wesen treiben, Kirche und Staat wol gar nebenbei beschimpfen darf. —

Ihr irrt Euch, Herr Archivarius, entgegnete eine Stimme, Staat und Kirche bleiben unangetastet.

Unangetastet? wiederholte der Erzürnte. So ist es wol zu dulden, daß die Narren dort die sieben Kurfürsten des heiligen römischen Reiches mit sich führen? daß selbst des Kaisers Majestät von ihnen lächerlich gemacht wird? Nicht allein, daß sich das Gesindel über die Gesetze des bürgerlichen Lebens hinwegsetzt, an den Hoflagern der Fürsten sich einnistet, sie untergraben auch Friede und Ordnung im Lande. Jeder mißrathene Bursche, dem die Arbeit nicht mehr schmeckt, läuft zu solchen Narreninnungen über, und ist immerdar höchst willkommen.

Sie fallen Niemanden zur Last, bemerkte der Wirth, sie bezahlen ordentlich, wo sie hinkommen.

Aber von welchem Gelde, erwiderte der Eiferer. Reiche Thoren, die sie ankirren, müssen's hergeben.

Freilich ist diese Art, Gold zu machen, kein Geheimniß. Mich wundert nur, daß unser Herr, der Erzbischof, die Wirthschaft so mit ansehen kann, daß er keinen Machtspruch thut. Seht zum Beispiel heute, meint Ihr, daß irgend ein Schreiber es in der Actenstube aushält? Hinaus will Alles. So werden die kostbarsten Processe, die weitläufigsten Untersuchungen, Meisterstücke der Feder bei Seite geworfen, um in blinder Wuth hinauszutoben. Zuschauen wollen die Narren, Einer lacht über den Andern, am Ende sind sie Alle blind, toll. Die Welt ist alt und kindisch geworden.

Macht nur nicht, rief der Wirth, daß sie Euch für Euere Strafpredigten mit in den Narrenorden schließen; sie verstehen sich aufs Hänseln trefflich. Viele lachten, der Archivarius wollte eben antworten, als mehre Stimmen laut riefen: Da kommen sie, da kommen sie! Alles drängte sich von der Wiese hinan auf den erhöhten Platz des Hauses, von wo man den herrlichen Fluß übersehen und zugleich den Blick auf die nachbarlichen, im Abendschimmer lieblich erglänzenden Auen richten konnte. Mehre buntbewimpelte Schiffe kamen jetzt majestätisch den Fluß herab; ein fernes frohes Geräusch von Blasinstrumenten und singenden Stimmen ließ

sich vernehmen; Waldhorn und Flöte klangen wie rufende Kinderstimmen in das Abendroth hinein, das Echo wiederholte die zauberischen Klänge, am Ufer tönten Freudengeschrei und Beifallrufen. So schwammen die geschmückten Fahrzeuge nahe an die Wiese heran, wo schon eine Gesandtschaft bereit stand, sie in Empfang zu nehmen. Die Bürger am Tisch hatten sich alle auf die Bänke gestellt, der Wirth behauptete den Platz auf dem Tische, und indem er sein ungeheueres Kelchglas schwenkte, gab er der Dienerschaft das Zeichen, mit einem allgemeinen Jubelruf einzustimmen. Indeß der Zug sich aus den Schiffen hinaus langsam die Wiese hinaufbewegte, fanden einige Freunde des Wirths Gelegenheit, sich nach den vorzüglichern Mitgliedern desselben zu erkundigen. Wer ist nun der dicke freundliche Herr, fragte der Eine, den sie dort mit Blumen geschmückt, gleichsam im Triumph daherbringen? Die untergehende Sonne spiegelt sich auf seinem frischen rothen Antlitz, und wohlgefällig im lauen Abendwinde nicken die prächtigen weißen Federn auf seinem Hute.

Dieser ist der eigentliche Freudenspender, entgegnete der Wirth, der das ganze heutige Fest veranstaltet hat und es aus seiner Tasche meistens

bezahlt, der alte reiche Ritter Blending aus der Nachbarschaft.

Der ältliche Herr also, der die schönen Besitzungen am Flusse hat? fragte eine andere Stimme. Ei seht doch! freilich, er ist ein Hagestolz, hat nicht nöthig, das kostbare Gut so streng beisammenzuhalten, um es lachenden Erben später hinzuwerfen. Wer aber ist der besonders lustige zierliche Herr, der jenem zur Seite geht, fast wie ein fahrender Schüler gekleidet, mit der Laute im Arm?

Der Sänger Leonhard, entgegnete der Wirth mit wichtiger Miene; Ihr seht an der großen goldnen Kugel, die er am feuerrothen Bande um die Schulter trägt, daß er zu den Eingeweihten gehört. — Freude über Freude! riefen mehre Stimmen; seht ihr dort unsern gnädigsten Kurfürsten? auch er ist im Zuge; auch er verschmäht es nicht, einen guten Spaß mitzumachen. Still doch! tönten andere Stimmen; überschreit doch nicht die Musik! Hört ihr die Pfeifen und Trompeten? Jetzt kommen sie den Hügel hinan! ein stattlicher Zug! Wer ist doch der große, reichgekleidete Herr, auf dem stolzen Rosse dort? fragte der Wirth seinen nächststehenden Freund; er sieht finster aus und scheint ein Fremder zu sein. Gewiß, war

die Antwort, hat auch ihn das groſie Feſt herbeigelockt; doch verſchont mich jetzt mit Fragen, Gevatter, ich muß nach Weib und Kind ſehen, daß ſie noch auf dem Gerüſte Platz finden; das ſchwärmt im Gedränge herum und geht wol gar am Ende ſpurlos verloren.

Man hörte jetzt von allen Seiten her Muſik, Geſchrei und Beifallrufen. Eine Menge junger Mädchen, mit Blumen geſchmückt, zeigte ſich auf der Höhe; die unten ſtehende Sonne übergoß ihre leichten Geſtalten mit flüchtigem Purpur, und es ſchien, als ſchwebten die leichten Geſtalten tändelnd in der Luft. Goldne Mützen, weiße Federn, bunte Gewänder ſchimmerten jetzt durcheinander im gedrängten Zuge, der ſich zum Gaſthof hinaufbewegte; Roſſe wieherten, die Träger der Frauenſänften ſchrien ſich einander zu, zwiſchendurch tönte Gelächter, Pagen und Diener liefen hin und her, am Gerüſte wurde gehämmert, eine Menge Kinder wandten ſich durch die Gruppen der Erwachſenen, indem ſie ſich mit groſien Blumenkränzen und Gewinden ſchleppten, ſie den Arbeitern hinreichend, welche ſie an den Pfeilern des kurfürſtlichen Zeltes befeſtigten. Hinter dieſem belebten Gemälde ſah man den majeſtätiſchen Rheinſtrom dahinfluten,

seitwärts die Thürme der Stadt Mainz, gegenüber die herrlichen, mit Reben bepflanzten Uferhügel, bis weithin im schwimmenden Glanz der Abendröthe daliegend.

Während sich die Menge auf der Wiese belustigte, die Vertrauten und Bekannten im Gespräch zusammentraten, viele Eilige und Besorgte sich um Plätze auf den Gerüsten stritten, wurde es nach und nach dunkel, und ein prächtiger Zug von Fackeln kündigte den Beginn des Schauspiels an. Der Wirth des Gasthofs hatte es nicht unterlassen können, seiner Neugier folgend, sich dem geheimnißvollen Fremden, der so mächtig seine Aufmerksamkeit an sich gezogen, näher anzuschließen. Beide betraten jetzt einen geräumigen Bretergang, an dessen Ende sie einen Platz einnahmen, von dem sie die Aussicht sowol auf die große Menge der Zuschauer, als auch den sichern Anblick Dessen hatten, was sich auf der Bühne ereignete. Man vernahm hier auch die Stimme der Sprechenden deutlich; die entfernter Sitzenden ließen sich von ihren Nachbarn den ungefähren Sinn der Worte, insofern sie Bezug auf den Vorgang hatten, erklären; den Meisten war nur an dem reichen und blendenden Schauspiel gelegen.

Die Fackeln waren überall hin vertheilt, und vor dem fürstlichen Zelte erschien jetzt in bunter Tracht ein sogenannter Schalksnarr, der hier den ernsthaften Posten eines Prologus auszufüllen hatte. Er machte kund, daß er von den Göttern abgesendet sei, um folgendes traurige Ereigniß anzuzeigen. Der mächtige König der Erde, nämlich der Erdgeist, habe seine liebste Tochter, die Prinzessin Gold, verloren, durch feindliche Zauberer sei sie ihm geraubt und in einen Thurm eingeschlossen worden, den eine dreifache unüberwindliche Mauer umgebe. Viel tausend Jahre habe die Arme darin geschmachtet; endlich sei ein edler mannhafter Ritter erschienen, der sie befreien wolle. Allein mit gewöhnlichen Waffen war ein so schwieriges Unternehmen durchaus unausführbar; die Tücke der Magier hatte ihr Opfer zu sicher verwahrt, Talismane von der stärksten Macht waren an die Pforten geheftet, alle Schlösser an den Eingängen gefeit. Was sollte nun geschehen? Zum Glücke gelingt es dem weisen und tapfern Ritter, sich vier kühne Helden zu Freunden zu machen, und zwar dadurch, daß er ihnen den Aufenthaltsort ihrer entführten Schönen entdeckt. Mit der Macht dieser Schönen, die vier unüberwindliche Feien sind, wird

eine Lanze geschmiedet, die alle Hindernisse überwindet, durch deren Hülfe der reiche und tapfere Ritter zum Besitz der Prinzessin gelangt. Er führt die Holde ihrem Vater zurück, und erhält sie von diesem zur Gemahlin zum Dank für seine kühne Ritterthat.

Diese Worte, in zierliche Verse gebracht, waren verklungen, vom Beifall der schaulustigen Menge begleitet; es begann jetzt die eigentliche tragische Verhandlung. Alle Blicke hefteten sich auf die Bühne. Man sah einen wunderbaren Garten, aus dessen Boden helle bunte Flammen emporloderten; doch was Flammen schienen, waren prächtige Blumenkelche, kolossale Tulpen, purpurroth, smaragdgrün, goldgelb durcheinanderfunkelnd; über ihnen wiegten sich Schmetterlinge, die gleichfalls in durchsichtigen Farben brannten und gleich schimmernden Sternen in dunkeln Lüften hingen; aus den Gebüschen drangen liebliche Töne, bald schmachtend, bald klagend, in den Nachthimmel hinauf. Doch das Köstlichste zeigte sich den erstaunten Blicken in der Mitte des wunderbaren Gartens. Hier warf ein Springbrunnen Strahlen goldgelben Weines in ein Becken von Gold, nebenbei auf reichen Teppichen und Polstern saß die Prinzessin

Gold, von ihren Frauen umgeben. In der That konnte man nichts Lieblicheres und Entzückenderes ſehen, die Geſtalt und die herrlichen Formen des ſchönen achtzehnjährigen Mädchens waren in ein prangendes Gewand von Goldſtoff gehüllt, das ſeine ſchweren Falten weithin auf den dunkeln Teppich hinbreitete, goldne Ketten zierten Arme und Buſen, ſelbſt das hellgelbe Haar war mit ihnen durchflochten, und über Alles legte ſich in klaren Wellen, gleich einem goldnen Duft, ein leichtgewebter Goldſchleier. Sie ſaß ſinnend da, mit dem einen ſchönen Arm das Haupt ſtützend, mit dem andern einen herrlichen Papagei emporhaltend, der wie ein großer funkelnder Strauß von Edelſteinen ſich ſchimmernd bewegte. Die Menge auf den Gerüſten ließ ſich bei dieſem Anblick nicht zähmen, alle Stimmen brachen in laute Bewunderung aus, als ſich die ſchöne Prinzeſſin jetzt erhob und langſamen Schrittes durch den Zaubergarten dahinwandelte, gleichſam auf den Wellen der Muſik ſchwimmend; die Spur ihres Ganges bezeichnete eine Menge Goldfunken und Glühwürmer, die im Graſe funkelten. Doch wehe dem ſchönen Bilde! es ſoll nicht lange in ſo ſüßer Einſamkeit ſchwärmen dürfen! Plötzlich, welch ein

Anblick, fangen die mächtigen Tulpenhäupter sich zu regen an, hinter jeder lauscht eine finstere verzerrte Larve, hinter jeder kommt ein Magier hervor. Bald erheben sie sich lang und länger, in jeder Minute wächst ihre fürchterliche Zahl; aus der Erde, aus den Gebüschen, selbst aus dem Springbrunnen steigen sie empor, und endlich stürzen die Ungeheuer mit vereinter Gewalt auf die Prinzessin los, die mit ihrem flatternden Goldschleier wie eine wahnsinnige Blume durch die Nacht ihnen voranfliegt. Vergebens, der Schwarm der dunkeln riesigen Gestalten ist dicht hinter ihr her, es kreisen im Sturmwind ihre schwarzen Gewänder hoch in die Lüfte, die Ketten rasseln und schlagen an die erhitzten Leiber, und endlich, als sie die Arme gefangen haben, erheben sie einen dämonischen Freudentanz auf der Wiese, bei dem sie die köstlichen Blumen des Gartens mit wilden Füßen zerstampfen. Nach diesen bewegten Erscheinungen tritt Ruhe ein; jene Unholde verschwinden mit ihrer Beute, und nach einer Pause zeigt sich ein neuer Anblick. Seitwärts öffnet sich ein Felsenthor, und alle Blicke wenden sich dorthin, um den Erdkönig zu begrüßen, der langsam aus der Tiefe emporsteigt und durch sein gefurchtes Antlitz,

mehr noch durch einen langen ehrwürdigen Bart, der bis an die Erde reicht, nicht wenig Ehrerbietung und Staunen einflößt. Der alte treffliche Herrscher, so lange Jahrhunderte in Frieden regierend, beklagt sich jetzt bitter über den Raub seines Lieblingskindes. Dunkle Gerüchte haben ihm erzählt, daß der Frevel von den Magiern verübt worden, und wenn dem in der That so ist, hat jede Hoffnung zur Befreiung der Unglücklichen nur schwachen Grund. Der trostlose Vater muß fast verzweifeln, denn er kennt jene betrügerischen Weisen, die die Nase in jedem Geheimniß stecken haben, die so gerne Alles wissen möchten und dabei zudringliche, unbequeme Leute sind. In diese Sorgen vertieft, steht er noch da, als man im Hintergrunde auf seinem guten Gaul den Ritter Blinding nach Abenteuern ausreiten sieht. Der König winkt ihn heran, und der Ritter, das Schicksal der unglücklichen Prinzessin erfahrend, zeigt sich sogleich voll Edelmuth und Thatkraft, er bietet seinen tapfern unüberwindlichen Arm an, vorher aber, und dieses ist ihm nicht zu verdenken, möchte er gern das Bild der Schönen sehen, zu deren Frommen er sich jetzt in ein Gefährniß begibt. Warte, mein Sohn, ruft

der Alte und greift in die Tasche, dieses Vergnügen sollst Du haben; ich pflege stets eine Anzahl von ihren Portraits bei mir zu führen — siehe, da ist eines! Er zeigt dem Ritter ein Goldstück, und dieser ist so entzückt über das Portrait, über dessen Glanz und Lieblichkeit, daß er sogleich dem edeln König den glücklichen Ausgang des Unternehmens zuschwört. Ich dachte es wol, bemerkte dieser; wer nur dieses Portrait zu Gesichte bekam, hat sogleich den brennenden Wunsch bezeigt, sie zu besitzen. Allein, mein Sohn, die Verborgene aufzufinden, ist nicht so leicht; ich rathe Dir, Dich nach Beistand umzusehen, vor allen Dingen mußt Du die Metalle zu Rathe ziehen.

Wer sind diese?

In Wahrheit, entgegnete der Alte, ich weiß nicht, wo sie herumschwärmen; es sind die Brüder jenes holden Kindes. Doch ich muß Dir gestehen, setzte er mit einem kleinen leichtfertigen Lächeln hinzu, sie sind nicht meine ächten Söhne. Die einzige Frucht meiner Ehe ist die wunderschöne Tochter, jene sind mir nebenbei durch allerlei Liebschaften meiner etwas wilden Jugend zugefallen; sie sind jedoch, wie ich höre, brave, rechtliche Bursche, wenngleich manche ein wenig plump und

gemein ſind, allein man kann nicht an allen ſeinen Kindern gleiche Freude erleben.

Der Ritter entſchließt ſich nun die Metalle aufzuſuchen. In der That ſind einige verarmt: das Eiſen dient in einer Schmiede, das Kupfer geht gleichfalls auf Erwerb aus, das Blei iſt ſo dick und ſchwerfällig geworden, daß es kaum mehr auf den Beinen ſich erhalten kann; nur das Silber hat den ſchönſten Platz, es iſt am Buſen eines jungen Mädchens. Als dieſe vier tapfern Helden das Unglück ihrer Schweſter vernehmen, entſchließen ſie ſich raſch, dem Ritter ihre Hülfe zu gewähren. Sie machen ſich zu dieſem Zwecke alle waffenfähig, und jeder ſchmiedet ſich einen Panzer von dem ihm zukommenden Metalle, und ſo reiten ſie aus, um von ihren Geliebten Abſchied zu nehmen. Doch auf dem Schloß der Damen angelangt, erfahren ſie zu ihrem Schreck, daß Raubritter ſie entführt haben. Neues Ungemach! Der Ritter verſpricht die verlornen Schönen aufzuſuchen, und es gelingt ihm ſie zu finden. Dieſe vier Fräulein ſind die Elemente. Das Feuer, eine hohe ſtolze Jungfrau im rothen Gewande, erwählt zu ihrem Paladin das Kupfer; es iſt ein derber, geſund ausſehender Burſche, der nur vom vielen Trinken

eine etwas roth angelaufene Naſe hat, doch gerade deshalb ein um ſo feurigeres Anſehn zeigt. Die Erde, ein braunes, ſchon etwas ältliches Fräulein, ergibt ſich dem Ritter Eiſen, weil er ihr der ehrlichſte und derbſte ſcheint. Waſſer, die holde zarte Jungfrau im ſilbernen Schleier, mit den klaren Augen und dem ſüßen Wellenſchlage des ſchönen Buſens, iſt ſchon durch die zarteſten Bande mit dem Jüngling Silber verbunden, und in der That kann man nicht leicht ein ſchöneres Paar ſehen. Das jüngſte Fräulein, ein verzogenes Mutterkind, grillenhaft, voll Launen, dabei aber die ſüßeſte Kleine, die je das Auge geſchaut; ihr Sylphenkörperchen tanzt auf jedem ſchwankenden Grashalm, ihr Geſichtchen ſpiegelt wie ein klarer röthlicher Mondglanz; dieſe vermählt ſich aus lauter Caprice dem plumpen Ritter Blei; die wunderlichſte Ehe, die man ſich denken kann. Der arme Mann kann von ſeinem Weibchen nicht die geringſte Gunſt erlangen; denn ehe er vor ihr auf ein Knie niederſinkt, iſt ſie ſchon hunderttauſend Meilen weit fortgeeilt, und während er die Worte: ich liebe Dich, ausſpricht, hat ſie ſchon dreimal die Runde um den Erdkreis gemacht. Dennoch ſind alle vier Damen für das Glück ihrer ſüßen

Vereinigungen so erkenntlich, daß sie nun dem irrenden Ritter ebenfalls ihre Hülfe zusichern. Da sie mächtige Feien sind, so ist auf ihre Versprechungen schon zu bauen; wirklich verfertigen sie alsbald durch gemeinschaftliche Kunst eine krystallene Lanze, die sie dem Ritter in die Hand geben. Dieser eilt jetzt auf den Schauplatz der ihm bestimmten Thätigkeit, gefolgt von den vier Helden. Man sieht ihn vor dem Thurm, in dem die Prinzessin schmachtet, erscheinen. Die erste Pforte, vertheidigt durch einen wilden Riesen, den Aberglauben, wird gesprengt; die zweite schützt ein träges Ungeheuer, die Faulheit, doch auch sie muß weichen; die dritte endlich, geschlossen durch einen kräftigen Talisman, das Geheimniß, fodert die meiste Anstrengung, doch auch sie öffnet sich endlich, und im Glanze zahlloser Lichter tritt die Prinzessin Gold hervor. Ein allgemeines Beifallsgeschrei begrüßt ihr Erscheinen; die vier Helden senken ehrerbietig die Speere beim Anblick ihrer holdseligen Schwester. Indem lassen Pauken und Cimbeln sich hören, auf einem goldnen Wagen, gezogen von vier prachtvollen Löwen, erscheint die Göttin Fortuna: sie nimmt die Befreite und ihren Retter in den Wagen auf, die Metalle und Elemente

ſchließen, auf ihren ſtolzen Roſſen thronend, dem Zuge ſich an, und dieſer bewegt ſich nun in heitrer Pracht beim Jubel der Menge langſam über die Bühne. Zum Schluß erſcheint nun auch der alte Erdkönig; er zeigt ſich durchaus als ein Mann von Ehre, der ſeine Zuſage auch zu halten willens iſt; die Metalle, Elemente, niedere und höhere Naturgeiſter aller Art ſind gegenwärtig, wie er die Hand der Prinzeſſin in die des glücklichen Ritters legt. Chöre der Geiſter ſingen Brauthymnen, und indeß ſich die Vermählten auf einem goldnen Thron niederlaſſen, kommen nun alle Völker der Erde in ihren verſchiedenen Trachten, um ihnen zu huldigen. Tanz und Geſang beſchließen das Ganze.

Die Feſtlichkeit war beendet; viele Gäſte eilten nun nach Hauſe, andere ſuchten ſich für die Nacht ein Plätzchen im Fremdenhofe oder in den benachbarten ärmlichen Hütten. Das große Wirthszimmer hatte der Ritter Blinding in Anſpruch genommen; es wurden hier Anſtalten zu einem köſtlichen Mahl getroffen, welches die Eingeweihten unter ſich, ohne Zuziehung andrer Gäſte, einnehmen ſollten. Der Wirth jedoch wußte es ſo einzurichten, daß der Fremde unbemerkt ein Plätzchen

an der Wand erhielt. Die gute Laune der Goldmacher war so lebhaft erregt, und ging durch die herrlichen Weine, die der reiche Gastgeber spendete und die ohne Aufhören um die Tafel kreisten, bald in eine so wilde Ausgelassenheit über, daß auch ohne jene Vorsicht Niemand sich um den einzelnen fremden Mann bekümmert hätte. Der Ritter Blinding saß obenan, sein Antlitz glänzte, als schiene wiederum die Abendsonne darauf, das runde Bäuchelchen und die vollen Wangen schüttelten sich bei dem kräftigen Gelächter, das Meister Leonhard's Schwänke zu erregen wußten. Die vier Metalle waren in ihrer Maskenkleidung geblieben, nur hatten sie die Larven abgelegt, und es zeigte sich jetzt, daß es vier ehrenfeste Ritter aus der Nachbarschaft waren; auch der Erdkönig trat jetzt als ein junger lustiger Bursche ohne Bart hervor. Die Frauen und Jungfrauen, die das Spiel hatten verherrlichen helfen, blieben von dem Gelage fort.

Als die gesellige Freude ihre höchste Spitze erreicht hatte, bemerkten mit Unwillen die Zunächstsitzenden an dem Sänger Leonhard eine traurige und nachdenkliche Miene. Ach, meine Freunde, entgegnete der Meister auf ihre Fragen, wie Ihr

mich jetzt fröhlich in Euerer Mitte sitzen seht, so will es mich gemahnen einer Zeit, die jetzt längst dahin ist. Eine geheime Schuld drückt mein Herz; ich meine, daß ich an dem Unglück eines lieben Genossen und theuern Freundes Schuld bin. Viele wurden bei diesen Worten ernsthaft, Andere erkundigten sich neugierig, von wem die Rede sei, und der Ritter Blinding rief: Ich, Euer König, befehle Euch, und zwar im Namen meiner holdseligen Gemahlin, die leider gleich nach unserer heiligen Trauung mich wiederum verlassen hat, die Ursache Euerer Bekümmerniß, Meister Leonhard, sowie die Geschichte jenes Freundes, den Ihr unglücklich nennt, uns zu erzählen. Alle Gäste stimmten dieser Auffoderung bei, und der Sänger nahm das Wort: Leider, meine hochgeehrten Freunde und Genossen des Geheimnisses, kenne ich das Schicksal jenes Freundes selbst nicht genau; der Theil von Schuld, den ich mir aber bei seinem Mißgeschick zumesse, ist dieser. Zehn Jahre sind es jetzt ungefähr, da ich, damals in der Residenzstadt Dresden lebend, in einem Kreise fröhlicher Leute von jenen ehrwürdigen Geheimnissen sprach, in die ich jetzt durch besondere Gnade des Himmels eingeweiht bin. Wer hätte glauben sollen, daß

das Bäumchen scherzhafter Unterhaltung, entsprossen dem Boden augenblicklicher ausgelassener Laune, so bittere Früchte des Ernstes ansetzen würde. Mein Freund, der auch gegenwärtig war, nahm sich meine Worte zu Herzen, böse Gesellen mögen wol nachgeholfen haben; kurz, der redliche stille Mann ging plötzlich in schädliche Verwirrung über, verließ Frau und Werkstatt und ist in die weite Welt gezogen. Ich höre, daß er sich für einen gelehrten Alchymisten ausgegeben hat, sein näheres Schicksal habe ich aber nicht erfahren können; es ist nur zu gewiß, daß auch er das elende Ende aller jener Leute gefunden hat, welche sich im Ernste mit der finstern Kunst beschäftigen. Wenn dieses ist, ach, Freunde, so drückt mich die alte Schuld; denn ich war es, der ihm leichtfertig zusprach, als er eines Tages von der Goldmacherkunst mit mir redete.

Wie nannte sich Euer Freund? fragte ein Ritter.

Leonhard erwiderte: Laßt mich seinen Namen verschweigen, ich will Niemandes Ankläger werden.

Ich frage auch nur, entgegnete jener, weil ich vor einigen Jahren am Hofe König Sigismund's von Polen einen fremden Grafen kennen lernte, den die Menge einen Alchymisten nannte, und

über deſſen Herkunft nur dunkle Gerüchte gingen. Es könnte ja wol dieſer Euer vermißter Freund ſein.

Leonhard ſchüttelte das Haupt. Wie käme der Arme zu Anſehen, Glück und Reichthum? Ach, wenn der Himmel mir nur das Glück ſchenkte, ihn noch einmal zu ſehen, oder wenigſtens von ſeinen Erlebniſſen genaue Kunde einzuziehn!

Wäre er nur in unſerer Mitte, rief der Ritter Blinding; hier an unſerer wohlbeſetzten Tafel könnte er lernen, wie man in Wahrheit Gold machen könne. Nicht in finſtern Gewölben, am dunkeln Herde bei Rauch und Qualm, nein, unter heitern Geſellen, bei Geſang und Wein und kräftiger liebevoller Freundſchaftsrede, da wird im Herzen das echte Gold geboren, da blinkt es in tanzenden Funken auf der beweglichen Weinfläche im Becher, gierig ſaugt die begehrliche Lippe den flüſſigen Goldſchaum und aufſteigend erblühen im Gehirn die goldenen Träume, die trunkenen Bilder. Alles dieſes, meine Freunde, iſt wirkliches echtes Gold, und die Art, wie wir es hervorbringen, iſt die einzig wahre und echte; wer mir von einer andern redet, will mich betrügen und täuſchen.

So ſitzen wir denn, rief der Meiſter Leonhard, in das heitere Bild unwillkürlich einſtimmend, in

unſerer geheimnißvollen Werkſtatt beiſammen, Jeder an ſeinem Platze am Herd beſchäftigt; mein Auge erblickt nichts als Retorten, Deſtillirkolben und Zaubergefäße von allen Formen. Noch ſchwebt über uns im goldenen Dufte das Geheimniß! Wer wird zuerſt mit aufwärts ſchauendem, begeiſtertem Auge einen der ſchlanken zierlichen Geiſter erfaſſen, die in der ſchimmernden Atmoſphäre oben tanzen und jubiliren? Seht, wie ſie neckiſch auf- und abfahren, ſtets flüchtig enteilend, wenn der Gedanke ſie eben zu faſſen meinte. Das ſind die Geiſter des Scherzes, der glücklichen Einfälle, die über jeder gutbeſetzten Tafel ihr tändelndes Spiel treiben. Auf, Ihr Goldmacher! wer zwingt zuerſt die ſüßen kleinen Gottheiten in die Retorte hinab; doch nein, nicht gezwungen wollen ſie ſein, freiwillig kommen ſie und ſenken die zierlichen kryſtallenen Glieder in die ſchäumende Weinflut, ſingend auf- und niederfahrend im goldenen Element. Laßt ſie wieder entflattern, wenn ſie wollen: haltet ſie nicht, ſeid zufrieden, daß der Trank, der alltägliche Trank in Euerm Becher, durch ihre Berührung jetzt in Gold verwandelt iſt: ſchlürft ihn herab und gebt uns dann gleich die neugeprägten Gedanken, die echten herrlichen Witze friſch aus

der Werkstatt. Ihr Andern, die noch nicht das Geheimniß fanden, macht das Wechslergeschäft, bringt das neue Gold in Umlauf, tauscht die großen Münzen in kleine um und versorgt die äußersten Enden der Tafel geschickt mit Erwerb und Wohlstand. Seht, seht wie jetzt bald das ganze Land in Wohlhäbigkeit blüht; gleichwie jeder Bauer sein Huhn im Topfe hat, so hat jetzt jeder Gast, auch der ärmste und stillste, auf seinem Teller einen guten Einfall. Immer häufiger senken sich die zarten neckischen Geister von oben herab, immer zärtlicher schauen sie in die begehrlichen weinglänzenden Augen der fröhlichen Trinker, zu ganzen Scharen stürzen sie in die kühlen goldnen Badewannen, und bald ist Keiner mehr im Kreise, dem nicht in innerster gedrungener Lebensfülle, in überschwänglicher Lust das Geheimniß aufgegangen ist, der nicht das stille Fest der Vermählung mit der erwählten süßen Braut begangen hat. Ja, Freunde, wir sind alle Goldmacher, erkennt unsern großen Beruf, doch laßt uns zugleich streng das Geheimniß bewahren; der geistreiche freie Lebensgenuß, das echte lautre Gold der Freude ist nur für die Auserwählten geschaffen, die taube, dumpfe Menge muß ewig im Finstern tappen.

Nein, rief der Ritter Blinding, wir in unſern königlichen Gnaden ſind nicht ganz Euerer Meinung, verehrlicher Goldmachermeiſter. Unſere holdſelige Vermählung mit der Prinzeſſin Gold iſt mit Recht eine denkwürdige Angelegenheit des ganzen Landes zu nennen. Ich ſtelle mir vor, wie viele meiner geliebten Unterthanen, die in ihren entfernten Wohnplätzen von dem großen Ereigniß haben ſprechen hören, nicht wenig Begierde zeigen werden, ihre neue Herrſcherin kennen zu lernen. Da dieſes von Angeſicht zu Angeſicht nicht leicht möglich iſt, ſo beſchließen wir huldvoll, genannten Unterthanen eine genügende Anzahl Portraits zu überſchicken. Auf dieſe Weiſe, meine Freunde, laßt uns denn nun auch die Nichtwiſſenden in unſer Geheimniß einweihen.

Er nahm bei dieſen Worten ſein graues Hütlein vom Haupte, warf eine Handvoll Goldſtücke hinein, unter Scherz und Gelächter ging das Hütlein weiter im Kreiſe, und als es jetzt zum Sänger Leonhard gelangte, rief er: So will ich denn dieſe koſtbare Portraitſammlung mit einigen ſeltnen Cabinetsſtücken aus alter Schule vermehren. Ja, Glück und Freude den Armen und Unglücklichen! Er löſte von ſeiner goldenen Kette ein paar große

gewichtige Münzen ab und warf sie klingend in den Hut.

Recht so, rief der Ritter, Ihr zeigt Euch als tüchtigen Goldmacher, dem es auf ein paar Loth mehr oder weniger im Gewichte nicht ankommt. Habt meinen Dank, lieber Meister!

Scherz und Freude erreichten die höchste Spitze. Nun singt das Lied der Goldmacher! riefen mehre Stimmen, und Meister Leonhard ergriff die Zither, die an seinem Stuhle lehnte, und sang mit wohllautender Stimme folgende Strophen:

Tief in der Nacht geheimnißvoll
In dunkler Höhlen Raum
Wächst durch gespaltet Steingeklüft
Ein lebenvoller Baum.

Wo ist des Baumes Wurzelschaft,
Dem blühend er entsteigt?
Wer nennt mir die geheime Kraft,
Die tausendfach sich zweigt?

Ist, wie in des Gehirnes Raum,
Ein goldner Traum entblüht,
So dies der alten Erde Traum,
Drin frühe Jugend sprüht?

Ist's der Titanen wildes Blut,
Vergossen einst im Streit?
Die Spur von Götterübermuth
Vernichtet keine Zeit.

Wie, oder treibt des Frühlings Gruß,
Der Blumen bringt dem Thal,
Dort in der Felsenkammer Schluß
Den hellen Goldesstrahl?

Vergebens forscht der Seherblick,
Die dunkle Tiefe schweigt,
Des Baumes räthselhaft Geschick
Ist Dir im Bild gezeigt.

So wuchern unter Steingeklüft
Die Adern goldner Lust;
Vergebens, daß Du um Dich greifst,
Greif' in die eigne Brust.

Ja, ja, rief der Ritter Blinding, ein Thor ist, wer das Köstliche und Süße in der Ferne sucht, es liegt uns Allen nahe. Gebt dem Sänger diesen Becher unseres schönsten Metalles, ihm sei es zuerst geweiht! Gott segne des trefflichen Mannes Eintritt in unsere Gemeinschaft, es wäre ewig Schade gewesen, wenn so kostbare Talente sich im Alltagsdienste des staubigen Lebens abgenützt hätten. Es lebe der Meister Leonhard, der Sänger!

Alle stimmten fröhlich in diesen Trinkspruch ein, zugleich ertönten liebliche Flötentöne unter den Fenstern dem Neuaufgenommenen zu Ehren.

Der Fremde, der aus seiner Ecke heraus ein aufmerksamer Zeuge der Tafelfreuden und Gespräche gewesen war, benutzte jetzt den Augenblick, in dem

mehre Gäste sich erhoben, um in der Stille das Zimmer und das Haus zu verlassen. Draußen lag die Nacht über die Gegend gebreitet, mild leuchtete der Halbmond herab, sich in den Wellen des Flusses spiegelnd. Die Ufer unten und noch ein Theil der Wiese war mit unruhigen Gruppen gefüllt, die sich zur Abfahrt anschickten. Eine schöne Gondel, höher als die andern Fahrzeuge im Preise, lag noch wartend da; der Fremde miethete sie für sich, um noch vor Mitternacht die Stadt Mainz zu erreichen. Wie die Ruderer eben abstoßen wollten, zeigten sich am Gestade zwei ängstlich suchende Frauen, von einer Dienerin begleitet; sie wünschten einen Platz zu erlangen, doch die überfüllten Böte wiesen sie überall zurück; der Fremde wurde ihrer nicht so bald gewahr, als er ihnen die Gondel anbot. Das Anerbieten wurde nach kurzem Zögern angenommen, und es traten, von den Ruderknechten geleitet, eine ältliche Frau und ein blühendes junges Mädchen in den innern von bunten Lampen erhellten Raum. Wie angenehm überrascht war der Fremde, als er in dem jungen Fräulein die Prinzessin Gold erblickte. Sie schien ihm hier in ihrer einfachen Tracht fast noch blühender und schöner; das goldene Haar, dessen

köſtliche Fülle erſt jetzt recht ſichtbar war, umſchloß in vollen Flechten das zarte jungfräuliche Antlitz, dieſes hob ſich auf das ſchönſte von dem dunkeln Hintergrunde der bewegten Wellen ab. Schwankend, wie die Bewegung des Bootes es mit ſich brachte, wiegte ſich die holde Erſcheinung; es war dem fremden Manne, als ſei nicht der dicke Ritter Blinding, ſondern er der Glückliche, der die wunderbare Prinzeſſin Gold, des Erdkönigs Lieblingstöchterlein, in geheimer dunkler Kammer bei ſich verſchloſſen halte als ſeine ſüße Braut. Er theilte der Matrone ſeine Entdeckung in Betreff des Schauſpiels mit, und erfuhr von dieſer, daß er ſich nicht getäuſcht habe; im Geſpräch, das jetzt angeknüpft war, zeigte es ſich, daß die ſchöne Lisbertha die Tochter eines Goldſchmieds war; der Vater, ſchon ſeit Jahren todt, hatte nur ein geringes Erbtheil ſeiner Witwe hinterlaſſen, von dem ſie in beſchränkter Lage dennoch zufrieden und glücklich lebte. Der Ruf der Schönheit, in dem die ſchöne Goldſchmiedstochter ſtand, hatte ihr die heutige Ehre zugezogen, die andern Frauen beim Feſte waren ihre Geſpielinnen. Zu ſchnell für die ſchon beginnende vertraulichere Mittheilung war die Stadt und das Haus der Witwe erreicht. Der

Fremde, nachdem er die Frauen bis an ihre Thür geleitet, nahm Abschied und erhielt die Erlaubniß, sie noch einmal vor seiner Abreise besuchen zu dürfen.

Auf einem abgelegenen Platze im Garten vor der Stadt fanden sich zwei Männer zusammen, die sich gegenseitig Vieles zu berichten hatten. Es war der Meister Leonhard und jener Fremde, in dem wir den Goldschmiedemeister Tobias Rosen aus Dresden wiederfinden. Nicht aufhören konnte der Sänger, sich über das Aussehen seines Freundes zu verwundern. Wie, rief er, indem er jetzt vor ihm stehend seine Hand ergriff, wie ist's nur möglich, liebster Meister, daß ich Euch überhaupt nur erkannt habe? Als ich Euch verließ, standet Ihr im vollen Reichthum Euerer jugendlichen Kraft, und jetzt, in der That ich täusche mich nicht, färben graue Haare Euern Scheitel; sind denn wirklich nur zehn Jahre über unsern Häuptern dahingegangen?

Zehn Jahre, erwiderte Tobias mit bitterm Lächeln, sind Zeit genug, um den Giftbecher des Lebens zu leeren. Freund, hast Du nie gehört, daß eine einzige Stunde hinreicht, um einen braunen Scheitel in einen grauen zu verwandeln? Nur zu sehr hast Du die Wahrheit ausgesprochen an

jenem Abend; ich bin der Elende, den Du bezeichnetest, der, auf Haufen Goldes ruhend, nahe daran ist zu verschmachten, der, im Besitz alles Dessen, was das Leben köstlich macht, den ärmsten Bettler beneidet. Doch höre jetzt meine Geschichte.

Meine Flucht aus Dresden mit jener Arabella hast Du schon vom Arzte Hubert, unserm beiderseitigen liebevollen Freunde, umständlich erfahren; begleite mich jetzt auf dem kecken Ausfluge, den ich im Besitz von Seton's Schätzen in die weite Welt unternahm. Unser Weg führte uns zuerst weit weg von dem Lande, aus dem ich selbst durch Verbrechen mich auf immer gebannt hatte; in Rom, wo Arabella, mit ihrem wahren Namen Beatrice,, Verwandte fand, blieben wir einige Zeit. Hier verband uns das heilige Sacrament der Ehe, und am Abend jenes Tages reichte sie mir die Flasche mit der geheimnißvollen Tinctur. Meine Begier, die ersten Versuche zu machen, war so groß, daß ich die Nacht, trotz Arabellens liebkosenden Bitten, mich in das schon bereit gehaltene Gewölbe einschloß und bis an den frühen Morgen die Zeit mit Experimenten zubrachte. O Freund, welche nie geahnte Seligkeit durchdrang jeden

meiner Pulsſchläge, als nun zum erſtenmal unter meinen Händen aus der Umhüllung von tauben Schlacken, in ſeltſam treibender brauſender Kraft ſich öffnend, das blinkende goldene Auge mich anlächelte! Noch immer zögernd und fürchtend, die himmliſche Erſcheinung möchte wieder in Nacht verſchwinden, wage ich es kaum, das neugeborene Metall der ſcharfen prüfenden Feile anzuvertrauen, es auf die Scheibe des Steines zu bringen; jetzt, da es geſchieht und es ſich als echt bewährt, bringe ich es an meine Lippen und erwärme das ſtarre Kind mit den heißeſten Küſſen. Ich hatte mir ſelber einen heiligen Eid gethan, das erſte Gebild, welches ich aus dem ſelbſtgewonnenen Metalle wollte formen laſſen, ſollte das der gebenedeiten Mutter Gottes mit dem Kinde ſein, hierdurch glaubte ich verblendeter Thor meine Schuld zu ſühnen. Das Bild wurde in Arbeit genommen; doch nennt es Zufall, nennt es Strafe des Himmels, vergeblich mühte ſich einer der geſchickteſten Meiſter Roms, es trefflich auszuführen, immer wieder mißlang der Guß, und das Werk, welches er endlich vollendete, erfüllte weder meine, noch ſeine eignen Wünſche und Erwartungen. Das Gold der Hölle ſollte zu keinem heiligen Zwecke dienen! Ein präch-

tiger Halsſchmuck, den ich der ſchönen Lucretia, der Tochter eines meiner römiſchen Freunde, ſchenkte, gelang beſſer; doch hier zeigten ſich auch zum erſtenmal die dämoniſchen Kräfte wirkſam. Arabellens Eiferſucht, ſchon lange heimlich rege, brach in vollen Flammen aus, ſie warf mir Undank vor, und ich erkannte jetzt, in welche Feſſeln ſchmachvoller Abhängigkeit ich mich begeben; das Band der Sinnenglut, das mich bis jetzt an der Seite des ſchönen Weibes feſtgehalten, zerriß; nur die Treue, die ſie mir bewahrt, die Anhänglichkeit, die ſie mir bewieſen, gebot mir Achtung; doch auch dieſe Stütze meines Glückes ſollte zuſammenbrechen. Ich vergaß Euch zu erzählen, Freund, daß jener Bertram, den wir aus Dresden mitnahmen, Seton's Sohn, Arabellens Stiefſohn, jetzt von einem ſchwächlichen Knaben zu einem ſchönen Jüngling herangereift war. Ich nenne ihn ſchön; doch es war jene unheimliche düſtere Schönheit, die, indem ſie einerſeits unſer Intereſſe mächtig an ſich zieht, andrerſeits jede auch nur leiſe Annäherung des Vertrauens und der Liebe kalt von ſich ſtößt. In einem bleichen, regelmäßig geformten Geſichte brannten zwei dunkelleuchtende Sterne, der Stempel finſtrer Verſchloſſenheit war der hohen Stirn aufgedrückt und

um den schöngeformten Mund zuckte die kalte Miene des Stolzes. Er hatte mir immer die Ergebenheit gezeigt, die er dem Retter seines Vaters schuldig zu sein glaubte, in Stunden des innigern Gesprächs nannte er mich seinen Freund, seinen Retter, und soll ich's gestehn, trotz jener abschreckenden Anzeichen seines Gesichtes hing ich mit vollem Vertrauen an seinen Worten. Ach, ich war ja noch nicht getäuscht worden, noch hatte ich keinen Zug aus dem bittern Kelch gethan, den ich später bis auf die Neige ausleeren mußte. Es war mir ein Bedürfniß, zu lieben, und ich liebte den schönen Jüngling, den ich an meiner Seite hatte aufwachsen sehn. Zugleich beschwichtigte ich mit dieser Neigung mein mahnendes Gewissen: Du willst für ihn Schätze sammeln, rief ich bei mir; ihn, an dessen Ferse sich noch kein Fluch geheftet hat, dessen Locken die üppige Fülle der Jugend schmückt, ihn willst du reich und glücklich machen. Diese Gedanken begleiteten mich, wenn ich in meine stille Gruft hinabstieg zur nächtlichen Arbeit, sie hielten mich aufrecht, wenn in fürchterlichen einsamen Stunden mir der Gott, dem ich jetzt diente, sein eigentliches Antlitz zeigte. Wie oft kamen mir jetzt jene Worte in den Sinn, die Ihr, Meister Leonhard,

einſt ſprach von der nächtlichen Tiefe der Begier, die in der Menſchenbruſt ſchlummert und die Niemand ungeſtraft weckt; jetzt ſah ich mich ſelbſt in dem Bilde, vor dem ich damals ſchaudernd zurückbebte, und dennoch war meine Kraft zu ſchwach, um mich loszureißen. Wem der gütige Himmel das Geſchenk der Liebe rein im Buſen bewahren will, den ſtellt er nicht hoch, eine ſüße Abhängigkeit ſchlägt ihre Bande um ſein Herz, und das Bedürfniß ſchließt ihn feſt an die Menſchen; anders iſt es mit den Gewaltigen dieſer Erde, ſie lernen frühe die Sklaven ihrer Laune haſſen, ein käuflich Geſchlecht ſehen ſie zu ihren Füßen, das ſich willig jeder Schandthat bequemt, ſowie es ohne Willen der Tugend dient. Auch mir wurden dieſe bittern Betrachtungen, früher mir ſo fremd, jetzt einheimiſch in der Seele. Ängſtlich prüfte ich ein Herz, das ſich mir näherte, ich fürchtete es als unechtes Gold zu erkennen, und wie oft fand ich meine Furcht gegründet. Nur Bertram's Treue hielt ich mir zugeſichert, doch ich ſollte von dieſer Seite her auf das empfindlichſte gezüchtigt werden.

Der Sprechende hielt inne, das ganze Gewicht ſeines Elends ſchien ihn zu übermannen, er ſenkte

sein Haupt und verbarg es in der Hand. Die Tröstungen seines Freundes vermochten ihn, in seiner Erzählung weiter fortzufahren.

Ein mir treuergebner alter Diener hatte mir schon lange von geheimen Zusammenkünften Nachricht gegeben, die Arabella, wenn sie mich in der Werkstatt arbeitend glaubte, veranstaltete; ich gab seinen Zuflüsterungen kein Gehör. Endlich zündete auch hier der Funke des Argwohns, und in einer finstern Nacht schlich ich verkappt durch die Gänge meines eignen Palastes dem Schlafgemach meines Weibes zu. Man erwartete mich sicherlich nicht: ich fand die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln versäumt, eine schlafende Zofe war die einzige Wache, die die Treulosen dem Verräther entgegensetzten. Mit klopfendem Herzen öffnete ich die Thüren und stand endlich mitten in der dämmernden Nacht des Schlafgemachs. O Freund, was mußte mein Auge erblicken: ein köstliches Mahl stand bereitet, Arabella und Bertram hatten sich daran gelagert, die Ehrvergessenen fuhren entsetzt von den schwelgerischen Polstern auf, als sie meine drohende Gestalt hinter den hohen silbernen Credenzgefäßen des Tisches erblickten. Ich glaubte sie reuig zu meinen Füßen sinken zu sehen; doch dieser Moment war

dazu geschaffen, mir die ganze fluchwürdige Tücke Derer zu enthüllen, die ich bis jetzt mit Liebe und Vertrauen umschlossen. Auf meinen Blick des zornigen Vorwurfs erhob sich Arabella zuerst. Treuloser, rief sie, Du wagst es mich anzuklagen? Du, den ich aus der Niedrigkeit emporhob, und der, die mir geschworne Treue schändlich brechend, mich jedem augenblicklichen Gelüste aufopferte. Dein unnatürlicher Durst nach Gold, Ungeheuer, entfernt Dich schon auf ewig aus meinen Armen! Hinab wieder in Deine kalte Gruft! Was willst Du unter Menschen, fort aus dem Gebiete des Lebens, dem Du nicht mehr angehörst! Dieser Vorwurf traf mein Innerstes, er erschütterte mich tief. Arabella, rief ich mit gebrochenem Herzen, und Du, Bertram, hört mich, ihr Treulosen! Wenn ich den finstern Mächten anheimgefallen, wenn mein Auge von dem goldnen Lichte des Tages Abschied genommen, für wen geschah dieses? für wen arbeite ich dort in der Tiefe und sammle Schätze? Schütte ich sie nicht freigebig in Euern Schooß? verzehrt mich nicht die Mühe, um daß Euch die goldne Frucht erquicke? Ha, Ihr Undankbaren, und das ist mein Lohn!

Ich hielt mich schwankend an die Stützen des

Tiſches, faſt drohte ich meinem Schmerze zu erliegen: da trat jener freche Bube auf mich zu, ſeine ſchönen Züge waren verzerrt, ſein Antlitz das eines Mörders, der auf Raub ausgeht, er faßte mich krampfhaft, und ſeine dunkeln Augen blitzten mich an. Wo iſt mein Erbe? rief er mit entſetzlicher Stimme, gib es heraus, Elender! Die Stunde iſt gekommen, wo wir fürchterliche Abrechnung miteinander ſchließen müſſen. Ich ſah ihn ſtarr und gelaſſen an. Mein Erbe! rief er drohender; jene Tinctur, die Du durch Heuchlerkünſte dem ſterbenden Vater abzulocken gewußt, und die mir, mir allein gehört. Liefre ſie aus in unſre Hände, und dann ziehe frei Deines Weges! Dieſe Worte waren kaum geſprochen, als ich meine volle Kraft wiederkehren fühlte; die Fülle des Zorns übergoß mein Antlitz, und ich war nahe daran augenblickliche blutige Rache zu nehmen. Die Elenden waren darauf gefaßt, der Ruf Bertram's brachte mehr Diener herbei, ſie ergriffen mich, vergeblich war mein Widerſtand, in meinem eignen Hauſe, von meinen eignen Knechten gefeſſelt und auf Befehl Deſſen, den ich als Freund geliebt, wurde ich fortgeführt. O entſetzenvolle Nacht!

Ihr habt Bitteres erduldet, rief Leonhard, in-

dem er die Hand des Leidenden faßte. Wie kann doch so viel Verrath und Schändlichkeit in dem Busen des Menschen beisammen wohnen! Sagt, was geschah nun jenen Elenden?

Laßt mich von den fürchterlichen Tagen schweigen, setzte Tobias seine Rede fort, wo ich in meinem eignen Hause als Gefangener lebte. Zum Glück hatte jener alte treue Diener, von meinem Schicksal die Vorahnung hegend, Mittel gefunden, den Schatz in Sicherheit zu bringen; er ruhete nicht eher, als bis es ihm gelungen, auch mir die Freiheit zu verschaffen, gerade in einem Zeitpunkt, wo ich den Gerichten auf Anklage jener Schändlichen ausgeliefert werden sollte. So entfloh ich denn in einer Nacht einsam und hülflos; doch ich hatte in den Händen, was mich wieder reich und angesehn bei dem treulosen Geschlechte der Menschen machen konnte. Doch, Freund, konnte ich mich des geretteten Schatzes freuen? war er es nicht, der mir jene bittern Erfahrungen zugezogen? Ich war nur zufrieden, daß er keine Beute meiner Verderber geworden. Ich durchzog jetzt wieder frei die Welt. Europa war mir zuwider geworden; mich trieb es, fremde Welttheile zu sehen, ich wollte die glücklichen Gegenden besuchen, in denen

der Mensch, ein freier Sohn der Natur, in völliger Abgeschiedenheit und Einfachheit paradiesische Tage verlebt. So wanderte ich zu der Wiege der Menschheit, nach Asien, hinüber, und auf den merkwürdigen weltkundigen Gebirgen, von deren Scheiteln der Strom der Weltgeschichte sich vor sechstausend Jahren brausend ergoß, wanderte jetzt mein einsamer Fuß. Glücklich war ich in den Wüsten; doch wo ich menschliche Wohnsitze betrat, da erwachten auch wieder die alten Geister der Verachtung, des wilden Übermuths in mir. Überall schlossen sich unter der lockenden Larve von Liebe und Freundschaft Habgier, Heuchelei und Verrath mir an. Wozu, Freund Leonhard, das ganze trübe Gemälde vor Deinen Augen entrollen? Du siehst, daß mich das Heimweh doch wieder nach Europa gebracht; ich habe jetzt die Welt kennen gelernt, nach deren Anblick mich dürstete. Ach, Frieden und Ruhe finde ich nur bei ihr, an dem Busen meiner Marie; zu ihren Füßen will ich wallfahren, durch blutige Thränen meine Schuld abbüßen, und nimmt sie den Reuigen auf, dann lächelt mir auch wol wieder der Himmel. Vorher jedoch will ich den Schatz der Dämonen von mir thun. Mir, dem Schuldigen, hat er Fluch ge-

bracht, doch in den Händen der Unschuld und Jungfräulichkeit muß er auch wider Willen Segen schaffen. Gestern, mein geliebter Freund, hab' ich ein Mädchen kennen gelernt, ein süßes Kind voll Schönheit und Anmuth, einen Engel der Erde, wie er nie reiner aus den Händen des Schöpfers hervorging, ihm will ich mein Gut dahingeben und dann an der Seite Mariens den Unterhalt meines Lebens wie früher kümmerlich gewinnen, doch mit dem wiedergewonnenen Glück und dem Frieden im Herzen.

Übereilt Euch nicht, Meister Tobias, rief Leonhard, als jener seine Erzählung beschlossen hatte; werft nicht muthwillig von Euch, was Ihr so sauer erkämpft. Hab ich Euch jemals als ein wahrer Freund gegolten, so hört auf meinen Rath.

Tobias schüttelte das Haupt, Thränen befeuchteten sein Auge. Ich habe genug gelebt, rief er; ich bin müde, das Tageslicht zu schauen. Was sollen mir Reichthum und Glanz? Soll ich Euch gestehen, jene Stunden, in denen ich Euch fröhlich beim Festtisch erblickte, haben mir den Dolch vollends ins Herz gestoßen. Diese Herrlichkeit ist für mich auf immer dahin! So laßt

mich denn nun auch aus der Gemeinschaft der Lebenden hinaustreten.

Ihr erschreckt mich, Meister, rief Leonhard, und schloß den Freund in die Arme; bedenkt, daß Ihr noch ein schönes Lebensziel vor Euch seht.

Den Tod sehe ich vor mir, entgegnete Tobias mit dumpfer Stimme, und will mich der Himmel beglücken, so schenkt er mir den Tod in den Armen meiner Marie.

Er erhob sich und trat in den Schatten der dunkeln Lindenbäume, Leonhard folgte ihm. Die offene Thür des Gartens ließ die Gruppen fröhlicher Spaziergänger sehen, die, aus der Kirche kommend, in Gespräch und Scherz den frühlingshellen Weg hinabwandelten. Noch tönte die ernste Glocke der Kathedrale ihre feierlichen Klänge durch die klaren Lüfte. Die hinschauenden Männer erblickten jetzt Lisbertha's holde Gestalt, wie sie neben ihrer Mutter am Gartenthor vorbeiging. Dieses süße Bild vermochte den Trübsinn beider Freunde zu zerstreuen; Meister Leonhard's Augen glänzten, und Tobias, indem er auf die Enteilende hinwies, rief leise: Dieses ist der Engel, den ich auserwählt; sie lebt mit ihrer Mutter in Armuth, auch der Geliebte, dem sie schon versprochen, ist nicht reich,

so hat sie im vertraulichen Gespräch es mir gestern selbst gestanden. Wohlan, sie soll über ihr Geschick einen goldnen Morgen anbrechen sehen. Das verführerische Metall, das sie im Bilde dargestellt, es sehnt sich, als gehorsamer Sklave, zu ihren Füßen seine Dienste anzubieten. Kennst Du sie, diese Prinzessin Gold, Freund Leonhard?

Ob ich sie kenne, rief der Sänger fast unwillig: hab ich doch für sie, zu ihrer Verherrlichung das ganze wunderliche Spiel gestern gedichtet.

So nennt mir auch den Glücklichen, rief Tobias rasch, der diese Perle, dieses Kleinod heimführen soll.

Schaut mir in die Augen, entgegnete der Sänger, und Ihr werdet keine Frage weiter nöthig finden. Wie, Ihr selbst? rief der Freund, und schloß den Glücklichen in seine Arme. O, so ist auch mir geholfen, ich darf dann meinen Schatz in Eure Hände niederlegen. Ihr nehmt ihn, nicht wahr, als Vermächtniß eines Unglücklichen, der Euch einst theuer war?

Der Sänger zeigte sich auf das innigste gerührt. Tobias, rief er, Euer Herz ist rein und gesund geblieben, es fühlt lebendig und warm wie früher. Ja, Ihr seid der Alte; doch weil die

Dämonen an Euch keine Macht haben, so behaltet jetzt selbst Euern Schatz. Fangt ein neues freudiges Leben an, noch ist der Entschluß in Eure Gewalt gegeben! — Kommt, laßt uns zusammen Marien aufsuchen; ich lasse Euch nicht, bis ich Euch wieder froh und glücklich sehe.

Ihr lehnt meine Gabe ab, nahm nach einer Pause Tobias das Wort; Ihr wollt Euch frei und ohne Schuld erhalten: nur mich, nur mich soll das volle Gewicht des Elends zu Boden drücken! Er sank auf die Ruhebank nieder, seine Thränen flossen, und in dem bleichen Antlitz kämpften Schmerz und Verzweiflung. Vergebens tröstete der Sänger mit den zärtlichsten Worten, er mußte den Freund seinem Trübsinn überlassen. Den andern Morgen hatte er die Stadt verlassen, Leonhard und Lisbertha erfuhren nicht, wohin er sich gewendet.

In dem Garten der reichen Witwe zu Dresden saß der Arzt Hubert allein in der Laube, die, ihres Schmuckes durch die letzten rauhen Tage des Herbstes beraubt, ein passendes Bild darbot zu dem Gemüthszustand Dessen, der in ihr Platz genommen. Die sonst aufgerichtete Gestalt des Mannes hatten Jahre und Sorgen gebeugt, die Züge seines wohlwollenden

Antlitzes, noch immer ſanft und freundlich, trugen doch Spuren tiefen Kummers. Aus den Gedanken und Bildern, in die er verſunken, ſchreckte ihn jetzt das Geläute der Sterbeglocke aus der nachbarlichen Kirche. Langſam erhob er ſich, und dem Eingang des Gartens zuſchreitend, empfingen ihn ſchwarzgekleidete Männer in ihrer Mitte, und auf die Gaſſe hinaustretend, ſah man ſie ſich dem Zuge anſchließen, der eben mit Geſang und geweihten Kerzen einen Todten zur Ruheſtätte brachte.

Vor dem Thore angelangt, zeigte ſich ein Wanderer, der des Weges kam und der beim Anblick des Zuges ſtehen blieb; er trat auf Hubert zu, indem er fragte, wen man hinaustrüge. Der Arzt erwiderte: Die Witwe eines Goldſchmiedemeiſters aus dieſer Stadt, Marie Roſen mit Namen. Der Wanderer wich ſtill zur Seite, und der Zug ging ſeine Straße weiter.

Der Mond leuchtete durch zerriſſene Wolken, die Bäume des Kirchhofs warfen ihre wankenden Schatten über die zahlloſen Leichenſteine und Gebilde; da ſchlich ſich noch ſpät ein einſamer Waller die Furchen zwiſchen den kühlen Ruhebetten entlang, bis er ein friſch aufgeworfenes Grab fand, auf dem er niederſank. Der Mond beleuchtete ſein bis zum

Tode entstelltes Antlitz; noch einmal richtete sich der Unglückliche auf, der dunkle Mantel hob sich im Winde, raschelnd wand sich das dürre Laub unter seinen Füßen, und in den Busen greifend, rief er mit hohler Stimme: Nimm Dein Geschenk zurück, Seton! Fluch über Deine Asche! — In dem Moment blitzte im Strahl des Mondes eine Krystallphiole und zerbrach klirrend auf der hellen Fläche des nächsten Steines; gleich dunklem Herzblute floß die purpurne Spur und verlor sich unter den Marmor. Heftiger rauschten die Gipfel zusammen, es war, als tönte eine menschliche Stimme klagend über die Gräber dahin.

Als der Arzt Hubert das Grab am frühen Morgen besuchte, fand er die Leiche des Wandrers auf dem Rasen desselben. Wie ward ihm, als er, näher hinschauend, seinen unglücklichen Freund erkannte. Er bewahrte sein Geheimniß, nur sorgte er, daß der Arme seinen Platz neben seinem Weibe erhielt.

Die Gebrüder Breughel.

In dem großen prachtvollen Saale des reichen Handelsherrn Hubert in Antwerpen schien das Morgenlicht durch die hohen Fensterbogen und beleuchtete eine Anzahl Gemälde, die an den Wänden aufgestellt waren. Der dienstthuende Page lag in einem Lehnsessel und war eingeschlummert. Nach einer Weile hörte man durch die tiefe Stille leise, zögernde Schritte sich nähern; eine kleine Gestalt in dunkeln Mantel gehüllt schlich sich hinein, blickte im Saale umher und trat dann so vorsichtig wie möglich dicht vor den Stuhl des schlafenden Knaben. Er stellte ein kleines eingehülltes Bild auf den Boden, um sich freier bewegen zu können und den günstigsten Standpunkt auszusuchen; endlich brach er in die Worte aus: Peter Koek, hast du wol in deinem Leben einen schönern Burschen gesehen? Was würde Adrian van Bolen, dein alter

Lehrer, sagen, stände er an deiner Stelle! Wie bequem, weich, anmuthig und doch ausgelassen leichtfertig der Bube daliegt, in den sandgelben genuesischen Sammet gekleidet von Kopf bis zu Fuß, an der Brust den Strauß blutrother dunkler Nelken! Welche entzückende Zusammenstellung — sandgelb — dunkelroth! in der That, keine süßere Farbenehe konnte geschlossen werden, und das Licht von oben gießt seinen priesterlichen Segen recht mit voller Andacht aus über die verliebten Kinder Sandgelb und Dunkelroth. O ich möchte den Burschen küssen für diesen herrlichen Gedanken; doch er weiß wol selbst am wenigsten davon. Solch junges Blut greift rücksichtslos nach allem Bunten, und so hat er wol heute die Nelken zusammengerafft, unbewußt, daß sie sich schon lange nach ihm sehnten: er hätte Grün, Hellroth oder gar das kalte, jämmerliche, engherzige Blau ebenso begierig gewählt. Still, er bewegt sich — er wacht auf — doch nein! nur das Haupt neigt er auf die andere Seite. O das kommt wie bestellt! Da sinkt die volle Wange dicht an den rothen Nelkenstrauß, roth an roth, und doch welch ein verschiedenes Roth, wie gerne möchte die leidenschaftliche Blume mit der vollblütigen Wange rechten, doch muß sie dem

ſeelenvollern Roth den Preis ſehen laſſen, dagegen fangt ſie mit den geöffneten rothen Lippen den Kampf an, und da wird ihre Streitſucht am härteſten beſtraft. Wer nur den Kopf ſo ganz abgerundet auf die Tafel bringen könnte! — Weiche Schatten fließen zuſammen und wölben die Wange, die langen ſchwarzen Wimpern tauchen ſich in bräunlich bläuliche Scheine, und aus dieſen ſteigt wie ein reiner Bogen überraſchend die milchweiße Stirn; eilig über den Glanz werfen ſich die ſchwarzen, vollen, ſchweren Locken nieder, doch ihre Macht wird gebrochen, und ſie ſtürzen in Fülle auf die Schulter nieder. Auch ſie ſuchen den gelben Sammet, um ihr dunkles, wildes Leben an der ſanften, leidenſchaftloſen Farbe zu kühlen; mögen ſie's doch! Alles an dieſem lieben Bilde iſt Harmonie, ſelbſt die hellrothen glänzenden Polſter des Seſſels, der Teppich des Fußbodens und die gewirkte reiche Tapete an der Wand. — Geſchwind, Peter Koek, Pergament und Stift, dir wird es gelingen, dir allein, den Burſchen, ſowie er ſich dir da zeigt, aufs Papier zu bringen; er kann dann zu einem Adonis oder Pluto, was weiß ich, kurz zu irgend einem verliebten Prinzen des blinden Heidenthums das Contrefei abgeben.

Doch halt, ehe ich anfange, will ich ihm doch die Beine etwas näher zusammenschieben.

Bei diesem Versuche, den der Alte in seinem Enthusiasmus sogleich umständlich ins Werk richtete, erwachte sein Model, sprang auf, und da er Niemanden vor sich sah als den alten Meister, sank er zurück in den Stuhl, rieb sich die Augen, und einen finstern Blick auf jenen richtend, rief er: Seid Ihr schon lange da? setzt Eure Arbeit nur auf die leere Staffelei dort. Peter Koek gehorchte, und indem er sich mit seinem mitgebrachten Bilde zu schaffen machte, rief der Page: Es ist wol wieder eine rechte Sudelei? ein Ding, in dem kein Sinn und Menschenverstand ist? —

Der Menschenverstand, gnädiger junger Herr, entgegnete der Alte, reicht nicht weit, und wir Maler können ihn gar nicht brauchen. — Da haben wir es, höhnte der Jüngling. — Könnt Ihr mir zum Beispiel, fuhr Jener fort, mit all Euerm Verstand erklären, ich meine so recht haarscharf und sonnenklar erklären, was Farbe ist? wo sie herkommt, und welches ihr eigenthümlichstes Wesen? Ihr wißt es nicht zu sagen, und werdet es auch nie wissen. Begegnet Euch ein hübsches

Mädchen, Ihr wechselt Blicke mit ihr, Euch schießt das Blut in die Wangen, — ja, wo bekommt Ihr die hübsche Farbe her, die der Liebesblick so anmuthig hervorlockt? Ihr könnt da wol plump und völlig abgedroschen antworten: Narr, es ist das Blut! — ja, Narr, aber was ist das Blut, und weshalb hast Du rothes Blut, und warum liebkoset dieser dunkle Schatten unser Auge, wenn wir ihn auf der Wange der Dirne erblicken, und der blasse oder gar gelbe Schein thut uns wehe? Da seht Ihr es, wir kommen nicht von der Stelle.

Geschwätz, entgegnete der Page, sage mir: warum deine Kameraden heute nicht erscheinen? Soll denn unser Einer immer im leeren Saal Wache halten? Herr Hubert wird Euch noch seine Gunst entziehen, wenn Ihr so träge und nachlässig seid, und wird sein Haus zuschließen.

Ich weiß nicht, wo sie bleiben, entgegnete der Alte. Lieber Sohn, das schwärmt in der Irre umher. Wie die Bienen nach Honig gehen, so zieht der Maler durch die lebende bunte Schöpfung und kehret erst spät in die dunkeln engen Behälter zurück, die wir Häuser und Paläste nennen. Seht, da steht nun das Meisterstück! Hier in der Ecke besehen, nimmt es sich lange nicht in

seinem vollen Glanze aus, es sollte näher am Fenster stehen, wo Ihr die einfältige große Landschaft von dem Meister Teniers, dem Affen, hingeschoben habt. Wie Ihr immer weise und hochmüthig seid, rief der Page; Meister Teniers ist ein vornehmer Mann, der nur zu seinem Vergnügen den Pinsel in die Hand nimmt, und der von Fürsten und Herren Gnadenketten und Orden aufzuweisen hat.

Und dennoch, seufzte Koek, bestiehlt er uns um unsere liebe Armuth, und läßt sich herab, heute Rubens, morgen Jordaens, übermorgen Poelenburg zu sein. So jung wie er ist, kann er auf diese Weise doch schon ganz vorzügliche Stücke liefern. Doch kommt nur und betrachtet mein Meisterstück.

Adrian, so hieß der Jüngling, erhob sich zögernd aus seiner bequemen Stellung und trat vor das kleine aufgestellte Bildchen; doch kaum hatte er einen Blick auf dasselbe geworfen, als er in Lachen ausbrach. Hab' ich's nicht gesagt? Unsinn über Unsinn! Für wieviel Gulden habt Ihr da wieder Farbe verbraucht?

Bei Lichte, Kind, rief der Alte, bei Lichte mußt Du es besehen. Was soll das bunte Weibs-

bild bedeuten? fragte Adrian. Achtung, Ehrerbietung! entgegnete Koek; sie stellt das Höchste, Herrlichste dar, was wir im armen Menschenleben kennen. Es ist die Schönheitsgöttin, die sogenannte christliche Venus, ein unsterbliches Urbild.

Und weshalb ist sie denn so bunt? fragte der Page lachend.

Konnte sie wol anders sein? Seht, lieber Junker, wenn Ihr es nicht an Euch hättet, so elendiglich in den Tag hineinzuleben und Euern hübschen Kopf zu zwingen, an allerlei ganz nichtswürdige Dinge zu denken, so würde Euch manchesmal, wenn Ihr die alten Bücher, die uns längst verstorbene gelehrte Männer hinterlassen haben, aufschlüget, zu Gesichte kommen, auf welche Weise sich die blinden Heiden das Unsterbliche und Höchste dachten. Da sie blind waren, das heißt ihr Auge für das wahre Geheimniß nicht geöffnet war, so hielten sie sich an das Tastbare, was Jedermann mit Händen greifen kann, und so setzten sie die ewige Schönheit in Form und Linie. Vielleicht habt Ihr zufällig von der heidnischen Göttin Venus gehört, — nun, da habt Ihr ein so handgreifliches Stück Schönheit, es läßt sich rund und vergnüglich anfühlen, und hunderttausend Menschen

wünschen auch nichts mehr. Allein dem Auge, welchem in tiefem Schauer der innere Strahl der Sehkraft geöffnet worden, iſt ſolche Schönheit ein Greuel; es erſchrickt vor dem kalten, zu Stein gefrornen Leib, ſein Blick, in Liebe entſiegelt, ſucht das eigentliche Leben alles Erſchaffenen, die Farbe, und findet ſie nicht. Mit Chriſtus, den Apoſteln, mit unſerer ganzen wunderbaren heiligen Religion kam aber die Farbe zu uns. Der Leib des Herrn, am Kreuze hängend, die ſtille entſetzliche Sprache der blutenden Wunden, der ſchimmernde Strahl des brechenden Auges — ſieh, Kind — das waren zum erſtenmale Dinge, vor denen die Künſtler in Anbetung erſchraken — da war Farbe. Vor dieſem Schimmer, dieſem leuchtenden hin- und wiederfahrenden Scheine, vor dieſem unerforſchlichen Leben und dieſer ewigen Beweglichkeit, ſank das Reich des todten Steines zuſammen und erſchien in ſeiner ganzen Unbeholfenheit und Nichtigkeit. Die Alten hatten auch ſterbende Leute in Menge dargeſtellt, allein es war nur das elende Leiden der hinfälligen Glieder, das Auge, der ewige Sitz der Farbe, blieb todt. Uns chriſtlichen Malern blieb es vorbehalten, das Höchſte und Herrlichſte in der Kunſt zu ergreifen, indem

wir von der farbenlosen Schöpfung in die farbige übergingen. Dieses Bild, mein Sohn, soll uns nun recht eigentlich den Triumph der Farbe, wie wir sie glücklich errungen haben, anzeigen. In einer Landschaft, wo Wiese und Feld mit lauter farbigen Blumen in Menge dicht aneinander gedrängt prangt, sitzt eine holde Schäferin, von oben bis unten in die herrlichsten Farben gekleidet: über ihr wölbt sich ein prachtvoller Regenbogen, ebenfalls also wieder die lebhaftesten Farben, und in ihrem Schooße hält sie ein Hündchen, dessen krause Wolle ebenfalls in allen Farben spielt.

Es gibt aber keine solche Hunde, rief Adrian.

Das Ganze, entgegnete Peter Koek, ist auch nur eine Fabula, eine Phantasie, wie sich in begeisterter Einbildungskraft des Menschen wol ein herrliches Bildniß ausmalen läßt von Dingen, die in der elenden Wirklichkeit nicht gefunden werden.

Schon gut, es bleibt aber doch eine Sudelei; stellt sie nur bei Seite, damit das Auge des Herrn, wenn er in den Saal tritt, nicht sogleich auf dieselbe fällt und seine Laune verdorben wird. Wenn man Euch sprechen hört, so scheint Ihr Verstand und Urtheil zu besitzen, dann aber malt Ihr wieder so grundverrücktes Zeug. — Sie ord-

neten jetzt Beide die Staffeleien, und Peter Koek mußte es sich gefallen lassen, daß seine christliche Schäferin noch tiefer unten in den Schatten zu stehen kam. Und dennoch, rief der Page lachend, zieht sie das Auge auf sich, unvermerkt wird es nach den bunten grellen Farben hingelenkt, und ehe man es verhindern kann, betrachtet man die alberne Nymphe und den Hanswurst von Hund.

Jetzt traten mehre Künstler in den Saal, die sich miteinander besprachen und dem jungen Adrian freundliche Verbeugungen machten. Peter Koek hielt sich von ihnen abgesondert. Bald darauf öffnete sich die Thür, und Hubert, ein ältlicher, noch kräftiger Mann, führte eine junge Dame herein, die sich mit lebhaftem Auge im Kreise herumsah und die ehrerbietigen Grüße ringsherum erwiderte. Adrian küßte ihr die Hand, die sie ihm mit Lächeln reichte. Ein langer dürrer Mann, mit gelbem Gesichte, großen dunkeln Augen, ging dicht neben der Dame, und benutzte die Augenblicke, wo sie sich ihm zuwandte, um mit vertraulicher Miene ihr seine Bemerkungen ins Ohr zu flüstern. Ein Diener erschien mit Fruchttellern und Wein, die er auf den in der Mitte des Saals befindlichen, mit reichem Teppiche bedeckten

Tisch hinstellte. Hubert nannte die junge Dame als seine Nichte, und sie ließ sich von den Malern zu den Gemälden führen, indem sie jedem einzelnen Künstler etwas Freundliches und Passendes zu sagen wußte. Antonio Celli, der Begleiter Liberta's, ließ sich mit vieler Umständlichkeit in ein Gespräch ein, in welchem er den Anwesenden zu erkennen gab, daß er ebenfalls Künstler sei, ja daß einige italienische Städte schon Bilder von ihm besäßen, welche von Kennern und Sammlern geschätzt würden.

Eine Stunde war auf diese Weise mit Gespräch und Bilderschauen verflossen; die Maler empfahlen sich, und Liberta ließ sich erschöpft auf einen dunkelrothen Sammetsessel nieder, in welchem Adrian geschlummert hatte. Sie saß anmuthig da, den Arm auf die Seitenlehne stützend, mit zartgeformter Hand das Glas haltend, in dessen heller Wölbung der dunkle Wein sich wiegte. Die lebhaften Augen der Schönen betrachteten den Saal um sich, die Wände, die wohlbekannten Verzierungen. Hubert, der sich neben sie setzte, sah sie mit einem Blicke inniger Zuneigung an, er erhob sein Glas, winkte dem Italiener und rief: Auf die Gesundheit unsrer lieben Heimgekehrten! Er

neigte sich hinüber, und die schöne Frau kam mit einem Kusse seinen Lippen entgegen. Ich finde das liebe Älternhaus, rief sie, noch immer so jugendlich mit Kunst und Leben geputzt, wie ich es verlassen: mit Rührung seh ich die Bilder wieder, die damals mein Kindesauge durch ihre Farbenpracht anlockten und an denen jetzt mein gereiftes Urtheil sich erquickt. Euch, Oheim, finde ich auch noch wie früher von dem öffentlichen Leben abgewendet, mit Kunst und Künstlern Umgang pflegend, Ihr habt Euch in keiner Hinsicht verändert, und der Einzige, der mir sagt, daß die Zeit unterdessen fortschritt, ist unser Adrian dort. Er ist groß und voll geworden, ich kenne den kleinen Buben nicht wieder, der damals weit in die See hinein sich wagte und mit Gefahr kostbare Muscheln und Steine in meine Sammlung lieferte.

Gnädigste Frau, rief Adrian freudig, jetzt könnt Ihr Eure Sammlungen gemächlich fortsetzen. Mein Lieber, entgegnete Liberta, wer nur die Lust an derlei Kindereien beibehielte! Jetzt trägt sich mein Kopf mit andern Dingen, und ich muß nur froh sein, wenn ich leidlich die Tage hinbringe. Hier unter uns, in Eurem lieben Flandern, sollt Ihr wieder froh werden, sagte der

Jüngling mit zuverſichtlichem Tone: wäret Ihr nur nie nach Italien gegangen, wahrlich es wäre beſſer geweſen! Das iſt nun einmal ein Land, das ich nicht leiden mag: zudem ſteckt es voll Banditen.

Antonio, der noch in Betrachtung der Bilder vertieft ſchien, wandte ſich bei dieſen Worten langſam um und betrachtete den Sprecher mit einem verachtenden Blicke. Und dein Flandern, mein Sohn, ſteckt voll Ungeheuer! Liberta lachte. Ja, ja, fuhr der Maler fort, Ungeheuer, ſowol in Kunſt als Leben. Verehrter Meiſter Hubert, daß Ihr Eure hochgeſinnte liebenswürdige Nichte und meine unbedeutende Perſon, ſowie unſre wenigen Begleiter wohlbehalten und anſcheinend heiter vor Euch ſeht, habt Ihr lediglich dem Einfluß überirdiſcher Weſen zu danken, die uns ſchützend durch allerlei Gefährniß, als elende Wege, grauſenvolle Höhlen, gefüllt mit Unreinlichkeit und bewohnt von entſetzlichen Fratzenbildern, geleitet haben. O ihr Heiligen, was iſt das für ein Land! — eigentlich weder Waſſer noch Erde — ein Stück noch unreifer Schöpfung, in dem die Elemente ſich nicht geſondert haben. Eine unreife Frucht, die doch ſchon zugleich in Fäulniß übergegangen. Um den Men-

schen thut mir's leid, denn der Arme muß nun tappend in den Nebel hinein seine Wohnungen bauen; ist es ein Wunder, wenn sie ihm nicht gerathen, und er nun aus Verzweiflung sie durch und durch schwarz räuchert und in ihnen wie in Ställen lebt, da sie auch in der That nichts Anderes sind. Ja, die Menschenbildung selbst scheint mir hier nur ein trüber, in Form gebrachter Nebel zu sein. Gewiß sind es Nachkommen der alten Seeungeheuer, die es sich haben einfallen lassen ans Land zu gehen, nach ordentlicher Menschen Weise Geschäfte zu betreiben und in einem Staate zusammenzuwohnen; aber so ängstlich sie auch die Geberden der andern Völker nachahmen, so können sie es doch nicht verhindern, daß hier und da ihr alter wüster Ursprung durchscheint. Besonders wenn sie wie andere Leute Kunst und Wissenschaft betreiben, oder sich zum Gesange und zu schöner wohlgesetzter Rede versteigen wollen, da kommen denn immer wieder die bellenden, greinenden und grunzenden Laute dazwischen, wie das Wellengeräusch im Meere und das Schnarchen des Seehundes es wol auch an sich hat. Ihr seht es ja auch hier wiederum, obgleich eine kluge Auswahl das Beste zusammengeführt hat, so ist es doch

immer Sumpf und immer wieder Sumpf, wohin man blicken mag.

Hubert lächelte und winkte dem jungen Adrian, der mit zornigen Blicken und ungewöhnlicher Röthe den Italiener anblickte, die Gläser neu zu füllen. Liberta rief: Man iſt immer ungerecht, wenn man ins Allgemeine übergeht; erzählt das Abenteuer, welches euch zum erſtenmale hier im Lande in Schrecken und Verzweiflung ſetzte, und laßt uns fürs Erſte daran feſthalten.

Was verlangt Ihr, entgegnete Antonio verdrießlich, das Bild ſoll ich erneuern, das ſchon zum Glück in meinem Gedächtniß ſich zu umhüllen begann! Verdammt, auf ewig verloren iſt der arme Sterbliche, dem einmal das Gemeine, Häßliche, Schreckhafte in ſeiner ganzen Unform vors Auge getreten; die zarte Phantaſie, die himmliſche, ſchüttelt vergeblich von ihrem Iriskleide die groben Erdflecke — ſie weichen nicht, ſie verunſtalten das feine Gewebe auf immer. Ja, ſchöne Freundin, ich erkenne jetzt Eure Abſicht, Ihr habt mich demüthigen wollen; zu übermüthig war mein Streben nach dem Hohen und Herrlichen dort in der lichten Heimat des Geſanges und der Farben; Ihr ſaht mich in eitler Selbſtvergeſſenheit ſchwärmen, und

da übernahmt Ihr es gütig, mich auf die Erde zurückzuführen; Euer Zweck iſt erreicht, ich bin geheilt, doch fordert nicht, daß ich noch lange dieſe bittre Medicin koſten ſoll.

Erzählt das Abenteuer, rief Liberta.

Es war in einem kleinen Dorfe, nicht weit von dieſer Stadt entfernt, wo wir etwas zu voreilig auf Antrieb des Fräuleins unſern Führer verabſchiedeten und uns nun ſelbſt die paſſendſten Wege und Stege aufſuchten. Es gelang ſo übel, daß nicht eine halbe Stunde verging und wir in einem Wäldchen feſtſaßen. Mit großer Mühe und mit Zeitverluſt hieraus erlöſt, geriethen wir bald in eine ſchlimmere Falle. Es wurde Abend, der frühzeitig hier zu Lande eintretende Nebel lagerte ſich umhüllend über unſern kleinen Zug, und bald wurde Einer den Andern nur gewahr an dem eintönigen Schalle der Glöckchen, die unſern Pferden um den Hals hingen. Wir haben, gnädigſter Herr, eine Komödie, wo Arlequin gezwungen wird, in einem Sacke eingeſperrt, eine Wallfahrtsreiſe zu unternehmen, und gerade ſo war auch unſre Fahrt eine Reiſe im Sack, nur daß uns der luſtige Muth des Spaßvogels fehlte. Es wurde immer dunkler und dichter um uns; plötzlich, da wir uns

dem Himmel und seinen Heiligen ergeben hatten, schrie eine Stimme dicht neben uns: Halt! Was gibt's? fragten wir mit Einem Laute. Wasser! war die Antwort. Noch zwei Schritte vorwärts, und wir hätten im tiefen Kanal gelegen. Unser Retter, der gleich uns eine Nebelkappe trug und daher nur durch seine tiefe, jugendliche, wohlklingende Stimme kennbar ward, ergriff das Saumroß der Dame, lenkte es gerade herum, unsere Thiere folgten, und so glitten wir leise wieder die verwünschte Nebelstraße zurück. In Gefahr, Angst und Verdruß, gütigster Herr, pflegt der schwache Mensch sich an desto stärkere Flüche zu halten; so stieß auch ich einige florentinische Kraftworte aus, und siehe, unser Führer knüpfte, hierdurch veranlaßt, ein zwar gebrochenes, doch für mein Ohr noch immer lieblich klingendes Gespräch in Italienisch an, in welchem er mir sagte daß er ein Jahr sich in Rom aufgehalten habe, welches er jedoch zeitlebens verwünschen werde. Auf meine Fragen antwortete er nicht, sondern bat mich, ich möchte stillschweigen und auf meinen Weg Achtung geben; das Dorf, sagte er, sei nicht mehr ferne, und man werde jetzt bald die Lichter schimmern sehn. Allerdings erblickten wir einen Feuerpunkt,

doch dieſer wuchs zuſehends, und endlich zeigte es ſich deutlich, daß ein Gebäude in Brand ſtehen müſſe. Es erhob ſich ein ziemlich heftiger Wind, und dieſer, die Nebel verſcheuchend, ließ uns die Flammen deutlich ſehen, die in die Nacht hinaufwirbelten und ein prachtvolles Schauſpiel bildeten. Aus der Ferne, bald auch aus der Nähe hörte man Tumult, Geſchrei und Rufen, immer höher und wilder färbte ſich die Glut, und von ihrer Fackel beleuchtet, lag die Gegend grell erhellt vor ihnen; die entfernteſten Dörfer und Ortſchaften traten aus der Nacht hervor, ein naher Teich fing in ſeinem Spiegel das bewegte und effectvolle Bild auf. Unſre Pferde ſtutzten und blieben ſtehen, der helle Widerſchein lag auf unſern Geſichtern und Geſtalten, ſelbſt der bisher unſichtbare Führer zeigte ſich jetzt auf das deutlichſte als einen jungen gutgebauten Burſchen, dem die blonden Locken um das friſche Geſicht hingen. Er wandte ſich eilig zu uns, indem er rief: Jetzt, meine Herren und Damen, lebt beſtens wohl! Ihr müßt allein den Weg finden, ich kann Euch nicht weiter geleiten; die brennende Mühle dort muß ein herrliches Bild geben, wenn ich den Standpunkt hinter jenem alten Gemäuer nehme. Liebſter, Beſter, rief ich,

ihn am Arme faſſend, du wirſt doch nicht toll ſein und uns hier verlaſſen; ſollen wir denn wieder in einen der Kanäle ſtürzen, von denen dein verdammtes Waſſerland überallhin durchſchnitten iſt? Doch meine Worte verhallten ungehört, der Burſche hatte ſich fortgemacht und wir ſahen ihn ſchon ferne dem Tumult zueilen. Da ſaßen wir nun wieder; es begann zu regnen, ich geſtehe, meine Wuth war nicht gering. Laßt ihn, rief Eure Nichte; er iſt eigenſinnig, dafür iſt er auch ein Künſtler. Verwünſcht ſeien alle Künſtler! tobte ich auf ungeziemende Weiſe, nicht bedenkend, daß ich mich hiermit ſelbſt in die Hölle verbannte, und der entgingen wir auch allerdings nicht. Die Nacht trat bald wieder in ihr Recht, unſere Pferde ſtürzten, unendlicher Regenguß ſtrömte herab, und wir konnten endlich noch von Glück ſprechen, da eine Hütte uns aufnahm, die unfehlbar der göttliche Sauhirt in höchſteigner Perſon bewohnte und der nun uns in Geſellſchaft ſeiner Thiere bettete, denn anders kann man ein Geſchlecht von kleinen jauchzenden Kobolden nicht nennen, die, mit ſtumpfen Tabackspfeifen in den breiten Mäulern bewaffnet, ſich neben uns auf eine elende Streu ſtreckten, indem ſie uns von Zeit zu Zeit mephitiſche Qualme zublieſen.

Unglücklicher Freund! rief Liberta lachend, ja, ich sehe Euch noch vor mir, wie Ihr einem jener lieben Leute den Pfeifenstumpf entrisset und wie sie bald darauf alle über Euch herfielen.

Es ist genug, rief Hubert, das Ungemach ist überstanden, Ihr seid jetzt in Antwerpen, Freund, in einer Stadt, die sich von allen Hauptstädten Europa's den Pantoffel küssen läßt. Hier dürft Ihr nichts vermissen, was die deutschen Lande Treffliches, Frankreich Schönes, Italien Geliebtes haben.

Antonio zuckte bei diesen Worten die Achseln. Hubert wandte sich zu Liberten, indem er ihre Hand ergriff: Nun, Kind, rief er, du hast da unsere Maler, die bessern von ihnen gewiß, gesehen; welcher soll nun das Glück haben, dein liebes Antlitz, die wohlwollenden blauen Augen für den alten Oheim, auf die Leinwand zu bringen? Liberta schwieg einen Moment, dann sagte sie lebhaft: Ihr wißt nicht, welche Grille mir im Kopfe steckt, Oheim. Besinnt Ihr Euch auf ein kleines Bildchen, das ich Euch zuschickte und das mich als Braut des Marchese darstellte? Habt Ihr es noch? —

Es war nicht sonderlich gemalt, entgegnete

Hubert, dazu seltsam aufgefaßt — vielleicht liegt es noch irgendwo herum, denn ich muß gestehen, einen großen Werth habe ich nicht darauf gelegt.

Das war nicht artig, nicht freundlich von Euch, rief die Schöne; sollte es doch mein Bild sein. Adrian trat herzu und sagte: Jenes kleine Bild, gnädigste Frau, habe ich wohl aufbewahrt und gehütet. Liberta sah ihn mit einem dankenden Blick an. Wie hübsch das von dir ist, lieber Junge, deine alte Freundin wolltest du nicht in die Polterkammer gerathen lassen. Bringe es her: von dem Maler will ich mich nun auch jetzt abconterfeien lassen.

Wo ist er? rief Hubert; wird man ihn finden können? Es sind fünf Jahre und drüber verflossen; wer sagt uns, ob er nicht unterdessen gestorben.

Vielleicht, vielleicht auch nicht; — es ist mir nur, als könne ich ihn hier finden, als müßte ich Manches gut machen. Ein Landsmann ist er zuverlässig, das hat mir der alte Meister Camaro, der ihn in der Lehre hatte und von dem er fortlief, selbst gestanden; es ist mir sogar, als hätte er mir damals Antwerpen als die Vaterstadt des seltsamen Burschen genannt. Sie nahm das Bild

aus Adrian's Händen und eilte damit ans Fenſter; Hubert, der ihr folgte, rief: Die Ähnlichkeit, die in den Zügen herrſcht, iſt von der Art, wie ſie mir unleidlich iſt; es ſind gemalte Verleumdungen, dieſe Bilder; wie man in der verleumderiſchen Rede das Bild der Perſon zwar erkennt, doch als Grimaſſe entſtellt, ſo auch hier, und wer möchte eine ſolche Klatſcherei in Farben in ſeinem Zimmer zur immerwährenden Anſicht aufhängen? Und was ſoll vollends jenes katzenartige Ungeheuer im Hintergrunde bedeuten? Vielleicht, rief Liberta lachend, ſoll das Geſchöpf des alten Meiſters Camaro Hauskatze ſein, die oft ſpaßhaft genug den Sitzungen beiwohnte, als wolle auch ſie ſich zum Maler ausbilden. Nein, nein, entgegnete Hubert, für ein gewöhnliches Katzengeſicht iſt mir das Weſen zu abenteuerlich. Bemerke nur den wilden, ſeltſamen Bart; faſt wie bei Menſchen zieht er ſich um die Thierſchnauze, auch iſt abſichtlich der Schatten ſo geſtellt, daß man ein Baret mit ein paar Federn geſchmückt zu ſehen meint, welches der Spukgeſtalt ſchief auf dem Haupte ſitzt. Adrian und Liberta lachten über dieſe Bemerkungen; Antonio, der jetzt hinzutrat, warf einen gleichgültigen Blick auf die kleine

Tafel und ſagte: Es ſoll hier unter den Malern einer ſein, der ſich ein ganz beſonderes Feld ausgeſucht hat, die ſeltſamſten Geſtalten und fratzenhafteſten Bildungen darſtellt. O trefflich! rief Liberta, und da mußte mein Portrait ihn gerade zuerſt und vorzüglich begeiſtern. Doch gleichviel, die Aufgabe iſt jetzt, dieſen Fratzenmaler herauszufinden, er und kein anderer ſoll der Auserwählte ſein. Daß er in unſerer Nähe ſein muß, bemerkte Antonio, zeigt dieſe verrückte Schöpfung, die ich eben in der Saalecke gefunden habe und die einem verwandten Geiſte entfloſſen ſcheint. Er brachte mit dieſen Worten das kleine Bildchen hervor, das die chriſtliche Venus vorſtellte. Liberta betrachtete es verwundert; Antonio, der eben einige Scherze auf der Lippe hatte, wurde durch die ernſte Miene zurückgehalten, mit der Hubert ſagte: Der alte Mann, der dieſes und vieles andere Seltſame gemalt hat, iſt zu bemitleiden, nicht zu verſpotten. Er war früher Bildhauer, verließ jedoch dieſe Kunſt, nachdem er in einem wahnſinnigen Anfalle alle ſeine fertig gearbeiteten Bilder zerſchlug, darauf ſaß er einige Jahre eines ebenfalls höchſt ſeltſamen Verbrechens wegen im Gefängniß, von dort brachte man ihn ins Irrenhaus, und entließ ihn endlich,

weil er völlig kindisch geworden war; jetzt, da ich mich thätig seiner angenommen, ist er insoweit genesen, daß er sich für den ersten Maler der Welt hält, sonst aber still und friedlich lebt. Er thut mir die Ehre an, für mich zu arbeiten; ich kaufe ihm immer seine Bilder ab, deren ich schon eine Menge in einer Kammer habe. Hast du ihm heute Geld ausgezahlt, Adrian? Er hat keins annehmen wollen, rief der Jüngling, weil er meinte, das Bild sei unbezahlbar und könne mit allen Schätzen der Könige nicht aufgewogen werden. Da hört Ihr's, entgegnete der Kaufherr; es ist mir nur leid um die hübsche Tochter, die bei ihm lebt und ihn nicht verlassen will; sie darf nun durchaus nicht Mangel leiden. Das soll sie auch nicht, sagte der Jüngling lebhaft; ich will ihn noch heute selbst aufsuchen in seinem Häuschen, und wenn Ihr es vergönnt, gnädiger Herr, der Tochter die Geldsumme übergeben.

Hubert nickte zustimmend, Liberta grüßte freundlich, und beide verließen den Saal, um sich in die untern Gemächer zu begeben.

Der, von dem man eben halb mitleidig, halb ſpottend geſprochen hatte, wandelte gebeugten Ganges, mit ſich und der Welt zerfallen, durch die einſam werdenden Gaſſen ſeinem kleinen Hauſe zu. Cornelia, ſeine Tochter, ein hübſches Mädchen mit ſanftem Ausdruck, empfing ihn, indem ſie verwundert fragte, wo das koſtbare Bild geblieben. Der Alte erwiderte mürriſch, daß er es dem reichen Kaufherrn gelaſſen, obgleich er wohl gemerkt, daß Niemand es gewürdigt habe, Einige ſogar durch Spott ſich daran verſündigt hätten. Aber mögen ſie doch, ſchloß er ſeine Rede, indem er auf dem ärmlichen Ruhebette Platz nahm; iſt denn das ganz Vollendete und Herrliche jemals von den Menſchen verſtanden worden? Den ſchnöden Goldpfennig, den ſie mir dafür geben wollten, habe ich gebührend zurückgewieſen.

Hubert, ſagte Cornelia, iſt doch ſonſt ein Kenner und tüchtiger, redlicher Mann; in ſeinen Händen iſt Euer Schatz wohl aufgehoben.

Mir bleibt, wie immer, die leere Stelle, ſeufzte Peter, im Zimmer wie im Herzen. Doch iſt es gut, daß mich das Bild nicht mehr plagen darf: ſowie es da war, mahnte es mich ſtets an meine arme Blaſſe, an deine Schweſter Cornelia, die dort

oben ſchwere Anklage gegen mich führt. Ach, ich habe ihr das Süßeſte geraubt, was einem Menſchenbilde zukommt, die ſchöne Farbe; nun trat ſie kalt und bleich an meine Staffelei und flüſterte mir zu: Vater, Du malſt mit meinem Wangenroth, mit meinem Augenblau; es ſind meine Farben, die du dem fremden Bilde ſchenkſt, gib ſie mir zurück. Ich aber konnte ſie nicht zurückgeben.

Cornelia ſetzte ſich zu ihrer Laute, um den Alten aufzuheitern; allein ſein Antlitz, ihr gegenüber von der Lampe beleuchtet, zog ſich in drohende und ängſtliche Falten, die Augen ſtarrten in eine Ecke des Gemachs, und er rief mit zitternder Stimme: Da iſt ſie wieder, weiß das Antlitz, weiß die Haare! Wie ſie die Hand gegen mich aufhebt! — Kann ich für dein Unglück, Kind! wußte ich, daß es dein Tod war? — Ha, mein Herz brennt, alle Sinne ſtocken. Cornelia trat hinzu, ihre weiche Hand legte ſie auf die Stirn des Alten; dieſer ſeufzte ſchwer auf. O! rief er nach einer Pauſe, die ſchöne Göttin tritt herzu, ſie iſt es, das göttliche Violet, das herrliche Weib, das einſt an meine Wiege trat — wie ſie gütig ſich gegen das blaſſe Kind wendet, ſie küßt es,

und die leiſeſte Berührung gießt Farbe über das arme Bild aus; die Wange röthet ſich, das Haar ſättigt ein feuchtes Goldgelb und das Gewand blüht veilchenblau auf; nun bin ich beruhigt.

Cornelia hatte, während der Vater ſo träumte, die Thüre einem Gaſt geöffnet, der gewöhnlich um die Abendſtunde zu kommen pflegte. Es war ein Mann in Kapuzinerkutte, der von dem Mädchen als Pater Andreas begrüßt wurde. Er hielt ſich zurück im Hintergrunde der Stube, beobachtete mit beſorgten Blicken von dort aus den Kranken und ſagte zu der Tochter: Iſt etwa der wilde Maler wieder dageweſen? Geſtern, entgegnete ſie, haben wir ihn geſehen vorbeiwandern; er iſt von ſeinen gewohnten ſchwärmenden Zügen wieder heimgekehrt. Hat er mit Euerm Vater keine Geſpräche gepflogen, ihm kein Bild zurückgelaſſen? — Das Erſte nicht, antwortete ſchüchtern das Mädchen, doch das Letztere. Gebt es ſchleunig her. Cornelia brachte nach einigen Widerreden eine kleine Tafel herbei, nach welcher der Pater eilig griff und ſie ſchnell unter ſeine Kutte verbarg. Habe ich Euch nicht zu tauſend Malen geſagt, daß Ihr dergleichen nicht in den Händen des Vaters laſſen ſollt! Sowie es kommt, liefert Ihr

es sogleich mir aus; wenn Ihr meinen Anordnungen ungehorsam seid, so lade ich die Schuld von des Alten vermehrter Krankheit auf Eure Seele.

Ich will folgsam sein, stammelte Cornelia, doch muß ich den Vater betrügen, der an diesen Bildern hängt und sie nie gutwillig fortgeben würde. Die Tafel, die Ihr mitnehmt, ist ihm besonders lieb, weil er sich selbst darauf abgebildet findet, als heiliger Antonius, dem die Höllengeister zusetzen.

Thorheit! rief Andreas, als wenn die bösen Geister, die uns plagen, bestimmte schreckliche Gestalten hätten; es ist ja unser eignes Herz und seine bösen Begierden, von denen alles Unheil kommt. Noch einmal, liebe Tochter, werdet Ihr eines solchen Bildes wieder habhaft, so wißt Ihr nun, was zu thun ist. Er brach das leise Gespräch ab und Beide traten an das Lager des Alten, der sie verwundert anblickte, als wären sie ihm völlig fremd. Andreas tröstete, und indem er erheiternde Dinge sprach, brachte er den Träumer allmälig in den Kreis der Gegenwart zurück. Indem geschahen starke Schläge ans Fenster; Cornelia fuhr auf, öffnete, und ein finsteres, wildes Antlitz, von langen Locken umschüttelt, starrte herein. Der

Mönch blickte ſich furchtſam um, und die Stimme von draußen rief: He, Meiſter Peter, die Stunde iſt kommen; laßt uns unſere nächtliche Wanderung antreten! Der Alte war mit einem behenden Sprunge vom Bette herab. Ich komme, du Nachtvogel, rief er, ich komme! nimm mich mit, tolles Geſpenſt! — laß uns in die Nacht hineintoben, daß der Sturm unſere Locken ſchüttelt und die Eule mit träumeriſchen wahnſinnigen Augen uns anſtarrt. Komm, mein böſer Engel, jetzt, da du dich zeigſt, bin ich wieder geſund.

Gott ſei mir gnädig, der wilde Maler! ſagte der Pater leiſe und ſtahl ſich durch die Thür des andern Gemachs hinaus in den Hof. Peter Koek aber geſellte ſich zu dem dunkeln rieſigen Schatten draußen und Beide ſtiegen in ein ſchwankendes Boot im Kanal, welches mit raſcher Bewegung ſie mit ſich fortriß. Als ſie an Hubert's erleuchtetem Hauſe vorbeifuhren, winkte der Begleiter fragend hinauf und Peter antwortete: Ihr ſollt wiſſen, Lukas, daß eine ſchöne Frau dort heute eingezogen iſt. Ich ſah ſie hereintreten. Ein gelber Atlas ſchloß ihr an, ganz eigenthümlich bewußtvoll, ſtolz und doch gegen jedes Auge freundlich, bis in die kleinſte Falte herablaſſend. Die

Frau wußte aber auch ihn gehörig zu behandeln, sie drang ihm nichts auf, was er nicht leiden mochte, nur ein blaßgrüner weicher Flor lief liebkosend um die offenen prächtigen Schultern und vereinte das röthlichbraune dunkelglänzende Haar mit dem gelben Atlas. Vorne hielt ein violetter Edelstein fest, der ganz an seiner Stelle war. Die Edelsteine spielen überhaupt gern die Vermittler, und der einzige kluge Gedanke des jetzt so abgöttisch gefeierten Meister Rubens ist, daß er diese epigrammatischen Farben keck und spitz hinstellt in die lange, epische Breite seiner Gewänder.

Wie hieß die Donna? fragte Lukas, doch setzte er gleich hinzu: nenne sie mir nicht, ich will nichts von ihr hören; wozu mein Gedächtniß beschweren mit einem Namen, der wieder nur Falschheit, Betrug und Treulosigkeit ausdrückt. Wir sind hier am Ziele, laß uns die Wanderung beginnen; jetzt ist das Reich des Scheines gelöst, nun zeigen sie sich ohne Maske, wir wollen sie in ihrer nackten Thorheit, in ihrem enthüllten Laster belauschen; komm, über diese Mauer laß uns steigen, da dehnen sich die Gebäude des Bettlerpalastes vor uns aus; wir wollen in die Hofhaltung dieser Lumpenkönige schauen und uns über den Glanz

und die Pracht der Weltherrscher, die auch nur mit Lumpen spielen, lustig machen.

Sie entstiegen ihrer Gondel, bogen in eine enge Gasse ein und befanden sich nun in dem Theile der Stadt, der das Armenviertel genannt wurde und den die zahllosen Bettler Antwerpens, unter ihren Vögten verspeln, bewohnten. Diese Gegend wurde von Jedermann gemieden; sie war berüchtigt wegen der Unreinlichkeit, die daselbst herrschte, wegen der grotesken und unheimlichen Gestalten, denen man in den Weg trat; man sah nur fromme Gesandtschaften aus Klöstern sich ohne Scheu hierher begeben, ihnen schlossen sich die einzelnen Märtyrer der Wohlthätigkeit an, die die Kreuzigung ihrer Sinne, oft sogar die Beschädigungen ihres Körpers nicht achteten, um ihrem mildthätigen Hange Genüge zu thun. Hier und da geschah es wol auch, daß einer oder ein paar Künstler diesen Weg in die Unterwelt antraten, um ihr Auge an dem Erscheinen pikanter Originale und phantastischer Gruppen zu ergötzen: zu dieser Classe Wanderer gehörten auch unsere beiden Maler. Auf den Vorsprung einer niedrigen Mauer geklettert, machten sie sich die Aussicht in eine weite Halle frei, die von der weiblichen Einwohnerschaft dieses

Reiches des Elends und des Ekels bewohnt wurde. Welch ein Gewirr, welch ein wunderliches Treiben durcheinander! — Wie viel hängende Lumpen und lächelnde Gesichter; welche Mannichfaltigkeit in Stellungen und Gruppen, ein prächtiger vollständiger Hofstaat der Häßlichkeit! — Soeben tritt der Aufseher herein, und gießt neues Öl in die ärmlichen Lampen, die so viel Schätze für einen Pinsel des Hogarth beleuchten sollen. Mit der erhöhten Helligkeit kommt auch neues Leben in die Gesellschaft. Da Feierabend ist, so denkt Jede daran, sich zu belustigen, wie eigenthümlicher Geschmack und Laune es eingeben. Am Herde, Rücken an Rücken gereiht, sitzen die Märchenerzählerinnen; es sind alte, weise und gebrechliche Weiber, denen Wärme und Spukgeschichten am nöthigsten geworden und die außer ihrem Suppennapf alles Andere für eitel halten: sie haben nur ein mitleidiges Lächeln bereit, wenn sie bemerken, daß sich in ihrer Nähe eine Genossin putzt, eine andere leuchtende Lumpen auf die alten setzt; wie lange sind sie schon über diesen Tand hinaus, über die Schwärmereien einer thörichten Jugend; das Feste, Bestehende des Lebens haben sie kennen und lieben gelernt: den Suppennapf, die Ofenwärme,

eine Spukgeschichte. Sie bilden am feststehenden Herde den Kern der Gesellschaft; um sie her auf Bänken, Betten und Kisten sind die Gruppen vertheilt, die mehr dem Leben, der Bewegung gehören. Lukas ergriff leidenschaftlich seinen Nachbar am Arm: Träumerischer Alter, rief er, sieh, welch ein weites Feld voll der ergötzlichsten Gestalten; betrachtet die beiden Kartenspielerinnen hier nicht weit von unserem Fenster: die Hälfte des wankenden Tisches ist noch mit den Resten des Mahles bedeckt, die andere füllen die schmutzigen Kartenblätter. Die Große, mit der vor Eifer schief aufgestülpten Haube, ist die Leidenschaftliche, jene Kleine ihr gegenüber dagegen die Intriguante; das schlaue Gesicht, aus dem nur ein Auge, aber mit desto lebhafterem Feuer hervorblitzt, ist in allen Künsten erfahren; ihr entgeht nichts, kein noch so unbedeutender Fehler der Gegnerin bleibt unbemerkt, keine Blöße unbenutzt, und trotz dieser scharfen Aufsicht spielt sie die Zerstreute, um die Feindin sicher zu machen; ja, sie holt sogar eine alte gebrechliche Dose hervor und bietet ihr mit heuchlerischer Freundlichkeit eine Prise, indeß sie auf den vernichtenden Hauptstreich sinnt. Ha, richtig gewonnen, und der kupferne Dreier wandert in

ihre Fäuste hinüber, aber auch der zweite, der dritte, ja sogar der vierte soll herüberwandern, doch wird es Mühe kosten. Schon fliegen die Karten, die Dose klappt auf, der Bierkrug wird angeboten, allein die Feindin nimmt sich zusammen, das Spiel wird im höchsten Grade leidenschaftlich — Stille herrscht, darauf ein schadenfrohes Gelächter: die Kleine hat gewonnen! aber indem sie die eroberten Kupfermünzen zusammenscharrt, fliegt ihr auch der Holzpantoffel der Gegnerin an die Stirne. Lärm, Gezänk — allgemeiner Aufstand! Die wandelnden Gruppen treten heran, von den fernsten Plätzen macht man sich auf, um an den Spieltisch zu eilen, Alles nimmt Parter: doch die Kleine gehört nicht zu den Trägen, die den Beistand Anderer abwarten; sie ist der Feindin in die Haare gefallen, und diese zerrt ihr mit den magern Fäusten an den Fragmenten des Busentuchs, die Karten fliegen, ein paar Kämpferinnen stürzen und ein allgemeines Zeter erfüllt die Halle. Endlich zeigt sich der Vogt mit dem Aufwärter und das Getümmel legt sich.

Es ist genug, schloß Lukas seine Rede, laß uns weiter gehen; die Bilder müssen eilig und

traumhaft an uns vorüberziehen, dann bleibt ihr farbiger Eindruck frisch in der Seele; man muß keines langsam zergliedern und ängstlich festhalten wollen. Das Buch menschlicher Thorheit ist ein dicker Band, wollten wir bei jedem Blatte lange verweilen, so wäre das Leben zu kurz, um die belustigende Schrift zu Ende zu bringen. Auf Freund Peter, sieh da oben das erleuchtete Fenster, da versteckt sich ein verliebtes Pärchen, das heute vom Priester zusammengegeben werden: wir müssen sie belauschen, die ganze Fülle von Albernheit und Thorheit leben, da sie gegen einander aufhäufen.

Schön gut, entgegnete Peter, aber wie hinaufkommen? Den Baum erklettert, rief Lukas, von dort aufs niedrige Dach, und dann wird schon das Fenster nicht zu hoch sein. Ein tüchtiger Meister muß Muth haben, seine Bilder aus Himmel und Hölle herauszuholen. Er stieg sogleich voran, und Peter, der nicht zurückbleiben wollte, folgte; das Dach war erreicht, leise schlichen Beide dem hellen Fenster nahe, und der derbe Lukas nahm den kleinen Meister auf die Schultern, damit er das Schauspiel nicht verlöre. Ei ja, rief dieser, das ist nun freilich ein gänzlich verschiedenes

Bild; es wird einem ganz warm und freundlich ums Herz. Mich, entgegnete Lukas, befällt die äußerste Wuth; sieh, Freund, so ein verliebtes Pärchen, das sind die eigentlichen Narren der Schöpfung; wäre er nicht ein gutmüthiger Pinsel, so müßte er merken, wie ihn die Dirne mit ihren Liebkosungen zum Besten hält, wie sie nur darauf wartet, daß er die Schlafmütze übers Ohr zieht, um den Geliebten hereinzulassen, der hinter der Thüre lauert. Still, du Banditensohn, drohte Peter, was hier vorgeht, ist lauter Liebe und Zärtlichkeit; sieh nur, wie im hellen Stübchen die beiden guten Kinder am Tisch sich gegenüber sitzen, das aufgeschlagene Gebetbuch zwischen ihnen, und über Gottes Wort herüber reichen sie sich die Hände — ach — ach! so etwas muß doch die schwache Creatur rühren. Sieh, was er aus der Tasche hervorzieht, rief Lukas lachend, ein paar thönerne Pfeifen! seine kleinen funkelnden Augen ertrinken in dem Meer von freundlichen Runzeln, die sich in die rothe Wange ziehen, zaghaft bittend reicht er ihr eine Pfeife, und sie — o male mir diese holde Scham — sie nimmt die Gabe, und indem sie sich von ihm das Licht halten läßt, bringt sie den Taback in Brand, nun hält er ihr

bittend seine Pfeife hin — wie ist er so ganz Fratze und Ungestalt! — er will nur von ihr Leben und Feuer borgen, sie beugt sich über und schüttet die brennenden Funken ihm hin.

Ich muß weinen, schluchzte Peter auf Lukas Rücken, noch nie sah ich zwei so tugendhafte Liebende.

Jetzt glimmen beide Pfeifen, rief Lukas; indem sie große Dampfwolken vor sich hinblasen, wechseln sie die zärtlichsten Blicke mit einander. Immer röther blüht das Gesicht des jungen Burschen auf, immer glänzender blitzen die schwarzen Augen durch die Nebel, während sie in schamhafter Erwiderung nur von Zeit zu Zeit durch eine kunstvoll geblasene Rauchwolke ihm antwortet. Doch schon hat seine verliebte Schalkheit auf eine Abwechselung in diesem süßen Spiel gesonnen: leise und bittend hält er ihr seine Pfeife hin; sie versteht ihn, ein Erröthen flieht über ihr Antlitz, sie nimmt die Pfeife und gibt ihm die ihrige, — Beide blasen jetzt wieder ruhig Wolken vor sich hin.

Ja, die verwünschten Wolken, rief Peter, da füllen sie nun das ganze kleine Zimmer und entziehen uns den Anblick von Dem, was weiter geschieht: die wunderlichen Leute werden doch nicht

immer Taback rauchen. Gleichviel, entgegnete Lukas, das Bild ist fertig und geschlossen, wir wollen ein neues aufsuchen. Sie stiegen hiermit auf die untere Hälfte des Daches herab, und indem Lukas einen nähern und bessern Weg suchte, entdeckte er, daß an das Haus der Verlobten eine Mauer anschloß, welche den innern Hof des Soldatenquartiers umgab. Fast gewaltsam zog er Petern, der widerstehen wollte, sich nach, und Beide wandelten im blassen Scheine des Mondes den gefährlichen Gang hinab bis zu einer kleinen Thüre, die sie öffneten. Ein greller Lichtschein flammte ihnen von unten hinauf entgegen: er kam von einem nächtlichen Wachtfeuer, um welches eine Gruppe Soldaten lagerte, die bei Becher und Würfeln sich die einsame Weile verkürzten. Die derbe Gestalt eines alten Kriegers stand dunkel vor der Flamme, nur einzelne scharfe Kantenlichter glitten an der Rüstung und dem rothen Unterkleide nieder, dagegen lag der vollste rothe Schein auf dem Antlitz und den Gestalten seiner Kameraden. Im Hintergrunde hoben sich die Mauern der Festungswerke in die Nacht; mit seinem Schlüsselbunde bewaffnet schlich der blasse Gefangenwärter an der lustigen Gruppe vorbei. Als einer der

Soldaten ſeinen Blick zufällig hinaufrichtete und die beiden Männer auf der Mauer erblickte, ſprang er heftig rufend in die Höhe, indem er zu ſeinem zur Seite liegenden Gewehre griff. Peter klammerte ſich an ſeinen Gefährten, doch dieſer rief mit muthiger Stimme hinab: Was zum Henker, Jakob Blunt, willſt du auf deinen Kameraden ſchießen, der dich neulich aus den Fäuſten der Bauern errettete? Ein allgemeines Gelächter antwortete dieſer Frage: Ha, der tolle Maler! ſchrie Jakob, biſt du es, ehrlicher Kerl, nun ſo zieh in Frieden! Ohne Zweifel haben die Teufel, die mit dir im Bunde ſtehen, dich oben auf die Mauer geführt. Freilich, entgegnete Lukas, ſeht Ihr denn nicht den kleinen ſchwarzen Dämon hier zur Seite, wie er ängſtlich mit den Fledermausflügeln ſchlägt? Mit dieſen Worten hielt er den armen Peter über den Abhang hinüber, ſodaß die Flammen das verzerrte Antlitz rötheten und der Nachtwind das Mäntelchen wie ein Flügelpaar emporſchwirren ließ. Ein Theil der Soldaten lachte, ein anderer bekreuzigte ſich. Lukas verſchwand wie ein Traumbild in die Finſterniß.

Am Ende eines engen Gäßchens ſprühten noch ſpät in der Nacht Funken aus dem Rauchfange,

das einzige Fenster des Hauses war verhängt, ein stilles unheimliches Leben trieb darin sein Wesen. Ein gelehrter Doctor und Alchymist bewohnte es. Als auch hier die einsamen Wanderer sich Eingang verschafft hatten, sahen sie durch ein Fenster des Vorsaals, in dem bei verlöschter Lampe der Wächter eingeschlafen war, hinein in die finstere Werkstätte, wo am Herde die tiefgebeugte Gestalt des Alchymisten saß, umgeben von Gefäßen aller Größen und Formen. Der Schatten des Sitzenden zeichnete sich an der nahen Wand ab; es schien, als sähe eine entsetzliche Teufelsmaske über den Stuhl herab der Arbeit zu. Da sieh nur, rief Lukas, den das Bild lebhaft ergötzte, auch ein Liebespaar! Der alte verliebte Knabe ist freilich kein ganz frisches Blut mehr, doch nimmt er es an Zärtlichkeit für seine Schöne mit dem feurigsten Gecken auf; bemerke nur, wie die blassen Lippen stammeln und ächzen, wie die tiefgesunkenen Augen Feuer sprühen, wie er unaufhörlich blasend die Lippen spitzt wie zum Kusse, und immer will sich die eigensinnige Bubldirne nicht umfangen lassen; dagegen macht sich aber hinter seinem Stuhl der lange schwarze Bursche da mausig, auch er ist ein Liebender und liebkost wieder mit

der armen Seele des Laboranten, die er gar zu gerne mit der schwarzen Kralle säuberlich mitten aus ihren verdienstlichen Untersuchungen wegfinge.

Peter faltete die Hände, indem er seufzte: der Himmel erbarme sich des Thoren; ach, auch hinter mir stand ein solcher finsterer Bote, als ich gegen mein armes Kind wüthete! Hinter Jedem von uns steht ein solcher Kauz, rief Lukas rasch; gerade wenn wir unsere seligsten Augenblicke haben, schneidet er hinter unserm Rücken die lustigsten Fratzen. Die Narren wollen ihn nur nicht sehen. Doch jetzt, Freund Peter, laß uns die Schenke des ehrlichen Laars aufsuchen; er muß uns ein paar Flaschen seiner stärkenden Essenz geben, mit leeren Händen dürfen wir nicht zu unserer Pythia kommen. Heute kocht sie Liebestränke, hübsche Frauen schleichen sich zu ihr — sie soll mir heute nicht das Thor verschließen.

Die Schenke des dicken Gastwirths Peter Laars gehörte nicht zu denen, die, auf offenem Platze gelegen, in heller Tagesstunde von ehrsamen Leuten besucht werden; erst in den Stunden der Dämmerung füllte sich das Kellergewölbe, und dann mit Gästen, deren anspruchlose Gesinnung es nicht litt, daß man sie einer besonderen Aufmerksamkeit

würdigte. Die Händel und Kämpfe gingen in möglichſter Stille vor ſich, und weder die kühnen Helden, noch ihre ſiegreiche Partei trachteten nach dem Ruhm, ihre Namen genannt und verherrlicht zu ſehen. Zu den Nachtvögeln in Peter Laar's Schenke gehörte eine Anzahl Künſtler, die es noch mit der Niedrigkeit und dem guten billigen Leben hielten, nicht in Sammt und Seide gingen, keine Gnadenkettlein von Kaiſer und Königen trugen, wie die Anhänger der ſtolzen Schule des Rubens es in Mode gebracht hatten. Dieſen einfachen Muſenjüngern war Peter Laars Mäcen und Gönner; er hielt ſie hier und da frei, beſchützte ſie in ihren Händeln und ließ ſich dafür die Wände ſeines Gewölbes mit Skizzen und Gemälden der bunteſten Art bemalen. Als Peter und Lukas eintraten, mußten ſie die Zeugen eines Kampfes ſein, der in ſeiner Art beluſtigend genug war. Ein kleiner buckeliger Maler, Namens Berthold, ein Satirenmaler, hatte mit einigen Soldaten Händel bekommen, weil er die Geſtalt ihres Hauptmanns lebensgroß und mit vieler Laune an die Wand gemalt hatte. Dem ſchwächlichen Satiriker waren der Wirth und ein paar Aufwärter zu Hülfe gekommen; vier trunkene Landsknechte mit einem

Pfeifer an ihrer Spitze machten die Gegenparten aus. Der Tisch bebte, einige Bänke lagen auf der Erde, im Getümmel des Kampfes schlüpfte der kleine tückische Künstler unter den aufgehobenen Armen der Streitenden hindurch und gesellte sich zu den eben hereintretenden Freunden. Lukas, der sich an diesem Bilde wie an den andern ergötzt hatte, erhielt mit Mühe vom ergrimmten Wirth die nöthigen Flaschen, die Peter zu sich stecken mußte, und dann begaben sich Beide wieder auf den Weg, um nun das seltsamste und farbigste Stück ihrer nächtlichen Bilderschau in Betrachtung zu ziehen.

Weit hinter den letzten Häusern der Vorstadt dehnte sich eine öde Fläche aus, die mit Haidekraut bewachsen und durch einzelne morsche Weidenstämme in der trüben neblichten Dämmerung kenntlich gemacht wurde. Hier, umgeben von einem sumpfigen Gewässer, erhob sich ein Thurm, der, angeblich aus grauem Alterthume herstammend, von den Landleuten der Herenthurm genannt und mit abergläubischer Furcht geflohen wurde. Wenn man die Eigenthümlichkeit seiner jetzigen Bewohnerschaft in Erwägung zog, so verdiente er allerdings seinen Namen. Finster und drohend lag das unförmliche

Gebäude da, und außer den unruhigen Zügen des Nachtgeflügels bemerkte das Auge keine Spur von Leben, nur von Zeit zu Zeit flammte ein Licht auf durch eine dünne Fensterspalte oben im Gemäuer, die Gedanken des Wanderers mit ungewissen und schreckhaften Vorstellungen füllend von dem unheimlichen Bewohner des Thurmes. Eiligen Schrittes über die öde Haide näherten sich unsere beiden Wanderer ihrem Ziele; sie betraten mit Vorsicht eine schwankende, aus unregelmäßig hingelegten Balken gebaute Brücke, öffneten ein nur ihnen bekanntes Pförtchen im Gemäuer und gelangten in die obere Halle, wo man ihnen auf umständliches Fragen und Zeichenwechseln öffnete. Ein greller Lichtschimmer fiel heraus und in den Schein trat die dürre Gestalt der Zauberin, in einen schleppenden rothen Mantel gehüllt. Sie bewillkommte Lukas mit einem freudigen Schrei, zugleich nahm sie aus Peter's Hand die Flaschen in Empfang. Kommt, Kinder, setzte sie ihre Rede fort, die Nacht ist feucht, der Besuch, den ich heute erwarte, will noch nicht kommen; wir wollen indessen die Zeit verplaudern. Bei meinem Barte, ich weiß nicht, woran die verdammten Weibsen denken, daß sie mich warten lassen,

oder ſollte das Feld nicht rein ſein? Habt ihr etwa ein paar Blaumäntel auf eurem Wege geſehen? Gib dich zufrieden, Mutter, entgegnete Lukas; wir haben nichts geſehen als die feurigen Augen deines Katers, wie ſie oben vom Thurme uns entgegenleuchteten. Sprich, wen erwarteſt du heute von dem luſtigen Schwarme deiner Kundſchaft? Die Alte lachte heimlich: wäret Ihr nicht ein kreuzbraver Junge und meine alte Bekanntſchaft, ſo könnte ich fürchten, daß Ihr mir aus der Schule plaudert, ſo aber ſeid Ihr mir ſicher: wißt denn, daß die ſchöne Margreth, das Weib des reichen Wollenhändlers, erſcheinen wird; ſie hat ſich den jungen Pagen Adrian ins Herz geſchloſſen, der ſie aber nicht mag, und da ſoll nun ein Tränkchen aus meiner Küche dem albernen Knaben die Augen öffnen. Die Alte hatte bei dieſen Worten eine Fackel von zuſammengebundenen Kienſpänen angezündet und ſie in die Mauerſpalte geſteckt. Die helle Flamme warf maleriſche Lichter durch die ganze Wölbung, und vom rothen Scheine angehaucht ſpielte das lange Gras der Steinritzen im Winde, Eulen und Fledermäuſe flatterten umher, und ein paar ſchwarze Katzen ſprangen murrend auf die nahen Gerüſte. Lukas

hatte sich am Tisch hingelagert und rief: Recht, recht, Mütterchen! gießt den Narren nur immerzu die Liebe in den Hals, sodaß sie hassen und glühen müssen, wie es diese Wurzel oder jenes Kräutlein will. — Das klingt wie Spott, höhnte die Alte, indem sie ein paar Becher vom mitgebrachten Labungstranke hinunterstürzte; seid Ihr vielleicht auf dem Wege, Euch zu bekehren? — Glück zu, Söhnchen! Ihr seid mir ohnedies zu wild und widerstrebend, einmal soll Euch doch auch die zuckersüße Leidenschaft packen. Erzählt mir, was es mit dem Abenteuer der beiden Reisenden für Bewandniß hatte; als Ihr in jener Nacht bei mir einspracht, dachte ich nur an die brennende Mühle und hörte nicht viel auf Eure Worte. Lukas lachte: Wenn die Narren nicht im nächsten Kanale liegen, so soll es mich wundern; von Herzen habe ich es wenigstens gewünscht. Verstockter Sünder, drohte Peter, bedenke, es war ein Menschenleben. Das Leben eines jener trügerischen, gleisnerischen Ungeheuer war es, rief Lukas, die Ihr schöne Weiber nennt und die Gott verdammen möge. Ja, wie der helle Flammenschein ihr ins Antlitz leuchtete, von dem sie den Schleier abgenommen, da war es mir sogar,

als — doch laßt mich schweigen. Er warf sich, die Arme vors Gesicht schlagend, mit dem halben Leibe auf den Tisch hin. Der tolle Junge wird doch nie vernünftig! brummte die Alte; was ist es denn gewesen? — Still, rief Peter leise, er hat gemeint, in der Dame seine alte Liebschaft in Rom wiederzusehen; Ihr wißt nun schon, worauf ich ziele, sprecht nicht weiter hiervon. Und weshalb nicht, rief Lukas mit seltsam weicher Stimme, indem er sich aus seiner liegenden Stellung erhob. die gute Mutter da hat auch erfahren, wie sie es draußen in der Welt treiben mit ihren zarten, himmlischen Gefühlen, sie weiß, wie der Wolf das Lamm würgt und wie die Taube in den Krallen des Habichts verblutet, — es sind ihr alte bekannte Geschichten, so mag sie auch meine hören. Sieh, Alte, wenn dein vertrocknetes Gehirn mich und meine Worte noch fassen kann, da haben sie ein Land, sie nennen es Italien, dorthin verlegen sie alle bunte Träume der Dichter, alle süße Gebilde der Maler, alle schmeichelnde Töne der Sänger — kurz Alles, was den armen Menschen elend und verzweifelnd macht, was in seiner Seele mit falscher Freundlichkeit eine ewige Sehnsucht weckt, die nie erfüllt wird. Vor diesem

Lande und seinen Bewohnern sollte alle Creatur fliehen. In unserm guten Flandern ist es nicht leicht möglich, daß eine Seele so rettungslos erkranke, darum hätte ich nie hier auswandern sollen, nie jenes Land aufsuchen, das über die Gebirge herüber seinen Gifthauch uns zusendet. Doch ich that es, und nun ist es um mich geschehen. Hört den Verlauf der einfachen Geschichte. In Rom kam ich zu einem alten Meister, der ein tüchtiger Landschaftsmaler war und auch mir seine Kunst beibringen wollte. Er war ein schlichter, trockner Mann, und konnte es nicht begreifen, daß mir der Kopf schwindelte, das Herz schier zersprang beim Anblick so vieler herrlichen Paläste, kostbarer Gemälde und entzückender Gegenden; sein Auge hatte sich an aller Pracht müde gesehen, ich aber sog dieses Gift ein und meine junge Seele drohte zu erliegen. Heimlich verließ ich Nachts die enge Werkstätte und wandelte durch die Straßen Roms: der Mond goß sein goldnes Licht über die Paläste und weckte die riesigen Schatten der alten Welt aus ihren Gräbern: ich sah die Stadt, wie sie unter dem Scepter der Cäsaren blühte, ich hörte die Erde zittern unter dem Donner der Triumphwagen, die durch die prangenden Siegesbogen

einzogen, siegesleuchtende Imperatorenhäupter neigten sich grüßend dem Volke zu, die funkelnden Schätze ganzer Welten sah ich an mir vorüberziehen und die vereinten Jubelstimmen ganzer Völkerschaften zerrissen die Lüfte. Doch wozu Euch diese Bilder zeigen, deren Glanz Ihr nicht begreift; genug, wenn ich Euch sage, daß ich innigst vertraut wurde mit dem tückischen Wesen, das wir Größe, Schönheit nennen, welches aber in Wahrheit die tiefste Häßlichkeit ist. Ich gab mich, wie die andern Maler, dem wahnsinnigen Treiben hin, betrachtete unermüdlich die schmeichelnden Mienen, die vollen runden Formen, die großen lachenden oder ernsten Augen und suchte sie im Bilde wiederzugeben. Der Meister wurde öfters von einer schönen Frau besucht, die in Wesen und Geberde an die Gemälde der gefeierten Meister mahnte; in den Formen ihres Körpers aber die Bildwerke des Alterthums übertraf; auf ihr lag der ganze Fluch der verderblichsten Schönheit. Als ich sie angeschaut und wiederangeschaut hatte, kam nun eine teufelsmäßige Narrheit über mich, ja zu ganzen Eimern wurde sie mir über den Kopf gegossen; ich war nun völlig einer jener kniebeugenden, greinenden Affen, die man in den

Vorzimmern der Schönen zu bemerken pflegt: ſtundenlang konnte ich blödſinnig vor mich hinſtarren, immerdar mit verbranntem Gehirn an eine und dieſelbe Albernheit denken. Mein Meiſter, da er ſah, daß Ermahnungen nicht fruchteten, griff zum Prügel und ſuchte mich auf die liebreichſte Weiſe von meinem Übel zu befreien, allein auch dieſes Mittel wollte nicht wirken. Mit mattem Körper, verblühtem Auge und welkendem Geſicht hing ich an der ſchönen Geſtalt, wo ich ſie nur erſpähen konnte; ich winſelte um ihre Füße her, wenn ſie über unſere Schwelle trat, und lag Nachts vor ihrer Hausthür. Ohne Aufhören malte ich die Züge ihres Antlitzes, ihre Geſtalt, mich daneben und über uns Gott Vater, der dieſe ſeine beiden nichtswürdigſten Creaturen zuſammengibt, dazu warfen Engel Blumen und — o, der Narrheit — ich drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Nimmermehr hätte ich ſo tief in die Albernheit gerathen können, wenn ſie nicht die teufliſche Falſchheit gehabt hätte, mir durch ihr zauberhaftes Weſen immer mehr die Sinne zu verrücken. Aber ſie war die Holdſeligkeit ſelbſt, ſie blühte gleichſam ſchöner auf, wenn ſie zu mir Rede und Blick wandte; das mußte wol freilich Alles ſo kommen,

damit ſich ſpäter meine Verzweiflungsgeberde deſto luſtiger ausnahm. Ein Kobold, der ſie begleitete, einen Katzenbart trug und ein reicher Marcheſe war, führte ſie als ſeine Braut heim, und in der Nacht, wo ſolches geſchah, rannte ich aus dem Hauſe des Meiſters Camaro durch die Straßen Roms fort und immer fort; ich wollte aus ganz Italien hinausrennen und ſank, da ich die Alpen in der einen Nacht nicht erreichen konnte, todtmüde vor der Thür der ärmlichen Schenke des nächſten Dorfes nieder. Seht, Liebchen, jene Nacht hatte mich zum Philoſophen gemacht; ich hatte einen Blick in das Weſen der Welt gethan, und ſie hatte mir nicht gefallen. Als die Sonne zum erſtenmal über dieſe meine vaterländiſchen Flächen und Wieſen aufging, als ich alle die lieben Sümpfe ſah, an denen ich als Kind geſpielt, die vielen Windmühlen, die mir Paläſte geſchienen, ſeht, da athmete ich wieder frei, da ſank das feurige Farbennetz, das mich umſpannt hielt, nieder, und ich that den Schwur, die ſo geprieſene ſogenannte Schönheit ewig zu fliehen. Dagegen ſuchte ich nun Das auf, was ſich die Menſchen gewöhnlich fernhalten, weil ſie deſſen Größe und innern Adel nicht begreifen, das Schreckliche, Gräßliche,

Entſetzenvolle und luſtig Fratzenhafte. Da iſt Wahrheit, kein ſcheinheiliges geſchminktes Weſen, und je tiefer das Auge hineinſchaut in dieſen unergründlichen Brunnen, deſto reizvollere Geſtalten tauchen auf, deſto klarer thut ſich überall Zuſammenhang und kräftiges Leben kund. —

Mit einem Worte, rief die Alte, Ihr ſeid von einem geſitteten, die Malerkunſt treibenden jungen Manne ein Taugenichts und Herumſchwärmer geworden, der weder Haus noch Hof hat, bald unter einem Baume, bald in einem alten Gemäuer übernachtet.

Und ich danke den Heiligen, entgegnete Lukas lebhaft, daß es ſo gekommen iſt! Erſt ſeitdem ich Alles von mir geſchüttelt habe, was Beſitzthum heißt, kann ich nach Herzensluſt über das Treiben der Menſchen ſpotten und läſtern. Sie können mir jetzt mit ihrer Freundlichkeit und Liebe keinen Schaden mehr anthun; Niemanden gelüſtet's mir zu ſchmeicheln, denn er kann von mir kein Hab und Gut einſt erben; kein Mädchenantlitz wird mich mit lächelndem Auge anſchauen, denn welche wollte ſich wol mit dem „tollen Maler" verbinden? Da bin ich denn frei, die Nacht iſt mein Erbgut, die Einſamkeit meine Geliebte, der

Sturmwind, der über die Haide brauſt, mein liebſter Freund.

Peter war aufgeſtanden und ſchüttelte die Hand des Genoſſen. Durch die Schuld Anderer unglücklich ſein, rief er, iſt kein Unglück; tröſte dich! Wie anders iſt's mit mir; ich bin elend und muß es immerdar bleiben. Er ging nach dieſen Worten ſchweigend in der Halle umher; eine Stille trat ein, ſodaß man deutlich die Laute menſchlicher Stimmen unterſchied, die außerhalb dem Thurme ſich näherten; bald darauf ertönte ein leiſes Pochen, und Mutter Gertrud, in ihren rothen Mantel gehüllt, ergriff die brennenden Späne, um ihren Gäſten zu leuchten; vorher gebot ſie den beiden Malern, ſich hinter einen Verſchlag zu begeben, der aus Stangen und darüber gehängten ſchwarzen Lumpen gebildet wurde. Kaum hatten Lukas und Peter ihre Plätze eingenommen, als zwei Frauen hereintraten, von der kräftigen Geſtalt eines Dieners begleitet, der am Eingange zurückblieb. Liebe, ſchöne Tochter, rief die Alte ſchmeichelnd, weshalb denn ſo ſpät? Kätzchen, Mitternacht iſt vorüber, der Trank kann es übel nehmen und umſchlagen in bittres haßerregendes Gift, anſtatt daß er, zur rechten Zeit genoſſen, ſüßer, ſchmeichelnder Honigſeim bleibt.

Die Schöne hatte ihre Tücher abgeworfen und ſchaute mit großen blitzenden Augen die Alte an. Was? Süßes, Schmeichelndes ihm? — Gift, Mutter, dreimal ätzendes Gift flöße nur in ſeine Adern, daß der Rubin ſeiner Lippen zerbricht und die Roſe ſeiner Wangen verdorrt. Kind, das wird ohne unſern Trank geſchehen; der menſchliche Leib iſt ſo eingerichtet, daß er wie ein thörichter Verſchwender, der über Nacht reich geworden, ſeine Schätze den Straßenbuben hinwirft. Lehre ihn, wie er ſein Gut lange bewahre; wie er es los wird, dazu braucht er keine Unterweiſung. Mit dieſen Worten eilte die Prophetin geſchäftig in der Halle umher, ſie brachte eine große praſſelnde Flamme zu Stande, die Wärme und Helligkeit überallhin verbreitete; auf dem ſchwarzen Boden waren Kreiſe gezogen und magiſches Geräthe umhergeſtellt. Die ſchöne verliebte Frau des Wollenhändlers ließ ſich, weil es ſo erfordert wurde, von ihrer Begleiterin den Schleier und das Obergewand löſen; eine goldene Spange hielt das ſchwarze Haar in reicher Fülle feſt. Der Umriß des Halſes und gebogenen Nackens zeichnete ſich in weicher Linie gegen den ſchwarzen, rauhen Hintergrund der Höhle ab; die milchweißen Formen rötheten

ſich, wo ſie der Flamme zugewendet waren, und die ſchönſten Lichter fielen auf den gelblichen Schleier und das rothbraune, zu Boden ſinkende Untergewand. So ſtand ſie da und empfing die runde Schale, gefüllt mit dem Zaubertranke. Als ſie ſie an die Lippen ſetzte, erreichte die Beſchwörung ihre höchſte Kraft, die Alte gerieth in Verzückung und ſchwang ſich in wilden Bewegungen um die Grenze des äußern Kreiſes herum; in ihrer dürren Hand flammte die Kienfackel; den Kopf in den Nacken heulte ſie einige entſetzenvolle Laute, die ſie mit Verzerrungen des gelben, knöchernen Antlitzes begleitete, gleich einer rothen rieſigen Schlange ſchoß ihr im wilden Tanze das ſchleppende Gewand nach und wirbelte den Staub des Bodens auf, daß er ſich mit den ſchwarzen Rauchwolken der Flamme miſchte. Von dem Anblick dieſer Ceremonien etwas beſtürzt gemacht, lehnte die Schöne im Kreiſe ſich auf die Schultern ihrer Begleiterin, indem ſie die geleerte Schale abgab und mit ihren Blicken jeder Bewegung der Alten folgte. Endlich war das nächtliche Werk vollendet; die Prophetin theilte noch einige Ermahnungen und gute Rathſchläge aus, empfing dafür eine klingende Belohnung und geleitete dann ihre Kundſchaft wieder

hinaus. Lukas und Peter benutzten den freigewordenen Paß, um ebenfalls die Zauberhöhle zu verlassen; der Letztere fühlte sich ermüdet und übernächtig, er bot dem Freunde seine Wohnung zum Nachtquartier an, doch dieser schlug sie aus; er zog es vor, den Sonnenaufgang im Freien zu erwarten.

Als sie sich trennten, färbte schon das Frühroth die Thürme von Antwerpen.

Der kunstliebende und angesehene Domherr Ägidius hatte eine Gesellschaft von Künstlern zu sich beschieden, zum Theil auf Wunsch seines Freundes, des Handelsherrn Hubert, weil dieser unter den Gästen den Unbekannten herauszufinden gedachte, der das Bildniß seiner schönen Nichte vor fünf Jahren gemalt hatte. Liberta stellte ihm zwar vor, wie schwierig dieses Unternehmen sei, da alle, auch die geringsten Andeutungen und Spuren fehlten; doch Hubert befahl, die kleine Tafel sorgfältig verpackt mit hinüberzuschaffen, indem er meinte, daß, wenn selbst Ägidius nichts von diesem Meister wisse, man wol alle fernere Nachforschungen einstellen könne: denn, sagte er

zu seiner Richte, dieser fromme und gelehrte Mann, der fast sein ganzes Leben hindurch sich ausschließlich mit der Kunst beschäftigt hat, kennt aufs genaueste unsere vaterländische Kunstwelt, und es läßt sich nicht annehmen, daß ihm irgend ein Talent, auch selbst das unbedeutendste, verborgen geblieben.

Die Gesellschaft war schon beisammen, als ein schöner, großgebauter Mann mit edler Haltung hereintrat, der von Allen, besonders aber vom Domherrn, mit großer Auszeichnung und Freundlichkeit begrüßt ward. Es war Peter Paul Rubens, der nach einem langen Aufenthalte in der Fremde nach Antwerpen und in den Kreis seiner dortigen Freunde und Verehrer zurückgekehrt war. Das Gespräch dieses Mannes, sowie seine Weise, sich zu bewegen, war bedeutend und auffallend, seine Kleidung gesucht und prächtig; Alles an ihm kündigte den freien Mann an, der an den Höfen großer Herren gelebt, ohne ihrer Dienstbarkeit anheimgefallen zu sein. Seine Freunde, sowie Die, welche sich den Anschein gaben, es zu sein, ahmten ihm in diesen äußern Formen nach, Viele mit entschiedenem Mißgeschick, weil unter dem Überwurf von Sammt und Seide der derbe

Niederländer hervorsah und sich ergötzlich genug geberdete. Rubens erzählte Mehres von seinem letzten Aufenthalte am spanischen Hofe, ging dann auf die Beschreibung einiger vorzüglichen Gemälde über, und gab so seinen Genossen Gelegenheit, auch das Wort zu fassen und das Gespräch allgemein zu machen. Ziemlich spät trat noch Antonio herein; als ihn der Domherr vor Rubens führte, fiel er diesem mit entzückter Geberde um den Hals, indem er ausrief: Die guten Götter sind doch nicht ganz von uns gewichen, da es mir vergönnt ist, Euch, hochverehrter Meister, zum erstenmale in diesem Lande zu begrüßen und in Euch die heilige Kunst selbst zu verehren. Rubens lehnte das Lob von sich ab und nannte die Namen Derer, die ihm zunächst standen. Ein junger Mann mit lächelndem Gesichte und hellen, freundlichen Augen kam auf Antonio zu, indem er fragte: Habt Ihr vielleicht schon von David Teniers gehört? O, rief Antonio, und schloß auch diesen in die Arme, gehört? — was wollt Ihr damit sagen — gesehen hab ich ihn in seinen Bildern, den Trefflichen! Ihr seid noch so jung, lieber Herr, und schon so angesehen. In der That, ich glaubte, Ihr wäret noch im Gefolge des Prinzen

Johann von Öſterreich, und nun finde ich Euch hier. Ei, ei, und Ihr vermißt nicht den Hof, nicht den Glanz ſeiner Umgebung? — Ihr fühlt Euch wohl in dieſem hübſchen, einfachen, flachen Lande? — Ein dicker, kleiner Mann, in einen rothen, lebhaft gefärbten Mantel geſchlagen, um den fetten Hals eine übergroße Spitzenkrauſe, machte ſich bei dieſen Worten des Italieners hervor und rief: Was für Geſchwätz! das flache Land iſt unſer Vaterland, und ein ehrlicher Burſche leidet da keine fremde faſelnde Einrede. Die Künſtler, denen Antonio keine Aufmerkſamkeit bewieſen und denen ſein Weſen nicht gefiel, lachten laut bei dieſer Zurechtweiſung; erſchreckt wandte ſich der Italiener ab, doch der kleine Dicke eilte ihm nach und ſagte mit einem grinſenden Lächeln: ich heiße Jakob Jordaens; wollt Ihr nicht die Güte haben, und mich auch in Eure Arme ſchließen? Dieſer unziemende Scherz erregte ein neues unpaſſendes Beifallsgelächter, und ſchon wollte ſich der Domherr vermittelnd zu Antonio's Beſchützer aufwerfen, als die Thür geöffnet ward und mit einer ſchnellen blöden Wendung der Maler Peter Koek hereinglitt und ſich augenblicklich hinter die Andern verſteckte. Er wurde hervorgeholt, man

begrüßte ihn, und Rubens zeigte sich erfreut, den seltsamen Mann wiederzusehen; diese Äußerung machte die Wirkung, daß er jetzt sogleich von der äußersten Demuth zum mächtigsten Dünkel überging und sogleich anhub, laute belehrende Reden zu führen, auf die jedoch Niemand hörte, da man zur Tafel ging und die jüngeren Maler sich begierig zeigten, in die Nähe Liberta's zu kommen; Rubens jedoch erhielt diesen Ehrenplatz. Die schöne Frau, eingedenk des früheren Zwistes, vermied es, von Malerei zu sprechen, und ihr zu Gefallen begaben sich nun Rubens und Teniers wieder auf die Reise. Der Erste schilderte ihr den Hof Karls I. von England, der Zweite beschrieb die Hofhaltung des Erzherzogs Leopold Wilhelm. Antonio, der auf diese Berichte nicht hören mochte, ließ sich vom Domherrn die Geschichte des wunderlichen Peter Koek erzählen. Diese seltsame Natur, sagte der würdige Herr, hat mir und meinen Freunden bereits vielen Stoff zum Nachdenken gegeben. Wir haben ihn abwechselnd vernünftig, weise, verrückt, kindisch und wieder weise gesehen. Vielleicht ist in ihm Alles enthalten, was zum vollendeten Künstler gehört, doch die Natur hat aus unbegreiflichen Gründen alle kostbaren Eigenschaften

in ſeinem Innern durcheinandergeworfen und nun über dieſen Wuſt in vollen Schalen Thorheit ausgegoſſen. Es iſt eine vollkommene ſchöne Welt, die aber am erſten Tage nach ihrer Schöpfung auch ſogleich in Trümmer geſchlagen worden; wer es übernehmen könnte, die Bruchſtücke wieder zuſammenzuſetzen, brächte das urſprünglich ſchöne Ganze wieder zur Anſicht; allein welche menſchliche Kunſt reichte wol ſo weit! — Als Bildhauer hat er etwas Wundernswürdiges geleiſtet, wie es Diejenigen behaupten, welche ſeine Werke vor ihrer Zerſtörung geſehen haben, ebenſo ſchuf er in der erſten Zeit, wo er ſich zum Gemälde wandte, Bilder, die das Auge des Kenners entzückten, und wo man nicht begriff, wie ihm dieſe überraſchenden Aufklärungen über Farbengebung und Gruppirung gekommen waren: er ſchien in der That vom Himmel begabt, das Trefflichſte zur Nachahmung aller Zeiten hinzuſtellen. Allein ihm ſelbſt genügten ſeine Werke nicht, immer höher und höher wollte er dringen, und da verfiel ſein Geiſt in Wahnſinn. Jetzt begann er Bilder zu ſchaffen, die von einem Kinde hervorgebracht ſchienen, das mit bunten Farben ſpielt, und dieſe Schöpfungen erklärt er nun für das Höchſte der Kunſt. Die

Gemälde aus ſeiner guten Zeit hat er, bis auf wenige, ebenfalls vernichtet. Zu ſeinen übrigen Thorheiten gehörte auch die, auf abenteuerliche Weiſe das Weſen der Farbe ergründen zu wollen. Man ſagt, daß Blumen, in einem vollkommen lichtverſchloſſenen Raume auferzogen, farblos erſcheinen; ein Ähnliches wollte er nun mit der Menſchenbildung verſuchen. Eine Tochter, die ihm geboren worden, brachte er in ein finſtres Gewölbe und hielt ſie daſelbſt mehre Jahre verborgen, indem ſein Weib und die Nachbarn des Glaubens waren, das Kind ſei geſtorben. Als ein Zufall die Entdeckung herbeiführte, war die Folge einer ſo peinlichen Einſperrung, daß das Kind von dem plötzlich ihm zuſtrömenden Glanze des Lichts und der Farben erblindete. Der alte Experimentmacher kam bei der Gelegenheit ins Gefängniß, wo ihm das Gewiſſen zuſetzte und ſein Wahnſinn einen gefährlichen Charakter annahm. Als man dieſes merkte, wandte man gelindere Mittel an, ſie wollten aber auch nicht viel fruchten, und jetzt, wie Ihr ſeht, iſt er der Narr der Geſellſchaft geworden, über den zu lachen Jeder ſich herausnimmt. Hört nur, eben haben ſie ihn dazu gebracht, ſeine ſeltſamen Grundſätze und Anſichten auszulegen.

In der That zeigte ſich Peter Koek am Ende der Tafel in der Stellung eines kühnen Redners, das ſchwarze Mäntelchen über den rechten Arm geſchlagen, das blaſſe Geſicht mit dem dünnen Barte in die Höhe geworfen. Beneidet mich nicht, verehrte Gönner und Meiſter, rief er, daß ich dieſe zarten Geiſter, die ſo lieblich im Sonnenſtrahle ſpielen und klingend roth, blau, grün und feuergelb im liebkoſenden Tanze ſich umherbewegen, beherrſche; beklaget mich vielmehr, denn ihr wißt nicht, welche Mühe es mir gemacht hat, dieſe Herrſchaft zu erlangen. Ha! ſeht dieſen Körper — wie abgemattet, dieſe Augen — wie erloſchen, ſeht dieſe ſchlaffen Hände! Alles elende Spuren des Kampfes mit jenen tückiſchen Geiſtern. Doch freilich bin ich auch jetzt der erſte Maler der Welt. Wer könnte daran zweifeln, bemerkte Jordaens, doch ſagt, wie denkt Ihr über Zeichnung, Form? — Armſeligkeiten! entgegnete Peter; Bildſäulen ſind für Blinde gemacht, die mit den Händen ſehen müſſen. Ei, ei! nahm Teniers das Wort, von wo kommt Euch dieſe Kenntniß? — Die ſchöne Dame Violet, rief Peter mit leiſem, geheimnißvollem Tone, hat dieſes und noch manches Andere mir vertraut. Als ſie zu mir trat und

meinem Auge die Hülle der Blindheit nahm, sagte sie mit holdseliger Stimme: ich weihe dich zum Bewohner meines schönen Reiches, doch ehe du über meine leuchtenden Kinder herrschest, wirst du mannichfaltig Leid ertragen müssen, dafür aber sollen dir auch die süßesten Spiele meiner Kleinen nicht verborgen bleiben, sei es nun, daß sie auf der beweglichen Welle tanzen, oder auf dem zuckenden Leib der kleinen Schlange, oder auf der Wange eines zarten Mägdleins. Und so geschah es! — ach, Freunde, wenn ich am Abhange eines Hügels lag und den Blick richtete auf die weite Landschaft, da konnte ich nicht müde werden, das Treiben meiner Lieblinge zu beobachten: ich lächelte, wenn ich sah, wie sich das warme milde Kind Grün auf den Boden hinwarf, um mit den in Blumen verkleideten Schwesterfarben zu kosen, wie bis hoch hinauf das kecke gesunde Kind Weißroth an den Baum kletterte und als Apfelblüte herablächelte, indeß ein süßer mädchenhafter Geist, das brennende Frühroth, die Pforten des jungen Tages erschloß und jauchzend bis an die Gipfel der höchsten Berge flog. Das Graublau, Grüngelb und die matte Silberfarbe sind unterdessen auch nicht müßig, unermüdet wiegen und schaukeln sie sich

über die Meeresfläche hin, heben ſich lächelnd auf jede Wellenſpitze empor, und in die Tiefe fahrend, ſprudeln ſie den gelblichen Schaum empor. Über alle Farben aber, wie eine liebende Mutter, breitete das Violet ſeine Arme aus; es ſchwebte über Gewäſſer und Erdreich, das klare, verſtändige Blau mit dem liebeſiechen Gelb verbindend. Wie ſchön, wenn nun noch durch die ſo himmliſch ſüß in Farben ſchwimmende Welt ein holdes Menſchengebilde wandelt! Doch, verehrte Gönner, die Leiden bleiben auch nicht aus: öfters erſchienen mir böſe Träume, wo ich die Gegend umher bis zur kleinſten Blume herab zu Stein gefroren ſah, und durch dieſe geſpenſtigen Landſchaften wandelten die ſteinernen Leiber der alten Götter, und ihre weißen ſternloſen Augen ſtarrten mich an. Noch entſetzenvoller iſt es aber, wenn ich Farbenquälerei anſehen muß, wo die Menſchen entweder aus Dummheit oder Tücke die unſchuldigen Kinder auf die Folter ſpannen; da werden große Rahmen mit Leinwand bezogen, und auf ſolcher Folterbank geſchieht nun das Entſetzliche, die widerſtrebenden Farben werden zuſammengepreßt, die liebenden fern von einander gehalten, die hellen und klar freundlichen durch dunkle Schimmer ſo lange gequält, bis ſie trüb

und tückisch werden, und solche Frevel werden von Leuten ausgeübt, die sich große Meister der Kunst nennen lassen und der Welt einbilden, sie hätten die liebevollste Art, mit den Farben umzugehen. O, Freunde, Freunde, welche Qual, wenn nun zu Tausenden die schlechten Gemälde aus Süd, Nord, Ost und West herbeikommen und von mir verlangen, daß ich sie ummale, die fürchterlich gequälten Farben wiederum erlöse, oder wenn ich dieses nicht vermag, mich geradezu um Vernichtung anflehen. Da greife ich denn wol nach dem Pinsel, bringe ihn in den schwarzen Farbentopf, und stoße ihn dann den armen Bildern ins Herz, damit nur ihre Qual ein Ende hat.

Antonio's Ausrufungen unterbrachen diese Rede. Seltsam, ein wunderlicher, origineller Kopf! rief er, zu Liberten gewandt, die lächelnd vor sich hinsah. Das Ding da, bemerkte Jordaens, mit den Bildern, die wieder umgemalt sein wollen, ist eine Anzüglichkeit; auf wen, auf wessen Colorit zielt dieser Stachel, Alter? Auf Euch und Eure Werke sicherlich nicht, entgegnete Peter demüthig, wenn Ihr gleich oft zu sehr die erhitzten Leiber gern habt und sie mit Feuerbränden, statt mit

Sonnenlichte beleuchtet, so seid Ihr doch darum kein Farbentyrann. Ihr dagegen, verehrter Meister Teniers, gebt Euch nur als großer vornehmer Herr mit den armen Farbengeistern ab; sie sind Euch zu gering, um sie zu eigenen Schöpfungen zusammenzustellen, Ihr nehmt sie, wie Ihr sie in den Gemälden anderer Meister findet; schade nur, daß Euch noch nicht eingefallen, Euern Nachbar, den freundlichen, ernsten Herrn nachzuahmen, der von Allen, die ich kenne, die sicherste und zugleich liebevollste Herrschaft über meine lieben Kinder ausübt: ich meine Euch, Cornelius Poelenburg.

Der Genannte sah verwundert auf, die übrigen Maler lachten, und Jordaens rief in seiner Weise: Der violette Narr hat nicht Unrecht; doch sagt ihm, daß er uns nun auch etwas von seinem Meisterpinsel zeige. Peter brachte nach vielen Entschuldigungen ein kleines Bild hervor, das ihm die zunächst Sitzenden sogleich aus der Hand rissen, und welches, indem es von Einem zum Andern ging, eine allgemeine Verwunderung erregte. Das lügt Ihr! rief Jordaens, das ist nicht von Euch, an dem Bilde habt Ihr keinen Pinselstrich gethan. Das lobt seinen Meister — die Mühle brennt wirklich. Rubens wurde aufmerksam, er unterbrach

das Gespräch, welches er mit Liberten geführt, und ließ sich die kleine Tafel reichen. Der Mann, rief er nach einer Pause, muß sich auf die Effecte verstehen, noch nie habe ich sie mit so viel Kunst vertheilt gesehen; die brennende Mühle, die dunkle Mauer im Vorgrunde, die erhellten Baumgruppen und Dorfschaften — selbst die Figuren, anscheinend Reisende, die von einem Führer geleitet werden, sind lebhaft und mit feinem Ausdruck hingestellt. Liberta winkte ihren Oheim herbei, indem sie ihm, unbemerkt von den Andern, einige Worte ins Ohr flüsterte, worauf Hubert sich näher zum Bilde neigte. Der Domherr rief: Es ist nicht wohl anders möglich, die kleine meisterhaft gemalte Tafel hat meinen unbekannten Freund zum Schöpfer; ich finde darin seine Manier, in der er einzig ist, nämlich das Phantastische und Seltsame mit dem Gewöhnlichen und Einfachen in Verbindung zu setzen. So erkenne ich ihn hier an den Figuren im Vorgrunde; und besonders an der Gestalt des Führers, der, wenn man genauer hinsieht, sich in einen Dämon verwandelt, mit Fledermausfittichen und einem langen Schweife versehen. Wo käme wol einem Andern, als meinem Freunde, ein solcher Einfall in den Sinn? Die Entdeckung

der Teufelsgestalt brachte allgemeine heitere Theilnahme hervor, jetzt fand sich, da man immer schärfer die Gruppen im Bilde musterte, daß überallhin dergleichen Spukgestalten vertheilt waren; ja, in der Flamme selbst gaukelten einige ergötzlich genug umher. Peter Kock, den man zur Rede stellen wollte, hatte sich fortgeschlichen, und so bestürmten eine Menge Fragen den Domherrn, er möge Auskunft geben über den neuen, trefflichen Meister, wo er lebe, wie er heiße, was er schaffe.

Wie ich Euch schon bemerkt habe, entgegnete der Gefragte, ich kenne weder Namen noch Schicksale unseres Freundes, allein ich besitze noch einige Bilder von seiner Hand, die ich Euch vorweisen will. Indeß die Tafeln herbeigebracht wurden, trat ein Diener zu Rubens, ihm einige Worte leise berichtend, worauf sich der Maler erhob und den Domherrn um Erlaubniß bat, einen Freund, der sich eben anmelden lasse, in die Gesellschaft einzuführen. Ihr werdet ohne Zweifel schon, setzte er hinzu, Vieles und Rühmliches von ihm gehört haben, es ist Meister Johannes, der sich nach seinem Geburtsort Breughel nennt. Er ist in seiner Kunst ausgezeichnet und mir besonders befreundet: einen Theil meiner Reisen habe ich in

seiner Gesellschaft gemacht, er kehrte zugleich mit mir nach langer Abwesenheit ins Vaterland zurück.

Verehrter Freund, entgegnete der Domherr, Ihr macht unnütz viel Worte; Herr Johannes Breughel ist uns Allen lieb und bekannt. Rubens brachte jetzt den Meister herein, der in würdiger Haltung die Gesellschaft begrüßte, den Domherrn und die Dame mit Ehrfurcht, die nähern Freunde mit Herzlichkeit. Auch er war nach Weise des Rubens zierlich und reich gekleidet; ein kostbares Sammtkleid mit brüsseler Kanten verbrämt, feines gelbes Lederwerk an Handschuhen und Stiefeln, zierlich gescheiteltes und gelocktes Haar. In seinem Antlitz lag etwas Kluges und Lauerndes.

Das Bild des unbekannten Malers war auf das günstigste aufgestellt, und man überließ Rubens den ersten Platz, indem man sein Urtheil erwartete. In seiner heitern Weise, bevor er noch ein Wort gesprochen, brach er in ein herzliches Gelächter aus. Die gemalte Gruppe stellte eine Anzahl Katzen dar, die Musik machten. Der Gedanke, sowie die Ausführung waren meisterhaft, dazu höchst ergötzlich und phantastisch. Ein niederer, unregelmäßiger Raum, wahrscheinlich eine nachbarliche Bodenkammer, vereinigte die Musiker,

die sich, wie es bei Concerten üblich, in kunstgemäßer Eintheilung aufgestellt hatten, die Baßsänger hinten, die hellen Stimmen voran. Notenblätter lagen aufgerollt, Lichter standen vertheilt, die großen Augen der ersten Sängerin sahen mit siegreichem Ausdruck den Beschauer an. Es ist, als würde eben das Zeichen gegeben, die bebarteten Mäuler öffnen sich, und der Kanon strömt dahin durch die Stille der Nacht, in den letzten Häusern der einsamen Straße wird er gehört, und die entferntesten Schläfer erwachen.

Der Domherr bemerkte mit Vergnügen den günstigen Eindruck, den das Bild auf den großen Künstler hervorbrachte, und dieser verhehlte ihn auch nicht. In der That, rief er, der Maler dieses Bildes ist Meister in seiner Art, Raphael hat in der seinigen nicht mehr geleistet.

Dieses Wort hob mit einemmal den Unbekannten in der Meinung der Gegenwärtigen auf eine hohe Stufe; sie drängten sich jetzt alle zum Bilde hin, einer zeigte dem andern immer neue ergötzliche Katzenphysiognomien. Am meisten Beifall fand ein großer schwarzer Kater, offenbar der Musikdirector der Truppe, mit der Brille auf der stumpfen Nase. Liberta machte auf eine Maus

aufmerksam, die sich im Vorgrunde zeigte; sorglos und unbekümmert, als sei für sie nichts zu fürchten, so lange sich ihre Feinde mit der Kunst beschäftigten. Rubens sagte: Wie selten finden wir doch, daß dem Menschengeiste dieser Blick in das Eigenthümlichste der Thierwelt erschlossen ist: dem Auserwählten, bei dem dieses der Fall ist, gelingt es denn auch, die ganze Fülle von Ausgelassenheit, sprudelndem Muthwillen, alberner Ernsthaftigkeit und spröder Laune vor uns auszulegen, die sich im Thiercharakter, von seiner possenhaften Seite aufgefaßt, darbieten. Da sie der Sprache ermangeln, so ist Miene und Geberde bei ihnen desto sprechender, und indem sie weder aus Convenienz, noch aus Trieb zur Unwahrheit schmeicheln, so zeigt sich ihre Mimik immer wahr und überzeugend.

Doch hat der Maler hier nicht harmlos schaffen mögen, bemerkte Jordaens, das Bild ist Caricatur, und die Thierphysiognomien dienen ihm nur, um die menschlichen zu travestiren. Er ist wol ein durch und durch toller und übermüthiger Kauz.

Neuerdings, nahm der Domherr das Wort, habe ich von demselben eine kleine Tafel gewonnen, die einen Heiligen darstellt, etwa den Antonius,

wie er gegen die Geister der Versuchung kämpft. Jedoch treten da die gehässigen bittern Züge in der Satire unsers Meisters hervor, und was hier als milder Scherz anmuthig spielt, verwundet und beleidigt dort. Oft mag ich das Bild nicht ohne den lebhaftesten Unwillen ansehen; es ist mir, als sähe ich, wie das Häßliche, Rohe und Gemeine übermüthig sich an das Heilige und Hohe drängt, es bestürmt, ja es überwindet. Gewiß ist der Mann, der solches malen konnte, bedauernswerth; denn muß die Gabe nicht elend machen, da Hinfälligkeit und Moder zu erblicken, wo wir Frühlingslächeln und Schöpfungskraft schauen? da die uralten Übel der Welt, den Tod, die Sünde, das vielfach Häßliche und Verderbte aufzusuchen, wo ein heiterer Sinn in Liebe und Entzücken schwärmt?

Doch könnten wir uns hierin irren, ehrwürdiger Herr, sagte Rubens, der Mann mag nichts weniger als elend oder zerrüttet sein. Der Hang zur Schöpfung des Verzerrten bildet sich oft in den heitersten und unbefangensten Gemüthern aus. Auf einer meiner Reisen in England wohnte ich zufällig einem ländlichen Feste bei, wo ich das Volk um eine kleine erhöhte Bühne versammelt

fand, auf der sich ein Mann zeigte, dessen Ruhm und Streben dahin ging, die tollsten und absonderlichsten Verzerrungen hervorzubringen. Er trat auf, leistete sein Möglichstes, und ich war erstaunt, daß der jugendliche wohlgebildete Kopf mit den offenen Zügen, wie er sich im ruhigen Zustande zeigte, in einem Moment darauf runzlich, welk, starrend, oder in die teuflischste Maske verdreht, erscheinen mochte. Indessen blieben die Zuschauer völlig kalt, sie forderten einen andern Künstler auf; doch auch dieser, so sehr er sich mühte, befriedigte die strengen Kritiker nicht; endlich nachdem zwölf oder dreizehn debutirt hatten und ich bereits das Reich dieser dämonischen Verzerrungen für abgeschlossen hielt, bestieg noch ein altes Weib das Gerüste. Bei ihrem Erscheinen klatschte man Beifall. Auf ihrem Antlitz lag die Ruhe einer Künstlerin, die sich ihres Werthes bewußt war; sie zeigte eine gutmüthige Physiognomie, ein Häubchen umschloß ihr graues Haar, sie erschien ehrwürdig. Doch kaum hatte sie die kleine Bühne betreten, als ich über sie erschrak. Wahrlich, da hätte unser unbekannter Freund seinen Platz gefunden! — Ohne das Häubchen zu verrücken, die bäuerische Kleidung zu verändern, ging sie schnell

in die mannichfaltigſten Masken über; raſch aufeinander folgten die grotesken Verzerrungen, fratzenhafte Geſichter, die ſo über allen Begriff toll und entſetzlich waren, daß ich ſie lange nicht aus der Phantaſie habe ſcheuchen können. Wie in einer Schattenlaterne zitterte ihr Geſicht auseinander, bald in die Länge, bald in die Breite, alle Geſetze ſchienen aufgehoben und die Züge liefen willkürlich durcheinander, ein Auge glaubte man im Kinn, das andere auf der Stirne zu ſehen, die Naſe bäumte ſich, der Mund verſchwand, um im nächſten Augenblicke entſetzlich weit aufzuklaffen und alle übrigen Züge zu verſchlingen. — Das Volk lärmte wie ſinnlos. Zuletzt, um ihren Triumph zu erhöhen, ergriff die Alte vom Brete eines ihr zunächſt ſtehenden Schlächterjungen eine Wurſt, und dieſe gleich einem Rahmen ums Geſicht legend, zog ſie nun die tollſte Fratze, bei welcher Gelegenheit alle Bänke umgeworfen wurden und das Beifallsgeſchrei ſeinen höchſten Grad erreichte. Jetzt ſtieg ſie herab und war wieder das alte gutmüthige Mütterchen, das mit ihrem Korbe Gemüſe forthumpelte und mit Mühe die Begleitung der begeiſterten Dorfbuben von ſich ablehnte.

Der Domherr und die meiſten Künſtler lachten,

doch Liberta ſagte: Wie es nur möglich iſt, daß dergleichen dem Menſchen Freude macht. Man ſpricht ſo viel von dem einfachen, unverdorbenen Naturſinn der niedern Stände, ſollte man nicht vielmehr, wenn man dergleichen hört, ſie für ſo verhärtet, ihren Sinn für ſo abgeſtumpft halten, daß nur das Niedrigſte und Gräßliche auf ſie Eindruck zu üben vermag?

Wir müſſen, entgegnete Rubens, dieſen einfachen Sinn nur nicht anders ſehen wollen, als er in der That iſt. Gewiß iſt hier weder Verderbniß, noch Übermaß, ſondern ein zwar rohes, aber völlig unſchuldiges Motiv zu ſchauen. Was wir Caricatur nennen, zeigt immerdar einen abſichtlichen, böswilligen Grund; indem wir das Gebiet des Verzerrten vergeiſtigen, entweihen wir ſeinen urſprünglich komiſchen Charakter, hier jedoch tritt er in ſeiner völligen Harmloſigkeit hervor. Weshalb aber überhaupt Verzerrung? rief Liberta, iſt denn nicht des Schönen genug, um ſich daran zu ergötzen? —

Was wir ſchön nennen, und uns daran entzücken, dazu, liebe Freundin, ſind wir öfters erſt auf dem Wege der Berechnung gekommen, und ein Hauptziel des tüchtigen Künſtlers ſollte ſein,

diese falsche angewöhnte Schönheit zu verbannen und die ursprüngliche derbe, gesunde wiederherzustellen. Bei diesem Bestreben kann das Häßliche, die Verzerrung uns von dem größten Nutzen sein, indem solche uns immer wieder auf die Wahrheit aufmerksam macht, welche auf dem Wege der Berechnung uns mit der Zeit ganz entschlüpfen könnte. Wir Niederländer, insofern unsere Schule sich der anderer Nationen entgegensetzt, haben zuerst den Grundsatz ausgesprochen, daß man auch das Häßliche darstellen müsse in Fällen, wo, wenn man es wegließe, die Schönheit auch nicht mehr schön sein würde. Die Italiener verdammen uns deshalb, und es ist auch nicht zu leugnen, daß Einige von uns zu weit gegangen sind; doch wird der Abweg, auf den wir später gerathen mögen, nie so sehr von der Wahrheit abirren, als der, auf dem die Anhänger der Italiener sich jetzt schon befinden. Das Fleisch des Titian, so schön es jetzt ist, so fühlt man schon Kälte darin, und unter den Schülern wird es vollkommener Marmor werden, zugleich die Zeichnung geziert, der Antike angepaßt, indeß meine Gestalten, stehen sie jetzt schon an Colorit und Zeichnung der Natur, wie wir sie sehen, äußerst nahe, so können doch

meine Schüler, wenn sie sich nicht über mich erheben, nur einige Stufen unter mir stehen, und die Figur, die bei mir noch für eine Grazie und schlanke Nymphe gelten kann, wird dann völlig eine derbe Küchenmagd sein, allein der Weg von dieser zum ewigen Vorbilde wird kürzer sein, als der, den jene einschlagen müssen. Dazu, schöne Freundin, ist uns das Häßliche nöthig, es ist eine starke und derbe Medicin, die unsere gemalten Leiber gesund erhält.

Die Italiener, rief Jordaens, lachen, wenn wir ihnen eine Venus, Diana oder eine Psyche von unserm Machwerk zeigen; doch sie haben unrecht, es sind, weiß Gott, reputirliche Weibsbilder; Frauen, die am Morgen in der Küche Geflügel gerupft und Gemüse gesondert haben, und doch noch ein Stündchen Zeit übrig behalten, um vor der Staffelei ihres Mannes zu stehen. Das nenne ich reputirliche Weibsbilder.

Antonio, der diese Worte hörte, rief lautlachend: Ja wohl, ja wohl — und dann hat eine solche Venus rothe Hände, Psyche eine gefurchte Haut, und Diana's Füße sind durch die Holzpantoffeln verdrückt.

Wer kann denn sagen, schrie Jordaens mit

grober Stimme, wie eine Venus ausgesehen hat? Wer kennt die Person? Lächerlich ist, sie abbilden zu wollen, ohne daß man weiß, wie sie gelebt, wie sie sich gekleidet, mit welchen Leuten sie umging, was sie zu Mittag und was zu Abend speiste? —

Heiliger Lukas! rief Antonio, wem läge wol daran, dieses zu wissen?

Uns Malern, entgegnete Jordaens, uns, die wir die Personnage malen sollen. Doch das ist eben das Unglück beim blinden Heidenthum, daß die Leute daselbst, ihre Wohnungen, ihre Lebensweise keine recht feste Gestalt haben. Man kann sie nirgends packen! —

Die Dichter, sagte Antonio, haben hinlänglich von jenen himmlischen Gestalten Nachricht gegeben.

Die Dichter! schrie Jordaens, nennt mir nur das Volk nicht! Die können viel ins Blaue hinein beschreiben, was ein ehrlicher Kerl von Maler im Leben nicht zeichnen kann. Das Böse ist, daß bei uns Farbe und Strich immer etwas Bestimmtes bezeichnen wollen. Wie ein Mann sich geberdet, wie er geht und steht, wie er wohnt und mit seinen Freunden plaudert, mit seinem Weibe zankt, danach modelt sich sein Antlitz, drückt sich jede

Falte seines Rockes, schlebt sich am Fuß sein Pantoffel anders — da nehmt solch einen Mann, und setzt ihn in euer Bild, und ihr habt da ein wirkliches Menschenkind vor Augen; dagegen, will dem Maler das Verständniß bei den blinden Heiden ausgehen, so schiebt er ein paar nasse Wolken dazwischen, und die Sache ist abgethan. Seht nur, in unserer lieben christlichen Religion, wie ganz anders macht es unsere gebenedeite Frau, die doch auch eine Göttin war und sich auch hätte mit nassen Wolken behängen können, wenn sie gewollt. Doch nein, sie sitzt mit dem Kinde als Hausfrau in der Werkstatt — da liegt der Fußboden noch voll Sägespäne, da hängt am niedrigen Fenster die Säge, die Schwelle an der Thür ist von den vielen Leuten, die besuchsweise in dem lieben Hause ein- und ausgehen, eingetreten; auf dem Fensterbrete steht ein Medicamentgläschen, noch wol von einer leichten Unpäßlichkeit in der Familie her — o seht, da bin ich nun ganz zu Hause, da male ich nun das holdselige Weib, in ihre Miene leg' ich etwas, was ich bei meiner eigenen Liebsten erlauscht habe, wenn sie den Knaben auf den Arm nimmt, nur male ich, versteht sich, das Auge klarer, die Miene lieblicher und süßer. Der heilige

Joſeph hat ſeinen Kittel, er iſt Jude, und darum kann er ſchon einen röthlichen Bart haben. Eliſabeth, nun die ſeht ihr ja wol noch heute auf der Straße herumwandeln; da habt ihr das Bild beiſammen! Wollt ihr aber nun durchaus eine Venus, gut, ſo geben wir euch ein hübſches Mädchen, etwa aus Gent, wo ſie immer beſſer gerathen, und damit müßt ihr dann zufrieden ſein.

Antonio wandte ſich ab, indem er höhniſch und halb leiſe zu Liberten ſagte: Mit einem Niederländer über Ideal und Schönheit ſtreiten wollen — vergebliche Mühe; lächerlich wäre es, hier von Raphael zu ſprechen.

Wieder auf unſern unbekannten Maler zurückzukommen, nahm Rubens das Wort: ſo geſtehe ich, daß ich nichts ſo ſehr wünſche, als ihn kennen zu lernen. Es iſt hierbei keine thörichte Neugier; ich ſtelle mir vor, er könnte vielleicht arm, in bedürftiger Lage ſein, und unſer Beiſtand wäre nöthig, ihn der Kunſt, vielleicht gar dem Leben überhaupt zu erhalten. Meinen Freunden und mir ſind ſchon öfters dergleichen Rettungen gelungen.

Daß er in Armuth lebt, entgegnete der Domherr, weiß ich, ebenſo, daß er ſich in ihr und einem wilden, herumſchweifenden Leben gefällt.

Mein Kundſchafter, der mir auf etwas ſeltſamen Wegen jene Bilder verſchafft hat, verſpricht mir ihn bei einer Dorfluſtbarkeit zu zeigen, welche in dieſen Tagen ſich ereignen ſoll. Iſt es Euch nun, verehrter Meiſter, gelegen, mich dorthin zu begleiten, ſo könnte wol unſer Beider Wunſch in Erfüllung gehen. Der berühmte Künſtler nahm dieſen Vorſchlag mit Vergnügen an: er war ihm doppelt genehm, da er erfuhr, daß das Dorf die Geburtsſtätte ſeines Freundes Johannes Breughel war.

Die Geſellſchaft ging jetzt auseinander, auch Hubert und ſeine Nichte traten den Rückweg an. Die Letztere war vielfach bewegt und beſchäftigt. Hatte ſie eines Theils das Geſpräch der Maler geiſtreich angeſprochen, ſo waren dagegen Bilder in ihr aufgeſtiegen, die ſie an eine traurig freundliche Vergangenheit mahnten, ihr Herz mit Unruhe und Verlangen füllten. Sie wußte nun, daß ihr geliebter Freund ihr nahe war, es zeigte ſich ihr klar, daß Niemand anders, als er, in jener Nacht ihr Führer geweſen. Doch hatte auch er ſie erkannt? Wie ſollte ſie ſich ſein ſeltſames Betragen erklären, wie ihn wiederfinden? Der nahe Dorfjahrmarkt, von dem Hubert geſprochen, erſchien ihr jetzt wichtig, und ſie faßte den Ent-

ſchluß, daſelbſt nicht zu fehlen. Als ſie in dieſe Gedanken vertieft, am Arme ihres Oheims den Heimgang antrat, bat Rubens darum, ſie begleiten zu dürfen, und auch Johannes Breughel ſchloß ſich ihnen an. Im Geſpräch mit Hubert ſagte der Letztere: Wenn ich meine Reiſe nach Italien jetzt noch verſchiebe und einige Monate hier bleibe, ſo iſt hierbei nicht allein der Aufenthalt in meiner Vaterſtadt, ſowie das Zuſammenleben mit meinen Freunden Urſache, ich habe hier auch wider Vermuthen verwirrte Familienhändel gefunden. Die kleine Erbſchaft beim Tode meines Vaters haben raubſüchtige Verwandte an ſich geriſſen, ein jüngerer Bruder, dem es zuſtand, hierin zu handeln, hat ſich auf die Flucht begeben und iſt ſpurlos verſchwunden. Ich für mein Theil kann der Erbſchaft entbehren, für ihn jedoch, den ich wiederzufinden hoffe, muß ich ſie retten, und will deshalb auch keine Mühe ſcheuen, obgleich ich nicht abſehen kann, wie ſich dieſes Wirrniß befriedigend löſen wird.

Spracht Ihr mir nicht, nahm Rubens das Wort, von einem reichen, angeſehenen Manne, der ſich Eures Bruders angenommen hatte und für deſſen hülfloſe Jugend Sorge trug?

So war es auch, entgegnete Johannes, der Treffliche, so viel mir bekannt geworden, war ein reicher Handelsherr in Brügge, und hatte den Knaben als Pflegesohn zu sich genommen, doch dem ist er eben entlaufen. Wenn ich den Namen jenes Mannes werde erfahren haben, so wird mir diese Spur schon weiter helfen.

In diesen unruhigen Zeiten, bemerkte Hubert, ist dergleichen leider nichts Besonderes; der Wildfang wird Dienste genommen haben; bin ich doch auf ähnliche Weise um einen Pflegling gekommen, der mir lieb war und treffliche Anlagen hatte. Bei diesen Worten langte die Gesellschaft bei Huberts Hause an, die Fremden empfahlen sich, und der Hausherr und die Nichte begaben sich zur Ruhe.

Der junge Adrian befand sich auf dem Wege nach Peter Koek's bescheidener Wohnung. Es war später Abend: in einem der hohen Nebenhäuser stand das Fenster offen, heller Lichtschimmer fiel heraus und beleuchtete des Jünglings brennende Wange, als er vorbeieilte. Eine schöne Frau erschien und rief mit leiser Stimme: Adrian,

wohin? In Bestellung meines Herrn, war die Antwort. Immer Geschäfte! rief die Stimme dagegen, und wie lange ist es nun schon, daß Ihr nicht zu uns gekommen seid? — geht, geht, Ihr nehmt böse Sitten an; doch Ihr sollt meiner nicht ungestraft spotten, leichtsinniger Knabe! Sie warf bei diesen Worten einen Strauß feuerfarbiger Tulpen lachend auf ihn nieder, die er vom Barett abschüttelte und zugleich schnell um die Ecke der Straße bog. Er lauschte einige Minuten an der Thüre des Malerhauses: ein trüber Schimmer aus der Schlafstube drang durch das kleine verhängte Fenster; jetzt öffnete er leise mit dem mitgebrachten Schlüssel, trat durch ein Vorgemach in eine kleine Zelle, in der bei einer verlöschenden Lampe ein junges Mädchen auf dem Ruhebette lag. Es war die schöne Cornelia. Da er sie schlummernd fand, mochte er sie nicht wecken, sondern zog es vor, mit glänzenden Blicken den Gegenstand seiner zärtlichen Wünsche zu betrachten. Er setzte sich zu den Füßen des Lagers und stützte das Haupt in die Hand; da ließ sich ein Geräusch vor dem Hause vernehmen und mahnte ihn, an seine Sicherheit zu denken. Kaum hatte er sich in einem wohlbekannten Schlupfwinkel verborgen, als Peter

Koek's Stimme ertönte, wie er mit Meister Antonio ſtritt. Sie traten herein, und ihr Geſpräch wurde leiſer; Antonio's Rede ſtockte gänzlich, als er, hinter dem Alten hervortretend, das ſchlummernde Mädchen erblickte. Peter füllte die Lampe neu mit Öl, ſtellte ſie höher und rief triumphirend, im Anſchauen ſeines Kindes verloren: Ja, ſolch ein liebes Kind, gelehrter Herr Italiener, habt Ihr doch wol nicht in Euerm gebenedeiten Lande aufzuweiſen? Nun wollen wir aber auch gleich unſern Streit wegen der Farben entſcheiden! Da, nehmt die Tücher, doch nur vorſichtig, daß ſie nicht aufwache; hier ein braunrothes, dort ein blaugrünes, und hier Euer Blaßgelb. — Kommt, kommt, lispelte Antonio, und Ihr ſollt ſehen, wie ich Euch ſchlage, aufs Haupt ſchlage. Oho! rief Peter, das wollen wir eben ſehen. Er trat ans Ruhebett und ordnete die Umhüllung, ſodaß der Hals, die gewölbte Schulter ſich frei zeigten. Antonio legte ein weiches, gelbliches Tuch herum, trat dann zurück und rief mit heiſerer Stimme: Göttlich! ſeht Ihr — blaßgelb! Wie warm und zart blüht die Schulter hervor aus der liebkoſenden Farbe! wie weich und doch feſt bildet ſich der Fleiſchton. — Geht! rief Peter und löſte das gelbe Tuch ab,

indem er das bräunlichrothe dagegen hinlegte: da habt Ihr Göttliches! Braunroth, und nun das Blaßgelb der Schulter! Ha! — o, Ihr seid ein Pinsel, verehrter Meister, blaßgelb! — Geht, Ihr seid ein erbärmlicher Pinsel; wenn Ihr hier nicht Wahrheit seht, so seht Ihr überhaupt nichts. Aber Titian? kreischte Antonio heftig und leise, liegt seine Venus nicht in Blaßgelb? — Meinetwegen im Pfeffer, brummte Peter, das alberne Ding mit der Flöte, das sich selbst auspfeift! Ja doch — blaßgelb! — elender Gedanke: ich sage Euch, für den Fleischton will es sich nicht schicken; meinetwegen hüllt einen alten Krieger, einen Sonnenverbrannten Bauernknecht hinein — aber nicht das helle, süße Mädchencolorit. Ei was, rief Antonio, wollt Ihr es besser wissen, als der große Meister? Aber freilich, Eure Weiber sind schon von Natur elend gefärbt; wo soll auch Colorit herkommen, sitzt Ihr nicht Alle hier im Lande mit dem halben Leibe im Nebel, mit der andern Hälfte im Sumpf? Peter überhörte diese Bemerkung; er hatte ein bläuliches Tuch um die Schultern der Schlummernden gelegt: Göttlicher Gedanke! ja, so ist's noch besser. Die Alten hatten nicht unrecht, die Göttin der Jugend und Schönheit aus dem

Meere aufſteigen zu laſſen: das Grünblaugelbe ſchmeichelt am zarteſten dem Fleiſchton, es kämpft ſo anmuthig mit dem röthlichen Scheine und lockt ſelbſt die ſchüchternen warmen gelblichen zum Bewußtſein. Ach Kind, Kind, du mußt mir nächſtens ins Meer hinein, und zwar da, wo es am tiefſten iſt. — Antonio riß das Tuch fort, Peter legte es wieder hin; Beide riſſen ſich jetzt mit den Tüchern herum, indem ſie ſchrien: Blaßgelb, o großer Pinſel! — Meergrün, elender Gedanke! — Ins Tollhaus mit dem blaßgelben Narren! — Verrückt iſt dieſer braunrothe Schurke! — Ihr wollt ſprechen, rief Peter, und habt doch ſelbſt keine einzige ordentliche Farbe am Leibe? Seht Ihr nicht aus, als hätte Euch mein Farbenreiberburſche aus übriggebliebenen Farben zuſammengeſudelt? — Wartet, ſchrie Antonio außer ſich, ich will Euch Euer geliebtes Braunroth auf den Leib malen, auch grün und blau ſollt Ihr haben. Er hob die dünnen Arme empor, Peter ſtemmte ſich kampffertig dagegen, da erwachte Cornelia mit einem lauten Schrei und barg ſich in ihre Hüllen. Die Kämpfer ließen voneinander, Antonio machte ſich auf die Flucht, doch unterließ er nicht, noch in der Thüre Petern zuzurufen: Kleiner, toller

Kobold, der Ihr ſeid, nehmt nur das hübſche Kind da und werft es ins Waſſer, wie Ihr das andere im Keller habt verkommen laſſen, dann ſeid Ihr beide los, und könnt Euch dann den größten Meiſter, der da lebt, nennen. Ein Hohngelächter ſchallte dieſen Worten nach, allein der arme Peter vernahm es nicht mehr; er war auf dem Platze, wo er ſtand und wo jene entſetzenvolle Mahnung ſein Ohr erreichte, zuſammengeſunken. Leichenbläſſe deckte ſein Antlitz, Thränen rannen über die gefurchten Wangen, und erſt von Cornelia's weichen Armen umſchloſſen, erwachte er wieder zum völligen Bewußtſein. Das beſorgte Kind leitete ihn in die Kammer nebenbei, wo ſie ihn auf das Lager hinlegte. Ach, Cornelia! ſeufzte er ſchwer auf, hörteſt du jene Worte des langen Blaßgelben? Ja, Kind, er hatte recht — mit mir iſt's aus. Ich fühle es, wenn ſie noch lebte, wenn ſie noch vor mir ſtände und mit ihrem holdſeligen Lächeln zu mir ſagte: Vater, die Jugend und die Liebe iſt wieder auf meine Wangen zurückgekehrt, in meinem Auge blüht wieder das himmliſche Blau, die Geiſter der Finſterniß, denen du mich übergeben, ſie haben keine Macht mehr an mir, ich lebe und vergebe dir! Ach, wenn ich

jemals ſolche Worte hörte — da würde ich wieder geneſen, da käme der alte ordnende Geiſt wieder über mich, und ich fände Maß und Regel wieder. Aber es kann nicht ſein! Sie iſt dahin, die Welt verdammt mich, denn du haſt es gehört, ſelbſt der fremde Mann kennt mein Elend.

Tröſtet Euch, Vater, bat Cornelia, es kann ja Alles wol noch gut werden. Der Alte ſchüttelte das Haupt; er verſank in finſtere Träumereien und hörte nicht, wie die Tochter ſich ins Nebengemach entfernte. Sie eilte auf die Thüre zu und verſchloß ſie, dann trat ſie vor einen kleinen Spiegel, um ihr ſchönes gelbliches Haar jeder Feſſel zu entledigen. Noch immer zögerte Adrian, hervorzutreten, doch mußte er ihren ernſtlichen Unwillen fürchten, wenn er noch länger ſie in dem Irrthum ließ, ſie ſei allein; er ſchlich darum leiſe hervor, und eben als ſie das einfache Gewand löſen wollte, drückte er einen Kuß auf die ſchöne Schulter, die wenige Minuten früher das gelehrte Kampffeld der beiden Maler abgegeben hatte. Eine dunkelgelbe Mohnblüte, die ſie eben in der Hand hielt, bebte heftig bei der kecken Überraſchung; Cornelia wollte zürnen, doch als ſie in das dunkle Auge ſah, welches ſie über die Schultern mit

Zärtlichkeit und Lächeln anblickte, vermochte sie es nicht. Adrian umschloß sie kühner, sie rang sich los, und die gelben Blätter des Mohns blieben in seinem schwarzen Lockenkopf hängen. Sie führte ihn vor den Spiegel, Beide lachten, und indem sie die leuchtenden Blätter herauspflückte, wobei er sich niederbücken mußte, indeß sie sich auf die Fußspitzen hob, drückte er mehre rasche Küsse auf ihren Hals. Zur Strafe strebte sie seine Locken zu verwirren und machte, daß sie über die frischen Wangen, die lachenden, blitzenden Augen niederfielen und er für einen Moment blind mit den Händen herumtappte, die Muthwillige zu fangen, die sich leise zurückziehend immer wieder entschlüpfte, endlich, durch den vorstehenden Tisch am Forteilen gehindert, in weicher Stellung herübergebogen stehen bleiben und seine Küsse auf ihrem schönen Arme dulden mußte. Doch sie drang jetzt ernstlich darauf, daß der späte Gast sich entfernen solle, und der arme Jüngling mußte sich trotz seiner Widerreden endlich dazu entschließen. Unmuthig brachte er einen kleinen ledernen Beutel hervor, und ihn auf den Tisch werfend, rief er: Du sollst nur nicht glauben, tückisches Mädchen, daß ich nicht voll gegründetes Recht habe, hier zu

bleiben. Der Herr Hubert ſchickt deinem Vater, oder eigentlich dir, da du des Alten Einſicht und Verſtand biſt, die Summe, welche er für ein wunderſames, buntes Bild ſchuldig geworden, das uns Herr Peter überbracht hat, und worauf ein Hund abgebildet iſt, wie ich ihn mir wol wünſche. Spotte nicht, rief das Mädchen, und hielt ihm die Hand vor den Mund, nimm das Geld zurück und gib uns das Bild wieder; der Vater erträgt es nicht, ſein Meiſterſtück, wie er es nennt, in unwürdigen Händen zu wiſſen. Das Geld nehme ich nicht, rief Adrian, und ſpotten will ich über den Alten auch nicht mehr, wenn er nur ſeinen Sinn ändert und mir deine Hand zuſichert. Cornelia ſah mit trübem Blick zu Boden: Du kennſt die Bedingung, ſagte ſie nach einer Pauſe. Ja doch! Maler ſoll ich werden — doch ich will es nicht! Soll man mich auch etwa um wenige Jahre bettelnd und in zerriſſenen Kleidern herumlaufen ſehn, die Großen und Vornehmen um ein Stück Brod anſprechend, und immerdar im Farbentopfe wühlend? Nein, Kind, Herr Hubert, der mir wohlwill, hat mir ſchon einen Antheil an der reichen Wollenmanufactur zugeſichert, die der alte Floribert verkaufen will, um ſich auf ſeine

greifen Tage in Ruhe zu ſetzen. Das gibt einen ehrlichen Hausſtand! —

Darum, bemerkte Cornelia mit leiſer Stimme, gehſt du auch ſo oft hinüber? Deshalb ſprichſt du ſtundenlang mit der ſchönen Margaretha, wo du ſie nur findeſt.

Soll ich nicht? — entgegnete Adrian, indem er ſeinen Arm um die ſchlanke Taille des Mädchens ſchlug, ſie iſt es, die den alten, ſchwachen Mann leitet, die, wenn ich ihr ſchmeichle, mir den größten Nutzen beim Kaufe zuwenden kann. Doch glaube mir, wenn ich ihr freundlich thue, ſo iſt es dein Bild, was mich immer wieder zu der Falſchheit treibt. In dieſen unruhigen Zeiten, wo der Krieg uns immerdar nahe iſt, möchte ich Hausſtand und Weibchen bald in Sicherheit haben.

So thue denn, was dir Recht ſcheint, rief Cornelia; den Vater gewinnſt du aber auf dieſem Wege nicht. — Adrian entgegnete raſch: Du weißt nicht, welche große freudige Überraſchung Herr Hubert dem Alten aufbewahrt hat; vielleicht ändert das ſeinen Sinn und öffnet ſein Ohr für die Zureden meines trefflichen Gönners und Beſchützers. Ich ſetze meine Hoffnung auf das nahe Jahrmarktsfeſt und bin des beſten Muthes voll.

Cornelia wiegte zweifelnd das Haupt; sie reichte dem Jüngling zum Abschied die Wange hin und blieb sinnend stehen, als seine eiligen Schritte über den Gang bis auf die Straße sich entfernten.

Der Meister Rubens hatte den vornehmsten Bürgern der Stadt Antwerpen, sowie seinen Freunden einige kostbare Feste gegeben. Der Kreis von Malern, der sich ihm näher angeschlossen, brachte in heitern und rauschenden Genüssen die Zeit hin. Durch die Vermittelung ihres reichen und angesehenen Collegen fanden viele unter den noch wenig bekannten Künstlern Käufer zu ihren Bildern, andere empfingen Bestellungen zu Portraits und großen historischen Compositionen. Indessen war der unbekannte Maler nicht vergessen worden; man hatte eifrig nach ihm geforscht, allein ohne den mindesten günstigen Erfolg. Andreas, jener Mönch, der sich in Peter Koek's Wohnung öfters gezeigt und unter mancherlei Vorwänden die Bilder sich zu verschaffen gewußt hatte, welche in der Sammlung des Domherrn die Aufmerksamkeit der Maler auf sich gezogen, war seit einiger Zeit ebenfalls nicht glücklich in seinen Bestrebungen.

Peter hielt, da er die wahre Abſicht der Beſuche des verkleideten Dieners des Domherrn gemerkt, ihm ſein Haus verſchloſſen, und der „tolle Maler" hatte, nachdem er von dem Vorgefallenen gehört, ſich noch ängſtlicher und ſcheuer in ſeine Zufluchtswinkel verkrochen. — In dem Hauſe Hubert's herrſchte einige Bewegung. Antonio, der durchaus nicht länger bleiben wollte, drang in Liberten mit Bitten und Vorſtellungen, mit ihm nach Italien zu ihren dortigen Verwandten zurückzukehren. Gewiß werdet Ihr, ſchöne Frau, rief er lebhaft, Eure gute Laune, die Ihr ſeit Eurer Ankunft in dieſem Nebellande gänzlich verloren zu haben ſcheint, in Heſperiens Orangenwäldern wiederfinden. Ihr wandelt hier herum wie eine ſchöne, dem Antikenſaale entſprungene Göttin, die ſich befremdet unter dem Haufen der Barbaren umſchaut. Was mich betrifft, ich ſehne mich, wieder einen Zug geſunder Luft einzuathmen. Laßt uns, entgegnete Liberta mit ſanfter Stimme, nur noch das große Landfeſt abwarten, es wird in dieſen Tagen vor ſich gehen, und ich möchte nicht verſäumen, meine guten Landsleute in ihrer originellen Heiterkeit beiſammenzuſehen. Das ſind noch vierzehn Tage hin, ſeufzte Antonio; nun, mögen die guten

Götter mir dieſe letzte ſaure Friſt noch überſtehen helfen! Adrian trat herein und meldete, daß die Tafel bereit ſtehe. Antonio's Antlitz erheiterte ſich plötzlich: Ah! rief er freudig, indem er Liberten den Arm reichte, das iſt ſchon etwas, auf ein gutes Eſſen verſteht man ſich hier im Lande; man muß nicht unbillig ſein und einem böſen Dinge auch ſeine gute Seite laſſen.

Herr Hubert merkte nur wenig auf die zufriedenen oder unzufriedenen Geſichter, die ihn umgaben; eine Botſchaft, die ihm plötzlich geworden, nahm ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Es waren nämlich Nachrichten eingelaufen von jenem verloren geglaubten Pflegling; einem Freunde in Brügge war es gelungen, zufällige glückliche Spuren aufzufinden, die da anzeigten, daß der Flüchtling ſich wahrſcheinlich ſchon mehre Jahre in Antwerpen aufhalten müſſe; zugleich ward Hubert an einen Mann gewieſen, der den Wohnort, die jetzigen Verhältniſſe des Jünglings kenne. Als dieſer gerufen ward, zeigte es ſich, daß es der Gaſtwirth Peter Laars war, den Hubert ſofort als einen in ſeinen Dienſten früher Angeſtellten erkannte. Der dicke freundliche Mann war nicht wenig ſchüchtern und befremdet bei dieſer

Entdeckung; Hubert jedoch hatte seine Gründe, den Zaghaften bei günstiger Stimmung zu erhalten. Ei, ei, rief er ihm zu, so soll ich Euch hier wieder treffen, und weshalb habt Ihr Euch damals so eilig aus meinem Dienste fortgemacht? Ja, wenn ich nicht irre, so ist von Euch der junge, unerfahrene Bursche verleitet worden, ebenfalls meine Pflege und Gutthaten mit schnödem Undanke zu lohnen? — Gnädiger Herr, entgegnete Peter Laars, ein freies Bekenntniß hilft am schnellsten aus einer bösen Sache. Ja, Ihr habt recht, ich war ein Thor und habe Andre zu Thoren gemacht, allein ich habe es zu bereuen gehabt. Das Beispiel, gütigster Herr, des großen Malers, der aus einem niedern Schuhputzer ein vornehmer Mann wurde, steckte mir, als ich noch bei Euch den Bratspieß am Herde drehte, immerdar im Kopfe. Es gelang mir, das Gesicht der alten einäugigen Köchin mit etwas Kohle täuschend ähnlich an die Küchenwand zu sudeln, alsobald ward ich hochmüthig, und meinte, auch in Peter Laars, dem Küchenjungen, sei ein Genie verborgen; der junge Jakob, oder, wie er jetzt heißt, Lukas, war wegen einiger Händel mit einem paar Schulknaben mißvergnügt, und trat mir sogleich

bei, als ich davon sprach, die Stadt heimlich zu verlassen und auszuwandern, um große Künstler zu werden. Du lieber Gott, es ist anders gekommen: einige Jahre wüsten Herumtreibens belehrten mich bald, daß ich nicht Anlage zur Kunst, wol aber zu einem liederlichen Lebenswandel hatte; bei Zeiten ging ich noch in mich, that mein bischen Armuth zusammen, und legte damit eine Wirthschaft an, die der heilige Lukas mit günstigem Auge ansah und sie gedeihen ließ. Der liebe Junge, den ich in meine Thorheit mit hineinriß, trennte sich baldigst von mir, ging nach Italien, wo ihm aber die Undankbarkeit, die er an Euch begangen, ebenfalls böse Früchte getragen hat; da kehrte er heim, und der Einzige, den er in seiner Heimatstadt begrüßte, war der ehemalige Küchenjunge Peter Laars. — Seht, Herr, das ist unsere tragische Geschichte: als ich zu Euch berufen wurde und Euern Namen nach langer Zeit wieder hörte, wollte ich anfangs nicht erscheinen, doch das böse Gewissen redete mir zu, nicht meinet-, lediglich des jungen Burschen wegen, indem ich hoffen konnte, daß es mir gelingen würde, sein elendes Schicksal zu verbessern.

Ihr habt Recht gethan, erwiderte Hubert. Der Freude über den wiedergefundenen Pflegling

habt Ihr es zu danken, daß ich Eure bösen Streiche in Gnaden übersehe; jetzt thut Eure Pflicht und bringt mich zu jenem armen Verwaisten. Sei er auch noch so entfernt und ärmlich beherbergt, ich will selbst ihn aufsuchen und sprechen.

Peter Laars richtete sich nach dieser Weisung, und trat mit seinem ehemaligen Herrn den Weg in die Vorstadt an. Er beobachtete die Mienen des Handelsherrn, und in diesen schien bei jeder ärmlichen Hütte, bei der sie vorbeikamen, die Frage zu liegen: Hier wohnt Der, welchen ich einst meinen Sohn nennen wollte, und in dem ich zu voreilig die Stütze und Freude meines späten Alters erblickte? Doch immer weiter führte der Weg, immer einsamer und verlassener wurde das Stadtviertel, endlich zeigten sich die letzten Häuser der aufs Feld auslaufenden Straße, und als auch bei diesen Peter Laars eiligen Schrittes vorüberging, fragte Hubert verwundert nach dem Ziel der Reise.

Dort! entgegnete sein Gefährte; seht Ihr nicht den einsamen Thurm auf der öden Haide? — Man nennt ihn den Hexenthurm, dort lebt der liebe junge Mann in glücklicher Einsamkeit und Eintracht mit den Fledermäusen und Nachteulen.

Hubert's Sinn verdüsterte sich; es wurde ihm schwer, sich den Jüngling, dessen Bild als goldgelockter, schöner Knabe noch in seiner Seele schwebte, in so trauriger Zerrüttung, wie sie diese Umgebung nothwendig mit sich führen mußte, wiederzufinden. Schweigend ging er an Peter's Seite, die einzelnen Weidenrümpfe zeigten den Weg; später gelangten sie an die kleine Brücke, und endlich ward auf wiederholtes Rufen des Gastwirths das äußere Thurmpförtchen geöffnet. Eine Wendeltreppe führte an der Halle der alten Gertrud vorbei in ein oberes, enges Gemach, das mit Geräthen aller Art angefüllt war, und wo nur der helle Platz am Fenster davon frei blieb. Hier sah man an einer baufälligen Staffelei, in die Arbeit vertieft, den „tollen Maler" sitzen.

Hubert gab seinem Gefährten ein Zeichen, zu schweigen, um ungestört einige Secunden hindurch das Antlitz des Arbeitenden zu belauschen. Er ging in seiner Erinnerung die Züge des Knaben durch und erkannte den Jüngling wieder; doch wo früher Milde, Offenheit und Frische geherrscht hatten, dort, schien es, waren jetzt dunkle Schatten des Mißtrauens, Unwillens und der Kälte getreten. Überwältigt von diesen Betrachtungen,

rief er jetzt laut mit gerührter Stimme aus: Jakob, mein unglücklicher Sohn! erkenne deinen Vater. Kaum waren diese Worte erschollen, als Derjenige, dem sie galten, heftig hinter der Staffelei hervorstürzte und mit wenigen Schritten sich Bahn zur Thüre machte, um zu entschlüpfen; doch Peter Laars vertrat ihm den Weg, indem er den Jüngling ziemlich unsanft an der Brust faßte. Sie rangen miteinander, doch die starke untersetzte Gestalt des Gastwirths behielt die Obergewalt; selber erschöpft und keichend warf er seinen Überwundenen auf ein niedriges Gestell und hielt ihn daselbst fest, indem er rief: So muß man mit Euch sprechen, damit Ihr endlich Vernunft annehmt, Ihr völlig toller Geselle! Seht Ihr denn nicht, daß der alte, würdige Herr da Euer früherer Erzieher und Pflegevater ist, der nun in eigner Person in Euer Eulennest kommt, um Euch in Lieb' und Gnade wieder aufzunehmen. Eine dunkle Glut übergoß das Antlitz des jungen Malers: Lieb' und Gnade? rief er mit scharfer, höhnender Stimme, daß nur Niemand wage, mir dergleichen anzubieten! Fort mit jenem Alten, ich weiß nichts von ihm, nie hab' ich ihn gekannt! —

Peter stemmte sich mit Kraft gegen die An-

ſtrengungen, die Jener machte, um aufzuſpringen und zu entfliehen. Wenn Euer Gedächtniß ſchwach geworden, begann der Gaſtwirth wieder, ſo iſt das meinige deſto kräftiger, und das ſagt mir, daß wir Beide von jenem Manne Wohlthaten empfingen, und daß es nur eines ſchlechten Geſellen würdig iſt, dergleichen zu vergeſſen, oder gar mit Undank zu lohnen. Der Ausdruck in Lukas' Antlitz wurde hier etwas milder; ohne das Auge zu Hubert zu erheben, rief er mit dumpfer Stimme: Er hat mir wohlgethan, es iſt wahr! Jetzt aber kommt er, um mich dafür in die Sklaverei zu ſchleppen; die Dienſte ſeines Hofhundes will er mir auflegen, und wartet nur, daß ich ihm den Hals willig darreiche, um die Kette darum zu ſchlingen.

Jakob! rief Hubert mit ſanftem Tone, habe ich wol dieſes an dir verdient?

Der kräftige Jüngling wand ſich unter den Fäuſten ſeines noch kräftigeren Hüters. Verdammt, rief er, ſoll ich nun noch dieſe heuchelnde Sprache voll Liebe und Freundlichkeit hören, wovon mein Ohr ſich ſchon entwöhnt hatte? Fort, ſage ich Euch, Alter, ich kenne Euch nicht. Wollt Ihr einen Sohn haben, ſo nehmt meinet-

alben diesen dicken Schurken hier zu Euerm Sohn an.

Peter Laars sah mit einem trüben Blicke seinen Befangenen an: Er ist doch noch gutmüthig, rief er, er will mir eine fette Stelle gönnen, obgleich er mich zugleich nicht mit den zartesten Schmeichelnamen nennt; doch nein, Freund Lukas, wer nähme wol einen so bejahrten und so übelgerathenen Sohn an? Zu Euch findet sich noch ein Vater, dankt dem Himmel und greift mit beiden Händen zu, ehe sich der liebevolle Mann bedenkt und seine Vatergefühle anderswohin leitet. Ja, Freundchen, ich habe Euch manchesmal auch wol Sohn geheißen, allein das geschah nur, wenn ich wollte, daß Ihr noch eine Flasche mehr trinken solltet; Ihr seht selbst, das waren keine edeln großartigen Vatergefühle, sie waren gleichsam auf schmutzigen Eigennutz gegründet, doch dieser Vater da ist ein völlig anderer und besserer, er will Euch mit Ermahnungen und Tugenden tränken, daß Ihr ein trefflicher, geachteter Bürger, ein edler Künstler werdet und die Bahn des elenden, herumtreibenden Lebens verlasset.

Hubert trat dicht an den Jüngling heran. Nein, rief er, ich will Euch, den ich früher meinen

Sohn nannte, in keinem Dinge Zwang anthun. Bleibt in Euerm gewohnten Leben, wenn es Euch so gefällt, nur erkennt mich und grüßt mich als Euern frühern Pflegevater. Lukas reichte nach einer Pause dem Handelsherrn die Hand, indem er mit leiser, aber deutlicher Stimme sagte: Ich habe Euch sogleich erkannt, Ihr seid der reiche Herr Hubert! Wollt Ihr mir keine Eurer Wohlthaten aufdrängen und mich völlig frei lassen, so will ich Euch danken und Euer Andenken ferner ehren; wo nicht, so bin ich Euer Feind und rathe Euch, mir nie wieder nahe zu kommen. Gott sei gedankt, rief Peter, es melden sich doch einige, freilich noch ziemlich wilde Kindesgefühle; der Anfang ist gemacht, und der ist bei jedem Dinge das Schwierigste, so auch bei der Liebe und Zärtlichkeit. Lukas sah mit scharfem, prüfendem Auge den Handelsherrn an, und dieser erwartete seine Anrede; doch der Jüngling schwieg, und senkte den Blick vor sich zur Erde; er schüttelte die blonden Locken aus dem Gesicht, fuhr mit der Hand über die Stirne und richtete dann wieder das dunkle blaue Auge auf Hubert. Man sah den Kampf seines Innern. Ich bemerke, hub der ältere Mann wieder an, daß Ihr Euch mit

Malerei beschäftigt; dieses Thurmgemach ist für solche Arbeit eben nicht günstig gebaut, kommt zu mir und bewohnt ein Zimmer meines Hauses. Lukas entgegnete rasch und mit drohender Miene: Dann hättet Ihr mich hinter Schloß und Riegel, und könntet mit mir machen, was Ihr wolltet; allein dies wäre gegen unsere Abmachung. Er schlägt wieder um, brummte Peter. So bleibt denn, wo es Euch gefällt, rief Hubert mit etwas gereiztem Tone, doch werdet Ihr mir nicht versagen, wenn ich wünsche, daß Ihr mich zu meiner Wohnung begleitet; es steht Euch dann immer frei, in Euern Thurm zurückzukehren, wann und wie Ihr wollt. Peter lächelte, indem er leise sagte: Ei, was für ein seltenes Gewächs von einem Vater! Der Himmel gebe, daß diese Gattung nie ausgehe. So mancher wirkliche Vater ließe sich's Mühe kosten, einen ungerathenen, wilden Burschen los zu werden, und dieser Scheinvater ladet sich ihn recht mit Anstrengung auf den Hals. Lukas hatte sich während dieser Betrachtungen des Gastwirths entschlossen, Hubert zu folgen. Er suchte daher unter den wenigen Kleidungsstücken, die ihm zur Auswahl blieben, dasjenige hervor, welches am geeignetsten schien, ihm

bei seinem Wiedereintritt in die gesittetere, seine Welt Dienste zu thun. Ein brauner Tuchmantel, mit einem schon hier und da schadhaft gewordenen einfachen Goldstreifen umkantet, schloß um die breiten, stolzen Schultern, die die Fülle des blonden Haares, geordneter als gewöhnlich, trugen. Die Handschuhe, welche schon seit lange unscheinbar geworden, ersetzte Peter durch ein paar neue, welche er sich selbst abstreifte, um sie seinem ehemaligen Kunden, in Erwartung der sich jetzt bessernden Lage desselben, zu borgen; dagegen war ein großer, sehr handfester Degen, dem man es ansah, daß sein Besitzer ihn nicht bloß zur Zierde und als Modeartikel trug, sondern ihn zu führen wußte, wo es galt, des Malers besonderer Stolz.

Als die Drei den Thurm verließen und in belebtere Gegenden geriethen, merkte Hubert zuerst an den Blicken der ihnen Begegnenden, daß er sich in einer Gesellschaft befinde, in welcher man ihn nicht gewohnt war zu sehen; der Gastwirth, dem diese Betrachtung ebenfalls nicht entging, blieb in Ehrfurcht einige Schritte hinter Hubert zurück, doch der stolze, kühne Sinn des tollen Malers träumte nicht von der Möglichkeit, als könne seine Nähe belästigend oder demüthigend wirken; er schritt

daher noch eher einige Schritte voraus, indem er von Zeit zu Zeit aufmunternde Blicke auf Hubert richtete, die auf Beschleunigung des für ihn unangenehmen Ganges drangen. Als das Haus erreicht war, kostete es wiederum Beredungen und Bitten, ihn zum Eintritt zu vermögen. Adrian, der sich auf dem Hausflur befand, erhielt von Hubert den Auftrag, das Erscheinen des Pfleglings bei Liberta anzumelden. Die schöne Dame, welche sich nur aus Achtung zu ihrem Oheim für dieses ihr an sich gleichgültige Begebniß interessiren mochte, fand, daß der Besuch zur ungelegenen Stunde komme. Eben war sie beschäftigt, eine reiche Stickerei aufzuspannen, ein paar Zofen ordneten die bunten Fäden und reihten die silbernen und goldnen Perlen auf; Antonio hatte auf einem niedrigen Sessel Platz genommen, indem er zur Laute italienische Lieder sang. Jetzt öffnete sich der Vorhang der Thüre, und von den blonden Locken umschattet, sah das Antlitz des tollen Malers herein. Erschreckt über diese ungewöhnliche Weise sprangen die Zofen vom Boden auf, indem sie ihre Gebieterin anriefen; doch Liberta hatte den Fremdling schon erblickt, sein dunkles Auge blieb starr auf sie geheftet, sie wollte sich erheben, doch

vermochte sie es nicht. Hubert trat hervor, und Antonio griff nach der Hand des Jünglings, um ihn näher ins Gemach zu ziehen. Nun, so tretet doch herein, sagte der Handelsherr; Ihr seht nun das Haus, wo ich Euch Wohnung anbiete, es ist nicht schlechter, als jenes, welches ich in Brügge bewohnte. — Welch ein einfältiger Bursche! rief Antonio heftig, bleibt er nicht da festgeschlossen stehen und starrt die Dame an, anstatt sich ihr zu nähern und um einen Handkuß zu bitten! Kommt, ich werde Euch, lieber Freund, Sitte lehren müssen. Mit diesen Worten trat er auf Lukas zu, faßte ihn um den Leib und wollte ihn in Libertens Nähe ziehen; doch plötzlich goß der Zorn seine fürchterliche, brennende Glut über das Antlitz des Jünglings, seine Augen rollten, mit einem Stoß des Arms warf er den Italiener in den Sessel zurück, ergriff die Laute, schwang sie wie eine Keule und ließ sie auf das Haupt des armen Antonio niederdonnern, sodaß die Splitter des zersprengten Lautenbodens umherflogen, dann zog er sich zurück, indem er mit leuchtenden Blicken sich umsah, ob Jemand es wagen würde, ihm in den Weg zu treten. Als es nicht geschah, und Hubert, sowie die Frauen sich in Entfernung

hielten, machte er eine ungeschickte kurze Verbeugung und verschwand, indem man ihn mit eiligen Schritten durch den Vorsaal die Treppe hinabstürmen hörte. — Verwundert und unwillig sahen sich die Zurückbleibenden untereinander an. Antonio, der sich vom betäubenden Schlage erholt hatte, drang darauf, daß der Frevler eingeholt und bestraft werden müsse. Er verdient doppelte Züchtigung, rief er eifrig, denn es war derselbe unverschämte Bursche, der bei jenem Reiseabenteuer uns auf schnöde Weise bei Nacht und Nebel in der Irre stecken ließ! O, ich habe ihn nur zu wohl erkannt, und das Stückchen, das er vor unsern Augen eben hat ausgehen lassen, war ganz in seiner bekannten, beliebten Manier. Hubert wandte sich verwundert zu Liberten: Wie, liebe Nichte, also wäre dieser auch der Maler jenes kleinen Bildes? Noch mehr, entgegnete die schöne Frau, indem sie das Auge mit bewegtem Gefühle zum Oheim erhob, er ist auch der Maler meines Portraits, derselbe, den wir so lange gesucht haben. Eine Pause des Erstaunens herrschte, ehe Hubert das Wort nahm und mit raschem, freudigem Tone ausrief: Welches Geschenk, liebes Kind, machst du mir mit dieser Erklärung: mein

Pflegesohn also wäre der treffliche, obwol seltsame Künstler, von dem Rubens mit Achtung und Anerkennung spricht? Er ist es, entgegnete Liberta mit Bestimmtheit; nehmt ihm sein wunderliches Betragen nicht übel, denn ach! wir wissen nicht, welche trübe Schicksale ihn verfolgt haben. Trübe Schicksale? rief Antonio; er sieht mir nicht darnach aus, Leute, die einen so kräftigen Arm führen, wissen jede, auch noch so üble Situation zu ihrem Vortheil zu beenden. Liberta wandte sich ab; sie wollte ihr lebhaft angeregtes Gefühl den Andern verbergen, und Hubert sagte, indem er Antonio die Hand reichte: Der wilde Vogel soll uns dennoch nicht entschlüpfen, und sollte auch der Grund seines Einfangens kein anderer sein, als daß er Euch, Meister, um Verzeihung bitte.

Die gemachten Entdeckungen in Betreff des tollen Malers erregten bei Rubens und den Künstlern große Freude; zugleich theilte jedoch Hubert den Verfolg des verfehlten Bestrebens mit, den Ungefügigen in den Kreis eines geordneten Lebens und damit seinen Freunden näher zu bringen.

Rubens, der bei dieſem erſten unglücklichen Verſu-, die Hoffnung nicht aufgegeben wiſſen wollte, beredete ſich mit dem Domherrn und Hubert, indem er Pläne machte und Vorſchläge that, wie man, um das Ziel zu erreichen, behutſamer und liſtiger zu Werke gehen müſſe. Der gewandte Andreas, der die von dem alten Peter Koek erlittene Demüthigung nicht vergeſſen konnte, verſprach ſein eigenthümliches Schauſpielertalent, ſowie ſeine Erfindungsgabe anzuſtrengen, um das Seinige zum glücklichen Erfolg beizutragen. Liberta, die bei dieſen Beſtrebungen am meiſten innerlich thätig war, zeigte nach Außen hin ſich am ruhigſten. Endlich vereinigte man ſich in einem Angriffsplan, den man für den geeignetſten hielt.

Indeſſen war der Tag des ländlichen Feſtes erſchienen. Ganze Züge von geſchmückten Städtern machten ſich zu Wagen und zu Roß nach dem nahe gelegenen Dorfe auf; eine eigne fröhliche kleine Karawane bildeten die Künſtler, die nie bei dergleichen Gelegenheiten fehlten. Um den Herrn Johannes Breughel hatten ſich zunächſt die Freunde verſammelt, der lebensluſtige Jordaens, der zierliche Teniers und der heitere Poelenburg. Der friſche Morgen belebte die Fluren, als ſie

auszogen, ein Jeder auf seine Weise heiter angeregt. Der dicke Jordaens verfehlte nicht, jedes Bauermädchen, welches mit ihnen eine Straße zog oder dem Zuge entgegen kam, mit plumpen Liebkosungen zu necken. Er erhitzte seinen kleinen derben Gaul übermäßig, indem er sich mühte, den Freunden besondere Reiterkünste zum Besten zu geben, die allesammt jedoch verunglückten; endlich setzte er sich verkehrt aufs Pferd, trieb dieses an, und da dasselbe, endlich der Scherze überdrüssig, die Stange zwischen die Zähne fassend, durchging, stürzte der beleibte Reiter in den Graben und wälzte sich im hohen Grase herum. Die Freunde mußten ihn aufheben, wo es sich dann zeigte, daß er die linke Hüfte verstaucht hatte. Das muntere Pferdchen wurde indeß von einer Landdirne eingefangen, die sich darauf schwang und dem nahen Dorfe zujagte, indem man ihr lautes Gelächter hörte. Poelenburg ritt abwärts, er hatte eine Laute an einem zierlichen Bande über der Schulter hängen, seine Gedanken waren mit einer vornehmen Liebschaft beschäftigt, er senkte schwermüthig das Haupt. Breughel und Teniers unterhielten sich auf ernsthafte Weise über einige landschaftliche Gegenstände und Bilder. Es ist

mir lieb, ſagte der Erſtere, daß ich in der Fremde Vieles und Mannichfaltiges geſehen habe; erſt jetzt lerne ich den Werth der vaterländiſchen Gegenden ſchätzen. Der Charakter derſelben iſt durchaus das Trauliche, Stille, ſehnſüchtig Gemüthvolle. — Seht, zum Beiſpiel, jenes Dorf vor uns liegen — wie lieb und freundlich! Die hellen ſaftigen Gründe, der ſtille See, der in ſeinem beſonders klaren Spiegel die Linien der Gebäude, ſowie die vollen, üppigen Baumgruppen aufnimmt, im Vorgrunde weidende Heerden und beſchäftigte Landbewohner; Alles ſo ſicher, wohlthuend, ruhig, auf kein Fernes, Unbegreifliches deutend. Lernt der Künſtler in Italien und der Schweiz bei den ſchroffen, formreichen Bergprofilen zeichnen, ſo lernt er hier malen, denn hier iſt das Spiel der Farben vorherrſchend; ſpringt dort der raiſonnirende Charakter hervor, ſo zeigt ſich hier der gemüthvolle, dieſer aber iſt der eigentliche Boden des Landſchaftsmalers, und darum wird Italien immerhin die beſten Hiſtorien-, wir aber die beſten Landſchaftsmaler hervorbringen. Hier iſt das Leben bunt, genußreich, indeß es dort ſchroff, nachdenkend und ſchaffend iſt.

Dieſe Betrachtungen wurden durch ein wieder-

holtes Schreien, das Jordaens anſtimmte, unterbrochen. Er lief herzu, indem er rief: Beim Himmel, ſeht ihr denn nicht die ausnehmend hübſche Dame, welche auf ihrem Zelter daherreitet? Es iſt unſere Pflicht, ſie anzuhalten, um zu fragen, ob wir ihr einen Dienſt leiſten könnten. Sie wird deſſen nicht bedürfen, erwiderte Poelenburg, denn ſie hat einen ſtattlichen, derben Begleiter. Bei meinem Barte, das breite, rothe Geſicht mit dem hohen, ſpitzigen Hütchen ſollt' ich kennen! ſchrie Jordaens; ja doch, es iſt der Wirth aus der kleinen Malerherberge; wie der nur zu dem hübſchen Kinde kommt? Indeſſen war Peter Laars, denn er war es in der That, mit ſeiner Dame herangekommen. Die ſchöne Cornelia war nicht wenig ängſtlich, als ſie den Trupp luſtiger Freunde auf der Straße anhalten ſah, augenſcheinlich, um ihre Ankunft zu erwarten. Jordaens ſtellte ſich in die Mitte des Weges, und indem er ſeinen rothen Mantel zierlich auf die linke Schulter warf, ſchwenkte er ſeinen Hut und winkte mit den kleinen luſtigen Augen der Dame ſeinen Gruß zu. Peter Laars, da er einen ſeiner vornehmen Kunden erkannte, grüßte ehrerbietig und wollte vorüberziehen, doch Jordaens rief:

Was seid Ihr doch für ein elender Geleitsmann, Gevatter? seht Ihr denn nicht, daß Eure Dame vor Durst verschmachten will? geschwind steigt ab und bringt Ihr in diesem silbernen Becher einen Trank aus der Quelle dort. Peter machte sich vom Pferde herunter, nahm das Trinkgeschirr und bog seitwärts ab, indem er rief: Ihr habt Recht, Herr Jakobus Jordaens, berühmter Meister; was ritterliche Sitte anbelangt, kann ich, so alt ich bin, bei Euch doch ohne Schande in die Schule gehen. Kaum war er fort, als der Maler alle seine Kräfte anstrengte, den Gaul zu besteigen; es gelang, keuchend saß er im Sattel und sich zu Cornelien wendend rief er: Jetzt, schöne Dame, bringe ich Euch in das Dorf; wir haben wol Beide beim Tausch gewonnen. Er trieb lachend den Gaul an, und als dieser sich in Lauf setzte, war auch Cornelia's Pferd nicht mehr zu halten. Beide Reiter erschienen nur noch in weiter Ferne, als Peter Laars mit dem gefüllten Becher zum Vorschein kam und von den Malern spottend begrüßt wurde.

In dem Dorfe angelangt, mischten sich unsere Reisenden unter das bunte Gewühl der Landleute, die den Rasenplatz vor der Schenke besetzt hielten,

theils in Gruppen zusammensaßen, theils herum lagen und den Beginn des Tanzes, sowie des allgemeinen Schmauses erwarteten. Peter Laars, der dem Dorfschenkenwirth zur Hülfe erschienen war, trieb die Schar seiner mitgebrachten Mägde an, daß sie die Tische deckten, die Krüge und Gläser herbeiholten, und wo möglich sich von unnützen und umständlichen Liebeshändeln frei machten. Die Maler nahmen einen Tisch für sich in Beschlag, und Breughel, als Wirth, bestellte ein treffliches Mahl mit Weinen, dessen Zierde ein mächtiger Bohnenkuchen sein sollte. Als er erschien, wurde er sofort in Stücke zerlegt, und Peter Laars, der zur Vergütung des ihm bereiteten Mißgeschicks ein großes Stück erhielt, fand in demselben die Bohne und wurde nun mit lautem Geschrei und Vivatrufen zum Bohnenkönig ausgerufen. Die schöne Cornelia übernahm es auf allgemeine Bitte, dem dicken, unförmlichen Haupte des neuen Königs eine goldpapierne Krone aufzusetzen. Nun saß er da und leerte behaglich ein Glas rothen funkelnden Weines, indeß die Sonne, durch das Laubdach golden spielend, auf die große, rothe Nase und die breiten, lachenden Wangen des glücklichen Monarchen schien. Jordaens freute sich

über dieſes geputzte Antlitz; er verſprach ein Bild zu liefern, wo der König und ſeine Gäſte dargeſtellt ſein ſollten, wie ſie jetzt beiſammenſaßen. Der Einfall erregte laute Zuſtimmung und Freude.

Indeſſen füllte ſich die Wieſe immer mehr und mehr mit zuſtrömenden Gruppen; man ſah ſie aus der Ferne auf verſchiedenen Wegen anlangen, einzelne Böte mit ihrem bunten Inhalt zogen über den See dahin. Ein blinder Dorfmuſikant wurde von ſeinem Knaben vorbeigeleitet, und bald darauf ſah man ihn eine leere Tonne beſteigen, von der herab er die kreiſchenden Töne ſeiner Geige erſchallen ließ; um die Tonne herum rauften ſich Buben und ein paar taumelnde Tänzer ſtritten ſich um eine flinke Tänzerin, die während des Kampfes mit einem Dritten lachend und in weiten Sprüngen davoneilte. In der Nähe der Schenke hörte man heftig zanken, in der Ferne tanzte ein Hanswurſt mit einem Bären beim gellenden Geklapper der Fuß- und Handſchellen; eine junge Frau brachte ihren wankenden Mann bei Seite, einige alte Weiber lachten dabei aus vollem Halſe; wenige Schritte weiter bekam ein ſchreiendes Kind Hiebe. —

Entfernt von dieſen wechſelnden, geräuſchvollen

und bunten Scenen befanden sich zwei einsame Reiter, die stillschweigend nebeneinander herreitend sich den letzten Häusern des Dorfes näherten. Vor einem derselben stiegen sie ab, banden die müden Thiere an, und traten in den kleinen, eingehegten Garten, der verlassen stand, da die Bewohner der Hütte, wie die übrigen Bauern, dem Feste zugeeilt waren. Der jüngere der Reiter warf sich in die hohen Blumen nieder, zur Seite eines kleinen Hügels, auf dem ein einfaches, in Stein gehauenes Crucifix stand; der ältere blieb vor ihm stehen, und richtete die Blicke voll Trauer und Mitgefühl auf seinen Kameraden. Eine lange Pause herrschte, der laue Wind spielte mit den Häuptern der Blumen, nur dumpf und unverständlich tönte der ferne Jubel von der Wiese herüber. Und hast du bedacht, was du beginnen willst, Lukas? sagte Peter Koek endlich mit ernster Stimme; die Heimat willst du verlassen, deine Freunde und vor Allem die Kunst? — Der Jüngling sah mit bleichem Antlitz auf: Freunde? rief er mit dumpfer Stimme, ich habe nie welche gehabt; die Kunst? — sie ist ein trügerisches Schattenbild, wie Alles, was uns hier peinigt und gefangen hält — nur dich, meine Heimat, nur dich, du

Grab meiner Ältern, du bist wirklich, dich hat keine Lüge mir vorgeschmeichelt! deinen Hügel umfasse ich und halte ihn fest.

Das innige Gefühl, das aus diesen Worten sprach, füllte Peter's Seele mit Wehmuth: er hatte seinen seltsamen Freund noch nie in so weicher Stimmung gesehen; wol war ihm berichtet worden, daß Lukas seinen frühern, ihm noch jetzt mit Güte ergebenen Pflegevater wiedergefunden habe, doch wußte er nicht, was sich zwischen Beiden ereignet, noch welcher Umstand den raschen Jüngling zu dem Entschlusse, welchen er nicht billigen konnte, geführt hatte. Auf seine wiederholten Fragen erwiderte Lukas: du treulose und geschwätzige Seele trägst nicht wenig Schuld an meinem Mißgeschick; wie anders als durch dich wären meine Bilder zur Kenntniß der Leute gekommen? Jener Laars, obgleich er ein verächtlicher Mensch ist, übt dennoch Verschwiegenheit. Du erscheinst mir jetzt auch als einer jener ekelhaften bösartigen Geister, die den Antonius erschreckten und verblendeten. Der arme Antonius! Es schlug ihm das Herz so frei in der Wüste! — Es ist nicht alles Teufelslarve und bösartiger Geist, rief Peter; da ich Euch einmal in einer

sanftern Laune treffe, so muß ich Euch schon die Wahrheit sagen: Lukas, liebster Sohn, was die Menschen Treue und Anhänglichkeit nennen, lebt wirklich in ihrer Brust, Ihr müßt nur unterscheiden lernen. Euch hat das Bischen Erlebniß schon den Sinn verbrannt, was würde erst geschehen, wenn Euch das Unglück so recht unter seine Lieblingskinder aufnähme, Euch auf alle Weise hätschelte und Euch jeden kleinen Wunsch vom Auge absähe, um dessen Erfüllung nur recht sicher zu vereiteln. O, es gibt Solche, die es aufs Zärtlichste auffüttert mit Seufzern und Thränen, und denen es, wenn das Herz ihnen recht vollgesättigt ist mit Schmerzen, zuletzt die bunte Klapper des Wahnsinns in die Hand gibt, und dann mit den lieben Kindern lacht und jubelt, und sie so unter lauten Scherzen recht heimlich in die weichen Leichentücher bettet und sie zum Schlaf auf den stillsten, entferntesten Winkel des Kirchhofs trägt. O seht, das ist die Weise des wahren, eigentlichen Unglücks, das ist seine nie aufhörende, zarte Mutterforge; Euer Unglück ist nur eine Stiefmutter, die nur Vorsorge heuchelt, am liebsten jedoch Eurer los sein würde. Und in Eurer Stelle machte ich ihr auch die Freude und ging meiner Wege.

Lukas hörte dieſe Worte nicht; mit dem ſchmerzlichſten Ausdrucke war ſein Blick zu Boden gerichtet. Nach einer Pauſe ſprach er vor ſich hin: Als ſie vor mir ſtand, als ich ihr Auge wieder glänzen ſah — der Strahl in mein Inneres glitt! Es war mir zu Muthe, als ſchwände wie ein finſterer Schatten jene Zeit dahin, wo ich von ihr getrennt gelebt; als ſei Alles Traum, Irrthum, kurzſichtige Verblendung geweſen! Mit der ganzen, entflammten Seele zog es mich zu ihr — da, und dem Himmel ſei Dank, drängte ſich die hohnlachende Teufelslarve zwiſchen uns, in widerliche Verzerrung floß das ſchöne, leuchtende Bild zuſammen, und ich war gerettet.

Thorheit! rief Peter, kann ſie denn nicht Euch wirklich noch lieben? Gibt es denn kein Beiſpiel, daß erzwungene Ehen geſchloſſen werden?

Wie ich ihr Haus verließ, ſchwärmte Lukas weiter, fühlte ich mich zum erſtenmale arm und elend; der glänzende Tempel, den wenige Augenblicke aufgebaut hatten, ſank zuſammen und ſein Sturz zermalmte mich. Die Straße vor mir ſah ich mit ſtumpfem Auge an; wohin ſollte ich mich wenden? Es war mir jede Richtung gleichgültig, wußte ich doch, daß ich nach keiner hin eine Hei-

mat finden würde. Es kamen mir alte Bekannte entgegen, sie waren noch aus den Tagen, wie ich sie noch nicht wiedergesehen; ihre Gesichter kamen mir jetzt fremd und verändert vor; die bösen Gestalten der Unterwelt, die ich früher mit Liebe heraufbeschworen hatte, sie verfolgten mich jetzt und schlossen eine entsetzliche Kette um mich, sodaß ich gefangen mit der Sehnsucht im Herzen die Sonne und die heitere Landschaft immer ferner und ferner schwinden sah. Ein Verdammter war ich, dem der Himmel verschlossen war. Als ich so dahintaumelte, mußte es noch geschehen, daß ein Zug geputzter Leute auf mich zukam, an ihrer Spitze ein hoher, herrlicher Mann, ein göttliches Lächeln um die stolze Stirne, seine Augen zwei Sonnen, getränkt mit ewiger Frühlingswärme, schaffend und belebend auf jeglichem Dinge ruhend. Es war Rubens. Ich wußte es und wäre gerne an seine Brust gesunken, doch mußte ich vorüberschleichen, meine Locken verbargen mitleidig das scheue, irrende Auge. Er sah mich nicht, und so ging ich meinem zweiten Himmel vorbei, ohne daß mir mehr vergönnt war, als nur einen trostlosen, sehnsüchtigen Blick hineinzuthun.

Und da begebt Ihr Euch in die Hölle, nämlich

dem ſpaniſchen Werber in die Fäuſte! rief Peter mit drohender Stimme.

Noch bin ich nicht ſein eigen, nahm Lukas wieder das Wort, er hat mich auf heute hierher beſtellt, wo der Hauptmann ſich zeigen und meinen Schwur in Empfang nehmen ſoll. Dann geht es auf immer fort von hier; ich ſehe die Gegend, die Menſchen nicht wieder, welche mich peinigen und denen ich jetzt nicht mehr entfliehen könnte, denn ſie haben meinen Zufluchtsort ausgeſpürt.

Peter ſchloß ſeine Arme mit Heftigkeit um den Leib des Jünglings: Saubre Anſtalten, rief er, Soldat werden! — in den Krieg ziehen! — Nein, nein, ich laß Euch nicht — habt Ihr denn bedacht, was aus dem armen Peter wird, wenn Ihr fortgeht? Nein, lieber Burſche, todtſchießen ſollen ſie dich nicht, dazu ſind Andere da, die nicht ſo hübſche Bilder malen.

Lukas hatte ſich von Neuem auf den Hügel niedergeworfen, ungeſehen von Peter küßte er die einzelnen Blumen, welche in der Nähe des Kreuzes entſproſſen. Seine Wange, hochgefärbt von der Glut der innern Empfindung, tränkte ſich mit Thränen. Ihr, die ihr dort unten ſchlummert,

rief er leise, wacht auf und erklärt Euerm armen Sohne die Räthsel des Lebens. Gibt es Treue, Zärtlichkeit, Liebe und Vertrauen unter den Menschen, warum hat diese Brust sie nie empfunden? Gibt es ein ewiges Schöne, das nicht blendet und betrügt, warum hat es sich diesem Auge entzogen? — Ihr antwortet nicht, ihr bleibt stumm.

Auf die andere Seite des Hügels war während dieser Worte ein Mann leise herangetreten, der seinen ernsten Blick bald auf das Blumenfeld zu seinen Füßen, bald auf den Jüngling richtete. Dieser raffte sich vom Boden auf, indem er mit schnell verändertem Ausdruck in Stimme und Antlitz rief: Was wollt Ihr hier? Der Fremde entgegnete mit ruhiger Miene: Die Frage kann ich an Euch richten. Ich gehöre hierher! rief Lukas. Ich auch, sagte der Fremde. Das lügt Ihr, schrie der Maler, indem er seinen Degen zog. Der Gegner blickte ihn mit einem düstern Blicke an, indem er langsam seine Rechte zu seinem Degen führte, doch veränderte er die Bewegung, schlug die Arme ineinander und fragte mit ernstem Tone: Nennet mir Eure Rechte an diesen Rasenplatz mit dem Kreuze, und ich will Euch dann auch die meinigen nennen. Lukas

ſchwang ſtatt der Antwort die blanke Klinge. Peter drängte ſich zwiſchen Beide, indem er dem Fremden die Worte zurief: Lieber Herr, es ſind die Ältern des jungen Mannes, die hier im Grabe ruhen; verdrängt ihn nicht von dieſem Platze, denn unmöglich könnt Ihr gleiche Anſprüche daran haben. Der ernſte Mann trat einige Schritte zurück, er verhüllte ſein Antlitz mit den Händen, er ſtand lange ſo da, endlich raffte er ſich mit einer raſchen Bewegung auf und eilte auf den Jüngling zu, indem er rief: Ihr heißt Peter Lukas Blomart? Lukas blickte ihn mit wildem, rollendem Auge an: So iſt mein Name, wie kennt Ihr ihn, da ich ihn hier nicht geführt? Der Fremde breitete die Arme aus: Dein Bruder Johannes ſteht vor dir, rief er mit weicher Stimme; Peter, welche Sorge, welche Bekümmerniß haſt du mir bereitet! Lukas wich bei dieſen Worten zurück, er hatte den Degen noch nicht eingeſteckt, ſeine Blicke irrten mit ſcheuem und verwundertem Ausdruck auf der Geſtalt des Bruders; doch deſſen feſte Ruhe blieb ſich immer gleich, ſeine Milde, ſein Ernſt und ſeine tiefeindringenden Worte behielten die Oberherrſchaft über das verſtörte Weſen des jüngern. Es folgten nun anfangs abgebrochene,

dann längere Erörterungen über frühere Schicksale, über das Leben der Ältern und ihre letzten Vermächtnisse. Immer mehr schwanden bei des Bruders ruhigen, klaren Worten die trüben Zweifel aus Lukas Brust, und endlich über dem Grabhügel der Ältern schlossen sich die Söhne in die Arme.

Peter Koek war nicht wenig erfreut über diese glückliche Vereinigung; auch er erfuhr erst jetzt des wunderlichen Freundes wahren Namen und dessen Verhältnisse. Indessen mochte er bei den vertraulichern Mittheilungen, die sich die Brüder zu machen hatten, nicht störend einwirken; er eilte daher, Cornelien, die er dem Schutze des Gastwirths anvertraut, aufzusuchen, indem er mit Recht sorgte, es könne in der Verwirrung des Festes und der jetzt eintretenden gänzlichen Ordnungslosigkeit ihr eben nicht zum Besten gehen. Johannes führte seinen Bruder in die Wohnung ein, die den Ältern gehört hatte; hier trafen sie den würdigen Geistlichen des Dorfes, sammt dem Schulzen, durch deren Einwirkung und thätiges Handeln ein Theil des Besitzthums gerettet worden war: der ordnenden Einsicht des verständigen Johannes wurde nun die fernere Leitung überlassen. Jene trefflichen Männer freuten sich, den Verlornen

wiedergefunden zu wissen; sie schieden mit Glückwünschen, indem auf die nächsten ruhigen Tage die völlige Ausgleichung der noch streitigen Punkte festgesetzt wurde. Die Brüder blieben nun allein, und beide eilten, wie von einer Stimme gerufen, in das Zimmer der Mutter, wo ihnen beiderseitige Erinnerungen aus der Kindheit blühten. Noch war das niedrige Fenster an der Stelle, das mit Weinlaub umschattet einen grünlichen Schimmer ins Gemach fallen ließ, noch stand der Tisch unter demselben, in den von Johannes und Lukas Hand Namenszüge und Gestalten eingeschnitten waren. So standen sich Die als Männer gegenüber, die hier als frohe Knaben gespielt.

Dich nannte die Mutter oft ihren Liebling, rief Johannes; du zeigtest immerdar das lebhafteste Gefühl; mich nannte sie oft kalt und gleichgültig, weil ich still und nachdenklich war. So habe ich mir immer erst spät und mit Mühe die Neigung der Menschen erwerben müssen.

Deine Schicksale, Bruder? rief Lukas, — erzähle sie.

Du weißt, entgegnete Johannes, wie man mich stets den kleinen Blumenmaler nannte, unermüdlich konnte ich die Gestalt eines Grashalmes, einer

Blüte, so oft sie mir auch mißlang, nachahmen. Zu der Zeit, als großmüthige Freunde deines Schicksals sich annahmen, du auf ihren Wunsch das väterliche Haus verließest und nach Brügge geführt warst, trat auch ich meine Wanderung an, doch nicht unter so reichen, lachenden Aussichten. Indeß dir der silberne Zehrpfennig der guten Mutter folgte, begleitete mich ein magerer Empfehlungsbrief an den Meister Peter Goe Kint, der mein Lehrer wurde und mich nach Köln begleitete. Die harte Dienstbarkeit, in deren Fessel er mich hielt, ließ mich frühe an der Entwickelung meiner Selbstständigkeit arbeiten, die Werkstätte ward meine Welt, ich floh den Kreis lustiger Kameraden, und geizte mit dem letzten Lichtstrahl, der durch die Scheiben unserer Malerstube fiel. So brachte ich sechs schwere Jahre hin, während deren ich innerlich erstarkte, und nun den Blick nach Außen wendete. Damals, lieber Bruder, verbreitete sich das Licht des großen kölnischen Meisters, des Peter Paul Rubens. Mein trunkenes Auge erblickte zum erstenmale die Schöpfungen seiner Hand, als eine Kirche eingeweiht und der erstaunten Menge ein herrliches Altarblatt enthüllt wurde. Wie soll ich dir erklären, wie mir zu Muthe wurde, als ich

zum erstenmale diesen leuchtenden Geist über die dunkle Bahn meines Lebens schreiten sah; in trübe Nacht versanken meine frühern Urbilder; die todte, beschränkte Welt, die ich geschaffen mit so viel Mühe, was war sie gegen die bewegte Menschengestalt in der Fülle der Bewegung, von prächtigen Gewändern umrauscht. Die alten Fabeln der Dichter durchforschte ich jetzt mit einem ehrwürdigen Klostergeistlichen, dem das Auge für Größe und Schönheit geöffnet war, ich forschte in unserer heiligen Geschichte, und das Leben der Patriarchen, und wie Jehovah durch seine Engel mit ihnen geheimnißvolle Verbindungen unterhält, ging an meinem Geiste vorüber. Mit einer Tafel, die Eingebungen dieser Art enthielt, nahte ich mich dem jugendlichen Meister, und er kam mir offen und freundlich entgegen. Sein erstes Wort war ein Tadel, und dieser gab mir den Beweis, daß er mich seines Urtheils für würdig hielt. Ihm mißfiel die Richtung ins Übersinnliche, welche ich, im Gegensatze zu der frühern allzuknechtischen Nachahmung des Wirklichen, zu nehmen entschlossen schien; er wies mir den Weg, den er eingeschlagen, und wo sein Wort nicht hinreichte, da nahm er die stumme Tafel zur Hand und

ſprach durch Farben zu mir. Wir malten jetzt zuſammen, er ſchenkte mir ſeine Freundſchaft, und bis jetzt ſind wir vereinigt geblieben.

Lukas ſchloß den Bruder in die Arme, indem er rief: Wie ſtill, wie friedlich, wie heiter erſcheint mir dein Leben, wenn ich es gegen meine unruhigen Tage halte; doch auch ich werde zur Ruhe mich endlich durcharbeiten, ſollte es auch die Ruhe ſein, die der blutig hinſinkende Krieger auf dem Schlachtfelde findet. Du ſprichſt von einem Antheil der väterlichen Nachlaſſenſchaft, den du mir gerettet; ich danke dir, Johannes, doch mir wird es nichts nutzen; ich ziehe hinaus, weit, weit von hier, dieſes Haus, jener Hügel dort, ja ſelbſt die Stadt Antwerpen — nie werde ich zu ihnen heimkehren. So ruhig es in deiner Bruſt iſt, ſo wild ſtürmt es in der meinigen.

Und was willſt du beginnen? fragte Johannes verwundert und beſorgt.

Wüßteſt du es, entgegnete Lukas, ſo würdeſt du mich von meinem Beginnen abzuhalten ſuchen, deshalb laß mich ſchweigen. Frage mich nicht, ſchon habe ich den Mann, der mich ſucht, ums Haus ſchleichen ſehen. Morgen ſehen wir uns wieder.

Johannes umſchloß mit ſtarkem Arme den Bruder: Ich laſſe dich nicht, rief er; dein wilder Sinn macht mich fürchten, was willſt du beginnen? Lukas riß ſich mit Ungeſtüm aus ſeinen Armen, indem er mit drohendem Tone rief: Folge mir nicht, begnüge dich, wenn ich dir verſpreche, daß ich nichts Böſes weder gegen mich, noch gegen deine Perſon unternehme.

Johannes blieb zurück, mit dem Entſchluß, dem Enteilenden langſam und unbemerkt zu folgen. Dieſer fand beim Heraustreten aus dem Hauſe einen in einen kurzen Soldatenmantel gehüllten Mann, der ihn ſtumm begrüßte und mit einer Bewegung der Hand den Weg anzeigte; er führte an der Wieſe vorbei, auf welcher ſich im Abendſchimmer noch luſtige Gruppen herumbewegten. Lukas blieb ſtehen und richtete ſeinen Blick mit wehmüthigem Ausdruck des Abſchieds auf die vaterländiſche Flur. Eine Stimme, die dicht neben ihm erſcholl, weckte ihn aus ſeinen Träumen. Du hier, Söhnchen, rief die alte Gertrud, ei ſieh, und wer iſt der fremde Mann dir zur Seite? Frage nicht, entgegnete der Jüngling, gib mir einen friſchen Zug aus deiner Flaſche dort, es iſt vielleicht der letzte, den ich aus deiner

Hand begehre; — gib! Die Alte verzog die Runzeln ihres Antlitzes zu einem halb lachenden, halb drohenden Ausdruck, sie drängte sich dem Jüngling ganz nahe und sagte mit leiser Stimme, indem sie mit den dürren Fingern auf die Flasche unterm Arm wies: Wunderlicher Knabe, von dem da soll ich dir geben? Weißt du auch, daß neunerlei Kräutlein darin schwimmen, daß Mondesauge hineingeblickt und daß der große Magus seinen Spruch darüber gesprochen? Du, Söhnchen, der die Liebe so haßt, du begehrst einen Liebestrank? — Lukas wandte sein Auge von dem verzerrten Antlitz fort. Für wen? fragte er, wer bedarf hier, wo Liebe und Lust herrscht, noch dein Tränkchen? Es wird wol geliebt, entgegnete Gertrud, aber ohne verständigen Plan und Zweck, sowie es bei vernünftigen Geschöpfen immer sein sollte; es lieben sich nicht Die, die sich lieben sollen, und da muß mein Tränkchen sich ins Mittel legen, um Ordnung in die Masse zu bringen. Seht da die schöne Frau an der Seite ihres alten Mannes, der wol heute zum letztenmale seine abgenützten Gliedmaßen an die Sonne trägt, ihre Blicke bewachen diese Flasche, wie der Gläubige den Schlüssel des Paradieses; wenn ihr Inhalt über die Lippen jenes

jungen Burſchen dort geglitten ſein wird, ſo muß er endlich einmal gewahr werden, daß die Frau jung und ſchön, der Mann alt und ſterbend iſt, er wird dann auch bemerken, daß das junge Mädchen, an deſſen Seite er jetzt ſitzt, ein armes Täubchen iſt, das nichts hat, als ihre glänzenden Federn. Sieh, liebſtes Kind, andere Leute trinken ſich um ihre Vernunft, jene dort aber werden ſich vernünftig trinken. In Lukas Seele ſtieg bei dieſen Worten der Alten der lebhafteſte Unwille auf, ein Blick auf die Gruppe unter dem Baume zeigte ihm den Pagen Adrian und die ſchöne Cornelia, wie ſie, von keinem Lauſcher ſich beobachtet wähnend, die zärtlichſten Geſtändniſſe wechſelten; von ihnen nicht weit entfernt geleitete Margaretha, den zürnenden Blick auf die Liebenden richtend, ihren Eheherrn. Weiſet mir die Flaſche her, rief Lukas; die Alte gab ſie ihm mit Vorſicht, doch kaum war ſie aus ihren Händen, als ſie auch ſchon zerbrochen auf der Erde lag. Gertrud ſtieß einen Schrei aus: Alle Geiſter! der Trank iſt hin, der Gewinn iſt fort! Bis zum nächſten Neumond muß ich nun warten. O, Ihr Unglücksſohn, wozu mußtet Ihr mir auch in den Weg laufen?, geht, geht, oder ich vergreife mich an Euch! — Lukas ent-

gegnete: Was ungeschickte Hände verderben, kann Eure Geschicklichkeit, Mutter, bald wieder gut machen. Da nehmt das und schenkt jenem Burschen diesmal reinen Wein ein. Er warf mit diesen Worten der Alten einige Silberlinge vor die Füße und schritt mit dem Gefährten weiter.

In einer geräumigen Nebenhalle des Wirthshauses waren der Unterhauptmann und mehre Söldner beisammen, die Ankunft des Neuangeworbenen erwartend. Als er jetzt hereintrat, erhoben sich ein paar der bärtigen Krieger und bewillkommneten ihn, indem sie ihm einen Becher Weins entgegenhielten. Lukas sah sich seine neue Umgebung an, sein Blick traf auf ihm völlig unbekannte Gesichter, sie hatten allesammt etwas Wildes, Schreckhaftes an sich, die meisten waren mit reichen Waffen versehen, die ihnen aber unordentlich umhingen; der Hauptmann zeichnete sich durch seine stattliche Gestalt aus, er trug einen hohen Federhut, dessen breite Krämpe sein Antlitz fast ganz beschattete. Ein derber Gesell, der zuerst mit Lukas das Glas auf nahe Kameradschaft leerte, trug eine Narbe, die ihm übers halbe Gesicht schnitt; er nannte sich Petro und pries die Gegend um Granada, aus der er gebürtig war.

Während er ſprach, lärmten die Andern mit ihren Bechern und Waffen übermäßig, nur von Zeit zu Zeit drang die ruhige und ſonore Stimme des Hauptmanns durch.

Ihr wollt Euch alſo auch in der Fremde verſuchen? rief Petro, den Entſchluß kann ich nur loben: es gibt nur ein ehrenwerthes Gewerbe auf der Welt, und das iſt des Soldaten Beruf. Das iſt nicht meine Anſicht, entgegnete Lukas ernſt. Ein paar Geſellen drängten ſich vor, indem ſie fragten: Und welchen Stand zieht Ihr denn dem Soldatenſtand vor? Wenn ich noch wählen könnte, entgegnete der Jüngling, von einem plötzlichen Trübſinn ergriffen, ich wählte einen, der ſich näher mit dem geſelligen Leben der Menſchen befreundet: in meiner Jugend ward ich beſtimmt, dereinſt ein tüchtiger Maler zu werden, und wohl mir, hätte ich dieſe Beſtimmung erfüllen können!

Maler? rief Petro; ein ſchlechtes Brot, fürwahr. Ich kenne das Weſen dieſer armen Geſchöpfe; auf meinen Kriegszügen habe ich ſo manchesmal in eine oder die andere Werkſtätte hineingelauſcht. Da ſitzt nun ſo ein armer Burſche von früh bis ſpät hinter einem Gerüſte, das ſie Staffelei nennen, das iſt ſeine Turnierbahn; da

gibt ihm nun der Meister den Pinsel in die Hand, dieser ist seine Lanze, ein Bret mit Farben bemalt ist das Schild: nun muß der arme Knappe sein Probestück machen, wie der Meister will. Ach, mancher verdient sich im vierzigsten Jahre noch nicht seine goldenen Sporen. Glaubt mir, es ist ein wahrer Jammer. Habt Ihr vielleicht schon von dem berühmten Meister Peter Paul Rubens gehört?

Wie sollte ich nicht? entgegnete Lukas mit leuchtenden Blicken; er ist der Stolz unseres Vaterlandes!

Glaubt doch das nicht, rief Petro, ich habe durch sichere Nachrichten erfahren, daß sein Ruhm nur in seinen Schülern besteht, und daß Niemand von ihm reden würde, wenn es sich nicht gefügt hätte, daß so vortreffliche Geister, wie David Teniers, Cornelius Poelenburg und vor Allem der herrliche Meister Jakob Jordaens sich ihm angeschlossen hätten.

Die Söldner lachten und der Hauptmann rief, indem er seinen Becher hob: Ja, ja, wohl kenne ich ihn auch, den Peter Paul Rubens, ich will eben nicht sein Lob singen, doch muß ich an ihm rühmen, daß er öfters geäußert hat, wie es ihm

freuen würde, ſich von ſeinen Schülern einſt übertroffen zu ſehen.

Bei meinem Barte, rief Jajo, ein zierlicher junger Burſche, an dieſer Äußerung erkenne ich den Meiſter, dem nicht eigne Ehre, ſondern die der Kunſt am nächſten ſteht. Heil ſeinem Andenken! rief Lukas, indem er ſeinen Becher emporhob; wenn ich gleich ihm nie vertrauend nahen durfte, ſo haben ſeine Werke früher ſchon zu mir geſprochen. Petro nahm das Wort, indem er ſich erhob: Wir bringen Euch vielleicht in ſeine Nähe; werdet nur Einer der Unſern. Lukas reichte ſeinen Becher hin, und der Hauptmann erhob ſich, um den Gruß zu erwidern. Alle ſahen auf ihn, wie er den großen Hut lüftete, und Petro lachte heimlich. Ihr ſcheint ſo vertraut mit Künſtlern und Kunſt, ſagte Lukas lebhaft, bei Kriegsleuten findet man dieſes ſelten; ſprecht, habt Ihr auch von dem Meiſter Jakob Jordaens gehört? Die Söldner ſahen ſich unter einander an und lachten. Oho! rief Petro, ich ſollte doch wol meinen, daß wir von ihm Rühmliches gehört hätten. Das ich nicht wüßte, entgegnete Jajo lachend, er iſt mir als der leichtfertigſte dicke Burſche, den Gottes Sonne beſcheint, geſchildert worden, ſtets prahlend,

das große Wort führend, grobe Scherze und unziemliche Schwänke erſinnend, dazu ein Zänker und Raufbold, wenn er einen Becher zu viel zu ſich genommen. Ja, ja, riefen Alle mit einer Stimme, das iſt ſein wohlgetroffenes Bildniß, ſo kennen wir ihn Alle. Petro ſprang auf und ſtieß mit ſeinem Becher auf den Tiſch, indem er ſchrie: Das iſt gelogen, ihr Schelme und werthen Kriegskameraden; auch ich kenne den braven Burſchen und bin erbötig, zu Jakob Jordaens Ehre das Schwert zu ziehen! He, geht doch hin und betrachtet euch im Saale zu Haag den Triumphzug des Prinzen Friedrich Heinrich, und da zeiget mir Den, der es wagt, ein weißes Pferd zu malen, wie dort viere vor den Wagen geſpannt ſind; ich ſage euch, ein weißes Pferd, wie es ſelbſt der liebe Herr Gott dem Jordaens gerne nachſchaffen würde, wenn er es könnte! Und dazu der Prinz nebſt den allegoriſchen Tugendgeſtalten! — Geht, betrachtet euch das, und geſteht mir mir dann zu, daß der gute Burſche ſolches allein, ohne Beihülfe von Schülern und Geſellen, zu Wege gebracht — der gute Burſche, ſage ich euch, für den ich mein Schwert ziehen will, da ich doch einmal mit in der Komödie ſtecke. Alle lachten

und Jajo hielt dem Schwätzer den Mund zu. Seht, rief der Hauptmann mit gutmüthigem Lächeln, da hat er nun einen Becher zu viel getrunken und bildet sich ein, der Jakob Jordaens selbst zu sein.

Und zum Teufel! lallte Petro, hätte ich denn dabei so ganz Unrecht! —

Still, still, riefen einige Stimmen, laßt uns vom Kriege und von Kriegsabenteuern sprechen; der Schuster bleibe bei seinem Leisten, das heißt: der Soldat bei der Pike. Jajo rief über den Tisch herüber: Du warst ja dabei, Kamerad Rodrigo, als hier in Antwerpen der zwölfjährige Waffenfriede angekündigt wurde? Freilich, entgegnete der Angeredete, indem er die feurigen, weinbelebten Blicke umherirren ließ; damals malte ich mein erstes großes Bildniß, die blonde Bürgermeistertochter aus Brüssel. Petro lachte und schrie: Oho, der will nun auch gemalt haben, vergißt auch gänzlich, daß —

Der Hauptmann erhob sich, und Lukas zu sich winkend sprach er mit Ernst die Worte: Es ist Zeit, daß wir zum Werke schreiten; in des Königs Namen gebiete ich Stille und Ehrfurcht! Mein Sohn, ich frage dich hiermit: Ist es dein

völliger Ernſt, zu uns zu treten, wir zwingen dich durch keinerlei Mittel; doch wenn du durch Handſchlag und Wort zu uns gehörſt, dann will es ſich nicht ziemen, daß du wieder zurücktreteſt.

Ich bin der Eure, rief Lukas und reichte ſeine Rechte hin.

Nicht zu eilig, mahnte der Hauptmann, ſobald Handſchlag und Wort gegeben und genommen ſind, biſt du mein, und ich gebiete über dich im Namen unſers Königs.

Ich vertraue Euch, ſagte der Jüngling mit feſter Stimme.

Die Übrigen ſchloſſen einen Kreis um die Zwei; Lukas ergriff den Becher, welchen ihm der Hauptmann darreichte, dann gab er die Zuſage und zu gleicher Zeit erſcholl der Jubel der Kameraden, die ihn Einer um den Andern an die Bruſt ſchloſſen. Johannes Breughel war in dem Moment eingetreten, er hatte die letzten Worte gehört, und zwiſchen die bewegten Gruppen tretend, rief er laut: Kein Verſprechen bindet hier; der Jüngling, den Ihr überliſtet und gezwungen habt, iſt frei. Bei dieſen Worten ergriff er den Bruder am Arme, der ſich jedoch wieder von ihm frei zu machen ſtrebte. Wer ſeid Ihr? rief der Haupt-

mann, mit Würde hervortretend, daß Ihr es wagt, uns einen Genossen zu entreißen, der mit gutem Willen zu uns übergegangen?

Er ist der Unsere! rief der Kreis laut und freudig.

Und wer seid Ihr, fragte Johannes, die Ihr hier in Nacht und Stille Eure Fallen ausstellet? Im Namen des Raths zu Antwerpen stelle ich Euch zur Rede!

Der Hauptmann stand ernst und schweigend da; er ließ seinen Blick bald auf die Brüder, bald auf seine Getreuen gleiten, endlich reichte er nochmals Lukas die Hand, und seine Miene drückte Rührung und innigen Antheil aus, indem er sagte: Du bist unser, wackrer Jüngling, du wirst dein gegebenes Wort nicht brechen, und somit sei der Scherz geendet. Er warf den Federhut auf den Tisch; zugleich löste er ein schwarzes Pflaster über dem Auge, und vor den erstaunten Brüdern stand die stolze, freundliche Gestalt des Meister Rubens. Lukas trat einige Schritte zurück, indeß Johannes freudig überrascht dem Freunde zueilte. Die Söldner warfen ihre Waffen ab: der dicke Petro erschien wieder als Jakob Jordaens, Jaso als der zierliche Poelenburg, Andreas zeigte sich

als der Führer, der den jungen Angeworbenen in die Gesellschaft gebracht hatte. Lautes Gelächter und gegenseitige Glückwünsche erfüllten jetzt das Zimmer, die Becher wurden neu gefüllt, und die Maler eilten, ihren neuaufgenommenen Genossen freundlich und lärmend zu begrüßen. Lukas kämpfte lange mit den streitenden Gefühlen seines Innern, doch das dunkle Auge des großen Meisters, das liebend und aufmunternd zu ihm sprach, drang wie ein warmer Sonnenblick in die Öde seines Busens. Zum erstenmal fühlte er sein Herz wieder in Bewunderung schlagen, zum erstenmal wieder eine reiche Lebenswallung es erfüllen. Hätte nicht Rubens vor ihm gestanden, er hätte den Scherz, der mit seinem Wunsch und Willen getrieben wurde, bitter gerochen; doch jetzt erlahmte jeder Entschluß der Art in seiner Seele.

Die Künstler überraschten ihn jetzt, indem sie mit großem Lobe von seinen Werken sprachen. Du toller Freund, rief Jordaens, bei einem Becher Weins sollst du uns nächstens erklären, weshalb du uns und unsere Gemeinschaft bis jetzt geflohen, und was es mit deinen Herenbildern für Bewandniß hat. Ei, ei, zu deinen Teufeleien, Bursche, gehörte auch der Entschluß, auszu-

wandern und unter die Landsknechte zu gehen; zum Glück, daß wir bei der Hand waren und dir zur rechten Zeit den Weg verbauten. Ja, du Höllenmaler, haſt du nicht ſogar uns ehrſame, friedliche Leute dahin gebracht, daß wir uns in ſataniſche Masken ſteckten, da wir doch ſonſt nur in Sammt und Seide zu wandeln pflegen.

Er ſah bei dieſen Worten mit einem ſchalkhaften Blick auf Rubens und Teniers, die jedoch, zu beſchäftigt mit ihrem neuen Freunde, keine Achtſamkeit ſeinen Scherzen ſchenkten. Es wurde ausgemacht, daß Lukas den übrigen in die Stadt folgen, wo er im Hauſe des Rubens wohnen ſollte. Es iſt nur gut, rief Jordaens, daß das Soldatenweſen bald ſeine Endſchaft erreichte, denn bei uns Allen blickte unter dem kriegeriſchen Koller der Maler hervor, beſonders kam ich, weiß ich doch ſelbſt nicht wie, auf mein weißes Pferd zu ſitzen, von dem ich, bin ich einmal oben, nicht ſobald wieder herabzuſteigen pflege.

Als der kleine Zug der fröhlichen Freunde ſich in Bewegung ſetzte, drang von der Wieſe her ein lautes Schreien und Beifallrufen in ihr Ohr. Einzelne Lichter waren angezündet und in ihrem Schein bemerkte man nur dunkel eine Gruppe,

die ſich zuſammengedrängt hatte, und aus deren Mitte von Zeit zu Zeit eine Geſtalt in die Luft flog, welche ſich finſter gegen den Abendhimmel abzeichnete. Aus dem Stimmengewirre heraus hörte man die verzweifelnden Töne jenes Armen, der wider ſeinen Willen Luftſprünge machen mußte. Jordaens, der ſich hinzugedrängt hatte, kam eilig zu den Freunden gelaufen, indem er rief: wenn mich nicht Ohr und Auge täuſcht, ſo iſt es unſer erhabener Gönner, der großmüthige und liebevolle Antonio, der dort in die Luft fliegt. Gewiß hat er den Bauern, die an derlei Tagen keinen Spaß verſtehen, die Grundſätze der wahren Kunſt vorgetragen, und die trefflichen Leute ſind in Bewunderung ſeines Genius ſo weit gegangen, daß ſie ſich entſchloſſen haben, ihn in den Himmel zu fördern, ſei es auf welche Weiſe es wolle. Bei dieſen Worten hörte man jetzt deutlich Antonio's Stimme, der um Hülfe rief und den Freunden zu winken ſchien, indem er in der Höhe erſchien und dann wieder in die Tiefe auf den untergehaltenen Teppich niederſtürzte. Das Geſchrei und Gelächter wurde immer lauter und anhaltender. Nur mit Mühe bahnten ſich die Maler einen Weg in den Mittelpunkt der Gruppe, wo ſie den

Gaſtwirth Laars fanden, der, wiewol vergeblich, dem Unweſen zu ſteuern ſuchte. Auf Rubens Anſtiften brachten einige herzugerufene Dorfwächter den Frieden zu Stande; das unglückliche Opfer war befreit und miſchte ſich ſofort in die Menge, um ungeneckt und unerkannt ſchleunigſt die Flucht zu ergreifen. Doch Jordaens, der die Gelegenheit, ſein Müthchen zu kühlen, nicht entſchlüpfen laſſen wollte, trat dem Enteilenden in den Weg, indem er ihn auf das höflichſte grüßte. Antonio verbarg ſeinen Ärger, indem er die Scherze erwiderte; Peter Laars trat hinzu und rief: Wer hieß Euch auch, lieber Herr, den Zorn der gutmüthigen Burſchen reizen, indem Ihr die hübſchen Töchter und Weiber, die Euch zu einem Tänzchen aufforderten, mit Verachtung zurückſtießt? Tanzen! ſchrie Antonio, indem er einen ſcheuen Blick zurück auf ſeine Peiniger warf, bin ich dazu in dieſes Land gekommen, um mich mit einer trunkenen Dirne in völlig verrückten Schwingungen und Sprüngen herumzudrehen? Ich habe ihnen zeigen wollen, wie man in dem göttlichen Lande der Kunſt durch geiſtvolle Maskentänze ſich unterhält, allein vergebliche Müh! Die elende Natur kann nun einmal nichts Schönes in ſich aufnehmen. Eigentlich,

wandte er ſich zu den Malern, ſeid Ihr, meine Herren, Schuld an meinem Mißgeſchick, denn um Euch zu ſuchen und nach dem Verlauf Eurer Unternehmungen zu forſchen, ſendete mich die ſchöne Dame Liberta unter dieſe Ungeheuer. Teniers und Laars unterſtützten den Wankenden, indem ſie ihn ermahnten, ſich die gehörige Schonung zukommen zu laſſen. Man half ihm in ein Fuhrwerk einſteigen, das langſam mit ihm zur Stadt fuhr; die Freunde beſtiegen ihre Pferde, Johannes und Lukas in ihre Mitte nehmend. — So ward der bewegte Feſttag beſchloſſen.

Bis hieher gelangt, bleibt dem Beſchreiber nur wenig übrig, was er von den fernern Schickſalen des „tollen Malers“ aufzeichnen möchte. Es genügt zu wiſſen, daß die Freunde ihn für ſich erobert hatten, der Liebe mußte es gelingen, ihn bleibend zu gewinnen und ſein Leben ſegensreich zu geſtalten. Nicht die erſte ſtürmiſche und in widerſtrebenden Richtungen zwecklos ſich abmühende Jugendkraft ward auf dieſe Weiſe in wohlthuende Schranken verwieſen. Lukas, von den Malern mit Liebe und Lob gekrönt, von

Hubert wieder als Pflegesohn aufgenommen, fand Muth, der schönen Witwe sich zu nahen, und Liberta beglückte ihn mit dem Geständniß ihrer schon früh gehegten Liebe. Als später jedes Mißverständniß aufgehoben war, sagte sie mit Ruhe und Freundlichkeit zu dem Geliebten: Jene Zeit der Verirrung, des bittern Verkennens, sowie des zehrenden Schmerzes mögen wir jetzt in ihrer wohlthätigen Wirkung nicht mißdeuten. Deine Seele, mein Freund, hat aus diesem tiefen Brennen Klarheit und Kraft geschöpft; wäre dein Genius nicht veranlaßt worden, feindlich gegen die Welt aufzutreten, er hätte wol nie diese eigenthümliche Sphäre seiner Schöpfungen gewonnen. Du mußtest mich und die Welt mißverstehen und hassen, um beide später, nach zerronnener Täuschung, desto inniger zu umfassen.

Wie seltsam, entgegnete der Jüngling, kommt mir schon jetzt das Bild jener Tage vor; es erscheint mir als eine Traumschöpfung, die Gegenwart dagegen als ein heller, erquickender Morgen. —

Jedoch werden deine Bilder, bemerkte Liberta, der Nachwelt bleiben, indessen die krankhaften, peinigenden Stunden, die sie ins Dasein riefen,

den spätern Beschauer nicht mehr beleidigen; er wird in deinen Schöpfungen die anziehenden Spiele einer reichen, dem Geheimnißvollen und Wunderbaren sich hingebenden Phantasie erblicken. Hubert stimmte in diese Äußerung mit ein, und fügte die Befürchtung hinzu, daß Lukas jetzt wol, da der Zweifel in seiner Brust gelöst sei, jenen eigenthümlichen Schöpfungen entsagen möchte. Der junge Maler stritt dagegen; allein die Folgezeit bewies, daß Hubert's prophetischer Blick nicht trüge. Lukas, oder, welchen Namen er später annahm, Peter Breughel, hat außer jenen wilden Schöpfungen seiner Jugend nur wenig der Welt übergeben. Was er in seiner zweiten Periode gemalt, trägt einen völlig verschiedenen Charakter an sich; es sind Darstellungen friedlicher Gegenstände, ähnlich denen seines Bruders Johannes. Die Kenner unter seinen Zeitgenossen schätzten und suchten nur die Tafeln der ersten Periode; man nannte ihn den Höllen-Breughel, und viele Maler suchten jetzt, ihn zum Vorbild nehmend, seltsame Effecte, höllische Gestalten und phantastische Umgebungen in ihre Gemälde zu bringen; allein da diese Schöpfungen aus keinem innern Seelenzustande entsprangen, erschienen sie auch nur leblos

und erborgt. Peter Lukas beſchloß ſein Leben in Ruhe und Wohlhabenheit, ohne die Fremde zu ſuchen, Johannes hingegen war fortwährend auf Reiſen und an den Höfen der Fürſten und prachtliebenden Herren. Dieſes Umſtandes wegen, ſowie der beſonderen Sorgfalt, die er auf Kleidung und auf äußere Erſcheinung wandte, nannten ihn die Zeitgenoſſen den Sammt-Breughel.

Zu gleicher Zeit mit den Schickſalen unſeres Freundes entſchied ſich auch das Peter Koek's, des alten unglücklichen Malers, den wir auf dem Dorffeſte, nach ſeiner Tochter, der ſchönen Cornelia ſuchend, verlaſſen haben. Durch Hubert's Vorſorge war jenes verwahrloſte Mädchen, als der Wahnſinn des Vaters ausbrach, gerettet worden, die Kunſt des Arztes hatte ihm das Augenlicht wiedergegeben, und indeß Peter dieſes Kind als geſtorben betrauerte, wuchs es unter Hubert's Pflege zu einer heitern und blühenden Jungfrau auf. Der Tag der Wiedervereinigung Peter Breughel's mit der Familie und den Freunden ſeines Pflegevaters wurde auch beſtimmt, dem alten Maler ſein gleichſam von den Todten erſtandenes Kind zuzuführen. Die Maler ließen ſich's nicht nehmen, auch dieſes Ereigniß in Scherz und heitere Ge-

ſtaltung zu hüllen. Nach Angabe des Domherrn, der, da es ſeinem Freunde galt, ſich beſonders thätig zeigte, ſollten die Träume des Alten verwirklicht erſcheinen, und Maria als Farbenkönigin oder als Dame Violet ihm den Kranz reichen. Liberta ſelbſt beſorgte den Putz des ſchönen Mädchens; ein reicher Atlasſtoff von dunkelm Blauroth floß um die jugendlichen Formen, das helle Haar hielt ein goldener Reif umſpannt, der auf der Stirn mit einem dunkeln Rubin ſchloß. Auf Wunſch der Maler hielt dieſe glänzende Geſtalt an der Rechten und Linken zwei Schweſtergenien, die eine Muſe mit einem Kranz von Sternen geſchmückt, die andere Winkelmaß und Stift tragend, mit dem Bedeuten, daß auf der einen Seite ohne ſchaffende Idee, auf der andern ohne correcte Zeichnung ſelbſt das glänzendſte Colorit werthlos ſei. Doch ſo freundlich dieſe Anordnung war, ſo wenig günſtig wirkte ſie doch auf das ſeltſame, krankhaft gereizte Gemüth des alten Künſtlers. Die letzten Begebniſſe mit ſeinem jugendlichen Freunde, der, jetzt plötzlich umgewandelt, nicht mehr der Genoſſe ſeiner trüben Stunden ſein mochte, die heitere Welt glücklicher Menſchen, welche ihn umſchwärmte, bewirkten nur, daß er

ſich ängſtlicher in ſeine finſtern Erinnerungen und Träume zurückzog. Die Erſcheinung Mariens, an die ſich die ſchmerzlichſten Bilder knüpften, erſchütterte ſein Innerſtes aufs heftigſte; er begrüßte in ihr ſeinen troſtreichen Engel, der gekommen war, um ein zweckloſes und verworrenes Daſein ſchnell zum Ziele zu führen. Als die Freunde vermittelnd hinzutraten und ihn auf die Wirklichkeit jener lieblichen Geſtalt aufmerkſam machten, zeigten ſich Spuren des früheren Wahnſinns, und um den Unglücklichen zu ſchonen, mußte die zärtliche Tochter wieder entfernt werden. Seine völlige Geneſung, wie die Maler gehofft hatten, erſchien nicht, doch waren ihm lichte Augenblicke vergönnt; als ſein Ende herannahte, brachte der Domherr ein Bild hervor, das die Verklärung der heiligen Jungfrau darſtellte und welches aus der wunderbaren glänzenden Periode des Meiſters herrührte. Das Auge auf dieſe vollendete Schöpfung gerichtet, verſchied er. Peter und Johannes erkannten ihn öffentlich als ihren Lehrer an, und eine ehrenvolle Geleitſchaft der Maler brachte ſeine Hülle zu Grabe. Das Schickſal des ſchönen Pagen Adrian war ein erfreuliches; der Vater ſtand auf Bitten Hubert's von ſeinen Bedingungen ab, und

Cornelia ward dem glücklichen Jünglinge anverlobt. Obgleich der reiche Antheil an dem Handelsgeschäft durch Margarethens Vermittelung jetzt einem Andern zufiel, so fand der wohlwollende Hubert leicht Gelegenheit, den treuen Diener hierfür zu entschädigen. Die alte Gertrud war durch den letzten verunglückten Versuch bei den schönen Frauen Antwerpens, die Anlaß fanden, ihren Herenthurm auf der öden Haide zu besuchen, völlig in Ungnade gefallen; doch hatte sie die Genugthuung, daß ihr Bild auf die Nachwelt kam in dem Gemälde Peter Breughel's, das gewöhnlich die Herenküche genannt wird, und welches jene Scene mit der schönen Margarethe, die von den Künstlern belauscht wurde, darstellt. Es bleibt nun noch übrig, von Antonio zu sprechen. Die Wahl, die seine Freundin that, indem sie dem „tollen Maler" ihre Hand reichte, erregte im höchsten Grade sein Mißfallen. Ich verlasse Euch, schöne Frau, rief er, indem er sich zur Abreise anschickte; mein Schmerz ist nicht gering, denn ich weiß nun, daß Ihr auf immer verloren seid dem Lande der Kunst und ewigen Schönheit, in das ich heimkehre, nachdem ich reichlich die Herrlichkeiten Eures Paradieses gekostet habe.

Er schloß sich dem Gefolge des Rubens an, der ebenfalls eine Reise nach Italien antrat, begleitet von den Malern Jordaens und Teniers.

Gedruckt in der Hofbuchdruckerei in Posen.

Gesammelte Erzählungen und Novellen.

Von

A. v. Sternberg.

Zweiter Band.

1844.

Verlag von Karl Aue in Posen.

Pulcherie.

I.

Auf den verſteckten Wegen einer ſich in ein dichtes Wäldchen verlierenden Parkanlage wandelte ein junger Mann, in Träumereien verſunken, mit über die Bruſt verſchränkten Armen, in der Rechten ein Buch haltend. Er hielt von Zeit zu Zeit inne und ſchien auf etwas zu lauſchen; nach einer kleinen Weile wurde das Rollen eines Wagens vernehmbar; bei dieſem Zeichen wandte er ſchnell um, ſchlug einen Weg ein, der auf die durch den Park führende Landſtraße leitete, und ſtand jetzt an dem ſchmalen Waſſergraben, der die Grenze zwiſchen Straße und Park bildete. Ein Reiſewagen kam daher, hielt an, und ein Jüngling von demſelben Alter wie unſer einſamer Spaziergänger ſprang heraus und dieſem an den Hals. Herzliche Begrüßungen, flüchtige Fragen und Antworten

wurden gewechselt, dann schloß sich der Eine Arm in Arm an den Andern, und beide verloren sich in den Park, indem man den Wagen voraus auf das nahgelegene Landgut schickte.

Die Erscheinung beider jungen Männer hatte etwas Auffallendes. Sie konnten beide für ausgezeichnet schön gelten. Wie sie jetzt dicht aneinander geschlossen gingen, erschienen sie von gleicher Größe; man hätte sie für Brüder halten können, allein ein schärfer blickendes Auge fand Merkmale großer Verschiedenheit. Emil, den wir zuerst begrüßt haben, war blond, von einem eleganten, aber etwas schmächtigen Wuchse. Sein Antlitz war länglich schmal und von einer trocknen bleichen Farbe, die durch die Röthe der Lippen und durch besonders glanzvolle, tief in Schatten liegende Augen gehoben wurde. Sein Halstuch war in den berühmten Byron'schen Knoten geschürzt, den die modische Welt so lange in zahllosen Abbildungen in den Taschenbüchern mit Goldschnitt zu bewundern Gelegenheit gehabt. Hier war dieser raffinirte Knoten ohne Affectation geschlungen, er schien mehr Folge einer ungezwungenen Landkleidung, als das Resultat der Berechnung, um einen vollen weißen Hals und ein hübsch geformtes Kinn zu

zeigen. Sein Nebenmann, Robert, trug einen kurzen Überrock, auf dem der Staub der Reise lag, der aber dabei trefflich geeignet war, den kräftigen jugendlichen Wuchs zu zeigen. Wenn Emil ſich etwas nach vorn übergebeugt hielt, ſo war Robert's Haltung dafür gerade und etwas zurückgeworfen. Auf den breiten Schultern wiegte ſich ein ſchwarzer Lockenkopf mit raſchen, harten Bewegungen. Ein heftig gerötheter Geſicht prangte mit allen Arten von Bärten, die die capricieuſe Kunſt im Bunde mit der Natur nur hervorzurufen im Stande war. Die gelungenſte Partie war offenbar die, welche ſich um die vollen Lippen als Stutzbart und Henry quatre herumzog. Wahrhaft grotesk nahm ſich aber ein kleines Fragment am Kinn aus, das mit dem übrigen Backenbart nichts gemein haben und in ſeiner excluſiven Laune etwas Beſonderes vorſtellen wollte. Halstuch, Weſte waren knapp anſchließend und zeigten durchaus nichts Poetiſches oder Maleriſches. Die ganze Geſtalt trat entſchieden keck und dreiſt auf.

Ich habe dich hierher beſchieden, hub Emil an, um mit dir Einiges im engſten Vertrauen zu reden. Bei deiner Tante ſind Gäſte; hier ſtört uns Niemand. Der Morgen iſt ſo ſchön.

Robert, ohne zu antworten, holte aus einem Etui eine Cigarre heraus und beschäftigte sich Feuer anzumachen. Emil setzte sich auf eine Bank, zog einen Brief aus der Brusttasche, besah dessen Aufschrift lange und reichte ihn dann endlich zögernd hin, indem er dazu mit matter Stimme sagte: Für's Erste muß jedoch dieser Brief von meinem Herzen.

Robert nahm das Papier, und die Cigarre in der einen Hand haltend, in der andern das Feuerzeug, durchlief er ihn eilig, indem er ihn auf die Bank hinbreitete. Armer Robert, sagte Emil. Welch ein Schlag für dich! Aber wie? Du findest Zeit und Lust, deine Cigarre anzuzünden? Auf deinem Gesichte lese ich nicht die mindeste Erschütterung. Also enthielte der Brief doch nicht das Gefürchtete.

Der Gefragte reichte den Brief hin. Emil ergriff ihn hastig, durchflog die wenigen Zeilen und sah dann mit neuem Staunen zu seinem Freunde empor. Also doch! Du bist abgewiesen.

Ja wohl, und in bester Form, sagte Robert.

Armer, armer Freund! klagte Emil von neuem.

Cäcilie ist ein Äffchen, rief Robert lebhaft. Ich bin glücklich zu preisen, daß ich sie los bin.

O wie ennuyiren mich dieſe Weiber! Kein Wort weiter hiervon. So viel kann ich dir indeſſen ſagen: in den Städten finden wir unſer Glück nicht. War das die ganze Angelegenheit, über die du im Geheim mit mir ſprechen wollteſt?

Nein, Robert; ich will auch noch von mir mit dir ſprechen.

So ſprich.

Aber willſt du auch hören? und wenn du hörſt, wirſt du auch verſtehen, was ich dir ſage?

Da haben wir den Philoſophen! Er muß immer etwas Apartes haben.

Nimm mir es nicht übel. Wir ſind ſo lange nicht beiſammen geweſen. Deine Anſichten können ſich geändert haben, ſowie es mit den meinigen geſchehen iſt. Ja, ich muß ſogar für gewiß annehmen, daß du ein Anderer geworden, ſonſt hätteſt du dieſen Brief nicht ſo gleichgültig aufnehmen können. Wahrhaftig, ich zitterte, ihn dir zu übergeben.

Guter Emil, dieſe Schwäche kenne ich an dir. Was iſt denn ein „Nein“ eines Mädchens. Sie geben es ebenſo gedankenlos und ebenſo ohne Gründe wie ihr „Ja!“ Es ſind ja Puppen. Wie die Schnürchen angelegt ſind, ſo nicken ſie

oder ſchütteln den Kopf. Bei Gott, ich wäre ein Thor, wenn ich eines Mädchens wegen meine Cigarre ausgehen ließe. Nun erzähle, was du zu erzählen haſt. Er griff wieder in den Arm Emil's und beide ſchlugen einen dichtbeſchatteten Gang ein.

Du weißt, hub Emil an, daß ich meinen untergeordneten Geſandtſchaftspoſten aufgegeben habe. Er hielt mich zurück, anſtatt mich zu fördern. Zudem da die Erbſchaft meines Onkels mich in den Stand ſetzte, frei zu leben, wo und wie ich wollte, ſo benutzte ich dieſen günſtigen Wink des Geſchicks, einmal einen alten Lieblingsplan auszuführen, den ich hier meinem Freunde Rouſſeau, dem Philoſophen von Genf, verdanke. Hier ſiehſt du ſeine „Nouvelle Heloise," die mich auf allen meinen einſamen Spaziergängen begleitet. Ach, Robert, wie weit haben wir uns von dem Wege der Natur entfernt! Die Politik unſerer Tage hat aus den Frauen ebenſo widerwärtige Geſchöpfe gemacht, wie damals ein falſcher Geſchmack und eine in Ausartung gerathene Frivolität aus ihnen machte. Zur Natur zurück! Es iſt auch für uns kein anderes Rettungsmittel. Höre, was mein Rouſſeau ſagt: Il s'agit ici de montrer aux gens aisés que la vie rustique

et l'agriculture ont des plaisirs qu'ils ne savent pas connoitre; que ces plaisirs sont moins insipides, moins grossiers qu'ils ne pensent; qu'il y peut regner du goût, du choix, de la délicatesse; qu'un homme qui voudroit se retirer à la campagne avec sa famille et devenir lui-même son propre fermier y pourroit couler une vie aussi douce qu'au milieu des amusements des villes; qu'une ménagère des champs peut être une femme charmante, aussi pleine de graces et de graces plus touchantes que toutes les petites maitresses.

Wozu dieſes lange préambule? rief Robert mit einer kleinen mißvergnügten Miene, indem er die Aſche von ſeiner Cigarre klopfte. Du willſt mir doch nicht damit zu verſtehen geben, daß du eine ſolche „ménagère des champs" heimzuführen willens biſt? —

Du haſt's errathen! entgegnete Emil, ſich vom Arm ſeines Freundes losreißend und verwundert ſtehen bleibend. So ſteht alſo mein Entſchluß mir gleichſam ſchon auf die Stirn geſchrieben? Sonderbar, und ich glaubte dich doch im höchſten Grade damit zu überraſchen.

Guter Emil, mich überraſcht man nicht ſo leicht, und vorzüglich du kannſt es gar nicht; denn ehe du einen entſcheidenden Schritt thuſt, haſt du ihn gewiß ſchon ein Viertel Menſchenalter hindurch bei dir herumgetragen.

So iſt's auch, ich beſinne mich, daß ich ſchon als Kind mich mit dieſen Ideen herumtrug. Wenn ich einen Roman las, ſo dachte ich gleich zuerſt daran, wie ſich die Fiction des Dichters in die Wirklichkeit übertragen ließe. Wo ich hierzu keine Möglichkeit ſah, mißfiel mir das Machwerk. Darum mein entſchiedener Widerwille gegen die Verzerrungen unſerer modernen Poeten und meine wahre vergötternde Verehrung für einen Autor wie Richardſon und Rouſſeau.

Ich bitte dich, Emil, du wirſt doch nicht damit umgehen, die Clariſſen und Pamelen wieder in unſere Welt einzuführen?

Und weshalb nicht? Sie ſind wahrhaftig liebenswürdige Weiber.

— Abſcheulich! dieſe Zartheit, dieſe Affectation, dieſes in Ohnmachtfallen, dieſe Prüderie und Sentimentalität —

Das iſt wahr, Pamela fällt ein wenig zu oft in Ohnmacht, aber Clariſſa? Kann man zärt-

licher lieben? Erinnere dich nur ihres Briefes, den sie an Lovelace schreibt gleich nach der Überfallscene im Hofe? Das sind die Mädchen, die, indem sie uns von sich stoßen, uns auf ewig binden. Ich gebe dir zu, daß die Motive in unsern heutigen Liebesgeschichten schimmernder, mehr auf den Effect berechnet sind; allein wo ist das heilige, ungekünstelte starke Gefühl? Ich möchte es die Thränentiefe des Herzens nennen. Jene Romane durchzieht gleichsam ein langes Ach der Sehnsucht, in unsern frösstelt immer neben der Liebe der Egoismus. Es sind gemalte Feuer, eine erlogene Jugend. Immer neben der Liebe noch etwas Anderes, sei es Geld, Politik oder Gourmandise. Jene alten Dichter hatten aber den Muth, durch acht Bände hindurch von nichts als von Liebe zu sprechen.

Und sind dadurch für uns ungenießbar geworden, rief Robert. Aber laß uns nun nicht von Büchern, sondern vom Leben sprechen. Also du hast eine nouvelle Heloise gefunden?

Noch nicht gefunden, allein ich bin auf dem Wege zu diesem Glücke. Ich habe ein Mädchen entdeckt, das alle Keime meines Glückes in sich trägt; ein Mädchen, über dessen Entdeckung Rousseau einen Freudensprung gemacht hätte.

Ah so! Und du willst nun dieses Mädchen heirathen?

Das ist unmöglich, sie ist erst dreizehn Jahre alt.

Und schon so vollkommen?

Ich sage dir, sie trägt die Keime zu meinem Glücke in ihrer Brust; diese Keime müssen aber erst entwickelt werden, und damit dieses auf die rechte Weise geschehe, habe ich mich entschlossen, ihr Bildner zu werden.

Robert warf einen langen forschenden Blick auf seinen Freund, ohne das Mindeste auf dessen Mittheilung zu erwidern; Emil fuhr fort: Sie ist, um es kurz zu sagen, die Enkeltochter meiner Amme, also eine Bäuerin. Du verstehst mich, daß das gerade mein Wunsch ist. Ich hasse unsere verbildete Zeit, ich hasse unsere vornehmen Frauen und Mädchen, ich hasse unsere ganze kalte egoistische Generation. Aus unsern Städten, aus diesen Pestgruben des schmutzigsten Eigennutzes, wo man nur einen Götzen, das Gold, kennt, wo ehrlose, freche Emporkömmlinge ungescheut ihr Spiel mit Ehre, Ruhm der Männer und Keuschheit und Sitte der Frauen treiben dürfen, wo eine in Verwesung übergegangene

Literatur ihr Gift ſchon früh in jede Jugendbruſt haucht, wo Unſchuld, Liebe, Glauben und Demuth zu den vergeſſenen Tugenden eines Weibes gehören, von dorther kann kein Glück mir blühen.

Du malſt mit zu grellen Farben, entgegnete Robert. Gerade aus dieſem gewaltſamen Zuſtand muß das Weib ſich ſelbſtſtändig und frei emporringen. Sie iſt berufen, nicht allein an der Liebe, ſonder auch am Ruhm und der Kraft des Mannes mit Theil zu nehmen. Aber wieder auf deine amorosa zurückzukommen: alſo die Enkeltochter deiner Amme? Und du willſt ſie erziehen?

Ich nicht ſowol als Rouſſeau. Mit der **Nouvelle Heloise** betrete ich die Hütte der Unſchuld, und in dem klaren Auge meiner kleinen Pulcherie ſehe ich Juliens treues Herz und Saint Preur's Glück erneut. O, mein Robert — drei Jahre — drei kurze Jahre — und ich bin der glücklichſte Sterbliche unter der Sonne.

Pulcherie heißt das Mädchen? fragte Robert eilig.

Emil nickte bejahend. Aber wie iſt dir? Du runzelſt die Stirn, du wirfſt mir einen drohenden Blick zu?

Nichts, nichts. Laß uns unſern Spaziergang

beendigen. Meine Tante wird mit dem Frühstück schon auf uns warten.

Und du willst nicht meine kleine Auserwählte in Augenschein nehmen? Wir sind hier ganz nahe an ihrer Wohnung. Die hübsche Meierei, deren Dach du über jene Gebüsche hervorragen siehst, verschließt meinen Schatz.

Ein anderes mal, Emil, ein anderes mal. Morgen, wenn du willst.

Beide Freunde eilten jetzt dem Landgute zu; Emil sehr wenig erbaut von der Kälte und seltsamen Art, wie sein Freund das Geheimniß aufgenommen hatte. Er schob diesen offenbaren Mangel an Theilnahme auf die Ermüdung der Reise und auf den Absagebrief Cäciliens, und tröstete sich mit der Nachwirkung, die offenbar morgen eintreten mußte. Er war daher früh bei der Hand, um Robert abzuholen und ihn in die Meierei zu führen. Robert war heute noch verstimmter, noch einsylbiger. Während des weiten Ganges sprachen beide kaum ein Wort mit einander, und Emil fing an, sich auf das Empfindlichste beleidigt zu fühlen. Er hatte Vorwürfe von seinem Freunde erwartet, er war vorbereitet, daß man ihm vorstellen werde, wie so wenig die

Enkelin ſeiner Amme eine Partie für ihn ſei — alles dieſes, aber er war nicht vorbereitet auf ein ſo kaltes und verdrüßliches Schweigen.

Endlich langten beide Jünglinge an dem hübſchen Hauſe, das der Frau Barbara Brant gehörte, an. Ehe die Thür geöffnet wurde, hörten beide eine Kinderſtimme laut die Worte ſingen:

Mich fliehen alle Freuden,
Ich ſterb' vor Ungeduld —
An allen meinen Leiden
Iſt nur die Liebe ſchuld! —

Was ſagſt du zu dieſer Arie von Paeſiello? rief Emil, ungeſtüm Robert anſtoßend. Erinnert ſie dich nicht lebhaft an die gute alte Zeit? Und dieſe naive Kinderſtimme — dieſe einfache Melodie! Aber laß uns eintreten.

Frau Barbara, eine corpulente Pächtersfrau von funfzig Jahren, ſaß in ihrem Armſtuhl und zu ihren Füßen ſpann ein dreizehnjähriges Mädchen, eine hübſche Blondine, an einem zierlich gearbeiteten Spinnrocken. Die Stube war die eines wohlhabenden Bauern. Blanke Zinnteller an den Wänden, helle kleine Fenſterſcheiben, ein großer Ofen, grüne Zweige und Sand auf dem reinlichen Fußboden, ein Rothkehlchen im Bauer und eine Katze auf der Ofenbank.

Das Mädchen hörte auf zu ſingen und lief den Eintretenden ohne Blödigkeit entgegen. Sie ſtutzte, als ſie hinter Emil Robert gewahr wurde; dann aber ſchloß ſie auch dieſen in die Arme, indem ſie rief: Wo biſt du ſo lange geweſen? Haſt du mir diesmal nichts aus der Stadt mitgebracht? Nein, Käthe, antwortete Robert ſehr ernſthaft und warf einen finſtern Blick auf Frau Barbara, die mit lächelnden und verwunderten Augen beide junge Männer anſah. Nun treffen ſich beide Herren hier! rief ſie und ſchlug die Hände zuſammen. Das habe ich ſchon längſt prophezeit. Das iſt lediglich Ihre Schuld, Herr Graf, Sie hätten mich nur ſprechen laſſen ſollen. Wozu überhaupt das Geheimniß?

Schon gut, Alte! murrte Robert für ſich und ſuchte Emil's Auge zu vermeiden, das mit einem Blicke des Staunens und Vorwurfs auf ihm ruhte.

Nicht ſchon gut, entgegnete die Alte. Der Herr, ſie zeigte auf Emil, hat mir aufs ſtrengſte verboten, irgend Jemanden zum Kinde zu laſſen, und wüßte er nun vollends —

Was denn? rief Emil, und eine plötzliche Bläſſe bedeckte ſein Antlitz.

Das ſollſt du erfahren, rief Robert, indem er den Arm Emil's ergriff. Komm nur, daß wir allein ſind.

Zankt Euch nur nicht beide, Ihr garſtigen Männer, rief die kleine Pulcherie und zog beide an der Hand wieder in die Stube hinein. Die Alte lachte, indem ſie ihren Spinnrocken bei Seite ſchob, aus vollem Halſe, und ſich die Seiten haltend, rief ſie: Was wollt Ihr nun? Du, Emil, vor zwanzig Jahren warſt du viel vernünftiger als jetzt, wo du mein gnädiger Herr biſt.

Schweigt, Mutter! rief der Jüngling, Ihr habt hier nichtswürdige Streiche verübt. — Wem willſt du angehören, mir oder ihm? fragte Robert die Kleine. Euch beiden, entgegnete ſie — aber Ihr müßt nicht zanken.

Komm, dieſer Ausſpruch ſoll als Motto bei den Erklärungen ſein, die ich dir zu machen habe. Bei dieſen Worten faßte er den noch immer wie in einem Traume ſchwebenden Emil unterm Arm und beide verließen die Stube. Die Großmutter rief die Enkelin zurück, die ihnen folgen wollte.

Was ſagſt du dazu? Der Zufall hat, um unſere Ideen zu verkörpern, uns boshafterweiſe

auf ein und denſelben Gegenſtand geführt. Das iſt ergötzlich. Mir macht dieſe kleine Chicane Freude. Anfangs war ich Thor genug, mich darüber zu ärgern. Laß ſehen, wie wir unſere Gerechtſame auseinanderſetzen werden.

Du weißt, daß ich in der großen Welt, die die Hölle iſt, in der wir beide verdammt ſind zu leben, neuerdings bittere Erfahrungen gemacht habe. Hole der Teufel die Frauen nach der Mode. Du ſiehſt, ich bin kurz angebunden und verſtehe mich nicht auf den ſentimentalen Ton. Vor ungefähr vier Wochen, es war gerade damals, als du dich von deiner diplomatiſchen Laufbahn losſagteſt, befand ich mich auf Urlaub hier bei meiner Tante. Frau von Büren, dieſe teufliſche Kokette, ſetzte mir arg zu. Ich konnte dieſer Armide nicht entſchlüpfen, und meine ohnmächtigen Verſuche, die ich von Zeit zu Zeit erneuerte, bewirkten nichts, als mich zum Gelächter meiner Kameraden zu machen. Es kam hier auf dem Landgute zu einer "Scene." Sie war nach ihrer Art boshaft und verführeriſch; ich ſagte ihr, einmal dreiſt gemacht, einige Wahrheiten. Sie erwiderte durch Epigramme und erwartete, daß ich in den Ton der Elegien fallen ſollte, allein ich gerieth ins

Fach des Grotesken. Ich tanzte ihr ein ganzes Ballet von nackten Wahrheiten vor und sie erschrak darüber so lebhaft, daß sie zum erstenmal gestand, ich betrüge mich wie ein Mann. Ganz recht, Madame, rief ich, und ich werde noch männlicher handeln, ich werde mich lossagen von allen Fesseln fremder Tyrannei, ich werde den Frauen gewisse alttestamentarische Tugenden beizubringen suchen, die sie jetzt längst vergessen zu haben scheinen, zum Beispiel die Tugenden der Demuth, der Liebe, der Selbstentäußerung.

Den Frauen? fragte sie lächelnd.

Oder wenigstens der meinigen, entgegnete ich. So schlage ich Ihnen vor, sich eine besonders für Ihre Zwecke zu erziehen, sagte sie, immer noch mit dem boshaftesten Lächeln. Sehen Sie dort jenes kleine Bauermädchen — impfen Sie ihr Ihre großartigen Gesinnungen ein, und wenn sie ein ganz vollendetes Geschöpf geworden, so heirathen Sie sie nach einigen Jahren.

Der Vorschlag ist nicht so übel, rief ich.

Ich rief die kleine Käthe zu mir, die gerade, als dieses welthistorische Gespräch vorfiel, mit ihrer Mutter vor der Hausthüre saß. Ich schmeichelte ihr und nannte sie meine Braut.

Wozu dir umſtändlicher die Sache erzählen? Die Idee zündete in meiner Seele. Wie es Wahrheiten gibt, die wir lange bei uns herumtragen, ohne daß wir ſie uns deutlich vergegenwärtigen und dadurch den Zauber gleichſam wirkſam machen, ſo auch hier. Frau von Büren hatte mir den Weg zu meinem Glücke gezeigt, und ich beſchloß ſogleich, ihn zu wandeln. Von der Stunde an war ich meiner Ketten ledig und eine glänzende Zukunft lag vor mir. Pulcherie ſoll meine Gattin, vielleicht noch mehr, meine Geliebte werden.

Warum nennſt du ſie Pulcherie?

Weil du ſie ſo genannt haſt und weil ich dieſen Namen, der mir gefällt, gerne adoptire.

Armer Robert. Ich ſehe voraus, daß dieſe kleine Briſeïs uns auf immer entzweien wird. Denn ich kann von meinem Plane nicht abſtehen: ich habe ihn zu ſehr mit meinem Herzblut ſchon genährt.

So laß uns beide denſelben Weg gehen. Wir wollen beide an ihrer Erziehung arbeiten. Du erziehſt ſie à la Rouſſeau und ich à la George Sand. Nach drei Jahren mag ſie dann zwiſchen uns beiden wählen, wem ſie angehören will.

Welch ein Plan! rief der ſanfte Emil und

ſchlug die Hände zuſammen. Ein Mädchen iſt ja nicht ein franzöſiſches Vaudeville, an dem zwei Dichter zugleich arbeiten.

Aber ſie iſt eine Oper, wozu der Dichter den Stoff, der Muſiker die Melodie giebt. O ich bitte dich, laß uns dieſe Idee ausführen. Sie zieht mich unwiderſtehlich fort. Ich glühe bis in die Fingerſpitzen, mein Syſtem über das deine triumphiren zu machen.

Ich danke; dieſe Niederlage wäre doch eine zu ernſtliche. Du raubteſt mir nicht mein Syſtem, ſondern meine Geliebte, mein Glück.

Aber auf die erlaubteſte Weiſe, durch den ehrlichſten Krieg, durch den edelſten Kampf, durch den Kampf der Ideen. Eine Frau des neunzehnten Jahrhunderts muß nothwendig ſo erworben werden. Wie die Ritter des Mittelalters fechten wir um den Beſitz der Schönheit, nicht durch die Macht phyſiſcher, ſondern moraliſcher Gewalt. Es ſteht dir ja ebenſo frei, ſie von mir abwendig zu machen. Verſuch's.

Aber ich bitte dich, Rouſſeau und George Sand — welche Extreme! —

So iſt's. Das ſentimentale, dienſtbare Weib des achtzehnten Jahrhunderts und das heroiſche,

emancipirte des neunzehnten. Komm, wir sind beide tüchtige Bildhauer. Der wahre Stoff wird uns von der Natur gegeben, es ist ein hübscher, reiner Marmorblock, laß uns nun beide unsere Statue zu meißeln anfangen.

Du bist toll, du bist gänzlich toll.

Ein wenig toller Übermuth gehört für diese schläfrige, überkluge Zeit. Gib deine Hand, schlag ein. Pulcherie soll leben!

Laß mich — ich brauche Zeit. Ich bin kein Phantast wie du, ich gehe auf praktischem Wege, und muß daher genau überlegen, ehe ich handle. Er versank in ein tiefes Nachdenken, aus dem er für diesen Tag nicht wieder herauszureißen war. Auch an Robert bemerkte man einige Zerstreutheit.

2.

Emil und Robert waren Jugendfreunde. Emil's Mutter, den Vater verlor er früh, liebte die Zerstreuungen der großen Welt und willigte gerne ein, ihren Sohn dem Obersten von Ruyter, einem reichen Niederländer und frühern Kriegsgenossen ihres Mannes, zu übergeben. Dieser alte Held wollte gerne seinen Pflegling wie seinen Sohn

zu einer Militair-Laufbahn erziehen, allein der kränkliche, bleiche, immer schweigsame Knabe zeigte wenig Anlagen. Er saß bei seinen Büchern, wenn der lustige Kamerad Robert draußen herumschwärmte, die Gärten bestahl, die Pächterhöfe beunruhigte und den jungen Hengsten aus seines Vaters Marstall die ersten Lehren der Subordination beibrachte.

Das junge neunzehnte Jahrhundert machte damals mit seinem Füllhorn voll Ideen seine Reise durch Deutschland. Nie hatte die Muse der Geschichte ein für die Jugend verführerischeres Gewand umgelegt. Die griechische Tunika, so gelehrt in ihrem Faltenwurf und so unbequem in ihrem Stoff, war dem leichten Röckchen einer hübschen Marketenderin gewichen. Mit ihrer Leier, auf der Beranger's Lieder klangen, durchzog Klio die Gauen Frankens und des schönen Rheinlandes. Überall vor einer alterthümlichen Burg hielt sie still und sang den alten Söhnen des Feudalsystems die lustigen Lieder des jungen Frankreichs. Der Brand von Moskau war eben verglommen und glühte gerade noch so viel, um die Wange der Muse mit einem noch lebhaftern Roth zu färben, als ihr ihre ewige Schönheit schon schenkte.

Sie rief die Jugend auf und zeigte ihr die ewigen Kränze des Ruhms. Ach, dieſe Jugend, die ohnedies brannte ſich hervorzuthun, dieſe Jugend, die mit dem Geſchick ſchmollte, daß es keine Schlacht von Leipzig mehr zu ſchlagen gab, wie quälend und betäubend klang der Muſen Geſang in ihr Ohr. Damals warf ſich ein Schwarm wilder Herzen und Köpfe auf den Kampfplatz der Geſchichte. Tumult an allen Ecken und Enden. Das alte Deutſchland mit ſeinen kleinen dunkeln Städten, ſpitzen gothiſchen Thürmen und ruhigen Bürgern durchſchwärmte eine Jugend voll phantaſtiſcher Pläne und Ausſichten. In den oberſten Dachkammern dachte man über den beſten Staat nach, und ein junger Burſche, der nur auf ein paar Augenblicke ſein Mädchen ſah, fand doch noch ſo viel Zeit, um mit ihr über die Wiener Bundesakte zu plaudern. Man öffnete die Kammern und ſehr ernſte Sitzungen begannen. Man ſetzte ſich zuſammen, blieb übermäßig lange ſitzen, ſprach und ſchrieb über alle Erwartung viel und ging dann wieder auseinander. Alles das war ſehr herrlich, aber auch ſehr langweilig. Die ſchönſte Rede iſt noch keine That, und eine That allein befriedigt, lähmt, ſättigt den Kitzel der Jugend.

Wenn die Kühnheit des Gedankens erschöpft ist, so ist es eine Art von Feigheit, nun nicht die Kühnheit der That auch hinzuzufügen. Eine allgemeine Verstimmung trat ein. Bis hierher hatten unsere beiden jungen Helden, denn wir wollen nicht verhehlen, daß sie die Helden, wenn auch nicht der Zeit, doch dieser Geschichte sind, den Schritt der übrigen Jugend mitgemacht, allein, Dank sei es den Interessen, die die so sehr zerstörte Gesellschaft doch noch in ihrem Keime bewahrt, sie entgingen jener allgemeinen Abspannung. Wie wir gesehen haben, tragen sich beide mit Reformen, aber es sind die unschuldigen Reformen, zu denen sich jeder Erdenbürger angetrieben fühlt, der das einfachste und ursprüngliche Glück der Menschen sucht: das der Verbindung der zwei Geschlechter. So viele ketzerische Grundsätze auch über dieses Geschenk der alten Patriarchenzeit die moderne Philosophie ausgegossen, so oft eine sociale Kritik auch an dieser Form zu rütteln versucht hat, dennoch schwebt eine sichere, feste Gestalt des Glückes Jedem vor Augen. Das Individuum kann sich nur bis zu einem gewissen Grade täuschen, während die Massen auf ganze Generationen hinaus im Irrthum beharren.

Beide Freunde hatten, nachdem sie gemeinsam ihre Studienjahre auf der Universität verlebt, abweichende Richtungen eingeschlagen. Emil benutzte den Rest seines väterlichen Vermögens, um einige Jahre unabhängig auf Reisen zuzubringen; als diese glückliche Periode vorüber war, trat er in Civilstaatsdienste und lebte von einer nicht sehr reichlichen Besoldung sparsam und eingezogen. Die freie Zeit wendete er wieder den Studien zu. Mit achtundzwanzig Jahren glaubte er die Epoche des Einsammelns beschlossen zu haben, und es kam jetzt darauf an, Resultate fürs Leben zu gewinnen. Wahrscheinlich würde er nie dahin gelangt sein, wenn das Glück ihm nicht die reichliche Erbschaft in den Schooß gelegt hätte. Robert hingegen war als der Sohn reicher Ältern mit jenem Bewußtsein des Rechts, zu existiren, aufgewachsen, das heutzutage das Geld gibt. Denn der Arme führt trotz unsern philosophischen Systemen nur eine gestohlene Existenz; überall macht man ihm die Bedürfnisse zur Existenz, also folglich diese selbst streitig. Robert hatte also auch vor Emil voraus, daß er nicht daran zu denken brauchte, wie er sein Leben einrichten wolle; er fand schon ein vollkommen eingerichtetes Leben vor sich. Er

wollte nur Genuß und er fand das Zeitalter des Genusses; zwischendurch suchte er auch nach Ideen, und man brachte ihm für Gold die allerauserlesensten Ideen. Was Emil sich erwerben mußte, trug man Robert ins Haus. Dadurch kam Ungezogenheit, Caprice und Stolz in den Charakter dieses Helden; doch die drei unliebenswerthen Eigenschaften wurden durch eine große Dosis wahrer Gutmüthigkeit gemildert. Er war rauh, aber nicht verdorben in seinen Sitten. Der Soldat im Frieden gewöhnt sich, je weniger er nach Außen hin Kraft und Trotz zu zeigen nöthig hat, diese kriegerischen Eigenschaften in seinem Innern zu entwickeln. Daher die jugendlichen Polterer, die Mißvergnügten ohne Grund, die Oppositionsmänner ohne Gegenstand zur Opposition. Robert rüttelte zuerst mit seiner tadelnden Keckheit am Gebäude der Subordination, dieses stand aber wider sein Erwarten fester als die übrigen Autoritäten, er erreichte nichts als die Ehre, mit seinem Obersten ein Duell gehabt zu haben. Frau von Büren, die unser Held, wie wir gehört haben, so bitter tadelte, war mehr als eine gewöhnliche Kokette; sie trieb einen Kleinhandel mit Ideen. Einige von diesen, vielleicht

die verbrauchteſten, theilte ſie Roberten mit und bemerkte mit Staunen, daß ſie ihm gänzlich neu waren. Sie ging nun weiter, und es gelang ihr wirklich, unſerm Helden den Kopf zu verdrehen, anſtatt daß es umgekehrt hätte ſein ſollen. Robert hatte den Umgang mit Frauen bis jetzt nur von der abenteuerlichen Seite aufgefaßt; ſie zeigte ihm, daß man daraus ein Schachſpiel machen könne, wo jeder Zug berechnet ſei. Sie war es, die ihm zuerſt einen Roman in die Hände gab, in dem eine Frau über alle Verhältniſſe ſiegte, untergehend eine Welt zertrümmerte. In einem, dieſem ähnlichen Romane liebte eine hochgeſtellte Frau einen einfachen Bauerknaben, und der Autor befliß ſich zu beweiſen, daß jene Frau eigentlich keine Frau, ſondern der Zeitgeiſt ſei, und daß ebenſo der Bauerknabe kein rechter Bauerknabe, ſondern das perſonificirte Volk vorſtelle, und daß daher die Zeitidee ſich nicht mehr mit den verwilderten und verderbten höhern Ständen, ſondern mit dem kräftigen, tüchtig ſich hervorbildenden Volke vermähle. Alle dieſe Dinge klingen ſo hübſch in Büchern, und Frau von Büren beſaß das Talent, vortrefflich vorzuleſen. Man begreift, wie nach und nach in Robert's Kopfe der Ent-

ſchluß reif wurde, den wir ihn jetzt ausführen ſehen.

Wir wollen nun noch einen flüchtigen Blick auf die kleine Käthe oder auf Pulcherie, wie ſie jetzt heißen wird, werfen. Frau Barbara war zu ihrer Zeit eine recht ſtattliche Dorfſchönheit. In jenen Tagen, wo man noch nicht immerfort vom Glücke des Volkes ſprach, ſondern ſich damit begnügte, es glücklich zu wiſſen, war die Jugend der Frau Barbara eine kräftige deutſche Idylle, nicht eine Geßner'ſche. Die Linde ſtand noch, wo ſie als Mädchen den Reihen angeführt, in heitern Mondnächten, den Erntekranz im Haar, mit den jungen Elegants des Dorfes ſich herumgeſchwungen; aber auch die einſame Laube exiſtirte noch, wo ſie ihre ſparſame Fertigkeit im Leſen dazu anwandte, Bürger's „Leonore" ihrer Phantaſie einzuverleiben. Ach, was waren das für Augenblicke! Der Amtmann zu Altengleichen verſtand es, auf die derbe, geſunde Phantaſie des Volkes zu wirken. Barbara vergoß Thränen; der ſiebenjährige Krieg, die Todtengruft, der ferne Liebſte und das Geſindel in der Luft — alles verſchmolz in ein einziges großes romantiſches Bewußtſein. Hiermit waren aber auch in der reinen praktiſchen Natur Bar-

bara's alle Forderungen der Poesie abgethan. Nicht so bei ihrer Tochter; diese verstieg sich schon zu den Körner'schen Balladen, diese ging als die reiche Frau eines Pächters monatlich einmal in die Komödie, und Leute, die es wissen können, behaupten, daß sie sogar über Göthe und Schiller ein Urtheil gefällt und diesen über jenen gesetzt. Eine merkwürdige Thatsache, wenn sie gehörig bewiesen werden kann. Frau Barbara hatte nicht die Freude, diese gebildete Tochter lange zu besitzen. Sie starb, und der Schulmeister des Dorfes setzte auf ihren Grabstein: „Sie war zu gut für diese Erde." Die arme Erde! was doch nicht Alles zu gut für sie ist. Es scheint beinahe, daß sie nur da ist, um solch' einen Auswurf wie einen Göthe, einen Napoleon, einen Luther, einen Dante, einen Homer zu tragen, aber daß eine sentimentale Dorfmamsell schon ein Geschöpf ist, zu fein organisirt, um die sublunarische Atmosphäre zu athmen. Die kleine Katharina artete nach der Großmutter. Sie ist ein hübsches rundes Kind mit der Poesie der Unschuld in den großen blauen Augen. Die alte Großmutter hat ihr das vergessene Lied von der schönen Leonore, die ihren Bräutigam nicht erwarten kann, frühzeitig bei-

gebracht, und die Kleine ſingt nun in hellen Mondnächten jenes ſchauerliche „Hopp, hopp, hopp — dahin im ſauſenden Galopp!“ des alten Bürger's. Der Schulmeiſter, der es manchmal hört, ſchüttelt aber den Kopf und meint, ſie werde lange nicht die feine Bildung erlangen wie die Mutter.

3.

Ich wollte dich an deine Tante erinnern, ſagte Emil.

Ah à propos, meine Tante, fiel Robert lebhaft ihm ins Wort. Ich wollte dir ſagen, daß du mit dieſer alten Dame Nachſicht haben ſollſt. Sie iſt erzogen, wie man früher die Weiber erzog — zur puren Liebenswürdigkeit. Man hatte ſie aufwachſen laſſen, ohne daß man ihr von Politik ſprach, daher iſt ihre Converſation ſo dürftig. Sie weiß von nichts zu ſprechen und doch ſpricht ſie ohne Unterlaß.

Was du an ihr tadelſt, bemerkte Emil ernſthaft, macht mir ſie gerade werth. Sie verſteht noch in ihrem ſiebzigſten Jahre zu gefallen, eine Kunſt, die alle unſere Mädchen und Frauen nicht

verſtehen. Sahſt du ſie geſtern, das freundliche Geſicht mit dem Zug gutmüthiger Schlauheit in dem kleinen Häubchen, die feinen zarten Hände unter der ſchweren Seidenmantille hervorſehend und mit lebhaften Bewegungen die Rede begleitend? In dem rothgepolſterten Armſeſſel ſaß ſie hingelehnt mit der ganz eigenthümlichen Anmuth einer reſpectabeln Dame aus der guten alten Zeit. Ich habe ſie gleich ſo heftig lieb gewonnen, daß ich mich nie von ihr trennen möchte.

Nun, die Zärtlichkeit iſt gegenſeitig. Sie nennt dich einen wohlerzogenen jungen Mann, während ſie mich wild und roh ſchilt. Aber ich beſchwöre dich, wo findeſt du nur eine anmuthige Haltung? Sie ſitzt ſteif da, wie das ganze achtzehnte Jahrhundert zu ſitzen pflegt. Sie trägt ihre grauen Locken zur Schau, weil ſie will, daß man glaube, ſie pudere ſich noch; ſie iſt zu Zeiten ſüßlich und ſogar kokett, was einer Frau in dieſen Jahren nie kleidet, und zu alle dem heißt ſie Athenaïs.

Robert brachte dieſen Namen unter convulſiviſchem Lachen hervor, allein Emil ſah ihm ſehr ernſthaft ins Geſicht. Wir haben ſie nöthig, dieſe reſpectable Alte, ſagte er nach einer Pauſe.

Pulcherie muß zu ihr. Die Tante muß das Beſte bei unſerm Erziehungsplane thun, nämlich dem jungen Mädchen eine Stütze ſein, ihren Ruf heiligen und ſie gegen die ekelhafte Frivolität der Welt, die ſich ſogleich hineinmiſchen würde, ſicherſtellen.

Ah, da bin ich deiner Meinung, die Sache kann nicht delicat und vorſichtig genug betrieben werden. Ich übernehme es, die Tante zu bewegen, daß ſie in unſerm Bunde die Vierte ſei. Pulcherie wohnt bei ihr, ſie empfängt in ihrer Gegenwart unſern Unterricht, und wir fahren jedesmal, wenn dieſer beendet iſt, in die Stadt zurück.

Das finde ich übertrieben. Warum nicht hier bleiben? Was mich betrifft — ich muß eine ländliche Natur um mich haben. Eine ganz artige Wohnung iſt ſchon von mir gemiethet worden.

Nicht möglich! Das verändert freilich die Sache. Wenn du ſo nah bleibſt, ſo wärſt du gegen mich zu ſehr im Vortheil. Auch ich beziehe eine ländliche Wohnung. Ja, ja, auch ich bleibe in der Nähe.

Wie du willſt, weder deine Perſon noch dein Syſtem machen mir bange.

Ha, ha — du ſagſt eben keine Schmeicheleien.

Die Freunde gingen zuſammen, um die kleine Pulcherie zum Orte ihrer neuen Beſtimmung abzuführen. Das glückliche Kind tanzte zwiſchen ihnen wie der Genius der Poeſie, der unſere moderne, altkluge Zeit zum Beſten hat. Robert hatte die rechte, Emil die linke Hand der Kleinen gefaßt; die Großmutter folgte. Als ſie die breite Treppe des Schloſſes hinaufgingen, blieb die Gruppe vor einem ſteinernen Amor ſtehen, aus deſſen Fackel ſtatt der Flammen ein Büſchel Neſſeln hervorwucherte. Ein häßliches Omen. Wer iſt der Kleine? fragte Pulcherie. Amor! riefen Robert und Emil zuſammen. Aber er führt Neſſeln bei ſich! — Hoffentlich nicht für uns, murmelten die Freunde, und führten das Kind raſch dem Gotte vorüber.

Wir wollen jetzt einen Blick auf die Tante Athenaïs werfen. Emil hatte ganz recht, Frauen ihrer Art ſieht man jetzt ſelten. Sie ſtammte aus dem Elſaß; dort, wo jene Miſchung des franzöſiſchen Blutes mit dem deutſchen eine ſo liebenswürdige Art Frauen hervorbringt, daß mehr wie eine deutſche Ninon von dort hervorging, ohne daß gerade die Annalen der Galanterie davon Meldung

thun. Noch ſehr jung mit einem alten Manne vermählt, der ſie frühzeitig zur Witwe machte, folgte Athenaïs ihrem Oheim, einem geiſtlichen Herrn, nach einem kleinen deutſchen Hofe. Es war gerade damals, als das Heer der Refugiés Deutſchland überſchwemmten. Die Verderbtheit des alten verſailler Hofs herrſchte noch in vollem Maße in den Miniaturcopien im Reiche. Die Biographen unſerer Witwe ſchweigen über ihre größere oder mindere Einmiſchung in die Intriguen ihrer Umgebung. Wir ſehen ſie nun bald darauf mit einem ſchönen ſchottiſchen Clan über den Kanal entfliehen und ein Heer deutſcher Anbeter verſinkt in Trauer und Verzweiflung. In London fand man die Reize der german Lady nicht minder verführeriſch; Angelica Kaufmann, die Malerin der Grazien, malte Athenaïs in tauſend veränderten Stellungen und entzückte dadurch die Kunſtfreunde der Hauptſtadt. Einer derſelben machte ſich an den Clan und erſtach dieſen Ehrenmann im Duell. Von neuem iſt Athenaïs Witwe, von neuem flattert ſie über den Kanal und wird mit offenen Armen dieſſeits empfangen. Unterdeſſen hat das alte Jahrhundert ſeine letzten bangen Stunden abgezählt, die kleinen, in Goldbrokat gekleideten Schäfer

auf den Pendulen blaſen zum letztenmale ihre Schalmei, bei dieſer Muſik nickt das alte deutſche Reich und ſchläft ein. Das neunzehnte Jahrhundert erhebt ſich und an ſeiner Hand führt es jenen kleinen Mann im grauen Überrock und dem kleinen Hütchen, vor dem der Ruhm ſeine Fahnen ſchwingt. Alles ſtrömt nach Paris und im Salon der Madame Recamier ſehen wir unſere Athenaïs wieder. Sie iſt nicht mehr ganz jung, die Portraits Angelica Kaufmann's ſind ihr nicht mehr ganz ähnlich, aber dieſer Umſtand bedeutet nichts; unſere Witwe fährt fort zu ſiegen. Ein deutſcher Graf, ein franzöſiſcher Marquis und ein Italiener von zweideutiger Herkunft werben um ihre Hand; ſie reicht ſie dem Erſtern und zieht mit ihm an den Hof Jerome's von Weſtfalen. Wieder ein leichtfertiger Hof, wieder eine kokette Geſellſchaft. Die faſt funfzigjährige Athenaïs kürzt die Ärmel ihrer griechiſchen Robe und läßt ein Paar bewundernswürdige Arme ſehen. Neues Feuer, neues Entzücken! — Wiederum geht man dem deutſchen Grafen zu Leibe — ein Duell, und Athenaïs iſt wieder Witwe. Unterdeſſen löſt man das Königreich Weſtfalen in ſeine Beſtandtheile auf. Koſackenſchwärme machen die Straße un-

ſicher; auf der Flucht wird die Witwe angehalten, ein zügelloſer Hauſe inſultirt ſie und ihre Kammerfrau, ein junger Ruſſe rettet ſie, aber um welchen Preis? — um den Beſitz der Dame. In dem Gaſthofe eines kleinen polniſchen Grenzſtädtchens ſpielt die Scene. Der junge Sarmate zu ihren Füßen, Athenais in Thränen! Er in Thränen und ſie zu ſeinen Füßen. Unterdeſſen macht man Anſtalten zu der Schlacht bei Leipzig. Der Sarmate muß zu ſeinem Regiment. Eine Musketenkugel endigt den Roman, und an dem Grabe des achtzehnjährigen Geliebten weint die ſechzigjährige Schöne. Das iſt die Frau des achtzehnten Jahrhunderts. Das neunzehnte würde nie eine ſolche hervorzubringen im Stande ſein. Und dieſe Frau iſt eine Vertheidigerin der Ehe, ſie ſpricht gegen unſere frivole Zeit mit dem nachdrücklichſten Ernſte, und indem ſie gegen die Trennung einer Ehe eifert, fordert ſie zugleich die junge Frau auf, ihr Leben zu genießen, führt ſie ihr zugleich eine Menge Verehrer zu. Sie ſchilt die Jugend zaghaft und erſchrickt doch über dieſelbe Jugend, wenn ſie ſie an uralten heiligen Formeln rütteln ſieht. Ihr iſt die Form Alles, der Inhalt nichts — Uns der Inhalt Alles, die Form nichts.

Als ihr Emil seinen Plan vorlegte, ließ sie ihn sowol als ihren Neffen ruhig aussprechen, dann erwiderte sie mit dem ihr eigenthümlichen graziösen Lächeln: Ich habe gegen Eure Erziehungsmethode nichts einzuwenden, meine Söhne; aber fürs Erste überlaßt Pulcherie mir. Die ersten zwei Jahre bedinge ich für meinen Unterricht. Ihr stolzen Philosophen der neuen Zeit, so tief ich mich vor Euch beuge, könntet mir dennoch das junge Kind verderben. Ich will an Euerm künftigen Meisterstück nicht rühren, ich will sogar, daß Ihr mir Eure Instructionen gebt und nach meiner Weise will ich sie ausführen, aber Euern directen Unterricht verspart auf eine Zeit, wo sie ihn einigermaßen verstehen kann.

Diesem Ausspruche mußten sich die Freunde fügen. Emil fand, daß er in der Zwischenzeit noch einige Reisen für seinen Zweck machen könne. Vor allen Dingen wollte er einige Erziehungsinstitute besuchen. Robert, bevor er sich in die Fesseln der Ehe begab, fand jetzt auch ein paar Jahre Freiheit wünschenswerth. Beide beschlossen, von Zeit zu Zeit auf dem Landgute sich einzufinden, um an dem Anblick ihrer beiderseitigen kleinen Erkorenen sich zu erfreuen und Muth zum län-

gern Warten zu erlangen. Beide aber faßten auch den Plan, einen Stellvertreter zu wählen, der ihre Ansichten vertrete und, ohne die oberste Autorität der Tante Athenais im Mindesten zu stören, die kleine Pulcherie unmerklich auf die vorgeschriebenen Bahnen lenkte. Emil wählte hierzu einen alten Dorfschulmeister, einen gutmüthigen Pedanten, der Pulcherie Schreibunterricht geben sollte; Robert wandte sich an Frau von Büren, die ihm willig die Hand reichte, weil ihre Eitelkeit sich geschmeichelt fühlte, einen von ihr angegebenen Plan sich realisiren zu sehen. Vielleicht mehr als dies Motiv war ihre Rache im Spiel; denn Robert sollte in einer unglücklichen Wahl empfinden, wie unweise er gehandelt habe, das vollkommene Weib des neunzehnten Jahrhunderts, die Verehrerin George Sand's, zu verlassen.

1.

Herr Elias Meier schrieb an Emil:

Sie haben mir, gnädiger Herr, ein bitterböses Amt übergeben; ich wollte, ich hätte von Ihrem Herrn Vater nicht die kleine Pension zugesichert bekommen, von der ich alter Mann jetzt lebe,

dann könnte ich mit gutem Gewiſſen beſagten Schreibunterricht von mir weiſen. Das kleine Dorffräulein hat eine wahre Antipathie, ſo ſcheint es mir armen alten Mann, gegen die Wiſſenſchaften. Seit dem halben Jahre, daß Euer Gnaden fort ſind, hat ſie ſo geringe Fortſchritte gemacht, daß man von dieſen Dingen nur mit chriſtlicher Liebe oder gar nicht ſprechen ſoll. So will ſie zum Beiſpiel nichts davon wiſſen, daß es ein großes A und ein kleines a gibt. Nun iſt's freilich wahr, Gott läßt ſeine Sonne ſcheinen über's große A wie über's kleine a; er macht keinen Unterſchied zwiſchen dem kleinen b und dem großen B; allein dennoch kränkt es mich tief in die Seele hinein, wenn ich den ewig heiligen Namen Gottes mit einem kleinen ſchwächlichen g geſchrieben finde. Und ebenſo vermeſſen ſchreibt ſie auch Euer Gnaden Namen. Es ſcheint, daß ſie weder für Gott noch Menſchen irgend eine Achtung zeigen wolle. Solches thut nicht gut. Ich ſage das nicht wegen des großen A, zu deſſen Vertheidiger ich mich nicht aufwerfen will, ſintemal es an der Frau Gramatica ſchon eine tüchtige Bundesgenoſſin und Oberherrin hat, allein es thut mir nur leid des wilden ſtörrigen Mägdleins wegen. Ich wollte

Euer Gnaden fragen, wie weit ich mit ihr gehen ſoll, was zum Exempel die Hiſtorie und die Geographia betrifft? auch ob ich ihr etwas Geringes von der edeln Arithmetica beibringen ſoll? Ebenſo möchte ich gar gerne wiſſen, wie Euer Gnaden es mit den Poeten wollen gehalten wiſſen und ob ich ihr einige Stellen aus den alten ſchalkhaften Autoren vorlegen ſoll? verſteht ſich, Alles, wenn ſie das große A von dem kleinen wird gehörig unterſcheiden gelernt haben. Auch eine gar ernſtliche Frage iſt, ob ich ihr das Dogma vom Teufel beibringen ſoll nach dem alten Lutheriſchen Begriff, wo ſelbiger Fürſt der Finſterniß in Klauen, Schweif und Hörnern erſcheint, oder nach der Auslegung moderner Philoſophie, wo er nur als große moraliſche Inconſequenz vermummt auftritt, gleichſam als Inbegriff des ſocialen Ubelbefindens, ein Zuſtand, wo man kein Geld in der Taſche hat oder nicht Alles thun kann, was man will? Oder etwas dergleichen? Euer Gnaden haben ganz zu befehlen; ich will nur bemerkt haben, daß, wenn wir einmal den alten Lutheriſchen Teufel in ſeiner ganzen hölliſchen Pracht hervorgebracht haben, es eine jämmerliche Feigheit von uns wäre, dann wieder den Rück-

zug auf das ſogenannte ſociale Übelbefinden zu nehmen.

Was die äußere Conduite des Dorffräuleins betrifft, ſo iſt ſolche ſehr anſtändig. Sie geht mit der alten Comteſſe in die Kirche, aber ich habe noch nicht erlebt, daß ſie mir von der gehörten Predigt etwas hat wiedererzählen können. Sie iſt in kurzer Friſt ſtark gewachſen und der Herr hat ihr ganz den martialiſchen Anſtand einer Judith gegeben. Sie bittet nicht, denn ſie hat ſchon bemerkt, daß ſie befehlen kann.

Ich habe nach Euer Gnaden Befehl angefangen, ihr „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen" vorzuleſen, allein gefunden, daß ſie weder an dem Herrn Puff, noch an dem Herrn Leß beſondern Gefallen findet, und nur gelacht hat, als die arme Sophie in ihrem Schrecken auf der Poſtſtation ſich in das Bett des Herrn Leß verkriechen will. Was mich betrifft, ich verkrieche mich gänzlich hinter Euer Gnaden Inſtruction, die ich mit umgehender Poſt erwarte.

Elias Meyer,
in Ruheſtand (du lieber Gott, ohne Ruhe)
verſetzter Schullehrer im Dorfe Blinsfeld.

Emil antwortete hierauf:

Sie haben völlig unrecht, lieber Elias, wenn Sie ſich über die mißglückten Beſtrebungen Ihres Zöglings in der Rechtſchreibung beklagen. Ich verlange von einem Mädchen, das ich liebe und das mich wieder liebt, keine ortographiſchen Meiſterſtücke. Sie wiſſen, daß es vor funfzig Jahren wenig Frauen gab, die einen nur irgend erträglichen Brief ſchreiben konnten, und wie liebenswerth waren dennoch dieſe Frauen. Ich habe die ſonderbare Anſicht, daß ein weiblicher Brief nie ohne grammatiſche oder ortographiſche Fehler exiſtiren kann. Dieſe Fehler geben ihm gerade die Gemüthlichkeit, die Wärme, das beſcheidene, unbewußte Feuer, das uns entzückt und mit ſich fortreißt. Wahrhaft gut und ſchön geſchriebene Briefe unter Liebenden findet man nur in Romanen. Was ſagt Rouſſeau über dieſen Gegenſtand? **Croyez-vous que les gens vraiment passionnés ayent ces manières de parler vives, fortes, coloriées que vous admirez dans vos drames et dans vos romans? Non; la passion pleine d'elle-même s'exprime avec plus d'abondance que de force.** — Da haben Sie's; alſo laſſen Sie Pulcherie ihre großen und

kleinen Buchstaben ganz nach Belieben zusammenmischen. Ich will es gerne leiden, daß sie meinen Namen mit einem kleinen e schreibt, wenn sie sich ihn nur vom Herzen dictiren läßt. Sie fragen mich, was und wie viel Sie ihr vom Teufel sagen sollen. Lassen wir den Teufel für's Erste ganz aus dem Spiel. Noch ist Pulcherie ein Engel, warum ihr also mit ihrem Gegentheile drohen? Vor dem zwanzigsten Jahre haben Frauen selten weder von Gott, noch vom Teufel irgend eine Vorstellung. Den erstern tragen sie unbewußt in ihrem Herzen, den andern lernen sie erst bei der ersten Untreue eines Mannes kennen. Was das Studium der Geschichte betrifft, so hüten Sie sich, ihr davon mehr zu sagen, als was die geringste Bauerdirne weiß; höchstens gestatte ich Ihnen, ihr die Geschichte des Dorfes, meinethalben sogar des Ländchens zu geben, wo sie lebt. Weiter nichts. Dieses jammervolle Studium, mit dem man heutzutage unsere Weiber verdirbt! Wozu ein so ungeheures Bewußtsein schwacher und niederträchtiger Handlungen, blutiger Thatsachen, endloser Verwirrungen auf die reine Seele eines jungen Mädchens niederlegen? Welch eine Thorheit, Kopf und Herz eines Weibes in Zwiespalt

zu bringen, indem man dem einen befiehlt zu lieben und dem andern aus Vernunftgründen, die leider unumstößlich sind, zu hassen. Denn hassen muß man die Menschen, wenn man sie in dem untrüglichen Spiegel der Geschichte erschaut. Das Studium der Geschichte für ein Weib ist in ihrem Herzen angefangen und beendet, es durchläuft den kleinen Kreis häuslicher Tugenden, Thatsachen des Herzens, und sie mag auf die Tafeln Klio's lieber ein bevorstehendes Tanzengagement schreiben, als den Zug Cäsar's über den Rubicon. St. Preux verbietet Julien geradezu dieses gehässige Studium der Geschichte, und er hat sehr Recht daran, freilich er aus besondern Gründen richtet diesen Haß besonders auf die neuere Geschichte, ich ihn auf das ganze Gebiet. Lesen Sie den zwölften Brief. Ebenso nichts von der Physik, nichts von der Geometrie! Sehr wenig von der Geographie, und der Himmel schütze Sie, wenn Sie es wagen, ihr das Mindeste von Politik zu sagen. Das ist das mordende Gespenst unserer Tage. Das ist das unheilbare Übel, das an unserer Gesellschaft nagt. Fort mit diesem entsetzlichen Worte. Wenn ich ein Zeitungsblatt in den Händen einer Frau sehe, so reicht schon dieser

Umstand hin, sie auf ewig zu hassen und zu fliehen. Mit einem Worte, führen Sie Pulcherie zu dem glücklichen Stande der Unwissenheit zurück, die unsere Frauen wie ein verscherztes Paradies verloren haben. Sie soll von allen Künsten unsers so kunstreichen Zeitalters nur die einzige Kunst lernen: zu gefallen, und diese Kunst erreicht sie auf dem einfachen Wege der Natur. Es ist hiermit wie mit dem Ei des Columbus. Tausende suchen auf dem künstlichsten Wege die Lösung des Räthsels und die Einfalt eines Kindes erfaßt es schnell und sicher. O, wenn es uns nur gelänge, aus unsern Frauen wieder Kinder zu machen!

Übrigens verlieren Sie den Muth nicht, lieber Elias. Sie sind der Mann dazu, mir bei meinen großen Plänen Beistand zu leisten. An Ihnen hat die Zeit nichts verdorben, weil Sie immer in der Einsamkeit gelebt haben. Was mich betrifft, ich bringe schöne Tage hin hier in Meillerie. Sie wissen, dieses war der Schauplatz von Juliens Liebe und keuscher Tugend. Hier will ich, wenn Pulcherie mein wird, die ersten glücklichen Jahre mit ihr verleben.

Behalten Sie mich in Ihrem treuen Andenken, Freund Elias.

Frau von Büren ſchrieb an Robert:

Ihre Kleine verſpricht etwas. Ich habe die beſte Hoffnung, daß unſer Plan gelingen wird. In den ſchönen Augen meiner jungen Freundin blitzt ſchon das Feuer und der Muth einer Frau, die ſich emancipiren will. Sie liebt die Freiheit: ich habe ſie noch geſtern von dem Gipfel eines Apfelbaums herabholen müſſen, wo hinauf ſie à la Bettina geklettert war. Auf meinen Spazierritten begleitet ſie mich regelmäßig, aber trotz aller meiner Anſtrengungen, ſie auf dieſen Gegenſtand zu leiten, hat ſie noch kein Wörtchen von Ihnen geſprochen. Wenn Sie nächſtens kommen, ſo legen Sie Ihre rothe Uniform an, Pulcherie iſt ein Kind, und Kinder muß man durch bunte Farben locken. Wenn ſie auch dann nicht von Ihnen ſpricht, wird ſie doch von Ihrem Rocke ſprechen, und ſehr oft iſt das bei uns Frauen ganz einerlei. In unſerm Zeitalter unterſcheiden ſich die Geſchlechter nur durch die Kleidung; einen Achill, den man ſelbſt in einem Weiberrock für einen Mann erkennte, gibt es nicht mehr; wir wiſſen nur, daß wir es mit Männern zu thun haben, indem wir keine Weiberröcke vor uns ſehen. Nicht wahr, das iſt ein Epigramm? Aber was

helfen uns alle Epigramme. Schon Portia empfand das, indem sie von ihrem lästigen, jämmerlichen Verehrer sagt: Gott schuf ihn zu einem Mann, so laßt ihn denn dafür gelten. Aber ich sage Ihnen da, wie Rahel spricht, wahre Dachstuben-Wahrheiten. Gleichviel, wir haben einander das Wort gegeben, uns nicht mehr liebenswürdig zu finden; wozu also eine verlorene Sache noch retten wollen.

Ich arbeite Ihren Instructionen gemäß und gerade einem alten Pedanten entgegen, den Ihr Freund hier angestellt hat. Während er ihr verbietet, keine Bücher, und namentlich keine politischen Schriften, zu lesen, mache ich sie mit den neuesten Fortschritten unserer erhabenen Cultur bekannt und lese ihr Zeitungsblätter vor. Sie neigt sich jedoch weder auf diese noch auf jene Seite; am liebsten, wenn sie nicht in ihrem Gärtchen Blumen pflanzt oder zu Pferde sitzt, ist sie bei ihrer Großmutter oder bei der Tante Athenaïs. Sie müssen nun selbst die Unterrichtsstunden anfangen. Meine Geduld und meine Zeit neigen sich beide zu Ende. Es naht sich der Sommer und ich gehe auf Reisen.

Nachschrift: Im Malen hat Pulcherie hübsche

Fortschritte gemacht. Es scheint, daß sie dazu wahres Talent hat.

5.

Wir haben von den Briefen, deren unter den obigen Personen in einem Zeitraume von drei Jahren eine Menge gewechselt wurden, nur die wenigen mitgetheilt, die uns besonders bezeichnend für beide Ansichten und Richtungen schienen. Es kann dabei nicht die Rede sein, weder den Charakter der Frau von Büren, noch den des alten Schulmeisters besonders ins Licht zu stellen; wir wenden uns jetzt zu Pulcherie, und sie als die Hauptperson dieser Geschichte tritt jetzt in den Kreis unserer Beachtung. Wir finden sie als sechszehnjähriges Mädchen wieder und Emil wie Robert in ihrer Nähe, beide ernstlich beschäftigt, sich den Preis, der kostbarer ist, als sie ihn sich hatten träumen lassen, streitig zu machen.

Wer ist jenes junge Mädchen, schlank wie eine Grazie, blühend wie eine junge Rose, die dort mit der Zeichenmappe in der Hand auf der Spitze eines Hügels steht, beschäftigt, die Landschaft aufzunehmen? In ihren vollen hellblonden

Locken, die kunſtlos um einen Nacken, ſo glänzend und ſchön, als hätte ihn Canova gemeißelt, flattern, ſpielt der Frühlingswind. Das weiche Oval ihres Geſichtchens iſt niedergebeugt und das zarteſte Colorit, die lieblichſte Rundung verſchmelzen ihre Reize miteinander. Das iſt Pulcherie. Zur Seite ſitzt Robert auf einem vorſpringenden Raſenplätzchen und lieſt die Debatten der franzöſiſchen Kammer mit einer etwas eintönigen Stimme ab, links liegt Emil im Graſe, das Haupt auf den Arm geſtützt, und betrachtet Pulcherie mit einem wehmüthig zärtlichen Blicke. Im Hintergrunde auf der Gartenbank hat die Tante Platz genommen und ſchaut zuweilen mit einem freundlichen Lächeln von ihrer Tapiſſerie-Arbeit auf die Gruppe hinüber.

Du wirſt doch wohl thun aufzuhören, hub Emil mit einem unwilligen Seufzer an, gerade als Robert eine Pauſe machte, um neuen Athem zu einer ſehr langen Rede des berühmten Miniſters zu ſchöpfen. Ich ſehe es Pulcherie an, daß es ſie langweilt, und übrigens kommt jetzt die Stunde, wo wir angeln.

Robert legte das Zeitungsblatt aufs Knie und brach in ein lautes Lachen aus. Angeln? rief er.

O, über dieſes idylliſche Vergnügen. Das iſt etwas aus den Zeiten der Grandiſon und Clariſſen? Nein, ich ſchlage einen Spazierritt vor. Nicht wahr, Pulcherie?

Du biſt geſtern ſpazieren geritten, rief Emil ſehr ernſt. Das zu oft wiederholte Reiten gefällt mir nicht.

Und mir das Angeln nicht.

Still, ſtill! rief Pulcherie und lief wie ein Kind von Einem zum Andern, indem ſie beiden die Hand auf den Mund drückte. Fangt Ihr ſchon am frühen Morgen an zu zanken? Ich — ich habe zu entſcheiden und ich — will wieder reiten. Sie ſah mit einem ſchalkhaften Blick zu Robert herüber, der in die Hände klatſchte, dann ließ ſie ſich auf ein Knie ins Gras nieder, dicht vor Emil, und ihm die Wange ſtreichelnd rief ſie: Nicht böſe ſein, ſanftes Väterchen. Morgen gehe ich mit dir ans Waſſer und dann will ich ſtundenlang ruhig ſitzen und deine Ermahnungen hören und Fiſche fangen.

Die Pferde wurden gebracht und alle drei ritten aus. Emil nicht in der beſten Laune. Das Ziel war ein benachbartes Städtchen, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde. Man fand den Gaſt-

hof, in dem man das Frühstück einnehmen wollte, übermäßig besetzt. Emil bezeigte laut seinen Widerwillen, hier einzukehren, Pulcherie war jedoch neugierig, das Getümmel mit anzusehen, und Robert eroberte nach vielem Kampfe ein kleines Stübchen mit der Aussicht auf den Marktplatz. Während das Frühstück bereitet wurde, blickten alle drei herab. Eine Scene entwickelte sich gerade unter dem Fenster. Ein sorglos dasitzendes Mädchen wurde bestohlen um den halben Inhalt ihres Marktkörbchens, und der Dieb war der zunächst sitzende junge Bauer, der die Miene annahm, als wolle er den Thäter verfolgen, und dem das weinende Mädchen deshalb den gerührtesten Dank sagte. Wie abscheulich! rief Pulcherie. Er hat sie bestohlen — jetzt spielt er noch den Heuchler. — Da siehst du es, sagte Emil. Sogar unter diesen Menschen herrscht die schändlichste Verderbniß. Hatte ich nun nicht recht, als ich dich bat, draußen auf der Wiese unser Frühstück einzunehmen? Deine reine Seele hätte dann diesen widrigen Eindruck nicht empfangen.

Du hast recht, rief Pulcherie, laß uns gehen — aber warte noch ein wenig. Der Spaßmacher dort an dem Brunnenplatz ist gar

zu luſtig. Wie er die Mägde mit Waſſer beſpritzt!

O pfui, dieſe Scene iſt gemein! bemerkte Robert. Darüber mußt du nicht lachen, Pulcherie. Gerade darüber mußt du lachen, rief Emil eifrig. Das iſt die ſchuldloſe einfache Komik, wie ſie uns die kindliche Natur bietet. Ich wäre troſtlos, wenn du über einen Scherz in einem modernen Luſtſpiel lachteſt; hierüber aber darfſt du lachen.

Man brachte das Frühſtück. Es war herzlich ſchlecht; dennoch machte ſich Pulcherie daran und aß mit gutem Appetit. Robert ſtampfte mit dem Fuße und biß ſich auf die Lippe. Emil lächelte. Es freute ihn, denn Rouſſeau's Julie war „un peu gourmande," und deshalb war es ihm gerade recht, daß auch Pulcherie gerne aß. Robert fand, daß es abſcheulich ſei, wenn ein junges Mädchen, und wol gar die Geliebte, ſich beim Eſſen ertappen ließe. Byron's Heldinnen eſſen nie, höchſtens daß man ſie an einem Glaſe Wein nippen ſieht. Er theilte dieſe Bemerkung Emil mit und dieſer rief heftig: Wie unnatürlich, wie geziert! Warum ſoll ein reizendes Weib nicht eſſen dürfen in Gegenwart ihres Geliebten? — Weil es nichts Proſaiſcheres giebt als eine gebratene

Ente. — Ganz wohl, allein es iſt notoriſch, daß unſere Frauen nicht von der Luft leben. — Meinethalben, wenn ich ſie nur nicht eſſen ſehe. Die Romantik leidet darunter. Ein angebetetes Weib iſt für mich eine Gottheit und Götter eſſen nicht. — Wie ſchwach muß deine Leidenſchaft ſein, wenn ſie an einer gebratenen Ente ſtrandet. — Und wie plebej die deinige, da du dich entſchließen kannſt, deiner Schönen zu gefallen, dir eine Kochſchürze vorzubinden.

Pulcherie hatte, während man über die Ente ſtritt, ein Viertel derſelben ruhig aufgezehrt; jetzt gab ſie das Zeichen zum Aufbruch. Beim Heimreiten begegnete ihnen ein alter verarmter Edelmann aus der Nachbarſchaft, der auf einem magern Gaul ritt, indeß auf einem Maulthier ſein Diener hinterher trabte. Pulcherie grüßte den Mann ehrerbietig. Robert lächelte: Erinnert er dich an nichts Bekanntes? ziſchelte er ihr ins Ohr. — An den Marquis von Carabas von Béranger, entgegnete ſie lächelnd. — Alſo doch, und warum lachteſt du nicht, wie du ihn ſahſt? — Weil ich den alten Mann lieb habe und mir ſeine Armuth zu Herzen geht. — O, das iſt das ſogenannte „gute Herz,“ rief Robert unmuthig. Das iſt nicht mehr Mode.

Heutzutage muß jedes Mädchen ſogleich ein Witzwort auf der Lippe haben, wenn es gilt, über eine Zeitlächerlichkeit zu ſpotten, und eine ſolche iſt ein alter heruntergekommener Ariſtokrat, wie jener dort. — Aber Sie gehören ja ſelbſt dieſem Stande an, ſagte Pulcherie verwundert. — Gleichviel, das iſt das Charakteriſtiſche des heutigen Adels, daß er über ſich ſelbſt ſpottet. — In frühern Zeiten war es anders, bemerkte Pulcherie ſehr ernſthaft. Ich leſe in meinen Geſchichtsbüchern, daß jeder Stand, folglich auch der Adel, tüchtig zuſammenhielt und daß, wenn der Einzelne gefährdet wurde, die ganze Corporation in Waffen trat. Ich bin nur eine Bäuerin, allein ich möchte es Niemanden rathen, in meiner Gegenwart den Bauernſtand zu läſtern. — Haſt du's gehört? rief Emil frohlockend zu Robert hinüber, der halb verwundert, halb beſchämt dem hübſchen Mädchen, das ihn mit großen offenen Augen ernſthaft anſah, ins Antlitz blickte. Haſt du's nun gehört? — Du haſt recht, tönte die Antwort entgegen. Eine Frau muß nicht Geſchichte ſtudiren. Wir müſſen es mit unſern Frauen wie die Despoten mit ihren Unterthanen machen; um über ſie zu herrſchen, iſt es nöthig, daß wir ſie in der tiefſten Finſterniß

erhalten. Emil ſchüttelte das Haupt: Du nimmſt boshaft, was ich ganz arglos nehme; dennoch freut es mich, daß wir wenigſtens hierin übereinſtimmen. Morgen werfe ich Pulcherie's Geſchichtsbücher ins Feuer.

Robert ſchwieg. Er bedachte, daß es jetzt mit dieſer Maßregel zu ſpät ſei. Er hatte ſich eine ſolche Antwort von einem ſechszehnjährigen Mädchen nicht erwartet. So viel Stolz, ſo viel Ungebundenheit und dabei ſo viel Feſtigkeit und Güte waren ihm noch nirgends vorgekommen. Er zwang ſich zu ſpotten, allein ſein Herz fühlte die aufrichtigſte Bewunderung für das ſchöne Mädchen, das jetzt einen Moment darauf, nachdem ſie den Stolz eines Mannes gedemüthigt hatte, die ausgelaſſenſte Heiterkeit über einen bunten Papagei an den Tag legte, den ein auf die Märkte ziehender Thierführer ſehen ließ. Der Käfig eines Affen mußte ſeiner Hülle entledigt werden und Pulcherie konnte nicht aufhören, über deſſen Grimaſſen und Sprünge zu lachen.

So will ich es, darüber muß ſie lachen! ziſchelte Emil Roberten ins Ohr. Darüber muß ſie nicht lachen, entgegnete dieſer heftig. Pulcherie lachte noch herzlicher, als ſie dieſen Streit hörte.

Die kleine Gesellschaft langte zu Hause an und da noch eine Stunde bis zum Mittag übrig war, machte Pulcherie ihre Toilette etwas früher als gewöhnlich. Sie sah an Robert's düstrer Miene, daß er die Anspielung auf den Adel nicht vergessen hatte; ihre natürliche Gutmüthigkeit machte ihr daher zur Pflicht, ihn wieder gut zu stimmen. Sie fragte ihn, ob ihm ihr Anzug gefalle. Robert fand ihn zu einfach. Das Kleid von schneeweißem Musselin, mit dem blauen Gürtel, dem schmucklosen Haar war ihm selbst für eine Toilette auf dem Lande zu idyllisch; er war nicht eher zufrieden gestellt, bis ein Kleid von hellfarbiger Seide gewählt war, eine blaue Hyacinthe im blonden Haar und eine eben solche am Gürtel. Emil gerieth über diesen Putz außer sich. In der ganzen „Nouvelle Héloise" stand nichts von einem seidnen Kleide und einer lichtblauen Hyacinthe, dagegen fand sich ausdrücklich angegeben, daß Julie in der Abgeschiedenheit ihres ländlichen Aufenthalts in einem weißen Negligé, ohne Puder und Spitzen, aber mit einem blauen Gürtel verziert, sich gezeigt habe. Wie ihm Pulcherie in ihrem seidnen Reifrock entgegenrauschte und ihm die kleine, in einen strohfarbenen Handschuh ge-

hüllte Hand reichte, ſchauderte er unwillkürlich zuſammen, und es bedurfte der Zuſicherung von ihrer Seite, daß ſie morgen beſtimmt im weißen Negligé erſcheinen wolle, um ihn in etwas wieder auszuſöhnen. Der Nachmittag war der Lecture geweiht. Robert las ihr eine ſelbſtgefertigte Überſetzung von Lamartine's Reiſe in den Orient vor und hatte den Kummer, zu bemerken, daß Pulcherie während deſſen in der Ecke ihres Sophas ein ſehr geſundes Nachmittagſchläfchen hielt; Emil weckte ſie durch Lafontaine's Fabeln wieder auf und hatte den Triumph, ſie ſo heiter zu ſtimmen, daß ſie zu den amuſanten Geſchichtchen Zeichnungen entwarf, die ſehr gut geriethen und Jedermann zu lachen machten. Siehſt du nun, ſagte Emil zu Robert, daß ſie wol Sinn für Satire hat, nur muß es eine poetiſch-harmloſe ſein. Unſere modernen Mädchen und Frauen ſpotten über Dinge, über die ein ehrlicher Mann weinen möchte. Schon gut, entgegnete Robert ſpöttiſch, rufe nur die alte Siegwart'ſche Sentimentalität wieder hervor. — Das will ich auch; ſie war beſſer als das kalte Element des gelehrten Egoismus, in dem wir uns heutzutage bewegen.

Am Abend kamen einige Gäſte und es wurde

getanzt. Robert und Emil verwandten kein Auge von Pulcherie. Sie tanzte graziös und doch mit der Leidenschaft eines jungen Mädchen, das noch nicht des Tänzers, sondern lediglich nur des Tanzes wegen tanzt. Emil hatte sie bewogen, Menuet zu lernen, Robert sah sie am liebsten in einem recht raschen Galopp. Der kleine ländliche Ball gab eine seltsame Musterkarte von Alt und Neu. Bald hörte man die Violinen die langsamen, ernsthaft prächtigen Takte der berühmten Menuet aus dem Don Juan angeben, bald die lärmend-hüpfenden Töne aus einer modernen Oper, wo man die zärtliche Liebesarie des Helden in einen Galopp verwandelt hatte. Ein dutzendmal lief Robert in die Reihen der Tanzenden, um Pulcherie zu beschwören, etwas weniger steif die Menuet zu tanzen, und Emil warf sich mit Gefahr des Lebens dem wilden Galopp entgegen, um Pulcherie fast auf den Knieen zu bitten, nicht so wild sich zu erhitzen. Beide Freunde rannten oft gegeneinander, und indem sie sich aufs leidenschaftlichste stritten, wie Pulcherie hätte eigentlich tanzen sollen, versäumten sie die Gelegenheit, selbst mit ihr zu tanzen.

Um sich zu erfrischen, wurde eine Fahrt auf

dem Waſſer vorgeſchlagen. Der Abend war ſtill und warm. Man brachte Fackeln und die kleine Geſellſchaft nahm in zwei Böten Platz. Auf der dunkeln Fläche des Sees bewegten ſich aufs annuthigſte die hellen Lichter, die bunten Farben, die muntern Geſänge. Pulcherie und Robert ſangen und Emil blies die Flöte. Das war eine Scene, wie ſie allenfalls in einem guten alten Romane vorkommen kann. Emil war ſehr zufrieden. Die Mehrzahl der Frauen beſtand darauf, daß man an einer andern als an der gewöhnlichen Stelle landen ſolle. Pulcherie, die den See kannte, verſicherte, daß das Waſſer dort tief und gefahrvoll ſei. Das Boot ſchwankt ſtark, Robert ſpringt an die Spitze und will einen kleinen Anker ans Land werfen; ein Stoß des Ruders bringt ihn aus dem Gleichgewicht und einen Augenblick darauf liegt er im See. Geſchrei im Bote. Auch Emil iſt nicht zu ſehen. Pulcherie fragt: man nennt ihr Roberten. Sie ſtößt einen Schrei des Entſetzens aus. Nicht Robert! ruft man, Emil kämpft mit den Wellen. Die arme Pulcherie ſinkt in Ohnmacht. Wie ſie wieder erwacht, halten ſie beide Jünglinge in den Armen. Lebt Ihr? ſchreit ſie freudig auf. Hab' ich Euch

wieder! Ach, ich kann ohne Euch beide nicht leben.

So endigt sich ein Tag und diesem gleich verfließen die übrigen, verfließen die Wochen, die Monate. Es scheint, als wenn der Himmel drei glückliche Kinder zusammengeführt hätte, die sich nichts von ihrer Laune rauben ließen trotz der sonderbarsten Hemmnisse; denn weder Robert noch Emil wichen im mindesten von dem, was sie ihr System nannten, ab, und es gehört die frohe, immer gleiche Unbefangenheit der niedlichen Auserwählten dazu, um nicht einen ernstlichen Meinungskrieg ausbrechen zu lassen. Aber freilich that auch die gute Tante Athenais ihr Möglichstes, den Frieden zu erhalten, obgleich sie sich durchaus nicht in den Erziehungsplan mischte. Die einsamen Abende, oft bis spät in die Nacht, waren beide Frauen beisammen. Pulcherie liebte die alte ehrwürdige Matrone und diese hing an dem hübschen Kinde mit der Zärtlichkeit einer Mutter. Wie gerne möchte ich dich dereinst recht glücklich sehen, mein Mädchen, sagte sie oft, und schloß die blühende Gestalt in ihre Arme. Fühlst du, daß du es mit einem von deinen beiden Freunden werden kannst?

— Pulcherie lächelte. Wie gefallen sie dir, Mutter?

fragte sie nach einer Pause. — Gut, entgegnete die Alte. Ich habe nie viel von den Männern gefodert. Waren sie nur so, daß man zur Noth mit ihnen aushalten konnte, so nahm ich sie willig und duldete ihre närrischen Possen, wie mir ihre Liebe und ihre Verehrung erscheinen. Diese hier, verlaß dich darauf, mein Töchterchen, gehören noch zu den besten. Sie sind, so viel sie auch von Verdorbenheit schwatzen, doch selber unverderbt. Sonst hätte ich auch nimmer in ihren Plan eingewilligt. Aber (sie zog hier das Mädchen zu sich herab und strich ihr liebkosend um die Wange) sage mir nun im Vertrauen, wen willst du wählen?

Das möchtest du wol gar zu gerne wissen, Mütterchen?

Gewiß. Dein Betragen ist so klug — oder soll ich es so unverständig nennen, daß man darauf schwören könnte, du liebtest sie beide.

Und wenn das nun wirklich der Fall wäre!

O Kind, das geht nicht. Du mußt mit einer Heirath endigen oder ich finde im Grabe keine Ruhe, daß ich mich in diesen Spaß eingelassen. Es sind jetzt über vier Jahre, daß du sie kennst. Sie sind beide ganz gleich in dich verliebt;

ein Jeder glaubt heimlich, daß du ihn begünſtigſt, und ſetzt an dein Lächeln ſein Lebensglück. Denke, daß du ihr Eins und Alles biſt. Sie hätten unterdeſſen heirathen können.

Aber hab' ich mich denn in ihre Dienſtbarkeit verkauft?

Das nicht — o nein. Es ſoll dein freier Entſchluß ſein, wem du angehören willſt. Aber bedenke, es wäre doch traurig, wenn Jeder mit ſeinem Sparren noch dazu ohne Frau bliebe. Die Zeit rückt heran. Beim Antritt deines achtzehnten Jahres mußt du dich entſcheiden.

Pulcherie verſank in Träumerei; nach einer langen Pauſe ſagte ſie: Aber wie machteſt du es, Mütterchen, in einem ähnlichen Falle?

In meiner Jugend, antwortete die Dame, gab es noch keine Syſteme. Man war mit uns Frauen zufrieden, wie wir gerade waren, und dachte nicht daran, uns entweder zu emancipiren oder zu degradiren, zu claſſificiren oder excludiren. Es gab auch damals Satiren über die Frauen, aber die wurden von alten Junggeſellen geſchrieben, die keine hatten bekommen können. Was jung war, liebte ſchlechtweg ohne Syſteme. Die böſen Knaben, die mir in meinem Leben das Herz haben

ſtärker ſchlagen machen, wußten alle nichts von einem Syſtem. Aber die Welt ſchreitet vorwärts; ich gebe zu, daß man heute ſchon etwas mehr nöthig iſt, als Liebe ſchlechtweg.

Warum nur ihre Wahl gerade auf mich gefallen iſt? ſprach Pulcherie nach einer kleinen Weile mit Erröthen vor ſich hin. Ich, eine Bäuerin!

Das iſt ja gerade das Syſtem, erwiderte die Alte lächelnd. Übrigens, mein Kind, nenne dich keine Bäuerin. Du haſt juſt die Erziehung genoſſen und vielleicht alle die mannichfaltigen Künſte erlernt, die man den Geſchöpfen in der großen Welt zu geben pflegt, die man zum Unterſchied von Bäuerinnen "gnädige Frauen" nennt.

Wird mich das alles glücklich machen! rief das Mädchen, und warf ſich, in Thränen ausbrechend, an den Hals der Tante. Dieſe umſchloß ſie ſanft und zärtlich. Haſt du ein Geheimniß auf deinem Herzen, fragte ſie leiſe, ſo theile es mir mit. Pulcherie ſchüttelte das Haupt. Ihre Wange war lebhaft gefärbt, ihr Buſen arbeitete heftig.

6.

Emil hatte, um die Zweifel, ob ihn Pulcherie wählen werde, zu zerſtreuen, jenes Mittel gewählt, das St. Preux anwendet, um Julien zu einem Entſchluß zu ſeinen Gunſten zu bringen, nämlich er entfernte ſich auf einige Wochen aus ihrer Nähe und ſchrieb aus der Ferne klagende und verzweiflungsvolle Briefe. Er wohnte in der Nähe des kleinen Waldhäuschens, das dem Schullehrer Elias Meyer eigenthümlich gehörte. Dieſer würdige Mann empfing den Sohn ſeines Wohlthäters mit der größten Herzlichkeit und räumte ihm ein einſames Zimmer ein mit der Ausſicht in die friſche Waldnacht. Hier hatte Emil Zeit und Muße, ſeine idealen Träume vollends, mit Rouſſeau in der Hand, ſo herrlich auszuſchmücken, wie es nur immer ſeine Phantaſie zuließ.

Der Herr Elias hatte einen Sohn, der Förſter in fürſtlichen Dienſten war. Dieſer junge Mann beſuchte ſelten das kleine Waldhäuschen, und wenn er kam, ſo geſchah es nur auf flüchtige Augenblicke. Emil erfuhr, daß er gerade das Zimmer inne habe, welches ſonſt der Sohn bewohnte; er fürchtete faſt, daß ſeine Anweſenheit den ohnedies ſcheuen Bewohner der ſtillen Klauſe

vollends aus dem Hauſe und ſogar aus dem Walde verdrängt habe.

Die troſtloſen Briefe äußerten bald ihre Wirkung. Pulcherie antwortete in den zärtlichſten Ausdrücken und bat, daß ihr entflohener Freund zurückkommen möchte. Herr Elias, der einen Blick in dieſe Briefe that, freute ſich nicht wenig, als er entdeckte, daß der Name Emil mit einem großen E geſchrieben war. Er geſtand, daß er jetzt Hoffnung faſſe, daß Alles gut gehen werde. Emil triumphirte; er beſchloß zurückzukehren, aber jetzt ſogleich, da ihm das Glück ſo entſchieden lächelte, ſchnelle Schritte ans Ziel zu thun. Noch hatte er Pulcherien keinen Roman vorgeleſen, noch ihr weder proſaiſch noch poetiſch irgend eine Schilderung der Liebe mitgetheilt, jetzt wollte er ſie mit dem ganzen Feuer, dem göttlichen Glanze dieſer Leidenſchaft aller Leidenſchaften bekannt machen. Lange Zeit wählte er unter ſeinen Lieblingsdichtern, allein ſie erſchienen ihm zum erſtenmal bei genauerer Prüfung alle nicht wahr genug. Alle nahmen überflüſſig zum Pomp der Sprache, zum Schimmer der Diction ihre Zuflucht, wo er ganz einfach die Sprache des Herzens vernehmen wollte. Clariſſa war zu lang; es ließ ſich nicht vernch-

men, daß Pulcherie die Aufmerkſamkeit haben werde, durch acht Bände hindurch den Gang einer fremden Leidenſchaft zu verfolgen; zudem führte Lovelace eine für den ſittſamen Emil zu ausgelaſſene Sprache in ſeinen, von wahrer Fieberhitze brennenden Briefen. St. Preux war zu zart und Julie machte zu viel Worte. Sophie ſaß immer im Poſtwagen, und wenn ſie Briefe ſchrieb, ſo beſtanden dieſe faſt aus lauter Gedankenſtrichen, und ihre Verehrer ſchrieben einen barbariſchen Styl, der an die Sandebenen von Pommern erinnerte. Während er über dieſe Zweifel brütete, entdeckte er zufällig in dem Schubfach eines Tiſches ein kleines, in rothen Maroquin gebundenes Büchelchen, das ſorgfältig mit einer grünſeidenen Schnur umwickelt war. Er öffnete es und las die erſten Seiten einer zierlichen Handſchrift, die ihm gänzlich unbekannt war. Die einzelnen Abſätze wieſen ſich bei näherer Betrachtung als Briefe aus, und endlich legte ſich dem erſtaunten und freudig überraſchten Emil ein ganzer Briefwechſel vor, den zwei Liebende miteinander führten. Hier war gefunden, was er ſuchte. Obgleich ſich nirgends eine Spur zeigte, wann dieſe Liebenden gelebt, wo und unter welchen Verhältniſſen ſie ſich

ihre zärtlichen Gefühle geſtanden, ſo waren doch dieſe ſelbſt, als die Hauptſache, mit aller Reinheit und innigen Wärme eines jugendlichen Herzenstauſches gemalt. Emil vertiefte ſich in dieſe Lectüre dergeſtalt, daß er darüber ſich und die Welt vergaß. Noch nie hatte ihn ein Dichter ſo befriedigt, noch nie hatte die unmittelbare Sprache des Gefühls ſo vernehmlich an ſein Herz geſprochen. Mit dieſem Funde, den er ſorgfältig vor den Blicken ſeines Wirthes verbarg, aus Furcht, er möchte ihm genommen werden, eilte er jetzt ſeine ländliche Einſamkeit zu verlaſſen und erſchien unangemeldet plötzlich bei der Tante und Pulcherie. Die Freude der Letztern war ſo herzlich und ungekünſtelt, daß Robert, der dabei ſtand, eine lebhafte Regung von Eiferſucht empfand und die Tante jetzt einen Blick in das Herz des ſeltſamen, geheimnißvollen Mädchen gethan zu haben glaubte.

Die langen Herbſtabende, die jetzt herrſchten, boten einſame Stunden in Menge dar, die Emil benutzte. Bei einer verdeckten Lampe, deren blauer Schirm eine angenehme Monddämmerung im Gemach erkünſtelte, ſaß er zur Seite Pulcherie's, die in einem weiten Lehnſeſſel Platz genommen, und las die zärtlichen Briefe vor. Die Wirkung war

außerordentlich. Bei dem erſten Briefe ſtieß Pulcherie einen Schrei aus; ſie wurde bald bleich, bald roth, und erſt ſehr allmälig gaben ſich dieſe Zeichen lebhafter Theilnahme und erregten Gefühls. Wir wollen einige dieſer Briefe dem Leſer mittheilen. Da keine Namen genannt waren, ſo wird es genügend ſein, ſie ſo wie folgt zu bezeichnen.

7.

Sie an Ihn.

Dein letzter Brief, den Du mir zuwarfſt, war traurig, armer Freund. Ich las in Deiner Seele und fand ſie erfüllt mit denſelben Leiden, die auch ich empfinde. Das muß ſo ſein. Wenn wir uns ganz befriedigt fühlten, könnte denn das eine Seligkeit heißen? Nur wenn wir immer zagen und hoffen, immer verlieren und immer gewinnen, immer in Luſt ſterben und in Schmerz leben, das iſt, wonach unſer Herz verlangt. Als ich Dich zum erſtenmal ſah, fühlte ich, daß es mit uns ſo werden würde, und ich habe es Dir auch gleich aufrichtig geſtanden. Dein Auge lügt nicht, ich habe in ihm daſſelbe Bekenntniß geleſen. Faſſe Muth, du Muth meiner Seele, werde ſtark

— du meine Stärke. Wie ſoll ich in der Finſterniß gehen, wenn Du deine Augen ſchließeſt, die meine Leuchten ſind? Als ich noch ein Kind war, da träumte mir oft, daß ich über Gräber dahinflog, über weitgeſäete Leichenhügel, der Sonne näher und näher. Meine Fittige rauſchten in einer goldenen Luft; ſilberne Sterne funkelten durch purpurne Morgenröthen, Blumendüfte wallten um mich her; ich fühlte nur Entzücken und Wonne, da fiel mein Blick zufällig durch eine Wolkenſpalte auf die verlaſſene Erde. Ich erkannte den Mond, wie er, klein wie ein Fünkchen, in der Erdennacht aufging und über die Gräber leuchtete; ich erkannte eines dieſer Gräber, es ſchloß einen theuren Todten ein — da durchzuckte heilige Wehmuth mein Herz, ich konnte den glänzenden Himmel nicht länger anſchauen, es zog mich allgewaltig herab auf die arme dunkle Erde, und als ich bewußtlos ſchnell aus den Lüften herabſtürzte, fand ich mich wieder auf jenem Grabe liegend und ſein heiliges Kreuz küſſend. So hat mich mein Herz gelehrt, aus aller Schönheit, allem Glanze zu entfliehen, um unter Schmerzen der Liebe zu dienen.

Er an Sie.

Ich kann Dir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, mein Mädchen; ich verſtehe nicht, meinem Schmerz und meiner Ungeduld ein ſo reizendes Wiegenlied zu ſingen. Sie ſind immer wach in meiner Bruſt. Nur wenn ich durch die einſamſten Gehege des Forſtes ſtreife, wenn die durchnäßten Zweige an meinen Arm ſchlagen, wenn der Fuß ſich mühſam über hingeſtürzte Stämme Weg bahnen muß, dann wird es mir leichter und ich kann mit einem gewiſſen milden Entzücken an Dich und mein tiefes Leid denken. Aber kommt der Frühling mit ſeinen Blumen, rauſchen die Gewäſſer und ziehen die Wolken ſo ſchmerzlich ſehnſüchtig am Himmel dahin, dann will es mir die Bruſt zerſprengen, dann fühle ich nur ein marterndes Gefühl — die Entfernung von Dir, dann iſt mir Alles verhaßt, was nicht meiner Ungeduld fröhnt. Ich meide die bekannten Plätze, ich meide das ehrwürdige Antlitz meines Vaters, ich meide das Licht der Sonne und ſtundenlang liege ich auf dem harten Waldboden, die offne Bruſt an das feuchte Moos gedrückt. Kann ich dafür, daß ich nicht anders bin? Kann ich das Entſetzen, die wechſelnden Qualen bemeiſtern, die

mich hin und her treiben, mir nie Ruhe laſſen? In dieſem Augenblicke glaube ich, daß Du mich nicht mehr liebſt, daß Du mich nie geliebt haſt, und die Hand greift wie im wilden Traume nach dem Jagdmeſſer an meiner Seite, um es mir in die Bruſt zu ſtoßen; im nächſten Moment ſchwebſt Du mir mit deiner holdſeligen Miene voll Jugend und Zärtlichkeit vor und ich weiß mich vor kindiſchem Entzücken nicht zu laſſen und rufe mir tauſendmal zu, daß Du mein biſt, ewig mein bleiben wirſt, nie eines Andern warſt. Daß ich Dein Traum in der Nacht, Dein Gedanke am Tage bin; daß Du eher das Licht und die Luft miſſen könnteſt als mich, o meine Liebe. Nimm es mir nicht übel, daß ich Dir das alles ſchreibe — ich kann nicht künſteln an dem, was ich fühle; Du mußt Alles oder Nichts von mir wiſſen.

Wenn ich Dich morgen nicht ſehe, ſo bin ich verloren. Um Sonnenuntergang will ich an der beſtimmten Stelle dich erwarten. Bedenke, daß ich fähig bin, auszuführen, womit ich ſo oft ſchon gedroht.

Er an Sie.

Nun wohl, Du willſt es, und ich thue jeden Ungeſtüm, jede wilde Regung von mir. Ich will

ganz ſo ſanft ſein wie die Bitte um Sanftmuth in ſeinem Munde. Die Thräne Deines Auges will ich mir zum Muſter nehmen, und ebenſo langſam, wie ſie über den Roſenteppich Deiner Wange gleitet, wie zögernd, einen ſo paradieſiſchen Boden zu verlaſſen, will auch ich den Pfad meiner Liebe wandeln. Was kann denn ſo Schreckliches kommen, wenn ich Dein Geſtändniß habe, daß Du mich liebſt. O, dieſes himmliſche Geſtändniß! Wie leiſe haſt Du es hingelispelt, als ſollte es die Lindenblüte dicht über Deinem Haupte nicht hören, als ſollte der blaßgelbe Schmetterling, der zu Deinen Füßen flattert, nichts davon erlauſchen. Sei ruhig, Mädchen; was Lindenblüte und Schmetterling nicht erfahren, das hat mein Herz eingeſogen, wie der verſchmachtende Wanderer in der Wüſte die erfriſchende Quelle aus hohler Hand ſchöpft. Wie rauſchte es im Walde nach dieſem Worte; die nahen Bäume empfanden etwas, als hätte neu der Frühling an ſie gerührt, und die entfernteſten Bäume gaben Antwort; ſeitdem iſt mir der Wald lieb wie meine eigne Seele. Ich irre in ihm umher und überall begegnen mir meine Träume. Ja, Du haſt mich unausſprechlich glücklich gemacht. Ich bin ruhig und wünſche

nichts mehr. Es iſt, als wenn eine goldene Wolke mich einhüllte; ich ſehe und fühle nichts außer mir, und nur mein Glück empfinde ich mit ſo geheimnißvoller Regung, daß kein Wort, kein Gedanke, kein Bild dahinauf reicht.

Ich habe Dir noch lange nachgeſehen, wie Du hinter den Baumſtämmen verſchwandeſt; Du mußt an Deinem Herzklopfen empfunden haben, wie ich mit heftigem Verlangen Dich zurückwünſchte. Sei mir darum nicht böſe. Das iſt kein wilder Ungeſtüm. Ich kann Dich doch nicht gleichgültig ſcheiden ſehen? Habe ich nicht wochenlang ausgedauert, ohne Klage? Haſt Du irgend etwas vernommen, daß ich verzweifelt wäre, und ach! ich bin doch wiederum nahe daran geweſen; darum bitte ich Dich um neuen Troſt. Wenn Du nicht ſelbſt kommen kannſt und willſt, ſo ſchreibe. Mein treuer Bote wird nicht verfehlen, Dir ſeine Anweſenheit durch das gewöhnliche Zeichen kund zu geben.

Sie an Ihn.

Iſt das die Ruhe, die ſo voll Unruhe iſt? Iſt das ein friedlich Herz, das ſo ungeſtüm verlangt? Du verſicherſt mich, daß Du glücklich ſeiſt, und endeſt Deinen Brief mit einer Klage? Nein,

ich habe Dich noch nicht beſſern können. Zweifelſt Du immer noch an meiner Liebe? Was iſt denn ein Brief, was bedeutet ein mündlich Wort ſo gar Großes, daß ohne dieſe Mittel die Sicherheit zweier Herzen nicht beſtehen könnte? Ich wollte willig Meere und weite Länderſtrecken zwiſchen uns wiſſen und bliebe dennoch ruhig. Ja, ich bliebe ruhig. Denn wie ich im Gebete weiß, daß Gott mich hört, ſo weiß ich, daß Du mich hörſt, wenn ich auch nicht zu Dir ſpreche. Wozu, wenn zwei Seelen ſich verſtehen, die ſicht- und hörbaren Zeichen?

Ich kann Dich erſt in acht Tagen wiederſehen; bis dahin gedulde Dich. Wenn ich krank werde, ſo ſollſt Du früher von mir hören. Bis jetzt iſt nichts zu befürchten. Der Anfall eines leichten Fiebers iſt bald vorübergegangen.

Er an Sie.

Welch eine fürchterliche Nacht hab' ich durchlebt! Bis an Dein Fenſter bin ich geſchlichen und ich wäre trotz Deines ernſtlichen Verbots ins Haus gedrungen, wenn ich nicht gleich beim erſten Verſuch dazu auf eine elende, feige Weiſe die Seele verloren hätte. Bewußtlos lehnte ich mich an den Pfeiler des Eingangs und jeden Augenblick ſah ich Dich

todt an mir vorübertragen. Als ſich das ſtarre Entſetzen in mir brach, floh ich wie ein geſcheuchtes Reh in die Nacht hinaus, und an der Stelle, wo wir uns immer zu ſehen pflegen, ſank ich hin und habe ohnmächtig gelegen, ich weiß nicht wie lange; denn als meine Augen ſich öffneten, war es heller Tag. Zwiſchen Tod und Leben brachte ich die folgenden Stunden hin, bis mein Bote mich nach langem Suchen fand und mir die Nachricht von Dir brachte.

Welche Fülle von Qualen kann Gott auf unſere Seele legen! Ach, mein Mädchen, iſt das Glück? Und dennoch, ich möchte nicht anders leben. Ich ſehe mit Verwunderung, mit heimlichem Staunen, wie tauſend Menſchen um mich nicht das Geringſte von dem empfinden, womit ich zu kämpfen habe. Ich ſehe ſie ruhig ihren Weg hingehen, ſich um eine Menge Dinge kümmern und ſogar Pläne des Glücks ausdenken, von dem allen ich keine Vorſtellung habe. Handeln ſie weiſe, handeln ſie thöricht? Mir ſcheint's das Letztere. Wozu ſich um künftiges Wohl und Leid kümmern, da die nächſte Stunde uns immer Neues bringt? Man wirft mir vor, daß ich ſorglos ſei; aber wozu Sorge tragen, da das Erſte und Einzige, was

der Sorge eines Menſchenherzens werth iſt, ſo wenig in unſere Macht gegeben iſt. Wer hätte mir vor einem Jahre, da ich Dich noch nicht geſehen, ſagen mögen, daß all mein Fühlen und Denken einſt nur auf den kleinen Raum beſchränkt ſein würde, den ein Mädchenfuß einnimmt. Was hälfe es nun, wenn ich weitläufige Pläne, wie und wodurch ich hätte glücklich ſein wollen, gemacht hätte? Ein Gott iſt's, der zu unſern Seelen ſpricht — wenn er ſchweigt, muß man bis ans ſpäteſte Lebensziel keine andere Stimme ſtatt ſeiner annehmen, oder dieſe andere Stimme führt uns in Täuſchung und Elend.

Sie an Ihn.

Wie heiter lächelt die Zukunft dem Geneſenden! Mit liebkoſenden Händen ſcherzt Sonnenſchein und Blütenduft um unſere Wange. Von ferne geht ein ſüß Erinnern durch die Welt; frühe Kindesträume erwachen und winken uns zu über blauen Bergreihen und ſilbernen Flüſſen. Das iſt die Welt der Liebe. Gruß und Gegengruß tönen hin und her. Es wiegt ſich in den Lüften, ſchifft mit den Wolken, wandelt im abendlichen Gebüſch und liegt duftend auf dem See gelagert — Traum der Liebe. Immer wieder ſchafft Gott in einem

liebenden Buſen ſeine Welt neu. Es flüchtet ſich die Hoffnung mit der letzten Roſe unter die Erde, aber ſie wird nicht mit ihr begraben; unſterblich ſchwingt ſie ſich wieder auf und ſtatt der hingeſtorbenen Roſe wählt ſie ſich das Herz des Geliebten, um dort ewig zu blühen.

Wenn ich bedenke, wie wir uns gefunden haben, ſo gebe ich Dir recht, daß keine Furcht und keine Beſorgniß den Gang unſers Geſchicks hätte aufhalten können. Aber es mögen auch Wenige ſein, die gerade dieſen Weg geführt werden. Die Liebe, ſo ſcheint es mir, hat in der kalten Welt, in der wir leben, aufgehört ein wundervolles Orakel der Seelen zu ſein. Sie iſt oft nichts als eine kühne Berechnung oder eine phantaſtiſche Spielerei. Ich bin zu dieſen Gedanken gekommen, ſeitdem ich die Werke einiger Dichter geleſen habe, die man mir als vortrefflich gerühmt hat. Sie ſagen alle entweder zu wenig oder zu viel. Aber wenn ich es beſſer machen ſollte, ich verſtände es auch nicht. Es liegt eben etwas Unergründliches in dem Gefühle. Es iſt plötzlich da, und wie die Blume im Sonnenſcheine ſich entfalten und wachſen muß, ſo müſſen wir lieben. Ein unerbittliches Geſetz treibt dieſe Vervollſtändigung unſers Selbſt zu ſeinem Ziel.

Am liebſten möchte ich mein Gefühl für Dich mit der Religion zuſammenſtellen. Es iſt damit nicht zu viel für Dich, noch zu wenig für die Religion geſagt, nur die Eigenſchaft des Bewußtwerdens ſeines Glücks ſoll in dieſer Vergleichung ausgedrückt werden. Wie vergeblich wäre es, wenn man ſich ernſtlich und mit vollem Bewußtſein vornehmen wollte, man wolle Gott lieben. Aber wol kann es geſchehen, daß man dieſe Liebe jahrelang im Herzen getragen, ohne von ihr zu wiſſen. So geht es auch wol mit jeder andern Liebe. Du ſiehſt, meine Bücher, die ich jetzt leſe, haben mich an die Beſchäftigung des folgerechten Denkens gewöhnt, und dieſe neue Gabe wende ich in ihrer Wirkſamkeit zuerſt auf mich an.

Er an Sie.

Lege Deine Bücher bei Seite, ſie paſſen nur für den Winter des Lebens. Unſere Jugend bedarf der gemalten Flammen nicht. Für mich iſt Sonnenlicht, Waldesdunkel, Bachesrauſchen, Mondenglanz — Gedicht. Jedes dieſer wunderbaren Gemälde hat Dich zum Mittelpunkt. Es badet die Nacht nicht ihr ſchwarzes Haar im dunkeln Quell, ohne daß ſie mich an Dich mahnt; es fliegt nicht der junge Morgen im rothen Gewande mit ſeinem

Sängerchor munterer Lerchen hinauf in die heitern Lüfte, ohne daß ich Deiner denke. Immer biſt Du um mich. In tauſend Geſtalten und doch nur in der einen, liebenswerthen.

Vergiß nicht, daß ich heute zur gewohnten Stunde Deiner warte.

8.

Emil hatte dieſe Briefſammlung mit Vergießung zärtlicher Thränen vorgeleſen. Bei jeder Stelle, die ihm wahr und ſchön ausgedrückt ſchien, hatte ein ſtummer Blick oder ein leiſer Händedruck Pulcherie zum Mitentzücken aufgefodert. Das ſchöne Mädchen ſaß in tiefe Gedanken verſenkt da; ihre ſonſt ſo leicht erregte Lebhaftigkeit ſchien diesmal ganz zu ſchweigen, und Emil ſchalt ſie unempfindlich. Sie blickte ihn mit ernſten Augen an und fragte nach einer Weile, wer die Briefe geſchrieben habe. Das weiß ich nicht, entgegnete er etwas unwillig. Mich dünkt, das brauchen wir auch gar nicht zu wiſſen, es thut nichts zur Sache. Genug, es ſind eben zwei Liebende, und Du kannſt hieraus kennen lernen, wie einfach, ſchön und innig man lieben kann. Vielleicht ſind dieſe Zwei ſchon ſeit vielen Jahren todt, aber ſie haben ihr Leben

genoſſen. Es wäre Vermeſſenheit, ein ſolches Paar zu trennen. Dieſes Mädchen oder dieſe Frau flößt mir die größte Achtung ein; ich möchte ſie beinahe Julien, meinem Ideale, an die Seite ſtellen, und welch ein Glück wäre es für mich geweſen, ihre Bekanntſchaft zu machen.

Bemerkſt du, fuhr er lebhafter fort, mit welchem Unbewußtſein ſie anfangs liebt, wie ſie ſpäter ſich ihrer Gefühle immer mehr und mehr bewußt wird und nach größerer Klarheit ringt. Alles das iſt vortrefflich und ganz der Natur getreu. Er dagegen ſpricht die Sprache eines jungen feurigen Jünglings, dem es nur um den Beſitz der Geliebten zu thun iſt. Das iſt wiederum ganz in der Natur begründet. Er ſcheint ein einfacher, unverdorbener Charakter mit poetiſcher Anlage zu ſein; einem Solchen liegen alle Syſteme fern und ſeine Liebe iſt ihm die Hauptſache. Er wird zur einzigen Vertrauten die Natur wählen, und ſo geſchieht es auch hier. Die Waldnacht, der Quell, der Morgen — dieſe göttlichen Erſcheinungen ſprechen die Sprache ſeines trunkenen Herzens; ſie allein können ihn verſtehen, ſie nur ſeine Gefühle durch das Wort geheimnißvoller Sympathie erwidern. O, wie das alles wahr und trefflich iſt! —

Er hüllte bei diesen Worten sein Antlitz in das Tuch und Pulcherie schlang sanft ihre Arme um ihn. Wie lieb' ich dich, rief sie. Wie theuer bist du mir durch diese Stunde geworden.

Wie die Tante von diesen Vorfällen Nachricht erhielt, schien es ihr nun völlig entschieden, daß Emil der Erwählte sein werde. Sie war hierüber ganz zufrieden. Unglücklicherweise zeigten sich wenige Tage darauf die deutlichsten Anzeichen, daß unfehlbar Robert Pulcherie's Herz besäße. Auch diese Entscheidung konnte nicht auffallen. Robert war jünger und schöner; er zeigte die wilde Lebhaftigkeit, die kecke Entschlossenheit, die in der Regel eine so glückliche Wirkung auf junge Mädchen äußert. Hatte Pulcherie mit dem empfindsamen Emil stundenlange belehrende Gespräche geführt, oder, von ihm mit melancholischen Blicken angeschaut, halbe Tage mit der Angel an Bachesrand gesessen, so sah man sie mit kindischer Freude zu Robert eilen, das Pferd besteigen und mit flatterndem Schleier ins freie Feld hinausjagen, oder in einer halb männlichen Kleidung, eine spanische Cigarre im Munde, die Reitpeitsche in der Hand, an seiner Seite einigen lustigen Kameraden vom Regimente, die zum Besuche kamen, entgegengehen.

Wer sie so sah, mußte sie nothwendig für eine Figur aus einem George Sand'schen Romane halten, ebenso wie man sie, eine Stunde später, am Bache sitzend, im Strohhut mit blauen Bandschleifen, in einer languissanten Stellung hingelehnt, für eine moderne Pamela oder Clarissa hätte ansehen mögen.

Da der Zeitpunkt der Entscheidung jetzt stark heranrückte, nämlich Pulcherie's achtzehnter Geburtstag, so säumte auch Robert nicht, sich über seinen Triumph eine ins Auge fallende Gewißheit zu verschaffen. Er bat daher Pulcherie um ein Werk ihrer Hand, um ein Bild. Er hatte mit ihr vor Kurzem Winkelmann's Geschichte der Kunst studirt und dabei, wie es manchen Lehrern zu geschehen pflegt, selbst am meisten gelernt. Es kam zu einem Streit über das Ideal der Schönheit, und Pulcherie fand die Definitionen Winkelmann's nicht genügend. Sie behauptete, daß das Charakteristische nicht ausgeschlossen bleiben dürfe in einem Ideal der Schönheit, und Robert behauptete dagegen, daß das Charakteristische immer nur zur Caricatur führe. In Folge dieser Meinungsverschiedenheit machte Robert ihr den Vorschlag, ihr Ideal zu malen, und scherzend ging Pulcherie darauf ein.

Nur wurde ausgemacht, daß Robert es nicht sehen dürfe, bevor es fertig sei. Sie schloß sich darauf in ihr Atelier ein und malte sehr fleißig mehre Tage. Niemand zweifelte, und Robert selbst am wenigsten, daß dieses Bild sein Bild sein werde. Endlich, nach langer, unmäßig gespannter Erwartung sämmtlicher Hausgenossen ging das Werk aus der Werkstatt hervor und war — nicht Robert's Bild. Es zeigte zwar einen jungen männlichen Kopf, hatte sogar auch eine sehr schwache Ähnlichkeit von unserm Helden, aber bei etwas genauerer Prüfung mußte man dennoch gestehen, daß man den Mann nicht kenne, den es vorstelle. Pulcherie kam dabei in einige Verlegenheit. Sie versicherte, sie habe gerade kein Portrait, sondern, wie es ihr aufgegeben worden, ein unbestimmtes, ihr vorschwebendes Ideal zeichnen wollen. Aber dieses Ideal hatte doch sehr bestimmte Züge. Es zeigte einen jungen Mann mit einem kühnen Profil, einer gebogenen Nase, großen dunkeln Augen und vollen Lippen; man konnte denken, daß irgendwo ein solcher junger Mann lebe. Sogar seine Kleidung hatte einen besondern Schnitt und ähnelte den Tyroler-Trachten. Robert betrachtete sehr lange und aufmerksam den fremden Kopf, fand ihn

vortrefflich gemalt und hing ihn als ein koſtbares Geſchenk in ſeinem Zimmer über dem Schreibtiſche auf. Pulcherie hatte Manches dagegen einzuwenden, allein ihre Gründe wurden, als aus zu großer Beſcheidenheit entſpringend, zurückgewieſen und das Bild behielt ſeinen Ehrenplatz.

9.

Der Vorabend des entſcheidenden Tages war da. Pulcherie war unſichtbar, ſie hatte ſich zu einem beſonders vertrauten Geſpräch mit der Tante eingeſchloſſen. Ihre Stimmung war ſeit einigen Wochen entſchieden unruhig; dieſes konnte jedoch für ein günſtiges Zeichen gelten. Eine Braut, und zwar eine ſolche, die unter zwei gleich liebenswerthen Bewerbern wählen ſoll, kann unmöglich eine ſtoiſche Gleichmüthigkeit zeigen. Robert und Emil machten um dieſe kritiſche Zeit beide lange Spaziergänge. Jeder war mit ſich und ſeiner Zukunft beſchäftigt. Die Erziehung war vollendet, eine höchſt ſchwierige Aufgabe gelöſt, und es kam nun darauf an, wer die Früchte ſo großer Mühe, eines ſo heldenmäßigen Unternehmens ernten ſollte. Beide hatten wiederholt ihr Freundſchaftsbündniß erneuert und ſich mit feierlichen Zuſagen die Fort-

dauer ihrer brüderlichen Eintracht zugesichert, die Entscheidung möge nun ausfallen, wie sie wolle.

Wiederum, wie beim Anfang dieser Geschichte, sah man sie Arm in Arm im Parke herumwandeln, unverändert in ihren Gesinnungen, nur daß die entschwundenen vier Jahre auf Emil's Stirn einige Runzeln — Resultate des erschöpfenden Nachdenkens über die Erziehung der Frauen — gezogen hatten, und daß Robert's Gang und Geberde wo möglich noch zierlicher und sein stutzerhaftes Röckchen noch kürzer war. Beide blieben vor der Bank stehen, wo damals Robert Cäciliens Absagebrief empfangen und gelesen hatte. Emil blickte dem Freunde ernsthaft ins Auge und fragte, an jenes Ereigniß erinnernd: Wirst du auch eine verneinende Antwort von Pulcherie ertragen können? Wirst du auch den Muth haben, den Gleichgültigen, Unbekümmerten zu spielen?

Die Frage ist grausam, entgegnete der Freund. Und dennoch will ich sie dir aufrichtig beantworten. Ich hätte denselben Muth auch jetzt, obgleich ich Pulcherie liebe und Cäcilie nie geliebt habe. Mein Stolz verbietet mir, jemals aufrichtig den Verlust einer Frau zu beklagen.

Dann liebst du Pulcherie nicht?

Ich liebe sie, aber ich liebe noch mehr mein System. Darin besteht der Stolz eines Mannes, daß er an dem Weibe nur das liebt, was er in ihre Seele gelegt hat. Pulcherie ist mein Geschöpf, darum liebe ich sie.

Das ist Egoismus. Ich liebe wahrer und uneigennütziger.

So könntest du dich also entschließen, Pulcherie mir mit freiem Willen abzutreten?

Das nicht! Um's Himmels willen nicht! Ich müßte ja von Sinnen sein. Sie ist das Werk meiner Hände, folglich gehört sie mir.

Also weil sie das Werk deiner Hände ist, wie du glaubst, deshalb liebst du sie?

Gewiß. Ich begegne in ihr meinen Ansichten, meinen Lieblingsideen, meinen jugendlichen Träumen.

Mit einem Worte, deinem Systeme. Ha, ha, es scheint mir fast, daß auch deine Liebe nicht so gar entfernt vom Egoismus ist.

Spotte nur. Du wirst nie die Reinheit und Uneigennützigkeit meiner Ansichten theilen; allein das ist auch nicht nöthig. Pulcherie hat zu entscheiden, und sei versichert, ihr reines Herz wird unter uns beiden nur Den wählen, der am uneigennützigsten und ohne alle Nebenabsichten sie liebt.

Dann wählt ſie mich.

Bleibe bei dieſem Glauben, wenn er dich glücklich macht, entgegnete Emil mit einem Lächeln, das nicht ganz ohne Spott war. Beide Freunde beſuchten jetzt die alte Barbara Brant, um ſie zu dem morgenden feſtlichen Tage einzuladen. Die gutmüthige Frau hatte ſich durchaus für ihren ehemaligen Schützling entſchieden und ſtattete ihm heimlich Glückwünſche ab. Iſt mein Kind nun gelehrt genug, daß ſie zu Euch paßt? fragte die Alte mit einem komiſchen Ausdruck von Ernſt und Beſorgniß. Habt Ihr ihr nun genug von Eurem „dummen Zeug" in den Kopf geſetzt? Nun laßt mich 'mal auch zuſchauen, was aus ihr geworden iſt.

Robert zuckte die Achſeln, Emil jedoch nahm die Alte bei der Hand und rief ihr zu: Ja, du ſollſt richten. Dein Sinn iſt unverdorben, gutes Mütterchen. Und wenn ich Pulcherie's Gatte ſein werde, ſo ſollſt du bei uns wohnen.

Ich danke, entgegnete Frau Barbara trocken. Fürs Erſte bleibe ich noch in meiner Wohnung.

Die paſſenden Anſtalten waren getroffen worden. Am frühen Morgen ſollte ſich Pulcherie in einer Lieblingslaube im Garten einfinden, dort wollte

die Tante ſie empfangen. Nach einer nochmaligen ernſten Unterredung zwiſchen der Tante und Pulcherien ſollte die Letztere ihre Wahl kund geben. Robert und Emil empfingen die Weiſung, zur Seite der Laube, Einer zur Rechten, der Andere zur Linken, ſich ruhig wartend zu verhalten, bis Jeder einzeln vorgerufen würde. Dieſe Einrichtung hatte die Tante getroffen. Man kann ſich denken, mit welchen Gefühlen unſere beiden Helden ihren Poſten bezogen.

Rechts von der Laube befand ſich ein Buſch wilder Roſen, hinter dem ſich Robert verſteckte, und gerade nur ſo viel Spielraum für die Blicke übrig ließ, als nöthig war, um den Eingang der Laube zu beobachten; links hatte Emil eine ähnliche Stellung angenommen; beide Freunde konnten jedoch keiner den andern ſehen. Es vergingen fünf Minuten, die Robert an ſeiner Uhr ungeduldig abzählte, und noch ſchien es, nahmen die Debatten in der Laube kein Ende. Wie natürlich war das! In welch einer verfänglichen Lage mußte ſich die arme Pulcherie befinden? Offenbar mußte ſie einem ihrer Freunde einen tödtlichen Streich verſetzen und ihr gefühlvolles Herz konnte ſich zu dieſer bittern Nothwendigkeit nicht entſchließen. Endlich

gewahrte Robert Emil in die Laube ſchlüpfend. Er hatte ihn nicht rufen hören, allein es konnte ebenſo gut ſein, daß man ſich durch ein Zeichen verſtändigt habe. Welch ein Moment! — Wird ſie Emil wählen? Dieſen weichlichen, ſentimentalen Poeten, der die Frauen wieder zu Clariſſen und Pamelen machen will. Nein, nein, es iſt nicht möglich. Der ſpröde, ſtolze und etwas herrſchſüchtige Charakter der kleinen Pachterstochter neigt nimmermehr dahin. Sie liebt und ſchätzt in Emil das weiche, gefühlvolle Herz, den unbeſcholtenen, rechtlichen Charakter, aber ſein Weib ſein — nimmermehr! Und doch, hatte ſie nicht noch geſtern drei Stunden mit ihm geangelt? Glänzte ihr Auge nicht von Thränen, als ſie Züge von anerkanntem Edelmuth und Wohlthun von Emil erzählen hörte? — Der Himmel kennt die Weiber! — Während dieſes Monologs unſers gepeinigten Helden waren wiederum fünf lange, unendliche Minuten vergangen. Emil kam nicht wieder aus der Laube hervor. Ein böſes Zeichen! Robert bog ſich weit über, er ritzte ſich an den Dornen die Hände wund und unwillkürlich fiel ihm der Amor mit dem Neſſelbündel ein. Wiederum ein böſes Zeichen! Er hob ſich auf die Zehen, er lauſchte — aber

die unerträglichen Gitterſtäbe waren ſo dicht aneinander, der Blätterreichthum dazwiſchen ſo wuchernd, daß er von Allem, was in der Laube gethan oder geſprochen wurde, nichts vernahm. Seine Qual ſtieg aufs höchſte. Es mochte geſchehen, was da wollte, Gewißheit war ihm jetzt das Nöthigſte. Er mußte hervortreten, wenn es auch nur geſchah, um Emil, dem verhaßten Emil, Glück zu wünſchen. Das ſtrenge Verbot der Tante galt ihm nichts. Sollte er einem Weibe gehorchen in dem Augenblicke, wo ein Weib treulos an ihm ward? Ja treulos! Die undankbare Pulcherie! Er verwünſchte ſie. Er zerriß und zerſtückelte einige Roſen und warf ſie der Laube zu. Mit ſchnellem Entſchluß trat er gegen den Eingang der Laube vor, in dem Moment erſcheint von der andern Seite — Emil. Beide bleiben wie erſtarrt vor einander ſtehen. In Emil's Zügen iſt ebenfalls Zorn und Erbitterung zu leſen. Wie? ruft er, du biſt's! — Biſt du's? ruft Robert. Ich glaubte, du wäreſt in der Laube? — Und ich — ich glaubte, du ſeiſt dort. Es dauerte mir zu lange und ich wollte eben hinein, um dich vom Platze zu jagen. — Ah, ſchönen Dank, ganz daſſelbe war ich eben entſchloſſen zu thun. — Aber wer? — Ja wer? — O, das

müſſen wir unterſuchen. Beide ſtürzten jetzt in die Laube.

Wie ſehr wuchs ihr Erſtaunen, als ſie, eintretend, Pulcherie in den Armen eines jungen Unbekannten fanden, der ſie auf das zärtlichſte zu tröſten ſchien. Sie riß ſich von ihm los und eilte auf die Eintretenden zu. Einen Schritt vor ihnen blieb ſie ſtehen, ſenkte die Augen, ließ die ſchon gehobenen Arme fallen und verhüllte ihr Antlitz. Die Tante kam herzu, unterſtützte das Mädchen und blickte forſchend ins Antlitz der beiden Bewerber, indem ſie zugleich ſehr unzufrieden ſchien mit den Mienen von Zorn und Verachtung, die ſich dort zeigten. Dieſer Ausdruck hatte Pulcherie abgeſchreckt. Sie wagte kein Wort hervorzubringen und die ſchweigende Gruppe hätte auf dieſe Weiſe unerträglich lange zuſammengeſtanden, wenn nicht Tante Athenaïs das Wort genommen. Sie wandte ſich an die Erſchreckte, indem ſie ihr ſchmeichelnd über die Wange fuhr und dazu ſagte: Sei ruhig, mein Kind. Dieſe beiden drohenden Herren werden dir nichts zu Leide thun. Ich kenne ſie, es ſind trotz ihrer Syſteme brave Leute. Komm, wir wollen ihnen die Wahrheit geſtehen.

Betrogen! ſchrie Robert. Schändlich betrogen!

wiederholte Emil. Beide lehnten ſich an die Pfeiler des Eingangs, abgewendet von den Frauen, in ſtummem Ingrimm. Der Eine zog ungeſtüm ſeine Hand, die die Tante ergriffen, weg, der Andere würdigte ſie keiner Antwort. Es dauerte eine gute halbe Stunde, ehe einer aus der aufgeregten Geſellſchaft ſich von ſeinem Nachbar Gehör verſchaffen konnte.

Als man ſich eben ſehr verworren zu verſtändigen begann, erſchien die Mutter Barbara. Sie hatte unterdeſſen das Haus und die Zimmer Pulcherie's ſich näher angeſehen, auch in dem Cabinete Robert's das Bild betrachtet. Ah! rief ſie überraſcht, indem ſie auf den Fremden wies, der noch immer im Hintergrunde der Laube ſich im Halbdunkel gehalten hatte — ſind Sie auch da, Herr Franz? — Herr Franz? — fragte Robert; wer iſt dieſer Herr Franz? Derſelbe, ſagte die Tante, von dem ich dir eben erzählen wollte, daß er das Herz Pulcherie's in der Stille erobert hat, während Ihr beide darum kämpftet. Er iſt der Sohn des alten Elias Meyer, und der König hat ihm ſeit einigen Tagen die Oberförſterſtelle in dieſem Bezirk gegeben.

Der Nichtswürdige! murmelte Robert zwiſchen den Zähnen. Still! rief die Tante, indem ſie ihm

die Hand auf den Mund legte. Hier iſt von keiner Nichtswürdigkeit die Rede, ſondern von einer ehrlichen Bewerbung um das freie Herz eines Mädchen. Ihr kämpftet mit Syſtemen, die Ihr aus Büchern zogt, er mit den Waffen, die die Natur gegeben. Kann ich dafür, daß er ſiegte? Alles iſt aber auf dem rechtlichſten Wege von der Welt zugegangen, deß bin ich Zeuge, und darum dulde ich auch keine Feindſchaft und keinen Groll.

Aber warum erfuhren wir nichts von dieſem Rival? fragte Emil in einem mehr klagenden als vorwurfsvollen Tone.

Warum? entgegnete die Tante. Eine feine Frage! Ich hätte euch wol davon in Kenntniß ſetzen ſollen, damit ihr nur ja recht zeitig, nach dem Egoismus der Männer und beſonders der Männer mit Syſtemen, dem armen Franz hättet Hinderniſſe in den Weg legen können. Ich kenne das. Seid ihr nun beſänftigt? Ihr ſeid es nicht; doch gleichviel, ich will es. Kommt, gebt meiner kleinen Pulcherie die Hand, und du, Franz, mein Sohn, bleib' auch nicht hinten ſtehen. Dir, als dem Sieger, gehört der Ehrenplatz.

Pulcherie reichte ſchüchtern Roberten die Hand. Ich werde mich erſt bedenken, antwortete dieſer. —

Ich bedenke mich nicht, rief Emil ſchnell und ſchloß Pulcherie in ſeine Arme. Hat St. Preux nicht auch ſeine Julie dem Herrn Wolmar übergeben müſſen? — Schäme dich, rief die Tante, Robert's Hand ergreifend; wenn du wirklich liebſt, mein Sohn, ſo mußt du verzeihen können. Jede wahre Liebe fühlt ſich glücklich im Glücke des geliebten Gegenſtandes. Das iſt wenigſtens mein Syſtem.

Robert blickte ſich langſam um und faßte Franz ins Auge. Wahrhaftig, rief er bei ſich, ein ſchönes Geſicht! Sie hat ihn gut getroffen; und ich — ich habe das Bild meines glücklichen Nebenbuhlers über meinem Schreibtiſche hängen! Dieſe Bosheit wenigſtens verzeihe ich dir nie, Pulcherie. Sie ſchmiegte ſich ſanft an ihn: Erinnere dich, entgegnete ſie, daß ich das Bild dir nicht geben wollte, allein du beſtandeſt darauf, und dir, als meinem Lehrer, durfte ich nichts abſchlagen. Dieſe letztern Worte ſagte ſie mit einem leichten Erröthen und einem Tone, dem eine leichte Miſchung von gutmüthigem Spott beigegeben war. Ebenſo, fuhr ſie fort, gegen Emil gewendet, habe ich dir abzubitten, daß ich nicht den Muth hatte, zu geſtehen, daß die Briefe, die du mir mittheilteſt, meine eignen, mit Franz gewechſelten waren.

Ist's möglich? Und ich glaubte dich durch diese Briefe mit der Liebe bekannt zu machen. Ich Verblendeter, ich war der Schüler und du die Lehrerin.

Die Tante lachte herzlich. Franz erklärte jetzt, er habe die ihm lieben Briefe, um sie nicht zu verlieren, in eine Abschrift gebracht, und diese sei Emil in die Hände gefallen, als er sich im Hause des Schulmeisters aufgehalten.

Es ist unnöthig, näher zu erklären, daß sich unsere Philosophen philosophisch in ihr Schicksal fanden, als der glückliche Förster die so sorgsam erzogene Braut heimführte. Sie hatte von den beiden so verschiedenen Systemen sich nur so viel angeeignet, als nöthig war, die Liebe ihres Mannes zu fesseln und auf die Dauer zu erhalten. Wir glauben, daß sie dazu nicht viel mehr bedurfte, als ihr die Natur gegeben. Frau von Büren, die ihren Racheplan gescheitert sah, gab wieder der Liebe Gehör und erhörte endlich die Anträge Robert's. Emil heirathete nicht. Er zog in die Schweiz und kaufte sich ein Besitzthum in der Nähe der Gegend, wo Rousseau's Roman spielt.

Betzy.

I.

In einem hübſchen Gartenſalon, deſſen Fenſtervorhänge etwas herabgelaſſen waren, ſaßen zu einer ſpäten Nachmittagsſtunde zwei Frauen beiſammen, die jede für ſich ein charaktervolles Bild darſtellten, und deren Erſcheinung das Intereſſe weckte. Sie waren beide faſt von demſelben Alter, ungefähr achtzehn Jahre, allein die Geſtalt der jüngern zeigte mehr Vollendung der Formen, und man hätte ſie für die ältere halten ſollen. Sie ſaß am Fenſter, ein Buch in der Hand, doch ohne zu leſen, denn ihre Blicke weilten über die Blätter hinweg auf dem Antlitze ihrer Gefährtin, die in einer Sophaecke Platz genommen hatte und ſich mit einer Stickerei beſchäftigte. Die Kleidung der jungen Dame am Fenſter war ein langes, ſchweres ſeidenes Kleid von perlgrauer Farbe, das in reichen

Falten zu Boden sank und nur die äußerste Spitze der kleinen Füße sichtbar werden ließ, die auf einem Teppichkissen lagen. Ein Bouquet blaßgelber Nelken war an die rechte Schulter geheftet, und eben ein solcher Strauß lag in einer reizenden Nachlässigkeit in der Fülle glänzender, nachtschwarzer Seidenlocken vertheilt, und zwar so tief herabhängend, daß die gelben Blumen und die schwarzen Ringe die zarte Rundung des Nackens und der Schulter berührten. Die Züge des Gesichts, die von einem regelmäßigen Ausdruck waren, hatten etwas Kaltes und in der jetzigen Stellung Lauerndes. Die dunklen, blitzenden Augen, in ihrer wechselnden, unstäten Richtung, erweckten ein Gefühl der Unruhe, und man mußte sich sagen, daß die Ruhe dieser hingegossenen Stellung eine erkünstelte war und daß sich hinter dieser Larve eine Aufgeregtheit von Beobachtung versteckte, die sich auf die Länge nicht mehr würde mäßigen können.

Ganz verschieden hiervon war der Charakter der Andern. — Sie saß still in sich gekehrt, tief in die Polster gelehnt, und so weit entfernt war ihr bekümmerter Geist Andre zu beobachten, daß er die nöthigste Rücksicht auf sich selbst sogar aus den Augen setzte. Man sah dieser gebeugten, jugend-

lichen, in Schmerz gehüllten Geſtalt an, daß die Welt um ſie her nicht für ſie exiſtirte. Die Stickerei ruhte auf den Knieen, und die blaſſen, zarten, ſchmalen Hände waren darüber gekreuzt. Das Haupt geſenkt, beſchatteten die dunkelblonden Locken eine edle Stirn, und ein Augenpaar von unbeſchreiblich ſanftem Ausdruck, das aber jetzt mit der Miene des Kummers auf die Blumen der Stickerei gerichtet war, ohne jedoch dieſe Blumen zu ſehen. Eine kleine goldene Kette, die ſich den Formen der Schulter und des Nackens, die nicht zu den gerundetſten und vollſten gehörten, anſchloß, war der einzige Schmuck an dieſer Geſtalt, an der Alles Seele und Empfindung athmete. Wenn der Blick lange genug auf der Schönheit der jungen Dame am Fenſter geweilt hatte, ſo kehrte er immer wieder gerne zurück auf die bleiche, zuſammengebrochene, in den einfachen Schmerz gehüllte Frau. So wahr iſt es, daß unſer Herz unſere Blicke beſticht, daß, wo wir Schmerz ahnen, wir uns ſtärker angezogen fühlen, als wo eine jugendliche Schönheit uns ihr Siegeslächeln entgegenwendet.

In der Stille dieſes Gartengemachs verfloß die Zeit unmerklich. Die Sonne warf ihre Strahlen

ſchon im Scheiden durch die Vorhänge von blauer Seide, und der Schatten eines Roſengebüſches vor dem Fenſter malte ſich bewegt auf den Fußboden. Es war ein Gemach, wo die Träumerei ihren Tempel errichtet zu haben ſchien und von wo ſie ſorgfältig jedes Geräuſch einer ſtörenden Außenwelt fern hielt. — Wenn hier nicht eine Falte ihr leiſes, kniſterndes Geräuſch hörbar gemacht, dort ein umgeſchlagenes Blatt einen Laut gegeben, oder ein ſtärkeres Lüftchen ein hörbares Rauſchen der Bäume vor dem Fenſter hätte ertönen laſſen, ſo wäre mitten im Bereich zweier ſo anmuthiger Leben eine vollkommene Grabesſtille herrſchend geweſen.

Jetzt ſchritt im Schatten auf dem Boden die Geſtalt eines Mannes vorbei, und dieſes ſchnell vorübergleitende Bild, das von beiden Frauen zugleich bemerkt wurde, veränderte mit einemmale die Ruhe der Scene. Die Dame am Fenſter ſtellte ſich, als wenn ſie jetzt ihre Lectüre beendete, und legte das Buch bei Seite, während ihre Gefährtin ſich aus dem Polſter des Sophas aufrichtete und wieder ihre Stickerei zur Hand nahm. — „Ich glaube wir haben geträumt, Betty," ſagte ſie mit einem ſanften Lächeln. — „Ziehen

Sie doch die Vorhänge auf. Es herrscht hier eine so mysteriöse Dämmerung."

Bei diesem Geschäfte fiel der volle Strahl des Abendlichtes ins Gemach und füllte es mit einem goldgnen Lichte. Ein breiter Fensterflügel wurde geöffnet, und der Duft der Rosen drang herein mit erfrischender Kühlung.

„O wie schön, wie labend!" rief die Dame in Schwarz, und wandte ihr Antlitz dem Lichte und der Kühlung zu. Ein schönes Roth umfloß jetzt die zarten Formen, ein ungewöhnlicher Glanz belebte neu das Auge. Der Wind wehte einige Papiermuster herab, und während Betzy sich bückte sie aufzuheben, fielen die Blicke ihrer Freundin mit einem verwunderten Ausdruck auf ihre geputzte Kleidung.

„Wozu das?" fragte sie, aber gleich darauf sich selbst berichtigend rief sie — „Ja doch — Sie wollen zum Ball. Wahrhaftig, ich habe geträumt. Anatole kommt Sie abzuholen. Ist es denn schon so spät?"

„Es ist sieben Uhr," entgegnete Betzy, indem sie nach ihrer kleinen Email-Uhr sah, die am Gürtel befestigt war.

„Sieben Uhr!" wiederholte die Dame in

Schwarz langsam, und ihre Hände sanken wieder in den Schooß. Indem ward die Thür hastig geöffnet, und ein junger Mann trat herein. — Er grüßte Betzy flüchtig, und setzte sich aufs Sopha, indem er die Hand der Dame erfaßte: „Liebe Pamela, Du bist nicht wohl?“

„O doch,“ entgegnete sie, und blickte ihn mit einem freundlichen Lächeln an. „Sieh, wie unsere Betzy schön ist, vielleicht zu schön für einen ländlichen Ball. Findest Du nicht dieses Silbergrau und die strohgelben Nelken äußerst harmonirend? Kommen Sie, meine Liebe, die Blume in der rechten Seite hat sich etwas gelöst.“

Indem Betzy vor ihr niederkniete, heftete sie die sich lösende Nelke wieder an. Anatole beobachtete die Gruppe der beiden Frauen, aber seine Blicke blieben liebend auf Pamela's Zügen haftend. — „Sollen wir also wirklich gehn und Dich allein lassen, mein Herz?“ fragte er im herzlichsten Tone.

„Darf ich denn mit?“ rief Pamela. „Sieh nur dieses Kleid.“

„Deine Trauer ist abgethan,“ entgegnete Anatole. „Du hast keinen Grund zu trauern, warum trauerst Du? Aber Du willst nicht Menschen

ſehn, ſie ſind Dir gleichgültig. Du willſt Niemanden gefallen, und darum dieſes nächtliche Gewand: darum dieſe Stille, dieſe Abgeſchiedenheit, dieſe fortwährend verſchloſſenen Vorhänge. Doch thue, was Du willſt, nur ſollſt Du die arme Betzy nicht mit einſperren. Haben wir ſie deshalb aus ihrem kleinen Landſtädtchen befreit, um ſie hier in hermetiſch verſchloſſenen Räumen zu halten?"

Betzy warf ſich bei dieſen Worten von Neuem auf den Boden nieder, und indem ſie ſchmeichelnd Pamela's Hand faßte, rief ſie bittend: „Ich bleibe zu Hauſe. Ich verlaſſe meinen Engel, meine Schutzheilige nicht, wenn ſie krank iſt."

„Wer iſt krank?" rief Pamela verwundert. „Ich bitte Euch, geht. Die Stunden verfliegen. Auf dem Lande verſammelt man ſich früh." —

„Wir gehn," rief Anatole, und gab ſeinen Arm Betzy'n. Noch an der Thür wandte er um, Pamela war ihm nachgefolgt, er küßte ſie auf die Stirn und liſpelte ihr ein Paar Worte ins Ohr, dann verſchwand er. Bald darauf hörte man den Wagen wegrollen.

Pamela war jetzt allein. Sie öffnete die beiden Thüren des Pavillons, und ihre ſchöne ſchlanke Geſtalt wurde ſichtbar, indem ſie unter

den blühenden Gebüschen dahin wandelte. Ein kleiner Spitzenschleier, gegen die Abendkühle umgethan, verhüllte ihr Haupt und floß auf den Nacken nieder, indem er das Weiß der Schultern durchschimmern ließ. Sie senkte den Blick, und keines der blühenden Hecken ihr zur Seite vermochte die Wimper zu heben, an der Thränen hafteten. Am Ende des Baumganges war eine einfache Bank, auf die ließ sie sich nieder, und lange Zeit saß die schwarze Gestalt stumm da, lauschend, wie es schien, auf das Geplätscher des Springbrunnens in ihrer Nähe. Endlich zog sie ein Blatt Papier hervor, das sie langsam entfaltete. Es enthielt ein kleines, nicht sonderlich kunstvoll gemaltes Bild. Mit ungeübter Hand war ein Schiff dargestellt, das auf hohem Meere gegen Sturm und Wellen kämpfte. Unten standen die Worte: „So kämpft mein Herz mit den Stürmen des Lebens, und bleibt Dir doch ewig treu."

Dieses Blatt in zitternder Hand haltend und in einen Strom von Thränen ausbrechend, war das Werk eines Moments. Die Erleichterung, die dieser bittere Quell des Leids, der lautlos und unaufhaltsam dahinströmte, der beklemmten Brust verschaffte, war so wohlthätig, daß sie freier

athmete und die leiſen Schmerzenslaute ſich in minder qualvolle Seufzer löſten. Die Einſamkeit und die Stille legten ſich wie Balſam auf ein gebrochenes Herz. Das Bewußtſein, von keinem menſchlichen Auge belauſcht, die Seele in Thränen gleichſam auflöſen zu können, raubt der geheim getragenen Marter ihre empfindlichſte Schärfe. Wie lange hatte Pamela vergeblich einen ſolchen Augenblick herbeigeſehnt, jetzt ſchenkte ihn der Himmel der armen Leidenden, und ſie ſchlürfte den Becher der Erinnerung in langen durſtigen Zügen leer. Immer wieder fiel ihr Blick auf das kleine Bild, halb laut wiederholte ſie die Worte, bis ſie von ſelbſt eine einfache Melodie annahmen, und dieſe klang in jener rührenden Innigkeit und Einfachheit, die die träumende Seele unmittelbar eingibt, von ihren Lippen. Nichts unterbrach dieſes Lied der Klage als ein neuer Erguß der Thränen. Die ſchwarze Geſtalt, in dem weiten Gewande, wie ſie ſo gebrochen daſaß, faſt wie Ophelia in ihrem Wahnſinn, ein Lied ſingend, deſſen wenige Worte ſich ewig wiederholten, rings umgeben von blühenden Geſträuchen und Blumen, umglüht von einem herrlichen Abendhimmel, gab ſie ein bezauberndes Bild ab des

tiefſten Seelenſchmerzes, verklärt durch eine faſt überirdiſche Schönheit.

Durch dieſe Gebüſche hereintretend, zeigte ſich jetzt bald die lange dunkle Geſtalt eines Mannes, deſſen Blicke die Laube ſuchten. Sein Geſicht war bleich und mager, ſeine ſchwarzen Locken hingen unordentlich um Stirn und Wangen. Sein Gang war ungewiß und ſchwankend, indem er mit einer langen dürren Hand taſtend vor ſich hin an die blühenden Gebüſche griff und lautlos ihre Zweige auseinander ſchob. Das Abendroth glühte dunkler, und auf dieſem feurigen Grunde nahm ſich die ſchwarze Geſtalt faſt geſpenſtiſch aus. Er trat jetzt mit einem raſchen Schritt hervor, und Pamela verbarg zuſammenſchreckend das Blatt mit der Zeichnung in ihrem Schleier.

„Ich ſtöre doch nicht, theure Schweſter?“ fragte der Mann in einem leiſen Tone. „In dem Fall will ich mich wieder entfernen.“

„Demetrius!“ rief Pamela, und reichte ihre kleine, zarte Hand dem Eintretenden entgegen. Er nahm Platz neben ihr auf der Bank und ſein Blick glitt unruhig forſchend an ihren Zügen hin. Er wandte ſich darauf kopfſchüttelnd ab und ſpielte mit ſeinem Stocke im Sande. Pamela

ordnete ein kleines Blumenbouquet. Eine lange Pauſe herrſchte, nur unterbrochen von den Seufzern des jungen Mannes.

„Geſtehen Sie, Pamela," hub er endlich an, „daß wir ein elendes, zerbrochenes Daſein führen, daß wir einander nicht verſtehen, nicht verſtehen wollen, und daß dieſe unglückliche Selbſtqual und Qual Anderer nur mit unſerem Tode enden wird."

„Sie ſind krank, lieber Schwager," ſagte Pamela mit einem leichten Lächeln.

„Glauben Sie es nicht," entgegnete Demetrius eifrig. „Ich, ich allein bin der Geſunde. Aber man glaubt mir nicht. Man geht mir aus dem Wege. Mein Evangelium iſt ſchwarz wie meine Kleidung. Ich kann nicht lächeln, nicht lächeln zu Sünde und Thorheit, die ich um mich her ſehe. Sie, Pamela, Sie verſtänden mich, wenn Sie wollten, und oft kommt es mir vor, als wollten Sie es auch. Ich ſah Ihr Auge — erlauben Sie, daß ich dieſes Auge ſchön nenne, — auf meinen Zügen mit Theilnahme ruhen. Ich verſtehe dieſen Blick, ja, ich verſtehe ihn."

Er faßte bei dieſen Worten Pamela's Hand, die ſie ihm nicht entzog; er ſah ihr mit dem dunklen,

ſchmerzvollen Ausdruck ſeiner düſtern Blicke ins Auge, und ſeufzte tief. — „Man nennt mich krank,“ ſagte er nach einer Pauſe. „Weshalb? Weil ich ein innerliches Leben führe. Man verſteht mich nicht, oder will mich nicht verſtehen, weil ich nicht die allgemeine Sprache der Welt führe. O wie verachte ich dieſe Welt. Ich habe ſie geſehen von den Eisſchollen des Pols an bis zu den Pyramiden Egyptens, und überall habe ich denſelben Geiſt der Lüge, der Unnatur, des Deſpotismus gefunden. Nach faſt viertelhundertjährigen Reiſen komme ich heim, und bringe nichts mit, als ein zerſtörtes, armes, zertretenes Leben. Kalt werde ich empfangen, und unverſtanden wandle ich umher unter Menſchen, die ſich meine nächſten Verwandten nennen, die aber mit mir nichts gemein haben, als ein Wappenſchild und ein Paar Schollen Erde, unſer gemeinſames Erbtheil. Iſt's nicht natürlich, Pamela, daß dieſes Leben mir nicht genügt? Was wäre ich, wenn es mir genügte? Meine Seele durſtet nach dem Quell der Wahrheit und der Liebe. Ich erhalte in der Stille der Nächte Offenbarungen, allein ich habe Niemand, dem ich ſie mittheile. — In dieſer Angſt des Forſchens fällt mein Blick auf Sie,

Pamela! Ich eile, mich Ihnen verſtändlich zu machen. Ich eile, o — dieſes Wort iſt nicht bezeichnend genug, ich ſtrebe, ich fliege, ich ſchmachte, wie der Durſtende nach dem Quell der Wüſte, — und ich finde Sie beſchäftigt, nicht in der Laune, nicht in der Stimmung mich anzuhören. Empfinden Sie die Marter, die hierin liegt?" —

„Ich begreife nicht," entgegnete Pamela verwirrt und erſtaunt, „was Sie eigentlich ſuchen, lieber Demetrius? Ihr Weſen iſt mir dunkel und geheimnißvoll."

„Und ich beſtrebe mich doch ſo kindlich und ſo offen zu ſein," rief der junge Mann, indem er ſeine dunklen Locken ſchüttelte und Pamela's Hand von Neuem faßte. — „Mich dünkt, meine Seele liegt Jedem offen da, wie eine Blume am Mittag. Hab' ich denn etwas zu verbergen? Glauben Sie, Pamela, meine Schweſter, daß ich etwas zu verbergen habe?"

„Ich kenne Sie zu wenig, um auf dieſe Frage zu antworten," entgegnete Pamela.

„Nein, Sie kennen mich, Sie müſſen mich kennen," rief Demetrius; „drei Monate ſind es, daß ich von meinen Reiſen zurück bin, und keine Stunde habe ich verſäumt, um mein Inneres

Ihnen offen darzulegen. Sie müssen mich kennen. Hat etwa Anatole ein größeres Recht auf Ihr Vertrauen als ich?"

„Er ist mein Mann," antwortete Pamela.

„O, nichts als das! Aber hat er sich bemüht um die zarten, ewigen Geheimnisse ihrer Seele? Nein. Er vernachlässigt Sie, er flattert mit einem seelenlosen Geschöpfe, mit dieser Betsy auf Bällen herum, versenkt sich in die Erbärmlichkeiten einer Welt, die Sie und ich verachten. Kann ein solches Geschöpf ihr Vertrauter sein? Nimmermehr."

„Demetrius!" rief Pamela mit einem Ernst in Stimme und Gebehrde, der den Verwegensten zurückgeschreckt hätte. „Vergessen Sie nicht, daß Anatole mein Mann und Ihr Bruder ist. Doppelte Pflichten zwingen Sie, Schonung gegen mich, Schonung gegen Ihren Bruder zu beweisen."

„Mein Himmel!" rief Demetrius, „bin ich es denn, der Zwietracht stiftet? Mein Reich ist der Frieden, mein Gesetz die Liebe. Überdrüssig des Spiels der Welt, habe ich mich von Allem losgesagt, was menschliches Interesse, irdischer Gesetzgrund heißt. Ich bin ein Bettler, das Almosen, um das ich bitte, ist Duldung, Schonung,

Mitleid. Zerriſſen iſt mein Leben, zerbrochen mein Herz. Alles, was ich wünſche, iſt ein kleiner, grüner Hügel, unter dem ich ſchlummern mag."

„Sie mißverſtehen mich!" rief Pamela, „ich wollte Sie nicht kränken."

„Und weshalb nicht?" ſeufzte Demetrius, indem er ſich ſchwermüthig auf einen Arm ſtützte. „Warum wollen Sie allein, Pamela, keinen giftigen Pfeil in mein Herz drücken! Ach, dieſes Herz iſt der Kränkungen gewohnt. Geben Sie ihm meinethalben den empfindlichſten, den Gnadenſtoß. Treten Sie es, wie Andere es ſchon getreten haben. Mißverſtehen Sie mich, wie Andere mich ſchon mißverſtanden haben. Es iſt doch nun einmal Alles, Alles dahin."

In der zärtlichen und leicht bewegten Seele Pamela's machten dieſe Worte einen ſchneidenden Eindruck. Sie fürchtete ein zartempfindendes Gemüth verletzt zu haben, und um ihr Unrecht gut zu machen, ſchlangen ſich ihre ſchönen Arme mit dem Ausdrucke der aufopferndſten Liebe um Demetrius Schultern. „Mein theurer Bruder," rief ſie, „fühlen Sie, wie ich ganz mit Ihnen ſimpathiſire! Wie dieſe Welt mit ihrer Falſchheit und ewigen Lüge auch meinem Herzen zuwider iſt!

Ich begreife Ihren Schmerz, und iſt Ihnen das Wohlwollen einer Schweſter genügend, ſo bezeuge ich es Ihnen von ganzem vollen Herzen."

„Es genügt mir," erwiderte er, und zog ihre Hand an ſeine Lippen. „Es muß mir genügen," ſetzte er hinzu, und richtete den dunklen Blick der glühenden Augen auf Pamela. Sie ſah ihn forſchend und auf einen Moment wie verwundert an. Demetrius ſagte ſchnell: „Ja, ſein Sie meine Schweſter, ſtehen Sie mir in einer Welt bei, wo ich bis jetzt ſchauerlich allein geſtanden habe. Allein? darf ich das ſagen, mein Gott. Nein, ich habe nicht allein geſtanden, Du warſt bei mir, Du ſtandſt mir zur Seite, als ich im Dunkel egyptiſcher Katakomben die ſtumme Sprache heidniſcher Weisheit zu meinem Geiſte reden ließ: Du bewirkteſt, daß dieſe Truggebilde keinen Einfluß auf meine Seele hatten. Ebenſo hielteſt Du mich frei von jeder irdiſchen Lockung. — Vergib mir, mein Gott, daß ich einen Augenblick wähnte allein geſtanden zu haben."

Bei dieſen Worten richtete ſich das Auge des bleichen Mannes zum Himmel und nahm den Ausdruck ſchwärmeriſcher Ergebung an. Er verharrte in dieſer Stellung eine lange Pauſe hin-

durch, während Pamela in ängſtlicher Beklommenheit und mit dem Vorwurf daſaß, ein edles Gemüth nicht ſo ſchonend behandelt zu haben, als es verdiente. Aber es war in dem Weſen ihres Schwagers etwas, was ſie zugleich anzog und abſchreckte. Seine Nähe war ihr peinigend, und dennoch wich ſie ihm nie aus, weil ſie ihn für unglücklich und des Troſtes dürftig hielt. Aber ihr liebevoller Troſt, das empfand ſie wohl, wurde anders aufgenommen, als er ſollte, und das ſchreckte ſie wieder ab, einem ſo miſteriöſen Charakter ſich zu nahen.

Nachdem Demetrius ſein Gebet geſprochen, entfernte er ſich langſam und mit niedergebeugtem Haupte. Es war darüber Nacht geworden, und Pamela kehrte in das Haus zurück.

Faſt um dieſe Stunde fingen jedoch die wahren Freuden des kleinen ländlichen raouts an, auf dem Anatole und Betzy ſich befanden. Es wurden die Lichter des einzigen Luſtre, der ſich im Saale befand, angezündet, und zugleich Eis herumgeben, welches dieſe Bezeichnung jedoch nicht verdiente, weil es unmöglich geweſen war, es vor dem gänzlichen Zerfließen zu bewahren. — Wir müſſen hier bemerken, daß der Schauplatz unſerer

Geſchichte eines der kleineren Bäder war, das noch nicht zu dem Luxus und den ausſtudirten Aggrements der prachtvollen Hauptbäder erſten Ranges ſich erhoben hatte. Dennoch hatte man für Alles, was man ſchlecht oder gar nicht bekam, engliſche und franzöſiſche Namen eingeführt. So führten die kleinen, wöchentlichen Tänze in einem baufälligen Saale die Bezeichnung raouts, und es gab Lady Patroneſſes, welche die Billete vertheilten und einiges Ceremoniel einführten. Wie dieſe Damen, wurden einzelne, alte ungezwungene Landjunker angehalten, ſich in buntſeidenen Strümpfen, in Schuhen und gewirkten weißen Handſchuhen zu zeigen, alles Dinge, die dieſe heitern Naturmenſchen nie bisher gekannt hatten, und zu denen ſie ſich mit großer Gutmüthigkeit und mit vielen ſchlechten Späßchen verſtanden. Der junge Adel aus der Reſidenz, der vor gewirkten weißen Handſchuhen einen bleibenden und unwiderſtehlichen Abſcheu hat, erſchien auf dieſen raouts, um ſeine beſſere Toilette und ſeine üble Laune zu zeigen. Dieſe Herren ſtellten ſich in Maſſe in Mitte des Saales auf, und beobachteten mit eingedrückten Lorgnetten den um ſie herumwirbelnden Kreis. Sie ſelbſt tanzten nicht, weil dieſes angezeigt hätte, daß ſie ſich

amüſirten, und weil für einen jungen Mann von gutem Ton es keinen ſchimpflicheren Vorwurf gibt, als den, ſich einmal irgendwo oder irgendwie „amüſirt" zu haben. — Ihre Geſichter in dunkle, groteske Bärte eingeſchloſſen, zeigten immer dieſelbe imponirende Ruhe und Unempfindlichkeit, ihre Manchetten und ihre Cravatte behielten für den ganzen Abend dieſelben Falten, die man ihnen anfangs beim Spiegel beigebracht hatte, und ohne Zweifel war dies ein belohnender Triumph für die Kaltblütigen und ein immerwährender empfindlicher Vorwurf für diejenigen unglücklichen Thoren, die ſich von der Leidenſchaft hinreißen ließen, ohne die Falten ihrer Cravatten zu bedenken.

Zum Verdruß dieſer Excluſiven gelangte der Ball gegen das Ende zu einer gewiſſen Lebendigkeit. Jene gutmüthigen Landjunker, die alle Tänze anführten und in Allem einen unerſchöpflichen Muthwillen an den Tag legten, behielten die Oberhand, und als der Punſch herumgereicht wurde, war ihr Sieg entſchieden. Man ſah ſie überall durch den Saal fliegen, um, ſelbſt erhitzt und keuchend, Andern Erfriſchungen zu bringen, während die Excluſiven jedes Glas, das ſie eroberten, auch ſelbſt leerten. — Die Geſellſchaft befand

ſich in einem kleinen Raume eingeſchloſſen, weil die Mehrzahl der Stimmen behauptete, es ſei dort kühl. — Trotz deſſen ſchwitzten einige fette Frauen einen wahren Todesſchweiß. Anatole und Betzy, die gern komiſche Scenen aufſuchten, begaben ſich in dieſes Schwitzbad, um ſich an den Leiden der Unglücklichen zu erluſtigen. Es wurden Fächer und Schnupftücher in Bewegung geſetzt, aber ohne Erfolg. Eine corpulente, noch ganz junge Frau war mit vieler Mühe an ein ſchmales Fenſter geſchoben worden, und ſaß nun in ihrem Schmuck von Federn kirſchroth im Geſicht und nach Luft ſchnappend. Betzy kannte ſie, und grüßte ſie von ferne; dadurch veranlaßt, geſellte ſich der Mann zu Anatole. — „Ich würde Alles ertragen," ſagte er, „Hitze, Gedränge, Stickluft und Staub, wenn nur meine Frau gerade heute nicht ihre Marabouts aufgeſteckt hätte. Sie bemerken, es ſind die koſtbarſten Marabouts, die man ſehen kann, und wenn ich Ihnen ſagte, Herr Graf, was ſie mir gekoſtet haben, Sie würden mich für einen Verſchwender erklären. Aber meine Eulalia behauptete, daß heute der Prinz kommen würde, ich mochte dagegen ſagen, was ich wollte, eine Frau wie ſie behält immer Recht, und ſo ſetzte

ſie denn auch ihre Marabouts auf. Koſtbare Marabouts! Himmliſche Marabouts! — Liebe Eulalia, nimm Dich doch ein wenig in Acht, mein Engel, Du quetſcheſt Deine Marabouts unbarmherzig an die Fenſterwand. — Meine Herren, darf ich Sie bitten, ein wenig Platz für die Marabouts meiner Frau; es ſind koſtbare Federn, und meine Frau hat ſie heute zum erſtenmale aufgeſteckt. — Beſte Frau Amtsräthin, ein wenig Platz gemacht! O Gott, nur ein kleines Räumchen, ich verlange ja nichts für mich. Ach! da iſt wahrlich die eine Spitze abgeknickt. — Teufel! das kommt davon, wenn man ſich wie eine Närrin putzt."

Eulalia beſtrafte dieſe Bemerkung mit einem glühenden Blick; einen größern Kraftaufwand von Zorn konnte ſie im Gedränge und in dem Zuſtande der Auflöſung, in dem ſie ſich befand, nicht zuwege bringen.

Indem erklangen die Töne der Geigen von Neuem, und die Tänzer begaben ſich aus dieſem kühlen Ort wieder in das Feuer des Tanzſaales. Betzy wurde von einem jungen Manne mit lichthellen Locken und einem ſehr zierlichen Bärtchen auf der Oberlippe zum Tanze aufgefordert, und folgte ihm in die Reihen. Anatole ſtellte ſich

hinter sie, und alle drei machten ihre Betrachtungen in ungebundener Laune. Ronhart war ein Franzose, hatte aber in Deutschland lange gelebt, und über die Gesellschaft und die Literatur, so viel ihm von beiden bekannt geworden, geschrieben. Er war leichtsinnig und ein Spötter, aber nicht in dem geistlosen, arroganten Genre, den man im Gespräch in der ersten Viertelstunde zum Überdruß bekommt. Jules Ronhart hatte, wenn auch keine durchgreifende Bildung, doch das, was in der großen Welt die Bildung ersetzt, das heißt Takt. Er wußte, wo er spotten durfte, und wie weit er mit seinem Spott gehen müsse, um sich in der bessern Gesellschaft in Credit zu erhalten. Dabei war er hübsch gewachsen, hatte ein wohlthuendes Organ, tanzte gut, und sein größter Stolz war in den Häusern, wo er Umgang suchte, für einen Mann „sans consequence" zu gelten und zu den „habitués" zu gehören. Dieses Talent der Anschmiegung, wo die zarteste Linie der Rücksicht bei der größten anscheinenden Vertraulichkeit immerdar im Auge behalten wird, ist eine schätzenswerthe Gabe, die nur im Verkehr mit der großen Welt erworben wird. Es gehört der feine Tastsinn des guten Geschmacks dazu, um

zu wiſſen, wie weit man ſich mit dem Egoismus des Andern in einen Verkehr von gegenſeitigen Freiheiten einlaſſen darf. Jules Ronhart hatte dieſe Kunſt zu einer gewiſſen Vollendung gebracht, wobei ihm die natürliche Leichtigkeit ſeiner Nation noch zu ſtatten kam. — Anatole und Bethy fanden viel Reiz an ſeiner Unterhaltung, Pamela machte ſich wenig aus ihm, und Demetrius verachtete ihn.

„Sonderbar," rief Anatole, indem ſein Blick die Reihe muſterte, „ich ſehe die kleine gelbe Frau dort ſchon zum drittenmal mit ihrem Manne tanzen. Sollte ſich denn wirklich Niemand anders ihrer erbarmen wollen?"

„Weshalb vermuthen Sie das?" entgegnete Bethy. „Kann ſie nicht mit ihrem Manne tanzen, weil ſie ihn liebt und weil er ihr als der liebenswertheſte in der ganzen Verſammlung erſcheint?"

„Er iſt aber durchaus kein Adonis," bemerkte Anatole.

„Darüber ſteht uns kein Urtheil zu," ſagte Bethy.

„Wenn es nicht ſchon geſchmacklos geworden wäre, über die Ehe zu ſpotten," rief Jules

Ronhart, „so würde ich behaupten, daß jede Frau ihren Mann ansehen möchte wie eine Medizinflasche, auf deren Zettel steht, täglich einmal einzunehmen. Für die andern Stunden des Tages wäre sie dann von der Medizin frei. Dadurch wäre ihr und uns geholfen.“

Eulalien's Ehegatte näherte sich Anatole. „Wo haben Sie Ihre Frau gelassen?“ fragte dieser.

„Ich habe ihr einen sichern Platz hinter dem Ofenschirm verschafft. Sie sieht da zwar nichts vom Ball, aber sie schont ihre Marabouts.“

Sie haben ganz Recht,“ entgegnete Anatole. Geben Sie nur Acht, daß sie hinter dem Schirm nicht hervorkommt.“

„O das wird sie im Leben nicht,“ entgegnete der Gatte. — „Sie wirft nur von Zeit zu Zeit einige scheue Blicke, um zu sehen, wie es in der Welt aussieht. Bemerken Sie, da guckt sie eben hervor. Sie will wissen, wo ich bin. Ach, sie ist so eifersüchtig, wie — wie eine Spanierin. Ich nenne sie auch öfters meine Donna Eulalia. Ha, ha, ha!“

Anatole gab sich Mühe, den armen Leidenden zu trösten. — Der Tanz war beendet, und Betzy

wünſchte nach Hauſe zu fahren. Einer ſtillſchweigenden Abmachung zu Folge ſtieg Jules mit in den Wagen, der raſch unter blühenden Hecken, beim Glanz des Vollmondes, dahinfuhr und vor dem Portikus der ländlichen Villa ſtillhielt. — „Wollen Sie nicht noch ein Stündchen mit uns verplaudern?“ fragte Anatole den freundlich aufmerkſamen Jules. — Die Einladung wurde angenommen. Man ſetzte ſich an die Theevaſe, und Betzy machte die Wirthin, da Pamela ſich mit Krankheit entſchuldigen ließ. Anatole's Abſicht war es, ſich nach dem Befinden ſeiner Frau zu erkundigen, allein er blieb unter heitern Scherzen am Theetiſche ſitzen, und als man ſich trennte, war es drei Uhr am Morgen. Gewiß keine paſſende Zeit, ſelbſt nicht für einen Ehemann, zu fragen, wie es ſeiner Frau ergehe.

2.

Pamela's Tante, Frau von La Bruce, hatte ſich anmelden laſſen, und Anatole ſo wie Demetrius entfernten ſich, um dieſem Beſuch zu entgehen. Der Erſtere fühlte ſich gelangweilt in Gegenwart einer Dame, die immerdar ernſte Geſpräche führte, der Zweite hielt Madame La

Bruce für eine intriguante Perſon, der man aus dem Wege gehen müſſe. Betty war auf ihrem Zimmer.

Madame La Bruce rauſchte hinein, und verbreitete einen Ambraduft im Zimmer, der ihrer Nichte Kopfſchmerzen erregte. Das Geſpräch war anfangs kühl, wurde aber immer vertraulicher, je länger die beiden Frauen zuſammenblieben und kein Dritter ſich hineinmiſchte. Endlich umarmte Madame La Bruce ihre Nichte aufs zärtlichſte und ſah ihr lange und ſchweigend in die Augen. — „Mein armes Kind!“ rief die Dame in einem ſehr weichen Tone, „Du biſt nicht glücklich! Nein, Du biſt es nicht.“

„Meine gute Tante!“ —

„Ja, meine Pamela. Wollte der Himmel, ich könnte mit all meiner Güte Dir helfen. Aber ich vermag nichts. Du ſiehſt, man läuft fort, wenn ich komme. Wo iſt Dein Mann?“

„Wollten Sie mit ihm ſprechen?“

„Nicht ſo eigentlich, mein Kind,“ entgegnete Madame La Bruce. „Ich weiß, daß meine Worte durchaus keinen Eindruck auf ihn machen. Ein ſeltſamer Mann; und doch gibt man in der Welt mir die Schuld, Deine Ehe geſtiftet zu haben.“

„Nicht doch —“

„Ja, das thut man. Aber, mein Kind, wo iſt die Perſon?“

Mit dieſem Ausdrucke meinte Madame La Bruce Betzy, die ſie nicht leiden mochte. — „Sie iſt mit ihrer Toilette beſchäftigt,“ antwortete Pamela.

„Mit ihrer Toilette?“ rief Madame La Bruce höhniſch. — „Für wen putzt ſich die? Ich muß Dir ſagen, mein Schatz, dieſe Mademoiſelle nimmt ein Betragen an, das mir ſehr wenig gefällt. — Sie zeigt ſich mit Deinem Manne überall öffentlich — —“

„Auf meinen Wunſch,“ entgegnete Pamela.

„Wie, auf Deinen Wunſch?“ —

„Ja, liebſte Tante. Betzy iſt ein heiteres Weſen. Sie ſcherzt, ſie lacht, ſie iſt auf eine unſchuldige Weiſe kokett; alles das liebt Anatole. Er wäre untröſtlich, und ich vielleicht noch mehr, wenn er immer mit mir zuſammen ſein müßte. Betzy iſt ein wahres Kleinod für unſer Haus.“

„Sag' lieber ein Talisman, mein Kind,“ rief Frau von La Bruce, „der Dir die Liebe des Gatten entziehen wird.“

„Dafür iſt mir durchaus nicht bange," erwiderte Pamela.

Die Tante ſchüttelte das Haupt und ſchwieg. — Nach einer Weile fragte ſie: „Wie iſt ſie eigentlich in Dein Haus gekommen?"

„Seit einem Jahre," antwortete Pamela, „machte ich ihre Bekanntſchaft, und ſie gefiel mir. Damals war ſie kränklich und ſehr ſchüchtern. Auf unſerer letzten Reiſe in die Schweiz mußte ich, durch Anatole's Übelbefinden veranlaßt, einige Wochen in einem kleinen ſüddeutſchen Städtchen zubringen. Es war ein trübſeliger kleiner Ort, und die Langeweile plagte uns ſehr. In den Abendſtunden wurden wir einigemal durch eine Muſik überraſcht, die von einem der Nachbarhäuſer herübertönte. Es war ein Pianoforte-Spiel, zwar kein ausgezeichnetes, aber die Töne waren ſanft und rührend, die Compoſitionen einfach und ſeelenvoll. — Einige Partieen von Beethoven wurden wahrhaft gelungen vorgetragen. Nach einiger Zeit verſtummte dieſes Spiel, und ich erkundigte mich bei der Wirthin unſeres Gaſthauſes nach dieſer für uns unangenehmen Pauſe. Wir erfuhren, daß eine arme Witwe dort wohne, die ſeit einigen Jahren erblindet ſei und von ihrer Tochter ernährt

werde. Mir gefiel dieſer einfache Bericht, und ich beſchloß, die Bekanntſchaft des Mädchen zu machen. Es fand ſich Gelegenheit, denn ſie verfertigte Stickereien für Geld, und ich brachte ihr ein Muſter. Die beiden Frauen täuſchten meine Erwartung nicht, ich fand Ordnung und Reinlichkeit in dem Stübchen herrſchend; einſt mochte die Alte in beſſerer Lage geweſen ſein, denn ſie beſaß in gewiſſem Grade den Ton der großen Welt, nichts Schüchternes, in ihrem Weſen lag Würde und Offenheit. Nicht ſo die Tochter, die kränklich und bleich war, und mir mit jener Vorſicht auswich, die man in kleinen Städten findet. Ich ſah mich nach dem Piano um, und entdeckte keines. Die Tochter ſchien meine Frage nicht zu hören, und die Mutter beantwortete ſie nur mit einem düſtern Lächeln. Ich erfuhr durch unſere Wirthin, daß das Inſtrument zurückgegeben worden ſei, weil der Miethzins dafür nicht mehr entrichtet werden konnte. So war der Engel der ſüßeſten Tröſtung aus der Hütte der Armuth gewichen! Ich dachte mir, wie die Alte, des Augenlichts beraubt, die harmoniſchen Accorde zu Hilfe gerufen, um ſich die Welt der Erinnerung aufzubauen, eine Welt, in der ſie jetzt heimiſch war, und wie

sie, dieser schönen Tröstungen beraubt, nothwendig in die düsterste Nacht der Melancholie versinken mußte. Diese Überzeugung griff mir ins Herz. — Wie gerne hätte ich das Piano wieder herbeischaffen lassen, allein ich hatte, offen gestanden, nicht den Muth dazu, mit meinem Anerbieten hervorzutreten. Ich fürchtete, das Vertrauen der Alten, das ich nach und nach gewonnen, mit einem Schlage wieder gänzlich und auf immer zu verlieren. Ich miethete also das Instrument für mich, und Betty kam und spielte in den Abendstunden. Die Alte öffnete dann ihre Fenster, und lauschte über die Straße herüber den bekannten Klängen. So lange die Tochter wußte, daß die Fenster offen standen, spielte sie ernste, oder wenigstens sehr getragene, gefühlvolle Piecen, wenn aber die kühler werdende Abendluft die Alte zwang, sich in ihr Schlafzimmer zurückzuziehen, gingen die hübschen Hände meiner jungen Freundin sehr lebhaft über die Tasten, und manches muntere Liedchen, manches Tanzstück quoll wie eine bunte Blume unter ihren Fingern hervor. Sie sah mein Erstaunen, und gestand mir, daß ihr Charakter viel mehr sich zum Heitern neige, und daß nur der Wille der Mutter und der Zwang der Um-

ſtände ſie in dem Elemente des Tragiſchen feſthalte. Ich verſicherte ihr, daß ſie ſich hier frei gehen laſſen könne, und ſo entwickelte ſie bald, einmal vertraut geworden, eine Fülle von Witz und Laune, die unſere Langeweile auf die angenehmſte Weiſe verſcheuchte. Die Trennung wurde für mich ſchwer. Wir verſprachen uns zu ſchreiben. Sie hielt Wort, und nach Verlauf eines Monats meldete ſie mir, daß ein tiefer Schmerz ihr geworden, daß ſie ihre Mutter verloren habe. — Meine Antwort auf dieſen Brief enthielt den Vorſchlag, zu mir zu ziehen. Anatole widerſetzte ſich heftig dieſem meinem Wunſche. Er kann die ſogenannten Geſellſchaftsfräulein nicht leiden, und prophezeihte mir tauſenderlei Verdruß und Mißlaune, wenn ich dieſen Plan ausführte. Ich that es dennoch, und jetzt iſt er es, der mir dafür dankt. — Betzy kam zu uns. Wir behandelten ſie mit der Schonung, die ſie verdiente, und ſie machte ſehr lobenswerthe Anſtrengungen, ſich in unſerm Kreiſe zu acclimatiſiren. Es war zu verwundern, wie ſie gleichſam über Nacht zu einem intereſſanten Geſchöpfe wurde, dem nichts fehlte, um in den beſten Geſellſchaften ihre Stelle auszufüllen. — Sie kleidet ſich hübſch und mit

Geſchmack, ſie bewegt ſich ſicher. Ihr Franzöſiſch iſt nicht ganz rein, aber es hüpfen ihr die Worte mit jener Lebendigkeit über die Lippen, die wir an Franzöſinnen von Geburt bewundern. Dabei iſt ihre Bildung weit erhaben über das, was wir gewöhnlich in unſerm Zirkel finden. Sie kann boshaft ſein, iſt es aber ſelten, oder nie, denn ihr gutes Herz hält ſie davon ab, Pfeile des Witzes da zu gebrauchen, wo man ihr nicht dieſelben Waffen entgegenſetzen kann. Ihre muſikaliſche Fertigkeit iſt jetzt eine recht bedeutende; ſie tanzt graziös, ſie ſchließt ſich von keiner frohen Geſellſchaft aus, ſie ziert ſich nicht, ſie mißverſteht keinen Scherz, man ſieht ihr offenes, klares Auge überall leuchten, wo man es gern leuchten ſehen möchte. — Kurz, ſie iſt ganz, wozu ſie ſich erboten hat, eine Geſellſchafterin.“ —

Frau von La Bruce hörte dieſe lange Rede ihrer Nichte mit der größten Aufmerkſamkeit an. — Es war ohne Zweifel Vieles darin, was ihr mißfiel, allein da ſie die Unterbrechungen bei ihren eigenen Reden nicht liebte, ſo war ſie ſo billigdenkend, auch Andere nicht unterbrechen zu wollen. Jetzt erhob ſie ſich aber von den Polſtern, auf die ſie ſich zurückgelegt hatte, und ſagte mit einer

feierlichen Miene: „Liebes Kind, die Art, wie Du Dich bei dieſer ganzen Angelegenheit benommen, iſt wahrhaft exemplariſch. Ich weiß nichts anderes hinzuzuſetzen. Das befremdet mich auch nicht, denn es ſieht Dir ähnlich. Eine Andere hätte ſich vielleicht erkundigt, wie es mit dem Rufe und dem frühern Leben der Alten beſchaffen war, welche vielleicht laſterhafte Neigungen der Tochter anklebten. — Ich ſage, eine Andere hätte es gethan.“ —

„Die Alte war die Witwe eines Offiziers in holländiſchen Dienſten,“ bemerkte Pamela.

„Nun ja,“ entgegnete Madame La Bruce. „Ich mache Dir ja keinen Vorwurf, mein Engel. Überdies — das Mädchen iſt nun einmal da; zu geſchehenen Dingen muß man das Beſte ſagen. Aber die Zukunft, mein Schatz! — Wenn dieſe Betzy Dir nun die Liebe Deines Mannes raubt?“

„Dann habe ich dieſe Liebe nie beſeſſen,“ erwiderte Pamela.

„O doch, und Du biſt noch in ihrem Beſitz — allein vorſichtig werden wir ſein müſſen. Kann nicht Anatole, wenn er Deine Ruhe bemerkt, auf den Gedanken gerathen, daß es Dir ziemlich einerlei iſt, ob er Deine, oder eine andere Geſellſchaft ſich erwählt?“

„Er weiß, daß ich dieſe Freiheit ihm zugeſtehe.“

„Mein Himmel!“ rief Frau von La Bruce, und ſchlug die Hände zuſammen. „Das iſt ja das beſte Mittel, einen Mann von ſich zu entfernen. Ich, meinestheils, wich von dem meinigen nicht eine Schrittbreite. Er hatte mich immer um ſich. — Er konnte nichts unternehmen, der arme Mann, wo ich nicht dabei war. — Aber er hat es auch erkannt, und hat es mir durch die größte Treue vergolten. Freilich wäre es auch ſchwer geweſen, untreu zu ſein. Mein Kind, ich begreife Dich nicht. Soll Anatole nun nicht glauben, daß Dein Herz anderswo beſchäftigt iſt?“

Pamela's blaſſes Antlitz wurde bei dieſer Frage von einer dunkeln Röthe übergoſſen. Sie gerieth in eine ſo heftige Verwirrung, daß ſie vergebens kämpfte, ſie zu verbergen. „Woher ſoll er das glauben?“ ſtammelte ſie endlich. „Woher?“

Frau von La Bruce erſchrak über die Heftigkeit dieſer Frage, aber ſie faßte ſich ſchnell, und indem ſie ſich Mühe gab, das Knöpfchen an ihrem Handſchuh zu befeſtigen, flüſterte ſie mit niedergeſchlagenen Augen: „Ich weiß in der That nicht. Es war nur ein Einfall von mir.“

Pamela ſah ſie forſchend an, ergriff dann

ihre Hand und ſagte mit ſanftem Ernſt: „Wenn es eine Grille war, ſo thaten Sie Unrecht ſie auszuſprechen; liegt jedoch irgend ein Gerücht dem zum Grunde, ſo iſt es Ihre Pflicht, offen gegen mich zu ſein.“

„Das will ich ſein,“ entgegnete Madame La Bruce mit Entſchloſſenheit. — „So höre mich denn, und mißverſtehe mich nicht, meine Liebe. Man ſpricht, daß Dir der Graf Demetrius gefällt —“

„So,“ entgegnete Pamela ruhig. „Das iſt ein ſehr albernes Gerücht.“

Frau von La Bruce bedauerte, ihre Frage nicht klüger geſtellt zu haben; ſie war gleichſam um das Reſultat der ganzen Unterredung gekommen, denn ſie war in keiner andern Abſicht erſchienen, als um einen tiefen und forſchenden Blick in das Herz ihrer Nichte zu thun. Jetzt war plötzlich die Hoffnung dazu verſchwunden. Das Geſpräch war zu Ende und ließ ſich auf keine Weiſe wieder anknüpfen. Pamela war erſtaunt und im höchſten Grade einſilbig. Zudem erſchien Demetrius und hatte die Unartigkeit, in der Thür wieder umzukehren, als er Madame La Bruce noch auf dem Sopha ſitzen ſah.

„Ich habe meine Miſſion vollendet," hub die Dame mit Empfindlichkeit an. „Ich habe meinen Schutz angeboten; wenn man mein Vertrauen nicht gleichfalls mit Vertrauen erwidert, ſo iſt es nicht meine Schuld. Adieu, liebe Nichte."

Indem der Wagen ſie davontrug, murmelte ſie vor ſich hin: „Sie liebt ihren Mann nicht, ſie liebt auch nicht Demetrius — wen liebt ſie denn? Ich werde und muß hinter dieſes Geheimniß kommen."

3.

Aufgeregt durch dieſes Geſpräch, ſchrieb Pamela noch dieſen Abend an ihre vertraute Freundin:

„Emilie, mein Herz iſt ſchwer, mein Leiden drückt mich nieder. Ich flüchte zu Dir, nimm mich auf, wie Du mich immer aufgenommen haſt mit einem Herzen voll Güte, voll himmliſcher Nachſicht. Sechs Wochen, Emilie, und keinen Brief von Edmund! Fühlſt Du, welche Qual in dieſen wenigen Worten liegt? Ja, Du fühlſt es. Niemand in meiner Umgebung hier könnte es fühlen, Du aber — Dir iſt es gegeben, in die Nacht des Kummers zu ſehen, in die Nacht meines Gewiſſens."

„Meines Gewiſſens? Welch eine Anklage!

Verdiene ich ſie? That ich irgend etwas, was meine Pflicht verletzte? — Ich liebe — und liebe nicht den, an welchen ein Schwur mich bindet. Ja, geſtehe es, Herz, die Schuld laſtet auf dir. Vor der Welt kannſt du dich verbergen, aber kannſt du es vor dem Bewußtſein? Ach, dieſe Qualen werden mich morden. Ich kann Edmund nicht entſagen; ich kann dieſe Liebe nicht aus meinem Herzen reißen. Ich kann es nicht."

„Meine Thränen fließen in der Einſamkeit der Nacht. Vor mir liegt die kleine Zeichnung, Du kennſt ſie, mit dem Schiffe. Darunter die wenigen Worte: „So kämpft mein Herz mit den Stürmen des Lebens, und bleibt doch Dir ewig treu." — Dieſe Zeilen ſchrieb er mit zitternder Hand und ſchob das Blatt in meine Brieftaſche. Ich fand es, als er ſchon längſt fort war. — Ach, hätteſt Du ſeinen Blick ſehen können, mit dem er in wehmüthigem Leid mich betrachtete. Es lag die ganze, volle, kräftige Seele eines Mannes darin, und doch der weiche Schmerz eines Kindes. Ich werde nie aufhören, an dieſen Blick zu denken. — „Edmund," rief ich, „ſei ſtark!" — „Biſt Du es?" fragte er mich, und ſeine Rechte ruhte mit leiſer Berührung auf meiner

Schulter. „Ich bin es," sagte ich, und sah ihm fest in die Augen, aber während ich in diese klaren und doch so unendlich wehmüthig ernsten Augen sah, brach mir das Herz, und Thränen stürzten und verdunkelten meinen Blick."

„Du hast mich gefragt, ob ich Anatole von diesem Abschied in Kenntniß gesetzt, — ich that es nicht. So oft nahm ich mir vor, es zu thun, doch dieses Mannes Kälte hielt mich immer schaudernd zurück. Er kann sehr liebenswerth sein, er kann schmeicheln und liebkosen, alles elegant und zierlich — aber das ist nicht das, was mir das Herz aufschließt. — So schweige ich von Tag zu Tag, und er ist gänzlich unbekümmert. Eine Entdeckung ist nicht zu befürchten, und so wird und kann er es nie erfahren, welche Schuld ich gegen ihn im Herzen trage. Heute hat mich meine Tante erschreckt; sie spielte auf ein Verhältniß an, und ich zitterte alberner Weise, daß Edmund's Name über ihre Lippen gleiten würde. Wie kindisch, wie sollte diese Frau etwas von meinem Geheimnisse ahnen. Sie nun gar nicht."

„Ich habe Dir noch nicht geschrieben, daß Edmund durch die besondere Gnade des Königs Capitän des Schiffes ist, auf dem er früher als

Unterlieutnant gedient. Er iſt noch nicht zwei und zwanzig Jahre; dieſe Auszeichnung iſt daher ungewöhnlich. Aber wie klug, wie muthig, wie entſchloſſen hat er ſich auch gezeigt in der letzten Expedition. Ich wüßte das alles nicht, wenn mein Oheim nicht mit ſeinem Chef correſpondirte, und dieſer alte verdiente Admiral weiß nicht genug Rühmens über meinen jungen Helden auszuſprechen. Emilie, ſolche Berichte machen mein armes Herz ſchwärmen. Ich denke mir, wie ganz anders mein Leben geworden wäre, wenn ich es hätte an der Seite eines ſo milden Jungen, wie mein Edmund iſt, hinbringen dürfen. Ich liebe das Meer, es iſt mir mit ſeinen Stürmen, ſeiner geheimnißvollen Tiefe immer ein bewundertes Element geweſen. Ich hätte für Edmund's Leben nicht gezittert, denn ich hätte dem Meere vertraut, daß es ein mir rechtmäßig zugehörendes Gut nicht verwahrloſete, jetzt darf ich dies Vertrauen nicht hegen, meine Liebe iſt ein Verbrechen, und ich habe den Sturm und die Wellen gegen mich. Entſetzlich! jede Nacht, wenn ſich der Baum an meinem Fenſter im Kampfe mit dem nächtlichen Sturm ſchüttelt, denke ich an das offene Meer, an Edmund's Schiff und an ſein treues

Herz, das mitten in der Gefahr mir zugewendet ist. Ich weiß dann vor Kummer und Angst mich nicht zu retten."

„Und er hätte mein sein können! Ich hätte mir seinen Besitz ertrotzen, erobern können, trotz der kalten Welt und der kalten Menschen, die sich zwischen uns drängten. Du wirst erwidern, daß ich mit Anatole schon versprochen war, als ich Edmund kennen lernte. Nun ja — aber läßt sich nicht ein Versprechen lösen, ein Wort zurückgeben? Da stürzten sie aber alle auf mich ein, da warfen sie über das arme, zitternde, unerfahrene Mädchen alle verhaßten Schlingen und Netze ihrer Berechnung. Ich bedurfte der Stille, um mit meinem plötzlich erblühten Herzen geheimnißvoll Rücksprache zu nehmen, aber gönnte man mir Ruhe? Nur still, Emilie, es ist geschehen. Ich bin in Fesseln, ich bin gebunden. Man beneidet mich um einen schönen, jungen und reichen Mann; ich schweige, Emilie. Meine Seele leidet, aber ich schweige. Nie soll man erfahren, daß ich liebe, und wen ich liebe."

Einige Tage später.

„Ich habe Nachricht von Edmund erhalten, Emilie. Ich sollte bestraft werden für meinen

Kleinmuth. Aber welch eine Prüfung legt mir das Schicksal auf! Mein Oheim meldet mir, daß die Expedition Hindernisse gefunden, und deshalb früher, als der ihr gesetzte Termin war, zurückkehrt. In wenig Wochen kann Edmund hier sein. Werde ich ihn sehen dürfen? Eitle Frage. Kann ich wol anders? Mein Herz bebt, meine Hand schreibt diese wenigen Zeilen mit der Erschütterung des Fiebers. Wo sind nun meine Entschlüsse, wo die Resignation auf jene Seligkeit, auf jenes Glück? Ich eile, ich fliege dem höchsten Glück entgegen: sein Auge wird mir wieder leuchten, ich werde in durstigen Zügen seine Worte trinken, die langen Jahre des Kummers sind wie ein Morgennebel dahin, ich bin wieder das glückliche Kind, dem die Sonne lacht, das mit Blumen spielt, dem zu Liebe Engel aus dem Himmel herabsteigen. Solltest Du wol denken, Emilie, daß man mich verwundert ansieht, wegen der Freude, die aus meinen Blicken leuchtet? Sie sind gewohnt, mich still und gebrochen zu sehen, und nun geh' ich triumphirend daher. Ich muß mit Mühe meinem Rausche Fesseln anlegen, und deshalb bin ich öfter allein. Jeder männliche Schritt im Vorsaal macht mich erbeben, es streichen

Schatten an meinem Fenstervorhang dahin — ich fahre zusammen. Er ist's! ruft's in mir, und meine Pulse stocken. Das sind kindische Einbildungen, denn durch den Oheim weiß ich genau den Tag, die Stunde, wo er hier sein kann. Ach, es sind noch Wochen bis dahin."

„Neulich, als wir am Abend beisammensaßen, wurde von der Expedition gesprochen. Einer nannte Edmund's Namen. Anatole wandte sich zu zu mir, und sagte: „Ist das nicht der junge Marine-Cadet, der im Hause Deines Oheims so gern gesehen wurde?" — „Derselbe," erwiderte ich. Wie ich nur dieses Wort hervorbrachte, Emilie? Aber Niemand merkte das Mindeste. — „Er hat eine gute Carriere gemacht," setzte Anatole das Gespräch fort, „und ist jetzt ein junger Mann von trefflichen Aussichten. Nehmen Sie sich vor ihm in Acht, Betty, wenn er kommt." — Betty scherzte über diese Warnung auf ihre gewohnte Weise; jedes Wort schnitt mir durch die Seele. — „Sie glauben sich so sicher," sagte Anatole, „aber dennoch muß auch Ihre Stunde schlagen." — „Ich liebe die Schlaguhren nicht," entgegnete sie. „Ich rühme mir die kleinen goldenen Uhren, die man im Gürtel trägt, die nur

für uns ſelbſt anzeigen, wenn die Stunde da iſt; für uns ſelbſt, ſag' ich, für Niemand anders, ſelbſt der vertrauteſten Freundin nicht." — „Ich hätte Sie doch für aufrichtiger gehalten," rief Anatole. „Was kann da für ein Schimpf darin liegen, wenn man geſteht, daß man liebt? Je größer eine Frau denkt, deſto leichter geſteht ſie es." — „Es mag wahr ſein," entgegnete Betzy, „aber ich mache keinen Anſpruch, groß zu denken. Mein ganzes Weſen wäre in dem Augenblick vernichtet, wo ich gezwungen wäre, es auf dem Markte zu entſchleiern."

„Findeſt Du dieſe Äußerung nicht echt weiblich, Emilie? Ich wenigſtens denke ebenſo, aber ich handle auch darnach. Betzy aber nicht. Obgleich ich ſie für ein edles Weſen halte, ſo weiß ich doch, daß es ihr um die innere, unverletzliche Wahrheit der Gefühle nicht ſehr zu thun iſt. Sie umgibt ſich mit Geheimniſſen nicht, weil ihrer Seele ein Myſterium noth thut, ſondern nur um gleichſam eine diplomatiſche Toilette zu machen. Wenn ſie nicht ſo von Herzen gut wäre, ſo könnte dieſe Berechnung ſehr zu ihrem Schaden wirken. Denn wenn wir Frauen einmal Geſchmack daran finden, uns zu verbergen, ſo ſind wir über kurz oder

lang gezwungen, uns zu verbergen. Man soll immer offen sein, selbst bis an die Grenze des Verderbens hin. — Ich spreche hier mein eigenes Urtheil. — Ach, Emilie, immer wieder komme ich auf diese nächtliche, düstere Stelle zurück, immer wieder berühre ich die Wunde, deren Dasein ich verschweige und die vernichtend um sich frißt."

4.

Drei Wochen waren vergangen, nach Absendung der beiden obigen Briefe, als sich beim Beginn einer schönen Sommernacht ein einsamer Wanderer auf der Spitze des dem Landhause gegenüberliegenden Hügels zeigte. Die Gestalt dieses melancholischen Anachoreten war ganz dazu gemacht zu der Stille der Nacht und dem Mondenschein, einen harmonischen Effekt zu bilden. Er stand unbeweglich, die Arme auf der Brust gekreuzt, den Hut tief im Gesichte, der Schatten vor ihm verlor sich in eben solcher steifen Unbeweglichkeit in die bleichen Blumen und Gräser des Hügels. Diese Bildsäule des Schweigens richtete ihren Blick unausgesetzt auf das Landhaus, und besonders auf ein schwach erleuchtetes Fenster desselben, das mit einer rothen Glut durch die Dämmerung

brannte. Nach einer Weile ſeufzte dieſer tiefſinnige Beobachter, und that dann einige Schritte vorwärts, als wollte er den Hügel hinabſchreiten, blieb aber dann wieder ſtehen und nahm die vorige Stellung an. — Von der andern Seite des Hügels glimmte in der Niederung ein ſchwacher Glanz auf, und bald konnte man eine Fackel bemerken, deren Träger den Weg aufwärts nahm. Die Gebüſche ſchlugen auseinander, und ein Jokei erſchien, dem ein Herr in einen Überrock geknöpft folgte. Dem ſtillen Beobachter war dieſe Störung höchſt läſtig, er wollte entſchlüpfen, als ihn eine Stimme beim Namen rief und die Fackel ihm ins Geſicht leuchtete.

„Biſt Du es, Demetrius?"

„Was bringt Dich ſo ſpät hieher, Anatole?"

„Ein Gang an den Strand. Ich habe das neue Boot beſichtigt, das vor einer Stunde angekommen."

„Das hätte auch morgen beim Tageslicht geſchehen können," erwiderte Demetrius zerſtreut.

„Es galt eine Kleinigkeit zu unterſuchen, um die ich mich mit dem Lieferanten geſtritten habe."

„Schick Deine Fackel weg," rief Demetrius unwillig. — „Nichts iſt widriger, als dieſer grelle

Lichtpunkt, der mir in die Augen schreit. Ich liebe Fackeln nur ganz in der Entfernung."

Anatole gab dem Diener einen Wink, der sich mit der Fackel entfernte. Eigentlich hatte Demetrius gewünscht und gehofft, sein Bruder werde sich zugleich wegbegeben; allein Anatole blieb, er wußte selbst nicht weshalb, wenigstens lag ihm gar nichts daran, mit seinem hypochondrischen Bruder ein elegisches Zwiegespräch in dämmernder Nacht zu führen. Sie standen daher lange Zeit bei einander, ohne auch nur ein Wort zu wechseln. Endlich rückte Anatole mit dem Gemeinplatz hervor, „daß es eine schöne Nacht sei."

„Vor sechs Monaten zurück, trug mich ein leichter Nachen an die Küste von Sorrent," seufzte Demetrius.

Nichts in der Welt war Anatole unleidlicher, als die italienischen Reminiscenzen seines Bruders. Er gähnte daher bei der Erwähnung der Küste von Sorrent sehr laut, und rief: „Du hättest eigentlich immer in Italien bleiben sollen."

„Willst Du mich los werden?" fragte Demetrius gereizt.

„Nein," entgegnete Anatole, die Achsel zuckend, „ich will Dich nur glücklich wissen."

„Wer iſt glücklich hienieden?“ fragte der Anachoret mit einer tiefen und durch die Nacht tönenden Baßſtimme.

Auf dieſe philoſophiſche Frage hatte Anatole weder Luſt noch Geſchick zu antworten, und ſchwieg daher ſtille. Beide Brüder richteten ihre Blicke auf das rothe Fenſter. Die Gedanken in dem Kopfe eines Jeden nahmen dabei ihre ganz eigenthümliche Richtung, und ſelbſt Anatole verſank auf einige Augenblicke in Träumereien, aber er erwachte bald, und ſagte ſcherzend: „Wir ſtehen hier wie die Oſſian'ſchen Schatten auf einem Hügel im Mondenſcheine; das iſt nicht meine Sache. Laß uns nach Hauſe gehen.“

Demetrius folgte ſtillſchweigend dieſer Einladung, und die Brüder ſchlugen den abwärtsführenden Fußpfad ein. Plötzlich blieb Anatole ſtehen, und zwang dadurch ſeinen Geſellſchafter ein Gleiches zu thun. „Sonderbar!“ ſagte er. „Siehſt Du dort nichts?“ — „Wo?“ fragte Demetrius. „Tritt hieher,“ rief der Bruder, und zog Jenen auf einen Platz, wo ein niedrigeres Gebüſch eine freie Ausſicht verſtattete. „Siehſt Du noch immer nichts? Ein Mann in einem Mantel gehüllt ſchleicht um das Haus. Jetzt

kommt er in die Nähe des Portals; jetzt geht er an der dritten Säule vorüber." — „Richtig," rief Demetrius, „er geht an der dritten Säule vorüber; er verschwindet." — „Nein, er verschwindet noch nicht, er bleibt stehen," bemerkte Anatole. — „Das kann sein," entgegnete Demetrius. „Mein Auge ist nicht das schärfste. Jedenfalls steht er dann im Schatten zwischen der dritten und der vierten Säule." — „So ist es auch," rief Anatole. „Jetzt kommt er hervor, er gleitet über die vierte Säule weg — er tritt wieder zurück — er geht die Stufen hinauf — oben bleibt er wieder stehen." — „Ich sehe nichts mehr," entgegnete Demetrius. „O, wenn wir die klaren Nächte des italienischen Himmels hätten!"

„Still! Er kommt wieder hervor. — Er biegt eilig um die Ecke und ist fort. Seltsam, wer war das? Wollte er ins Haus? — War er schon darin?"

„Wen hat er dort gesucht?" fragte Demetrius plötzlich mit einer zitternden Stimme.

„Wen?" entgegnete Anatole leidenschaftlich schnell. — „Es wird Bertrand sein. — Ich erlaubte ihm heute, so spät wegzubleiben."

„Bertrand?" wiederholte Demetrius in

einem langsamen gedehnten Tone. „Es war nicht die Gestalt Deines Haushofmeisters.“ —

„Nun!“ rief Anatole boshaft lachend. „Du müßtest denn annehmen, daß Pamela Besuche empfängt!“

„O Dieu!“ rief Demetrius schaudernd. „Wie kann man nur so scherzen! Ich habe ja nichts gesagt, nichts geäußert. Deine brutale Laune ist empörend.“

„O, die Deinige, mein Freund, ist dagegen burlesk, da Du zu glauben scheinst, daß unsere Frauen nächtliche Besuche annehmen.“

„Ewiger Erlöser!“ seufzte Demetrius, „ich glaube nichts, ich denke nichts. Ich entsetze mich nur über den augenblicklichen unzeitigen Scherz, den Du Dir über Pamela erlaubt hast.“

„So meinst Du, daß Betsy? —“ stotterte Anatole. „Ich weiß, Du hast Jules Ronhart im Sinn. —“

„Nun soll ich wieder den im Sinn haben!“ klagte Demetrius, sich von dem Arm seines Bruders losmachend. „Ich sage Dir, daß ich schwache Augen habe, daß es also Dein Haushofmeister gewesen sein kann. — Du mußt ihn ja besser kennen als ich.“

„Er war es nicht," murmelte Anatole vor sich hin. Beide gingen jetzt stillschweigend den Pfad hinab. In der Nähe des Hauses schieden sie von einander mit einem kalten Händedruck. Beide waren über die ihnen entschlüpften Äußerungen auf sich selbst ungehalten. Der düstere, verschlossene Demetrius tadelte sich wegen der Lebhaftigkeit, mit der er Pamela entschuldigte. Er wußte, daß sein Bruder leichtsinnig war; allein der leichtsinnigste Mann von der Welt konnte doch in diesem Augenblick bei einer so unüberlegten Frage einen Blick in die Seele des Fragers thun. Anatole dagegen fand es sehr unbesonnen, daß er in der Leidenschaft Jules Ronhart's Namen ausgesprochen hatte. Beide Brüder waren von Eifersucht gequält, Beide trachteten gleich eifrig, sich Aufklärung zu verschaffen über die nächtliche Erscheinung, und Beide wählten dazu die ihnen am dienlichsten scheinenden Wege. Demetrius, kaum auf seinem Zimmer angelangt, klingelte, und ließ seinen Vertrauten erscheinen. — Diese, zu Nacht und Tag gleich bereitwillige, dienstbare Seele zeigte sich alsbald mit lautlosem Schritte auf der Thürschwelle.

„Ah, Sebastian — Du hast mir etwas zu sagen?"

„Ich, Euer Gnaden!“

„Ja, Du, und klug wie Du bist, wählst Du zu Deinem Rapport die verschwiegene Stunde der Nacht. Nun so erzähle.“

Sebastian wußte, daß es in der Weise seines Herrn lag, nie direkt eine Frage zu thun. Er hörte aber an, was man ihm erzählte. Der Vertraute sann also nach, was er wol zu sagen gehabt haben könne; endlich sprach er in einem furchtsamen Tone, indem er sich wie horchend überbeugte: „Der Bruder der kleinen Lizzi hat zum drittenmal geschrieben, und Euer Gnaden gedroht.“ —

„Mir gedroht? Sebastian! wer in aller Welt könnte mir drohen? Thue ich wol irgend Jemanden etwas zu leide?“

„Es ist nur wegen der Ehe, die Euer Gnaden der Mademoiselle versprochen haben, als wir den Conventikel besuchten, den der Bruder der Mademoiselle hielt.“

„Es wird mir wieder eine Summe Geldes kosten, Sebastian,“ seufzte der Graf.

„Hätten wir lieber den Conventikel nicht besucht,“ bemerkte der Vertraute, indem er sich verlegen die Hände rieb. — „Die Mademoiselle wäre

auch ohne dieſe Umſtände in Euer Gnaden Garn gegangen."

„Mein Garn? Sebaſtian. Hab' ich ein Garn?" entgegnete Demetrius. „Wähl Deine Ausdrücke beſſer, wenn Du von den freilich thörichten, aber dabei unſchuldigen Bemühungen Deines Herrn ſprichſt, ſich von Zeit zu Zeit die Laſt der Melancholie, die auf ihm laſtet, vom Halſe zu ſchütteln."

„Der Bruder bittet, daß Euer Gnaden auch jetzt die Rolle des Ehemannes übernehmen möchten," bemerkte Sebaſtian. — „Das Mädchen hat ein Papier in Händen."

„Hat ſie eines?" fragte Demetrius in einem ſanften, gezogenen Tone. „Aber dieſes Papier hat zur Unterſchrift einen erborgten Namen."

„Werden Euer Gnaden Dero Handſchrift verleugnen?"

„Warum nicht? Ich werde ſie verleugnen — ja, ich werde es. — Aber Sebaſtian, diesmal haſt Du mir keine echte Windſorſeife gebracht. Sieh nur, meine Hände verlieren ihre eigenthümliche Weiche."

„Ich will nicht hoffen, Euer Gnaden."

„Ja, hoffe es nur. Du wirſt mich bald als

ein elendes Skelett vor Dir ſehen, und das allein durch Deine Schuld. Doch davon ein andermal. Jetzt berichte mir, welche Erkundigungen Du über den räthſelhaften Mann eingezogen haſt, der heute um das Landhaus ſchlich?"

„Jetzt beſinne ich mich," rief Sebaſtian eilig. „Das war es, was ich Euer Gnaden berichten wollte. Dieſer Mann iſt allerdings ein verdächtiges Weſen."

„Das weiß ich ſchon; allein wohin ſchlich er? Zu meiner Schwägerin, oder zu dem Fräulein Betty?"

„Er ſchlich zu Niemanden," entgegnete der Vertraute; „ich glaube vielmehr, daß er ſtehlen wollte."

„Du biſt ein Tölpel," rief Demetrius plötzlich zornig auffahrend; „jetzt merke ich, daß Du nichts geſehen, nichts beobachtet haſt. Armſeliger! ſoll ich Dir in Deinem Alter noch Deine Pflicht lehren? Ich werde Dich nach einer Stunde wieder rufen, und dann ſollſt Du mir etwas zu erzählen haben. Verſtehſt Du — dann muß ich etwas von Dir hören."

Der Vertraute ſchlich fort, ohne auch nur den Muth zu haben, ein Wort zu erwidern. Er

kannte seine Pflicht und seinen Herrn zu wohl, um nicht zu wissen, daß jetzt ohne Verzug die äußerste Thätigkeit aufgeboten werden müsse, und während er sich mit dem leisen Gang einer Katze in die Nacht verlor, warf sich Demetrius aufs Sopha, stöhnte laut und prüfte seinen Puls. Er nahm einige Tropfen eines besänftigenden Mittels, er schlug ein Buch auf, und legte es gleich wieder hin. Die Augen schließend lag er da, und gab fortwährend einen leisen, ächzenden Laut von sich. Endlich öffnete sich die Thür wieder sehr leise, und Sebastian stand da. Es war erst eine halbe Stunde vorüber, und er wußte Alles, was er wissen wollte und sollte.

„Nun, Du ewiger Friedensstörer!" rief der Graf.

Sebastian reichte statt der Antwort einen Brief seinem Herrn. Dieser entfaltete das Billet und wühlte lange in den Brüchen des feinen Seidenpapiers, ehe er las.

„Ich weiß nicht," rief Sebastian, indem er eine Miene und eine Stellung annahm, als wolle er sich erschießen, „ich weiß nicht, ob ich nicht der nichtswürdigste Mensch auf Gottes Erde bin, daß ich Euer Gnaden einen Brief dieser Art zu übergeben mir getraut habe."

Der Graf antwortete nicht, ſondern prüfte fortwährend das Papier. „Erräthſt Du, was darin ſteht?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Wie ſollte ich nicht,“ entgegnete der Diener furchtſam. „Ich kenne die Weiber. Euer Gnaden erinnern ſich der ſchönen Angiolina in Florenz, von der ich ein Billet auffing, das an, ich weiß nicht mehr welchen Schurken gerichtet und eben auf ſolch heimtückiſch glattem Papier geſchrieben war, und zwar hatte ſie das Papier von Euer Gnaden erhalten.“

„Pamela!“ ſeufzte der Graf, und ſah ſtarr vor ſich hin.

„Ich beſchwöre Euer Gnaden,“ rief Sebaſtian, „leſen Sie den verwünſchten Brief heute nicht. Ihre Nerven, gnädigſter Herr, ſind zu aufgeregt.“

„Das ſind Sie,“ ſtöhnte Demetrius.

„Was kann auch in dem Wiſche ſtehen?“

„Was darin ſtehen kann? Ach, Nichtswürdiger, nun haſt Du mich gerade recht aufgeregt. Es kann darin ſtehen, daß ſie mich nicht liebt, es kann darin ſtehen, daß ſie — Wie gelangteſt Du zu dieſem Briefe, Elender?“

„Mein Himmel, wie man immer zu ſolchen Briefen gelangt! Der Gärtner hatte ihn zu be-

ſorgen, und dem habe ich ihn aus der Taſche geſtohlen. Schon heute Mittag erfuhr ich von dem Burſchen, es ſei ein fremder junger Herr auf der nächſten Station, der ſehr geheimnißvoll thue. Der Felix iſt ſonſt ein verſchwiegener Burſche, aber der Wein machte ihn plaudern. Nicht im entfernteſten aber konnte ich glauben, daß Euer Gnaden an dieſer Angelegenheit irgend ein Intereſſe hätten."

„Und dieſer fremde junge Herr — ?"

„Scheint ein früherer Bekannter von den Damen —"

„Von welcher?"

„Sollte das nicht hier im Briefe ſtehn?" fragte der Diener mit einem kecken Griff nach dem Papier. Der Graf entfaltete es krampfhaft, und ſeine Blicke ſtarrten lange auf die Schriftzüge; endlich murmelte er: „Die Unterſchrift fehlt — ich kenne die Hand nicht ſo genau. — Geh," ſetzte er, zu Sebaſtian gewendet, fort — „geh und frage an, ob ich den Grafen Anatole auf einen Augenblick ſprechen kann?"

„Aber ihre Nerven, gnädigſter Herr!"

„Geh!" wiederholte Demetrius, und der Diener ſchlich leiſe fort.

5.

Es war um die erste Morgenstunde, als ein leiser Finger anhaltend an die Thür von Betzy's Schlafgemach pochte. — „Öffnen Sie, meine Liebe," tönten jetzt die geflüsterten Worte einer bekannten Stimme.

Betzy erhob sich, warf ein leichtes Nachtgewand über und öffnete die Thür. Pamela trat leichenblaß und zitternd herein. Sie wankte zu einem Sessel, und indem sie sich erschöpft hineinwarf, verhüllte sie ihr Antlitz in die Hände.

„Mein Himmel! was ist geschehen?" rief Betzy, erschreckt über diese Anzeichen.

„Sie sollen Alles erfahren," erwiderte Pamela, „lassen Sie mir nur noch einen Moment Ruhe. Kann uns Niemand hören? Wo ist Ihr Kammermädchen?"

„Sie schläft im dritten Zimmer von hier," entgegnete Betzy. — Pamela nahm das Tuch von den Augen, und Betzy erschrak über die verzerrten Züge, über die sich eine Todtenfarbe gelagert hatte. — „Ich habe einen fürchterlichen Augenblick bestanden," sagte die Erkrankte leise, „doch ist jetzt nicht die Zeit zu Klagen. Die

Minuten drängen — wo finde ich Muth, Ihnen zu ſagen, um weſſentwillen ich kam?"

Betzy ſchmiegte ſich an Pamela, und ſah ihr mit einem zärtlich forſchenden Blick ins Auge. Pamela ergriff ihre Hand, und drückte ſie krampfhaft. Tiefe Stille wiederum.

„Sind Sie fähig, ein Opfer für mich zu bringen?" fragte Pamela.

„Jedes," entgegnete Betzy raſch — „für Sie, Pamela — jedes. — Nur," — ſetzte ſie leiſe hinzu — „zwei Fälle ausgenommen."

„Dieſe ſind?" fragte Jene kaum hörbar.

„Das ehrenvolle Andenken meiner Eltern und meine eigene Ruhe." —

Pamela ſchauderte zuſammen. „Ich bin verloren!" rief ſie — „Leben Sie wohl, Betzy, Sie ſehen mich nie wieder." — — Sie erhob ſich, und wankte wie ein Schatten zur Thür.

„Wo wollen Sie hin, um Gotteswillen, wohin?" rief Betzy, und warf ſich auf den Knieen ihr in den Weg.

„Laſſen Sie mich," ſtöhnte Pamela. „Mein Leben iſt dahin — ich habe Muth, mein jammervolles Schickſal zu beſchleunigen."

„Barmherziger Himmel!" rief Betzy —

„was bedeutet das? Ich faſſe dieſe geheimnißvollen Reden nicht. Erklären Sie ſich, Pamela, oder wollen Sie, daß ich vor Unruhe ſterbe? Was ſprach ich, was that ich, was Sie beleidigen konnte?"

„Sie ſprachen mein Urtheil."

„Ich? großer Gott!" Sie blieb eine Weile regungslos ſtehen. In ihrem Innern ſchien die Löſung des Räthſels aufzudämmern, ſie richtete einen langen, forſchenden Blick auf die junge Frau, und dieſer Blick hatte wieder das verſteckte Lauernde, das die ſchönen Augen annahmen, wenn ſie ſich unbemerkt wußten. Allein ſie fand für gut, ſich ihren Betrachtungen nur auf einen flüchtigen Moment zu überlaſſen; ſchnell trat ſie zu der Leidenden, und ihre Hand ergreifend ſagte ſie mit feſter Stimme: „Edmund iſt hier."

Pamela ſah erſchreckt zu ihr hinauf, und neigte dann das Haupt bejahend, indem eine flüchtige Röthe ihre Wangen färbte. „Sie wiſſen es?" fuhr Pamela fort, „nun wohl, ſo erfahren Sie denn, daß mein Leben, daß ſein Leben an Ihrem Willen hängt, Betty."

„Sprechen Sie deutlicher."

„Ich ſchrieb einen Brief an Edmund: er

enthielt unſchuldige Thorheiten, aber in den Augen meines Mannes todwürdige Verbrechen. Dieſer unglückſelige Brief iſt in Anatole's Händen. Er hat mich zur Rede geſtellt, und ich — leugnete, daß ich ihn geſchrieben."

Betzy wandte ihr Antlitz weg.

„Anatole beſtand darauf, zu erfahren, wer den Brief geſchrieben, und ich nannte — Ihren Namen, Betzy."

„Um Gotteswillen, nein! das thaten Sie nicht! das durften Sie nicht thun!" kreiſchte Betzy.

„Ich that's."

„O Himmel, der Name eines armen, ehrlichen Mädchen, einer Waiſe, die nichts hat, als dieſen ehrlichen Namen!"

„Fluchen Sie mir, aber retten Sie mich."

Betzy preßte ihre Hände gegen ihr Antlitz, ſie zitterte heftig, und während ihre Freundin ſie aufmerkſam beobachtete, rang ſie nach ſo viel Faſſung, um dieſen forſchenden Blick zu ertragen. Sie ließ, wie ermüdet vom fruchtloſen Kampfe, die Arme ſinken, und wandte ihr bleiches Antlitz langſam zu der Leidenden hin. In dieſen verſteinerten Zügen war kein Troſt zu ſehen. „Ich kann Sie nicht retten," flüſterte ſie nach einer

langen, schrecklichen Pause, „ich kann es nicht — um diesen Preis nicht. Anatole muß erfahren, daß ich den Brief nicht schrieb."

„So gehen Sie, es ihm zu sagen," erwiderte Pamela.

„Aber Sie — Pamela! — O Entsetzen!"

„Um mich kümmern Sie sich weiter nicht. Ich habe meinen Entschluß gefaßt." — Diese Worte wurden in einem Ton gesprochen, der Betzy's Herz spaltete, sie warf sich nochmals, als die Unglückliche zur Thür eilte, ihr in den Weg. „Nur noch einen Augenblick Geduld!" rief sie. — „Ich will. — Was stand in dem unglücklichen Briefe? Sein Sie offen gegen mich."

„Was ich Ihnen schon sagte: Eine Bitte, sich von hier zu entfernen, weil seine Nähe mich in Gefahr bringe, der Wunsch, ihn glücklich zu wissen, — das Versprechen, seiner zu gedenken." —

„Sie haben den Brief nicht mehr?"

„Er ist in Anatole's Händen."

„O Himmel!" rief Betzy. „Es ist hart, wie Sie mit mir spielen. Aber ich kann nicht anders, als thun, wie ich thue. Schatten eines armen, unglücklichen Vaters, blicke auf Deine Tochter herab. Um Deine Ehre zu retten, gab einst diese

Frau ihre Schätze hin, kann Deine dankbare Tochter weniger thun, als ihre eigene Ehre Deiner Retterin opfern? Ja, Pamela!" setzte sie hinzu, indem sie die Erschreckte in ihre Arme schloß, „erinnern Sie sich, als Sie die Schulden bezahlten, die auf den Namen meines unglücklichen Vaters hafteten, erinnern Sie sich, wie ich da zu Ihren Füßen sank, und das Schicksal um die Gunst bat, Ihnen einst vergelten zu können? Der Augenblick ist gekommen. — Ich habe den Brief geschrieben."

„Betzy! — Engel meiner Seele! — Du wolltest! —"

„Ich will, Pamela. Vergib, daß ich so lange kämpfte. — Aber eilen Sie jetzt — theure Frau — eilen Sie, daß unsere Zusammenkunft nicht bemerkt werde. Niemand soll von diesem Gespräch eine Ahnung haben. Um eine Stunde komme ich zum Frühstück hinab, und dann soll Anatole aus meinem Munde erfahren, daß —"

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen. Mit einem stummen Winke bat sie Pamelen sich zu entfernen. Die Gerettete schloß sie nochmals entzückt in die Arme, und schwand eilig aus dem Gemach.

Als Betty unten im Salon erſchien, war ihre Miene heiter und unbefangen wie gewöhnlich, nicht ein leidenſchaftlicher Blick, nicht die leiſeſte Wolke des Unmuths oder der Kränkung wurde bemerkbar, als ſie das ſtumme Ehepaar begrüßte. Anatole ſchritt auf und ab, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, Pamela ſaß wie gewöhnlich in die Polſter des Sophas gedrückt, das Haupt über die Stickerei geſenkt.

„Ein Brief von Ihnen, Mademoiſelle," hub Anatole mit erzwungenem Gleichmuth an, indem er das zuſammengefaltete Billet ihr hinhielt. „Man fährt immer am beſten, wenn man ſeine Fehler eingeſteht; ſo iſt der meinige, freilich ein unverzeihlicher Fehler, die Geheimniſſe Anderer gerne errathen zu wollen. Wir ſprachen neulich über Edmund, und ich warnte Sie, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Ich alberner Thor! ich ſpielte die Rolle des Figaro, der Roſinen ein Liebesbriefchen zu ſchreiben anräth, während ſie ſchon ein fertig geſchriebenes ihm hinhält. Wenn Sie die Beſchämung, die ich empfunden, nicht ſchon hinlänglich als Strafe mir anrechnen, ſo beſtrafen Sie mich noch härter. Ich unterwerfe mich Ihnen. Vor allen Dingen laſſen Sie mich

Ihnen Glück wünſchen, denn Edmund iſt Ihrer Achtung, Ihrer Liebe würdig."

Dieſe Worte waren mit dem zweifelhaften Tone geſprochen, der nicht ſogleich ermitteln ließ, ob ſie ein gutgemeinter Rath, oder ein boshafter Spott ſein ſollten. Betzy nahm ſie für das Erſtere und dankte leichthin. Aber der Wechſel ihrer Farbe zeigte von der Aufgeregtheit ihres Innern. „Was Sie auch bewogen haben mag, Herr Graf," erwiderte ſie, „dieſen Brief zu erbrechen, ſo ſind Sie jetzt der Mitwiſſer eines Geheimniſſes, das, da es ein Frauengeheimniß iſt, nirgends ſicherer als in der Bruſt eines edlen Mannes ruhen wird."

„Kann Betzy an meiner Geſinnung zweifeln?" rief der Graf und küßte ihre Hand. „Außer mir weiß nur Pamela um den Inhalt dieſes Briefes, und Pamela iſt Ihre aufrichtige Freundin."

„Das iſt ſie," entgegnete Betzy, und näherte ſich dem Tiſch. Pamela erhob ſich mit Thränen in den Augen, und ſank in Betzy's Arme. Sie hielten ſich lange umſchloſſen, während der Graf düſter und zerſtreut dieſe Gruppe betrachtete, dann entfernte er ſich langſam. Auf dem Gange zu ſeinem Zimmer fand er wie eine Bildſäule Demetrius ſtehen. Er winkte dem Bruder, und

als dieſer an ihm vorbeigehen wollte, ohne auf den Wink zu achten, ſtellte er ſich ihm in den Weg, indem er leiſe aber mit drohender Stimme rief: „Soll ich nichts erfahren?“

„Du haſt uns belauſcht?“ fragte Anatole mit einem finſtern Blick auf den Bruder.

„Nein,“ entgegnete dieſer kurz.

„Warum denn auf dieſem Gange?“

„Soll ich nicht hier umhergehen dürfen?“

„Du biſt mir Dank ſchuldig,“ ſagte Anatole mit noch finſterem Tone. „Ich habe Deine Unklugheit auf mich genommen. Ich habe erklärt, daß ich den Brief geöffnet hätte. Aber ich bitte Dich, in anderen Fällen vorſichtiger zu ſein.“

„Vorſichtiger?“ rief Demetrius empfindlich. „Lag Dir nicht eben ſo gut wie mir daran, den Inhalt dieſes Briefes zu wiſſen?“

„Gleichwol hätte ich nie zu unerlaubten Mitteln meine Zuflucht genommen.“

„Wähle Deine Ausdrücke beſſer.“

„Und richte Du Dein Handeln beſſer ein. Was habe ich nicht in dieſen zwei unglücklichen Stunden gelitten.“

„Es ſoll mich nur freuen, wenn Dein Leiden zu Ende iſt,“ bemerkte Demetrius ſpöttiſch.

„Es iſt zu Ende.“

„Und die Schreiberei des Briefs?“

„Bleibt ein Geheimniß.“ Mit dieſen Worten entfernte ſich Anatole raſch, und Demetrius ſah ihm mit einem Blicke voll Verachtung und Stolz nach. — „Du meinſt, ich könnte nicht in Deine Seele ſchauen?“ murmelte er vor ſich hin. „Armer Betrogener! Du biſt geſchaffen um den ſchelmiſchen Weibern ein Spiel zu ſein. — Wende Dich wie Du willſt, ſtets biſt Du der Getäuſchte. — Mich aber, mich betrügen ſie nicht — mich nicht!“ —

Demetrius hatte während der Unterredung ſeines Bruders mit den Frauen allerdings gelauſcht, aber ein ſehr unwillkommenes Geräuſch im Garten hatte ihn am Verſtändniß der ohnedies leiſe geführten Unterhandlung gehindert. Nur die Umarmung der beiden Frauen hatte er beobachten können, wußte ſie ſich aber nicht zu deuten. Nach Anatole's Benehmen ſchien es ihm jetzt deutlich, daß Pamela den Brief geſchrieben, denn Betzy's Ruhe und des leidenſchaftlichen Anatole's kalte Zurückhaltung waren ihm im Fall einer andern Deutung unerklärlich. Dieſe Überzeugung machte die Qualen dieſer Nacht in ihrer vollen Stärke

zurückkehren. Er verwünschte seine Leichtgläubigkeit, die ihn in Pamela's Entgegenkommen die sicheren Zeichen ihrer Neigung hatte sehen lassen. Er wäre jetzt gern als ihr heftigster Ankläger vor Anatole erschienen, um dessen Zorn gegen sie noch mehr zu reizen, wenn er nicht an dem Anblick des Bruders, nach der eben gehabten Scene, den lebhaftesten Widerwillen empfunden. Unschlüssig, nach welcher Richtung zu er den Geistern der Rache und des Neides, die ihn bestürmten, folgen solle, wankte er wie ein Schatten im Gange auf und ab. Endlich faßte er den feigen Entschluß, Pamela das ganze Gewicht seiner beleidigten Selbstsucht fühlen zu lassen. Vielleicht gelang es ihm auf diesem Wege, die näheren Umstände in Betreff ihrer Bekanntschaft mit Edmund zu erforschen, vielleicht, und diese Möglichkeit stieg in seiner bewegten Seele wie ein verklärendes Licht auf, waren alle seine Befürchtungen und dunklen Träume ohne Gehalt, und Pamela nicht die Schreiberin des Briefes.

Gerade an diesem Tage, wo alle Mitglieder des kleinen Kreises in der unruhigsten Bewegung des Gemüthes sich befanden, trafen mehrere Besuche ein, und erst sehr spät am Abend ward

es Demetrius möglich, Pamelen allein zu ſprechen. Sie machte einen Spaziergang am nahen Seeufer, und hier, wo das Gemurmel der Wellen ſich wohlthätig in den Kampf ihres Innern miſchte, ſuchte ſie ſich den Muth anzueignen, der es ihr möglich machte, die Eindrücke des Schreckens, der Scham, der Erniedrigung dieſes Tages zu bewältigen. Ihr ahnete nicht, daß noch eine finſtere Stunde in Beginn ſei, daß noch ein Kampf ihr bevorſtehe, und eine bittere Empfindung, vielleicht noch bitterer als die vorhergegangenen, ſich ihrer Seele bemächtigen werde. Das Rauſchen des Waſſers hatte ſie die nahenden Schritte des Mannes, den ſie in dieſem Moment am wenigſten herbeiwünſchte, überhören laſſen, und plötzlich, wie aus den Wellen des Meeres emporgeſtiegen, ſtand die lange, ſchwarze Geſtalt vor ihr. Sie erſchrak heftig, und die düſtere Miene des Grafen nahm bei dieſem Zeichen des lebhaften Eindruckes ſeiner Erſcheinung ein ſchnell vorübergehendes Lächeln des Triumphes an. Er ergriff ihre Hand, und ſie langſam den betretenen Pfad fortführend, liſpelte er ihr ins Ohr: „Pamela, ich habe mit Ihnen zu ſprechen. Sind Sie in der Stimmung, mich anzuhören?“ —

„Lieber Demetrius," erwiderte Pamela, „diesmal werde ich Ihnen auf Ihre vielfachen Zweifel und melancholischen Selbstanklagen keinen Trost bieten können, denn ich ermangle selbst des Trostes."

„Ich komme auch nicht deshalb," erwiderte Demetrius finster. „Ich komme, Sie anzuklagen, Pamela, daß Sie ein Herz wie das meinige so tief und mit so verrätherischer Waffe verwunden konnten. Ich wiederhole es: mit so verrätherischer Waffe."

„Wo hätte ich es gethan?"

„Unglückliche!" rief Demetrius mit zum Himmel gewandtem Antlitz, „fühlen Sie nicht, daß der ewige Geist der Wahrheit in diesem Augenblick neben uns geht? Bei der Nähe dieses heiligen Elements, das seinen Spiegel vor uns ausbreitet, beim Wehen dieser süßen, stillen Abendkühle, die wie der Äther Gottes unsere Wangen fächelt, sind Sie im Stande, Ihren Treubruch zu leugnen? Ach, Pamela, ich wähnte, Ihre Seele wäre der reinste, schönste Tempel des göttlichen Geistes, und ich sehe schaudernd, daß ihn trübe Nebel umhüllen. Wohin, wohin soll ich mich jetzt retten?"

So sehr Pamela diese schwärmerische Rede-

weiſe gewohnt war, ſo erſchütternd klangen dennoch in dieſer Stunde dieſe Worte in ein Herz, daß ſich finſterer Schuld anklagte. Verlaſſen von aller Welt, den Dämonen ihrer Reue hingegeben, leuchtete ihr plötzlich der Gedanke durch die Seele, in Demetrius einen Vertrauten gefunden zu haben. Nie hatte ſie gezweifelt, daß es ihm mit ſeinen religiöſen Entzückungen, mit ſeinen asſcetiſchen Anſichten von Pflicht und Entbehrung Ernſt ſei, und jetzt war ihr ein ſtrenger Bußprediger willkommen. Schon bereit, ihm ihr Geheimniß anzuvertrauen, ſchreckte ſie wieder die Überzeugung zurück, die Kämpfe des heutigen Morgens alsdann umſonſt gekämpft zu haben, und Anatole's Ruhe aufs Neue aufs Spiel zu ſetzen, indem ſie unvorſichtig ein Geheimniß, das nicht mehr das ihrige allein war, einem eiferſüchtigen Bruder offenbarte. Sie beſchloß zu ſchweigen, aber vergebens kämpfte ſie, den Blicken ihres ausforſchenden Begleiters ihre ſteigende Unruhe zu verbergen. Demetrius befolgte, wie wir es ſchon in dem Geſpräch mit ſeinem Vertrauten geſehen, die Maxime, dasjenige als bekannt anzunehmen, was er erſt erforſchen wollte. Auf dieſe Weiſe hatte ſich der argliſtige, leidenſchaftliche Mann ſchon in ſo

manches Geheimniß gedrängt, und seine Menschenkenntniß sagte ihm bald, daß sein Opfer jetzt in dem Zustande sei, der einen Agriff dieser Art schwerlich ohne Erfolg lassen werde.

„Kein Wort weiter," rief er mit einer strengen Stimme, „ich bitte, ich beschwöre Sie, kein Wort weiter. Ich weiß Alles, Pamela, Sie lieben Edmund, Ihr Brief an ihn ist in meines Bruders Hände gefallen, und Sie —"

Das Ende dieses Satzes wußte Demetrius selbst nicht, aber seine schlaue Bosheit hatte sich nicht verrechnet. Kaum war er in seiner Anklage soweit gelangt, als Pamela bleich wie der Tod wankte und auf seinen Arm sich stützte. — „Wer sagte Ihnen das?" flüsterte sie kaum hörbar. „Wer?" —

„Ach, meine theure Schwester," seufzte Demetrius, indem er mit leiser, schmeichelnder Hand die Locken des an seiner Brust lehnenden Hauptes berührte, „wie ließ die ewige Barmherzigkeit zu, daß Sie so tief fallen mußten? Warum nahm sie mich nicht als Opfer, wenn Einer von uns seinen Himmel einbüßen sollte? Warum mich nicht? mich, dessen ganzes Dasein doch nur eine stete Qual ist, ein ewiges Entbehren, ein armes, trostloses Hinwelken."

Pamela hatte sich wieder gefaßt, und mit festem Blicke den Grafen ins Auge fassend, sagte sie: „Demetrius, wenn Ihnen meine Ruhe, mein Glück lieb ist, so schweigen Sie über diesen mir so schmerzlichen Gegenstand. Wie Sie auch mein Geheimniß erforscht haben, lassen Sie es nie gegen Andere, aber auch nicht gegen mich laut werden. Geben Sie mir Ihr Wort darauf."

„Können Sie an meiner rücksichtsvollen Theilnahme zweifeln, liebe Schwester?"

„Ihr Wort!" rief Pamela.

„Ich gebe es. Nie sei wieder von einem Vorfall die Rede, den Sie gern ungeschehen machten."

Sie ergriff seine Hand, und indem sie sie mit Wärme drückte, rief sie mit rührender Innigkeit: „Nicht daß ich mich einer Schuld anzuklagen hätte; nein, Demetrius, wogegen ich mich zu wahren habe, ist nur der böse Schein. Aber Sie, die Sie die Welt kennen, wissen, wie sie richtet."

„Ich weiß es, Pamela, ich weiß es. Kein Wort weiter."

Sie gingen noch eine Weile am Meeresufer auf und ab. — Erst als die Schatten der Nacht zu sinken begannen, trennten sie sich. Pamela erfuhr, als sie zu Hause anlangte, daß Frau von

La Bruce dagewesen und daß ihr Diener sie gesucht habe. — Nach einigem Zögern war die Dame wieder abgefahren. Demetrius hielt ein langes, inquisitorisches Gespräch mit Sebastian, dessen Hauptresultat die Gewißheit war, daß Edmund vor einigen Stunden die Gegend verlassen habe. „Du weißt nun also," sagte der Graf am Schlusse des Gespräches, „welche von den Frauen den für uns so unangenehmen Brief geschrieben?"

„Gewiß" — sagte Sebastian — „das Fräulein —"

„O Du Schlaukopf," entgegnete sein Herr mit einer triumphirenden Miene. „Du nennst Betty, und weißt doch am besten, daß sie nicht die Schuldige ist. Du willst mich schonen, ich erkenne das an — aber diesmal ist's nicht nöthig. Pamela schrieb den Brief — Pamela."

„Wie, gnädiger Herr — und Sie sind darüber gleichsam erfreut?"

„Ich bin es," entgegnete Demetrius. „Leute wie Du, begreifen die kühnen Folgerungen nicht, die ein erfahrener Rechenmeister, wie ich bin, aus einem einzigen falschen Zuge unsers Gegners auf dem Schachbrette der Convenienz zieht."

Sebaſtian ſtaunte ſeinen Gebieter an, und der Graf, dem dieſes Staunen für dieſen Augenblick läſtig war, verabſchiedete ihn in einem kurzen, befehlenden Tone.

6.

Da die Saiſon ſich ihrem Ende näherte, fand Frau von La Bruce es ihrer Stellung in der Geſellſchaft für angemeſſen, ein glänzendes Abſchiedsfeſt zu geben, wo die jungen, in Mode ſtehenden Herren Gelegenheit fänden, ſich ſehr merkbare Falten in die Handſchuhe zu drücken, indem ſie ſich ein ewiges, unverbrüchliches Andenken ſchwuren, und die Frauen zum letztenmal auf eine hinlänglich graziöſe Weiſe die Federn ihrer Hüte gegen einander nicken ließen, indem ſie verſicherten, daß nichts in der Welt vermögend wäre, das Andenken der zuſammen verbrachten Stunden in ihren Herzen auszulöſchen. Während dieſe kühnen, und von einem großen, glühenden Enthuſiasmus zeugenden Phraſen zwiſchen den betheiligten Perſonen gewechſelt wurden, trennten ſich ohne Worte, oft ſogar auch ohne Blick diejenigen, die beſtimmt waren, wirklich für das ganze übrige Leben an einander zu denken. Bei den Meiſten

war dieſes Andenken ſogar gefährlich, und ſie hätten viel darum gegeben, deſſen los zu ſein, während die Glücklichen, denen der Schwur der Erinnerung erlaubt war, die ihn öffentlich und laut ausſprechen durften, es im Herzen ſo überflüſſig fanden, ihn zu halten, daß ſie eine Stunde darauf ſchon nicht mehr an ihn dachten.

In Frau von La Bruce's Charakter lag der Zug der Freigebigkeit und der Gaſtfreundſchaft durchaus nicht, und ſie hatte ſich entſchloſſen, dieſes Feſt zu geben einzig aus dem Grunde, um „Scenen" zu erleben. Von den meiſten, während des letzten Monats angeſponnenen Intriguen, dazu von einigen ältern, die ſich unterdeſſen noch mehr verwirrt und verwickelt hatten, wußte ſie auf das genaueſte; nun kam es darauf an, dieſe Verhältniſſe zum Schluß zu bringen, und welch ein reiches Feld der Beobachtung gibt da ein Abſchiedsfeſt. — Frau von La Bruce hatte erfahren, daß viele junge „Unüberwindliche" den andern Morgen früh ſchon abreiſen mußten, und daß alſo auf ihrem Ball, die Betheiligten mochten nun wollen oder nicht, Abſchiedsgeſpräche, Abſchiedsblicke — halbe, viertel und ganze Händedrücke vorfallen mußten. Frau von La Bruce wußte,

daß die Klugheit der ſchönen Frauen jede andere Probe, nur nicht die des Abſchieds beſteht, und auf dieſe Erfahrung hin gab ſie ihr Feſt. — Einige ältere Freundinnen, die vor dreißig Jahren auf dieſem nämlichen Kampfplatze gekämpft hatten, leider ohne zu ſiegen, ſtanden ihr in ihren Beobachtungen unaufgefordert treulich bei, und dieſer kritiſche Phalanx poſtirte ſich beim Beginn des Feſtes auf die zum Manöver dienlichſten Poſten.

Frau von La Bruce hatte ihren verfehlten Angriff auf die Geheimniſſe ihrer Nichte durchaus nicht vergeſſen; das Erſcheinen Pamela's, die mit Betzy am Arm eintrat, war daher für ſie ein Triumph, denn ſie hatte gefürchtet, die Nichte würde, wie ſie es immer zu thun pflegte, unter irgend einem Vorwande auch heute zu Hauſe bleiben. Noch auffallender war es, daß auch Graf Demetrius ſich einfand, und kaum bemerkte Frau von La Bruce dieſen intereſſanten Philoſophen, wie ſie ihn nannte, als ſie eine Gruppe Landfräulein in hochrothen Kleidern, die ſie eben begrüßte, eilig verließ und ſich mit einem graziöſen Lächeln dem Grafen näherte. „Fürwahr," rief ſie im Tone der Ironie, „man muß ſo weit gereiſet ſein, wie Sie, Herr Graf, um

die seltene Pracht meines Festes gehörig würdigen zu können. Ich hoffe, daß Sie mir die Ehre erzeigen werden, hier Alles süperb und glänzend zu finden." — „Wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht, recht gern," erwiderte Demetrius mit einem gutmüthigen Lächeln. „Sonst sind gerade die Pracht und der Glanz Dinge, die ich fliehe." — „Ich weiß schon," bemerkte Frau von La Bruce in einem triumphirenden Tone, „Sie fliehen Alles, was wir Leute von gewöhnlichem Schlage suchen. Ich habe es immer gesagt, Sie sind einzig, Herr Graf, einzig." Bei diesen Worten machte Frau von La Bruce eine schalkhafte Verbeugung, und vergrub ihr Unterkinn und einen Theil des nicht kleinen Mundes in das Gewühl von Seidenbändern und Spitzenkrausen, die ihre Brust garnirten. Aber sie blieb nicht lange in dieser anmuthigen Stellung, in der sie den Charakter einer Frau von Welt, die eben einen unbeschreiblich boshaften Einfall auf die zierlichste Weise angebracht hatte, zu behaupten suchte; die Annäherung Anatole's und der freie, kecke Gruß des jungen Jules Ronhart forderten wiederum eine ganz andere Art von Entgegnung.

„Nun haben wir sie ja alle beisammen,"

flüſterte ſie einer Freundin aus dem kritiſchen Phalanx zu. „Ich konnte kaum hoffen, daß es mir ſo glücklich ergehen würde.“

„Ich werde meine Augen zu gebrauchen wiſſen,“ entgegnete die Freundin.

„Im ſchlimmſten Falle könnte ich Ihnen mein Lorgnon leihen, denn ich kenne Sie, meine Gute, Sie wollen nie Ihre Brille aufſetzen. Das iſt eine kleine Schwachheit; darum entgeht Ihnen ſo Vieles.“

„O ich ſehe jede Stecknadel im Kleide,“ rief die Dame, etwas erbittert. „Ich zähle, zehn Schritte entfernt, die Türkoiſen in Ihrem Armband.“

„Zufällig habe ich gerade heute das Armband mit den Granaten an,“ lächelte Madame La Bruce ſpöttiſch. „Sie ſollten alſo doch mein Glas annehmen.“

„Nein, nein, wenn ich durch ein Glas ſehe, würde man mich für boshaft halten. Ich weiß, daß einige Damen meiner Bekanntſchaft in den Ruf der Klatſcherei gekommen ſind, einzig nur, weil ſie ſich eines Lorgnons bedienten.“

„Nun, ſo thun Sie, was Sie wollen,“ rief Frau von La Bruce achſelzuckend. Sie wollte

noch etwas hinzuſetzen, als plötzlich die kritiſche Freundin in ihre Arme geworfen wurde, geſchleudert durch die Paare des Galopps, der eben begonnen hatte.

„Man ſollte doch guten Rath annehmen," murmelte Frau von La Bruce. „Ich, meines Theils, trüge dreifache Brillen, wenn ich das Unglück hätte, ſo blind zu ſein, daß ich Granaten für Türkoiſen anſehe, und nicht einmal die heranzanzenden Paare des Galopps bemerke."

Sie verließ die unglückliche Blinde, um zu den ſehenden Mitgliedern ihres Hülfscorps zu gehen. Unter dieſen ſaß ein kleiner, alter Herr, mit dünnem, röthlichem Haar, einer grünen Brille und einem ungewöhnlich faltigen Geſichte; er wurde, der Himmel weiß warum, auch immer zu den alten Frauen gerechnet und vollkommen von den Männern deſavouirt. Vielleicht geſchah es deshalb, weil der alte Herr einmal in einem Tableaux die Mutter von Gerard Dow zum Bewundern vortrefflich in einem Kattunleibchen und einer faltigen Haube dargeſtellt hatte. Seitdem ſchienen die Mütter ſtillſchweigend ihn als ihres Gleichen angenommen, und in alle ihre Klatſchereien eingeweiht zu haben. Von den Spöttern wurde er

nur Gerard Dow's Mutter genannt, und man vergaß ganz, daß er einst Regierungs-Präsident und Inspector einiger Schulen gewesen war. Dieses merkwürdige Individuum saß nun ebenfalls mit hoch aufgezogenen Knieen und der grünen Brille, die er wie ein Visir auf die Stirne hinaufgeschoben hatte, um die kleinen, fortwährend thränenden Augen zu trocknen, im Kreise der Mütter und Tanten, und es war eine ehrende Auszeichnung, daß Frau von La Bruce sich zuerst an ihn wandte, um sich sein Urtheil über ihr Fest auszubitten. Von den allgemeinen Lobsprüchen ging man auf die speciellen Bemerkungen über, und man fand, daß Herr N. N. mit Madame P. P. ungewöhnlich viel tanze, daß Fräulein O. viel zu alt sei, um noch zu galoppiren, und daß die alte Frau Q. eine Närrin sei, die die Leute durch ihre rosenrothen Kleider und ihr schlechtes Französisch ennuyire.

„Und was sagen Sie zu Herrn Ronhart?" fragte Frau von La Bruce. — „Er ist heute mehr als jemals um die schöne Betzy beschäftigt."

„Er würde es nicht sein, wenn sie ihn nicht dazu aufmunterte," bemerkte eine Tante, die zwei

häßliche Nichten, die keine Tänzer bekamen, zum Ball gebracht hatte.

„Und dennoch hat sie ihm noch keinen Tanz bewilligt," rief Frau von La Bruce. — „Ich gestehe, ich kann mir ihr Betragen nicht deuten. Sie tanzt schon den zweiten Tanz mit meinem Neffen Anatole."

Der kleine Herr mit der Brille machte die Bemerkung, daß Fräulein Betsy ein sehr kluges Betragen angenommen.

„Sehr klug," rief die Tante, „man könnte es sogar kokett nennen. Wenn man mich um Rath früge, so würde ich erwidern, daß ich meinen Nichten nimmermehr ein so anstößiges Betragen erlaubte. Bemerken Sie das innige Gespräch, die Blicke, die sie mit ihrem Tänzer wechselt, und dieser Tänzer ist ein Ehemann, dessen Frau ihm bleich und ohne Fassung gegenübersteht, und jed[e] seiner Mienen beobachtet."

„Es ist unverantwortlich!" riefen mehrere Stimmen, und der Herr mit der grünen Brille schob im gerechten Unwillen seine Brille von der Stirn auf die Nase zurück, wie ein Ritter, der sein Visir zustößt und sich zum Turnier rüstet.

„Sie nennen meine unglückliche Nichte bleich

und ohne Faſſung," hub Frau von La Bruce an; — „ich geſtehe, ich kann das nicht finden. Sie erträgt völlig, wie eine Dame der großen Welt, die armſeligen Künſte eines hergelaufenen, von ihr aus Mitleid aufgenommenen Mädchen. Sie zeigt ihrem Gatten Vertrauen, und das iſt das beſte, ja, das einzige Mittel, flatterhafte Männer im Zaum zu halten."

„Ich hörte murmeln," hub die Tante an, „daß die junge Gräfin vollkommen von dieſer ihrer Geſellſchaftsdame beherrſcht werde, und daß es gewiſſe Gründe gäbe, weshalb ſie ſich dieſer Tyrannei nicht entziehen könne." Der kleine Herr mit der grünen Brille nickte ſehr auffallend dieſer Bemerkung Beifall zu.

„Das iſt amüſant," rief Frau von La Bruce, und lachte ſpottend.

„Lachen Sie nicht," bemerkte eine Dame in einem ungeheuren Federhut, aus dem nur ihre rothe Naſenſpitze hervorguckte. „Welche Frau ertrüge dergleichen, wenn ſie nicht müßte? Sie ſehen, der ganze Saal flüſtert ſich darüber Bemerkungen zu. Man kann nicht ausgelaſſener ſich betragen, als dieſe Mademoiſelle mit ihren zwei Liebhabern, von denen ſie den einen immer braucht, um den

andern anzureizen. Auch ihre Kleidung ist unziemlich, sie läßt viel zu viel Schulter sehn. Ich hatte nur eine einzige Robe in meiner Jugend, die so weit hinab sich senkte, aber wenn ich mir diesen kleinen Muthwillen erlaubte, so gewann die Welt dabei etwas Erhebliches; hier jedoch sehe ich nur sehr Mittelmäßiges sich produciren."

Der kleine Herr warf einen äußerst mitleidigen Blick auf die Dame mit dem großen Hut.

So sehr Frau von La Bruce sich Mühe gab, nicht in diesen Ton einzustimmen, so sehr ergrimmt war sie innerlich über das Betragen ihres Neffen. Doch fast eben so bedeutsam gebehrdete sich Demetrius. Er wich nicht von Pamela's Seite, er verfolgte sie wie ihr Schatten, und wenn er dennoch gezwungen war, auf einen Moment sie zu verlassen, so sah man ihn an irgend einer auffallenden Stelle einsam dastehen, und den Blick seiner dunklen Augen mit einer fast schreckbaren Ausdauer auf sie richten. Betty leuchtete heute wie die Göttin der Jugend und Schönheit selbst. Unmöglich war es, sich einen geschmackvolleren Anzug, eine frischere und lebendigere Grazie in Bewegung und Miene zu denken, und unbeschadet der Reize der Dame im großen

Hut, zeigte sie den schönsten Nacken, auf dessen blumenfrischer Weiße eine feine Kette, wie mit dem Pinsel gezogene Goldlinien, die Wellenformen bezeichnete. Anatole hatte nur Augen für sie, und es war ihm lästig, daß er nach diesem Ziele so viele andere Augen als Mitbewerber leiden mußte; vor allen war ihm der junge Ronhart viel zu kühn. Er hatte ihn schon einmal zurückgewiesen, aber Jules Ronhart war nicht derjenige, der sich zurückweisen ließ. Die Stunde der Erfrischung kam heran, die Gesellschaft vertheilte sich an kleinen Tischen, und jeder Herr führte seine Dame an ihren Platz. Während des Gedränges hörte man in der Ecke des Saales eine von jenen kleinen, kurzen, schnell abgestoßenen Repliken, die man in der Sprache der modernen Ehre „Erklärungen" nennt, und die gewöhnlich nichts erklären, da es beiden Theilen schon vollkommen deutlich ist, daß Einer dem Andern im Wege steht. Nach dieser, kaum eine Sekunde dauernden Catastrophe sah man Anatole Betsy zu Tische führen, und Jules Ronhart verschwand aus dem Saal.

Der kleine Herr mit der grünen Brille flüsterte zu Frau von La Bruce, indem er mit einem

fürchterlichen Blick eine Sardelle aufſpießte und ſie auf ein Stückchen Semmel legte: „Es gibt ein Duell.“

„Stille!“ entgegnete Frau von La Bruce, „was Sie auch gehört haben mögen, ſchweigen Sie.“

Kaum war der kleine Herr zum Schweigen gebracht, ſo flüſterte eine Dame vom kritiſchen Phalanx ganz dieſelbe Bemerkung der Feſtgeberin zu. Wo ſie ſich hinneigte, kam man ihr mit dieſer Neuigkeit entgegen. Selbſt die Dame, die ſo eigenſinnig war, keine Brille brauchen zu wollen, und die ohne Brille nichts ſah, hatte diesmal dennoch geſehen, und ergriff Frau von La Bruce's Arm, als dieſe ſich in den Saal zurück begab.

„Wiſſen Sie ſchon?“

„Ja, aber mein Himmel, es iſt nur Geſchwätz!“

„Geſchwätz? Habe ich nicht Beide dort in der Saalecke ſtehen ſehen?“

„Täuſchung, meine Liebe, Sie haben etwas geſehen, aber was, wiſſen Sie gewiß ſelbſt nicht. Übrigens laſſen wir das.“

„Nun wie Sie wollen. Aber die Gräfin fährt nicht mit ihrem Manne, ſondern, errathen Sie, mit wem nach Hauſe?“

„Mit ihrem Schwager?“

„Richtig, mit ihrem Schwager. Finden Sie denn das nicht auch sehr sonderbar?“

„Nicht im mindesten.“ — Mit diesen Worten wandte sich Frau von La Bruce ab, um mit der unbefangensten Miene von der Welt mit einigen Bekannten zu plaudern. Sie fand für nöthig, zu zeigen, daß sie, für ihre Person, durchaus keinen Grund habe, in dem Betragen dieser fünf unklugen Leute irgend etwas Auffallendes zu finden. Sie bemerkte lächelnd, daß die Sitten der großen Welt anders beschaffen seien, als man sie sich an so kleinen Orten vorstellte, und daß Manches vollkommen harmlos und erlaubt erscheine, wenn man es aus dem gehörigen Standpunkte beobachte.

Durch diese Declamationen wurde jedoch nichts gut gemacht. Die meisten Gäste glaubten gegründete Ansprüche zu haben, die große Welt, von der Frau von La Bruce in so räthselhaften Ausdrücken sprach, vollkommen zu kennen, und fanden es sehr sonderbar, daß man sie in diesem Punkte belehren wolle. Sie legten daher in ihre Miene so viel ungläubiges Lächeln, daß Frau von La Bruce darüber erschrak, und den Muth verlor, noch irgend eine Phrase über die große Welt vor-

zubringen. Sie wurde jetzt auffallend verſtimmt, und der Ball nahm ein ſehr wenig erfreuliches Ende.

Am andern Morgen ſaß Frau von La Bruce wieder in einem tête à tête ihrer unglücklichen Nichte gegenüber, um dieſer, wie ſie ſich ausdrückte, ihr Herz auszuſchütten. So gerne die arme Pamela dieſem Öffnen der Pandoren-Büchſe, wo tauſend kleine giftige Übel niſteten, ausgewichen wäre, ſo hielt ſie doch mit beiſpielloſer Geduld Stand, und hörte zu, wie die Dame endloſe Folgerungen aus unbeſtimmten oder zweifelhaften Vorſätzen zog und das Gebäude ihrer unumſtößlichen Gründe bis in die Wolken baute. Endlich wurde ſie durch die fatale Nothwendigkeit, Athem zu holen, unterbrochen, und dieſe Pauſe benutzte Pamela, um zu verſichern, daß ſie das Alles ſchon wiſſe, und daß ſie ſich unglücklich fühle.

„Nun, mein Kind," rief die Tante, „wenn das iſt, ſo mache der Sache ein Ende. Entferne dieſe abſcheuliche Perſon, die Deine Ehe ſtört, weiſe dieſen zudringlichen Demetrius in ſeine Schranken zurück."

„Ich kann nicht, ich habe zu Beiden keine

Macht," — rief Pamela, und ein Thränenstrom netzte ihr bleiches Antlitz.

„Keine Macht? Was kann Dich hindern, dieses Mädchen aus Deinem Hause zu weisen?"

„Um Gotteswillen," flüsterte Pamela, „kein Wort weiter über diesen Gegenstand."

„Ich glaube, Du bist zu rücksichtsvoll, mein Engel," rief Frau von La Bruce. — „Es kostet Dir einen zu großen Entschluß, um mit ihr ernstlich zu sprechen. Ich will es übernehmen. Ich will diesem Geschöpfe zeigen, was es heißt, sich in meine Familie eindrängen zu wollen."

„Wie, Sie wollten!"

„Ich will ihr Alles sagen, was ich für sie auf dem Herzen habe. Die gestrigen Scenen haben mich und die ganze Gesellschaft empört. Soll es noch länger so fortgehen? Wo ist sie, ich will sie sogleich aufsuchen. Oder besser, laß sie hierherkommen; in Deiner Gegenwart höre sie ihr Urtheil."

Mit diesem Entschluß erhob sich Frau von La Bruce, um die Klingel zu ziehen, als Pamela ihr in den Arm fiel. „Wenn Sie mich nicht morden wollen, so führen Sie diesen Vorsatz nicht aus, beste Tante."

„Und weshalb nicht?“

„Erlaſſen Sie mir die Gründe – ich ſelbſt will mit Betzy ſprechen.“

„Wohl, aber es muß noch heute geſchehen, denn morgen reiſe ich ab, und ich möchte um Alles in der Welt Dich nicht in dieſem qualvollen Zuſtand zurücklaſſen. — Haſt Du nach Anatole geſchickt?“

„Er iſt ſeit dieſem Morgen abweſend.“

„Unglückliche! und Du weißt den Grund nicht?“ —

Pamela wurde bleich und ſchüttelte das Haupt. Frau von La Bruce ſpielte jetzt ihren letzten Trumpf aus, und machte der Unglücklichen das Duell bekannt, das, zu verhindern einige Herren der Geſellſchaft vergeblich bemüht geweſen waren.

Das Letzte, was von Frau von La Bruce verlangt wurde, war ein Glas Waſſer, welches ſie trank, und ein Flacon engliſchen Salzes, welches ſie ihrer ohnmächtigen Nichte vorhielt.

7.

Sechs Wochen nach den obigen Vorfällen ſchrieb Pamela an Emilien folgenden Brief:

„Erinnere Dich meines erſten Briefes, in welchem ich Dir den Grundſatz ausſprach, den La Rochefaucault auch in ſeinen Maximen aufgenommen: „Wer ſich einmal verbarg, wird bald gezwungen ſein, es immer zu thun!“ — O ich Bejammernswerthe, ich bin das Opfer der verletzten Wahrheit. Mein Leben iſt verſtört, meine Seele iſt krank, meine Hoffnung ſinkt ins Grab! Alles, Alles iſt verloren, Emilie! Nur Du bleibſt mir; in Deine treue Bruſt ſchütte ich mein belaſtet Herz aus. Vernimm mich und weine über mein Elend. Vor einigen Tagen habe ich eine Unterredung mit Betzy gehabt, deren Wirkung wenig beſſer wie ein Dolchſtoß war. — Himmel! warum ſo viel Liebreiz, ſo viel Reize über ein Weſen ausgegoſſen, das eine ſo kalte, berechnete Tücke in ſeinem Herzen bewahrt. Bis auf dieſes unſelige Geſpräch glaubte ich feſt, und ich konnte noch glauben, daß ich Betzy unrecht thäte, daß ſie an dem, was geſchehen, nicht direct Schuld trage, aber ſie ſelbſt hat dieſen Irrthum als einen ſolchen aufgewieſen. Sie that es eben ſo kalt und mit der gleisneriſchen Ruhe, wie ſie Alles thut. Sie hatte den Muth, mir, die ich unſelig und zerſchlagen vor ihr ſtand, langſam das

Gift, tropfenweise, einzugeben. Höre mich umständlicher."

„Vier Wochen sind es, daß ich Dir zuletzt aus dem Bade — schrieb. Damals, als jene auffallenden Scenen auf dem Ball meiner Tante vorfielen, zwang mich die letztere, sogleich mit Betzy zu sprechen, sie mit guter Art aus dem Hause zu entfernen, aber ich fand den Muth nicht. — Seitdem sind wir hier zu Hause angelangt, und das Übel war ärger wie je. Eine gänzliche Entfremdung von Anatole's Seite, eine Mißachtung und ein Zurückstoßen, Betzy dagegen mit immer fühlbarer werdenden Überlegenheit, mit — ach, ich will das eigentliche Wort nicht nennen, es möchte zu hart klingen — sich mir entgegensetzend. — Ich Arme bereitete langsam die Mittel vor, um meine Fesseln zu lösen. Eine entfernte Verwandte, die ich achte und als eine zartsinnige Frau kenne, ging auf meine Vorschläge ein, und verlangte Betzy als Gesellschafterin zu sich. Mit dem in sehr freundlichen Ausdrücken abgefaßten Brief in der Hand, entschloß ich mich eines Morgens in Betzy's Zimmer zu treten, wo ich sie mit einer Stickerei beschäftigt fand, die sie für Anatole zu seinem Wiegenfeste fertigte.

Durch lange, einleitende Bemerkungen errieth sie schlau, wie sie ist, sogleich den Zweck meines Kommens. — „Sie haben mir die Nachricht Ihrer Verwandten mitzutheilen. Haben Sie etwa in Angelegenheiten, die mich betreffen, an sie geschrieben?"

„Allerdings, liebe Betzy. Erinnern Sie sich, daß auf einer kleinen Reise, die wir im vorigen Sommer zu dieser Frau machten, Ihnen die Lage des Schlosses so wohl gefiel, daß Sie äußerten, Sie möchten dort gerne einige Wochen zubringen?"

„O freilich — eine entzückende Lage! Wenn wir dorthin einmal eine Fahrt machten?"

„Die Dame wünschte Ihre Bekanntschaft — ja, ich darf noch mehr sagen, sie wünscht Sie in ihr Haus aufnehmen zu können."

Betzy sah mich fragend an, und ich fuhr in einiger Befangenheit fort: „Die Frau lebt angenehm und hat Bildung und Geschmack für Künste und Wissenschaften. Sie sieht Gelehrte bei sich — es fehlt in ihrem Hause nie an anregender, Geist und Leben bereichernder Gesellschaft."

„Offen gestanden — Sie wünschen mich los zu sein." —

„Betsy! ist das der Ton, in dem wir zu einander zu sprechen gewohnt sind?“

„Gewohnt? — Seit einiger Zeit nicht mehr. Gestehen Sie, Pamela, es hat sich Manches zwischen uns verändert.“

Ich seufzte und blickte stumm zur Erde.

„Warum sind Sie nicht aufrichtig?“ rief sie, und faßte meine Hand, indem sie mir freundlich ins Auge sah. Verdiene ich, daß Sie irgend ein Geheimniß vor mir haben?“

Diese Worte lösten mein Inneres. Ich warf mich ihr an den Hals: „Du hast Recht, liebes, edles Mädchen, ich that Dir Unrecht, indem ich wähnte, Dein Herz schlüge nicht so warm, um die Qualen des meinigen zu fassen. Ja, Betsy, so wisse denn — das Glück Deiner Pamela erfordert, daß Du Dich entfernest.“

„Das ist ein hartes, und dennoch von Ihnen mit großer Geläufigkeit ausgesprochenes Wort,“ erwiderte sie, und ordnete einen Knäul bunter Wolle.

Ich sank auf meinen Stuhl zurück, und blickte sie erschreckt und schmerzlich an. Sie blieb vollkommen ruhig. Diese Ruhe floß mir wie ein Eisstrom durch alle Glieder. Ich erkannte, daß

ich zu weit gegangen, daß mich nichts berechtigte, auf einen günstigen Ausgang dieses unglückseligen Gesprächs zu hoffen. Dennoch glimmte der Funke von Liebe fort in meinem thörichten Herzen. Ich stieß alle Vorwürfe, jede Härte, jede Mißbilligung in Ton und Miene weit zurück, und unterbrach die schreckliche Pause, indem ich leise fragte: „Nun, wozu entschließen Sie sich, meine Theure?"

„Zu bleiben," erwiderte sie kurz.

„Es soll mir lieb sein, aber ich bitte Sie dann, auf die Ruhe Ihrer Freundin Rücksicht zu nehmen."

„In wiefern?"

„Ändern Sie Ihr Betragen, liebste Betzy. So kann es nicht bleiben. Sie sehen, wie ich leide."

„Welche Schuld messen Sie mir dabei zu?"

„Welche Schuld? gütiger Himmel, kann das noch die Frage sein?"

„Daß ich heiter und lebensfroh bin — ist Ihnen nicht recht. Sie möchten mich trübselig und verstimmt sehen; allein das ist nicht in meinem Charakter. Einst gab es eine Zeit, wo Ihnen diese Heiterkeit sehr willkommen war, wo Sie diese mit als Grund anführten, weshalb Sie mich

in Ihrem Hause zu haben wünschten. Wenn jetzt Ihnen als Fehler erscheint, was früher eine Tugend war, so ist es nicht meine Schuld. — Ich bleibe mir immer gleich."

„Nicht Ihre Heiterkeit tadle ich," — entgegnete ich.

„Und was tadeln Sie überhaupt? Haben Sie ein Recht, mich zu tadeln? — Habe ich dieses Recht jemals Ihnen gegenüber gehabt, und wenn ich es hatte, habe ich davon Gebrauch gemacht?"

„Betzy!" rief ich, und ein krampfhafter Schmerz zuckte durch mein Herz, „mir diesen Vorwurf!" —

„Und warum nicht Ihnen? Glauben Sie, daß ich vergessen habe, was ich Ihnen schuldig bin? Allein meine Schuld ist getilgt; ich stehe vollkommen frei Ihnen gegenüber. Sie retteten die Ehre meines Vaters, ich gab Ihnen dafür die meinige. Wir sind quitt. Ich gestehe offen, daß ich Anatole liebe, daß ich Alles thun werde, um ihn Ihnen zu entziehen, und ich sehe nicht, weshalb ich hierin schuldig sein sollte."

„Kein Wort mehr," rief ich schaudernd. „Welch ein Abgrund öffnet sich meinen Blicken!"

„Er öffnete sich schon damals," erwiderte sie

kalt, „als Sie mich zur Vertrauten Ihres Geheimnisses machten. Mein so tief entwürdigtes Herz ist jetzt despotisch in seine Rechte getreten.“

„Fürchten Sie nicht meinen Zorn, Unwürdige?“ rief ich zitternd. „Ich habe in diesem Hause zu befehlen.“

Sie sah mich lange an, und ihr Blick hatte etwas von dem Auge einer Schlange, die man durch einen Fußtritt gereizt. „Befehlen Sie,“ rief sie, „befehlen Sie, daß ich gehe; vielleicht gehorche ich, doch nicht eher, als bis ich von einem gewissen Briefe Ihrem Manne Kenntniß gegeben.“

„Sie sah die Wirkung, die diese Worte auf mich machten, sie sprang auf, um mich zu unterstützen, denn ich war, zur Thür wankend, einer Ohnmacht nahe. Doch in dem Augenblicke hörte ich Anatole's Stimme. Der Gedanke, daß er mich in einer so schmachvollen Situation finden könne, gab mir Kraft, mich aufzuraffen, und ich entfloh mehr, als ich ging, diesem entsetzlichen Zimmer. — Seitdem hatte ich mich in tiefer Einsamkeit verschlossen.“

„Aber nicht genug mit dieser ans Herz und Leben greifenden Demüthigung, noch eine zweite

ſtand mir bevor, von der ich in meinem arglosen Sinne keine Ahnung gehabt. Du weißt, was ich Dir von Demetrius ſchrieb, Du warntest mich vor ihm, Du haſt ihn mir als einen finſtern Heuchler geſchildert, ich glaubte Dir nicht. Wohl ſah ich, daß Leidenſchaften ſeltſam ſein Inneres durchwühlten, allein ich hielt ihn für religiös und Herr über jede ſtrafbare Neigung. Ach, Emilie — dieſer Demetrius iſt für mich ein Gegenſtand des Entſetzens, des tiefen Grauſens geworden. Mehr als Betzy's Nähe ängſtet mich die ſeinige! — Ich bin dem Tode nahe. — Nirgends Hülfe, nirgends Rettung!"

„Noch vor der Unterredung mit Betzy traf ich eines Abends Demetrius im Gärten. Er hatte ſich zum Beſuch anſagen laſſen, allein ich hatte ihn nicht gerade heute erwartet. Er ſah verſtimmt aus, ſein Gruß hatte etwas Wildes, Aufgeregtes. Ich muß Dir bekennen, Emilie, daß ſeine Nähe zum erſtenmale, ohne daß ich wußte warum, für mich ein Gefühl erregte, wie der Anblick eines Verbrechens. Um dieſe thörichte Einbildung zu verſcheuchen, war ich gegen ihn milder, als ich es ſeit einiger Zeit, wo ſeine wiederholten Beſuche und düſtern Geſpräche mir

läſtig zu werden anfingen, geweſen war. Er ſprach mir von ſeiner Zukunft und theilte mir den Plan mit, die Gegend zu verlaſſen und ſich auf unbeſtimmte Zeit in Italien niederzulaſſen. Ich gab ihm, ziemlich unbedacht, Zeichen der Theilnahme, und bedauerte, ihn verlieren zu müſſen. Plötzlich ſah ich ihn zu meinen Füßen. Die Gegend des Parks, wo wir uns befanden, war einſam. Die Stille des Orts und meine ſichtliche Befangenheit gaben dem gewiſſenloſen Frevler Muth, mir ſeine Liebe zu erklären, in Ausdrücken, die mich zittern machten, weil ſie mir mit einem Zuge ſein ganzes Inneres entſchleierten. Ich ſuchte anfangs mit Milde in dieſen Sturm hineinzuſprechen, aber alle meine Anſtrengungen waren vergeblich. Er geſtand mir, daß er mich geliebt von dem Augenblick an, als er mich geſehen, und daß nichts auf Erden und im Himmel im Stande ſei, dieſe Leidenſchaft zu mäßigen. Ich drohte ihm, Anatole dieſes Geſtändniß zu hinterbringen. — „Thun Sie das, wenn Sie es über ſich vermögen, ſich und mich ins Verderben zu ſtürzen, denn ich werde dann keinen Moment anſtehn, Anatole das Geheimniß mit dem Briefe zu verrathen.“

„Himmel!“ rief ich, und bedeckte mein Antlitz

— „Sie ſprechen ſo? Demetrius! Und Sie waren es, der mir mein Geheimniß entlockte, der es mit einem Schwure treu zu bewahren gelobte, und der es jetzt als Waffe braucht, um heimtückiſch und ehrlos mich arglos Vertrauende zu vernichten.“

„Glauben Sie von mir, was Sie wollen, Pamela,“ rief er mit der Stimme und der Miene eines Wahnſinnigen, „nur erhören Sie mich.“

„Ich weiß nicht, wie es mir gelang, mich von ihm frei zu machen. Er iſt abgereiſt, aber mit der Drohung, bald wieder kommen zu wollen. O Emilie — auch dies Entſetzliche noch! Und wodurch habe ich ſo viel grauſames, ſtrafendes Elend auf mich geladen? Nicht durch Schuld — ſage das nicht, Emilie. Wie ich Edmund liebe, wie ich gegen dieſe Liebe gekämpft, ich ſehe kein Verbrechen darin. Aber dieſe einzige, unſelige Anweſenheit, ſie hat in conſequenter Folge mich in dieſe ſchaudervolle Tiefe geſtürzt, mich in dieſes Labirinth von Schande und Entehrung geführt, aus dem ich keinen Ausgang weiß.“

„Doch es gibt einen Ausgang — ein offenes Bekenntniß an Anatole. Keine Minute will ich

länger zögern. Noch ist Alles gut zu machen. Er soll mich mit der Fülle seines Zornes strafen — aber dann — mir verzeihen, und er wird es; denn er ist edel und einst — liebte er mich. Er wird mich gegen seinen Bruder, gegen dieses pflichtvergessene Mädchen, daß auf meinen Untergang sinnt, schützen. Er wird es; ich weiß es. Bete für mich, Emilie — ich gehe zu ihm." —

* * *

Nachschrift (einige Tage später). „Alles, Alles ist verloren. Er war die Nacht abgereiset, Betzy ist verschwunden; — als ich ihn suchte, fand ich seine Zimmer leer, auf dem Tisch ein Abschieds-Billet, in dem er mir meldet, daß er auf einige Zeit mich verlassen müsse. Ich weiß es — für immer! Das Unglück ist geschehn — zu spät ist es, ihm vorzuarbeiten."

* * *

Einige Wochen später hielt der Wagen der Frau von La Bruce vor dem Hause, sie kam, um ihre Nichte zu sich abzuholen, wo sie ihr eine Freistatt öffnete. — Die unglückliche Pamela war dankbar für diesen Schutz. — Anatole hatte

die Scheidung eingeleitet, die auch bald darauf vor sich ging. Die Leiden dieser unglücklichen, jetzt aufgelösten Ehe hatten Pamela so erschüttert, daß ein langjähriges Leiden ihren zarten Körper befiel und dem Arzt die Hoffnung ihrer Genesung raubte. — Edmund kam aus der Ferne, um die Geliebte in Emilien's Armen verscheiden zu sehen. — Von Demetrius hat man nichts weiter gehört.

Patience.

Ich besuchte in den schönen Herbsttagen des Jahres 18** einen Freund auf seinem einsamen Landsitze, wohin er sich zurückgezogen, weil es ihm seit einiger Zeit in der Welt, wie er bemerkte, zu weltlich herging. Ich fand ihn unter einer Linde sitzend und in einem Kapitel des Thomas a Kempis lesend. Sein erster Anblick gewährte mir keinen sonderlichen Trost; lag nun die Schuld an der sehr warmen Nachmittagssonne, die einen Theil der gegenüberliegenden weiß getünchten Wand grell erleuchtete, oder war es die Erschlaffung einer momentanen Stimmung; mein Freund zeigte etwas Mattes, Schüchternes, Abgespanntes, das zu seinem sonstigen Wesen nicht paßte. Er hielt öfters die Hand vor die Augen, als blendete ihn etwas, er hustete im Gespräch, und sehr zur ungelegenen Zeit stellte sich ein Lächeln ein, das von

Abwesenheit des Geistes zeigte. Man brachte uns Erfrischungen, und bald gelang es mir, folgendes Gespräch mit ihm in Gang zu bringen:

„Wie bist Du mit Deinem Landaufenthalte zufrieden?“ — „Gut; Du kommst wol, um mich zu überreden, wieder in die verdammte Stadt zurückzukehren?“ — „Das ist der Grund meines Erscheinens. Ich dächte, Du könntest es jetzt müde sein, so einsam und müßig zu leben.“ — „Einsam — allerdings, aber müßig? Das ist wiederum einer Deiner verkehrten Begriffe über den Zweck menschlicher Thätigkeit. Bin ich deshalb müßig, weil ich mich nicht mit Dingen und Personen herumhetze, die mich nur peinigen, ohne mich dabei zu fördern? Ihr Weltmenschen denkt sehr verworren über die wichtigen Angelegenheiten des Menschen. Du glaubst nicht, welche Betrachtungen ich anstelle, wie gründlich ich die Welt durchschaue, ihre Nichtswürdigkeit und Frivolität verabscheue. Eben als ich Dich kommen sah, beschäftigte ich mich, Mittel aufzufinden, durch welche man gewissen Übeln in unsern Tagen Schranken setze, so zum Beispiel, der immer weiter um sich greifenden Schreibewuth.“

Ich erschrak, und setzte das Glas Madera, das

ich eben an die Lippen bringen wollte, ſchnell wieder auf den Tiſch. „Um's Himmelswillen!“ rief ich, „und eben komme ich, um Dir den Plan zu einem neuen Roman mitzutheilen, den ich unter der Feder habe.“ — „Das thut mir herzlich leid. In der That, ich kümmere mich jetzt um keine Romane mehr.“ — „Und doch gab es eine Zeit, wo Du ſelbſt welche ſchriebſt.“

Er antwortete nicht, und brachte nur jenes zerſtreute Lächeln auf ſeine Lippen, das mir ſo widerwärtig war; zugleich verſchlang er ein großes Stück Aalpaſtete. Nach einer Weile fragte ich: „Aus welchen Perſonen beſteht hier Dein Umgang?“ — „Wenn ich hierüber gebieten könnte, ſo würde ich Niemanden weiter geſtatten, vor meinem Antlitz zu erſcheinen, als meinem Pudel und meinem Bedienten; ſo aber kann ich nicht verhindern, daß ein halbes Dutzend unleidlicher Menſchen mir mit ihren Nachbarſchaftsanſprüchen zur Laſt fällt.“ — „Wer ſind dieſe Menſchen?“ fragte ich, froh, das Geſpräch von der Frömmigkeit ablenken zu können. Er frühſtückte unterdeſſen fort, und zeigte dabei mit der Gabel rückwärts. „Dort,“ ſagte er, „in dem Hauſe, deſſen balkonartiges Dach Du über meine junge Akazienpflan-

zung ragen ſiehſt, wohnt der widrigſte und beſchwerlichſte dieſer ſechs Plagegeiſter; Du kannſt Dir ſchon denken, daß es ein Weib iſt. Wie ich ſie zum erſtenmale im Frühjahre auf dem Dache, zu mir herabſchauend, erblickte, fragte ich meinen Gärtner, welche Gattung Bäume wol am ſchnellſten wüchſen. Der Schelm hat mich betrogen: er rieth mir zu dieſer Akazienpflanzung, und jetzt, im Herbſte, ſind die Gipfel der Bäume erſt bis zur Taille meiner Landkokette gekommen; ich muß den ganzen künftigen Sommer dazu rechnen, ehe ich mir die Hoffnung machen kann, daß ſie ganz vor meinen Blicken verſchwindet." — „Ich errathe, und unterdeſſen hat der Teufel gewonnenes Spiel." — „Die andere Nachbarſchaft beſteht aus einem Arzte, ſeiner Frau und Tochter. Dieſe Menſchen ſind wieder auf ihre Weiſe unausſtehlich. Der Vater und die Mutter ſchreiben Bücher." — „Alſo wieder Jemand, der Bücher ſchreibt!" — „Und wie es mir ſcheint, haben beide das Feld ihrer Talente gegen einander ausgetauſcht. Die Frau ſchreibt über die Behandlung der Pferde, und er über das Säugen und Entwöhnen der Kinder. Die Tochter lernt alle Räthſel aus dem Charivari auswendig. — Erſt

ſeit vergangenem Herbſte haben ſie ſich hier angeſiedelt.“ — „Und ſind Dir zur Laſt gefallen?“ — „Oft in den heißeſten Tagen. Allein ich ſehe das alles für eine ſehr nöthige Prüfung meiner chriſtlichen Geduld an und klage auch nicht. Auch mußt Du nicht glauben, daß ich Dir dieſe Dinge alle erzähle, in der Abſicht, wie ich ſie wol früher gehabt, damit Du daraus eine Geſchichte zuſammenſetzeſt, durchaus nicht. Wüßte ich, daß Du in dieſem Sinne an meinen Mittheilungen Intereſſe nähmeſt, ſo würde ich mich wol hüten, Dir meine Originale vor die Augen zu bringen. Ich haſſe, wie ich Dir ſchon geſagt habe, alle Erfindungen der Poeten. Sie ſind, auf den Grund gegangen, doch immer nur ſchöne Lügen, und wir müſſen uns in allen Dingen der Wahrheit befleißigen.“

Während dieſer Rede meines Freundes wurde ich die Landkokette anſichtig, die ſich auf dem Balkon ihres Daches zeigte und Blicke zu uns herüberſandte. Sie war, dem Anſcheine nach, eine noch junge Frau von höchſtens neun und zwanzig Jahren, ſtark brünett, mit äußerſt ſtarken Bewegungen. Während ich mir die Miene gab, ſie nicht zu bemerken, lief ſie unausgeſetzt an der Bruſtwehr auf und ab, indem ſie ſich dabei mit

einem großen Fächer Luft zufächelte und mit einem Sonnenschirm manöverirte.

Bei aller Mühe konnte ich den Eindruck, den diese Bekanntschaft auf mich machte, nicht ganz verbergen, und mein Freund war eben willens, mich um die Ursache meiner seitwärts nach oben gewandten Blicke zu befragen, als an der Gartenthür ein Jokei erschien, der ein Briefchen abgab. Es enthielt eine Einladung des Arztes zum Mittag. Mein Freund gerieth in Verlegenheit, ob er sie annehmen sollte, fand jedoch bald, daß er dieser erneuten Prüfung nicht aus dem Wege gehen dürfe. Er sagte zu, und um halb fünf Uhr befanden wir uns auf dem Wege zu der Wohnung des Arztes, die nur einen Büchsenschuß weit vom Landhause entfernt war.

Ich fand die Familie des Arztes beisammen, gerade so, wie sie mir mein Freund geschildert hatte. Die Frau, eine große, corpulente Blondine, war durch die Massenhaftigkeit verhindert, selbst das Pferd zu besteigen, doch gab sie vortreffliche Anweisungen; die Tochter war ein blasses, schmächtiges Geschöpf. Als wir eben zur Tafel gehen wollten, erschien ein langer, dürrer, in Schwarz gekleideter Mann, den man den polnischen Grafen

nannte. Gleichwol war er nie in Polen gewesen. Sein Zuname war in dem Landesdistrict, wo die Familien zusammenwohnten, lediglich durch den langen, dunklen Bart des Mannes und durch seinen eigenthümlich geschnittenen, mit Schnüren besetzten Rock, den man einen polnischen Rock nannte, entstanden. Dieses alles war ganz in der Ordnung.

Bei Tische ruhte das Gespräch einseitig auf der Dame des Hauses; Niemand anders bezeigte Lust, viel zu sprechen; mein Freund aus Grundsatz, ich aus Ermüdung von der Reise, der Arzt und der Graf, weil sie sich unvermerkt in Gedanken verloren und ganz zu vergessen schienen, daß wir alle gegenwärtig waren. Zum Nachtisch gab die Tochter einige Räthsel auf, da sie aber Niemand löste, that sie es selbst, mit einem verzeihenden Lächeln. Gleich darauf ging die Gesellschaft auseinander.

Der Arzt und der polnische Graf begleiteten uns auf dem Heimwege. Die Wärme hatte sich gemildert; während ein kühler Abendwind wehete, blieben wir in der Nähe des Hauses vor einer bunten Astern flor, und es entstand eine ziemlich lebhafte Unterhaltung. Ich hatte von meinem

Freund erfahren, daß der Graf eine Pflegetochter habe, die er auf eine höchſt ſonderbare Weiſe erziehe, oder eigentlich verziehe, und brachte das Geſpräch darauf. Der Graf führte nach einigen Gegenreden allein das Wort. Da ich ihn neugierig beobachtete, entging mir keine Eigenheit ſeiner ſonderbaren Redeweiſe. Er ſtieß die Worte oft polternd heraus, wie im Zorne, dann lispelte er wieder, gleichſam wie ſchüchtern, ſeine Gedanken laut werden zu laſſen; endlich warf er kurze, verwegene Sätze in einem ſchmetternden Tone aus, daß man glauben konnte, man befinde ſich in einem Schlachtgewühle und höre die Lärmtrommel. In dem Kopfe dieſes Mannes mußte es allerdings ſonderbar ausſehen.

„Es wollen unſere Frauen nicht allein den Rock, ſondern auch die Seele des Mannes uſurpiren," rief er: „mögen ſie es doch! Es kommt darauf an, daß die Geſchlechter ſich mit einander verſtändigen. Catharina die Zweite zog Männerkleidung an und ſchmückte ſich mit dem großen Bande ihres Hausordens, als ſie in der Nacht ihrer Thronbeſteigung an der Spitze ihrer Garden erſchien. Zenobia, Semiramis gingen als Männer einher. Erinnern wir uns an den Ritter d'Eon,

rufen wir uns das Bild Jeanne d'Arc's ins Gedächtniß, in neuerer und neuester Zeit ein paar deutsche Frauen. Mögen sie doch! Es kommt auf einen Versuch an. Man lasse sie gehen; ist ihnen später der Weg verbaut, so werden sie ohnedies umkehren."

„Die antike Welt verachtete die Frauen. Man wollte nur Aspasien und Phrynen gelten lassen. Aus den Theatern und dem öffentlichen Leben blieben sie verbannt. Das Christenthum macht keinen Unterschied, ja es verstattet der Frauenseele zuerst die verschiedenste Annäherung an die Gottheiten. Magdalena wäscht Christus die Füße. Das weiche, schöne Haar einer bekehrten Sünderin legt sich liebkosend um die wunden Füße des ermüdeten Gottes. Später predigt er zweien Schwestern, von denen die eine ihn versteht, die andere, ruhelos sorgend, seine sanften Vorwürfe erdulden muß. Derselbe milde Gott vergibt einer Ehebrecherin, die ihm ein roher Haufe drohend entgegenführt, das alles ist gewissermaßen schon Emancipation des Weibes. Wir berühren nicht einmal die Erwählung Maria's zur Mutter Gottes. Das Christenthum hat in seiner Grundidee etwas weiblich Rührendes, Thränen sind sein Motto.

und wer vergöſſe die lieber und öfter, als Weiber! Eben ſo ſind die Künſte, die es vorzugsweiſe hervorrief und begünſtigt, weiblich: die Malerei, die Muſik. Die Tapferkeit iſt männlich und heidniſch: darum verdammt ſie indirect der Gott, deſſen Reich die Liebe, die Verſöhnung, der Friede iſt. Die ſtolze Männerſchönheit der antiken Welt ſchmolz in eine reuige Magdalenenthräne der modernchriſtlichen."

„Das alles darf uns dennoch nicht irre machen. Zwar wollen wir keineswegs aus unſern Frauen Amazonen ſchaffen: wer den Frieden findet in ſtiller Weiblichkeit, der bleibe darin; unſere Wohnſtuben und Küchen bedürfen deſſen. Aber wo wir ein Weib finden, eigenſinnig und kühn, eine ſeltſame Natur, einerſeits ein Halbgott, andrerſeits nicht einmal fähig, die Maſchen eines Strumpfes zuſammenzuzählen, ein unbegreifliches Geſchöpf, das, anſtatt das Mahl zu bereiten und nach Feuer und Töpfen zu ſchauen, zu den Füßen eines Philoſophen ſitzt und von göttlicher Weisheit träumt, ſelber die Güte, den Wegen der ewigen Güte forſchend nachgeht — da laßt uns im Stillen und ohne daß die andern Weiber es ſehen, denn ſie möchten ſonſt ſtolz und übermüthig werden,

die Hände falten und Männer zu den Männern ſprechen: Ach, hätten wir das feine, ſtille Herz dieſes Weibes! hätten wir den klugen Geiſt dieſer Erwählten, die ſichtbar das Manna einſammelt, nachdem wir vergeblich in der Finſterniß greifen!"

Der Arzt ſchüttelte zu dieſer Rede den Kopf. „Es iſt nur ſchlimm," ſagte er, „daß die Frauen oft nothgedrungen dem Staate ſo oft ſich entziehen müſſen; und überhaupt, eine Frau ſollte ſich damit begnügen, Helden zu gebären und ſelbſt keiner ſein wollen." — „Das iſt eine antike Vorſtellungsweiſe und paßt keineswegs mehr zu unſerm Leben," rief der Graf, „es gilt keine wüſten Steppen zu bevölkern, keine entfernten Länder zu coloniſiren: wir haben den biegſamen, ſüßen und doch ſo ſtarken Frauengeiſt zu Zwecken nöthig, die nicht minder edel ſind, als einen Diſtrict Landes mit Soldaten und Bauern zu füllen. Ich für meinen Theil will gerne nicht geboren ſein, wenn ſtatt meiner eine Idee von dem Weibe, das ich Mutter nenne, kühn und göttlich hätte in die Welt treten können. Für die Materie arbeiten Tauſende, warum wollen wir die Wenigen, die für den Himmel ſchaffen, läſtern? Laſſen wir einem Weibe die einſame Krone, ſie trägt ſie doch mit Schmerzen.

Wir wollen uns vor ihr beugen so tief, als dem eiteln, prahlerischen und dünkelvollen Männergeiste nur möglich ist. Wissen wir denn, was in der Seele eines solchen Weibes vorgeht? Wir haben nur immer unsern dürftigen und kindischen Stolz."

Der Graf hatte sich niedergebückt, eine Aster vom Strauche gelöst und hielt jetzt die Blume vor sich. „Warum blüht diese Blume im Herbste?" rief er; „warum nicht im Frühling, im Sommer, wie so unzählige andere Blumen? Ohne Zweifel hätte sie es dann besser, der Sonnenschein ist wärmer und bleibender, der Boden noch in frischer Kraft — aber sie blüht im Herbste. Wir wollen sie nicht tadeln. — „Und übrigens," setzte er mit sehr weicher Stimme hinzu, indem er unverwandt in die Blume schaute, „ein Weib, das zugleich das Wohl des ganzen Staates im Herzen und ein Kind unterm Herzen trägt, ist sie nicht doppelt gesegnet? Müssen wir nicht unsere Kniee beugen vor der, die zweifach gibt, beides mit Schmerzen und beides mit Verleugnung ihres eigenen Lebens? Dahinauf reicht kein Mann." — „Ja, aber —" hob der Arzt wieder an. — „Still!" rief der Graf mild; „wozu überhaupt streiten? Es kommt ja nur auf einen Versuch an, habe ich gleich

Anfangs geſagt. Man laſſe ein Weib gewähren, und ſehe zu, wie weit ſie kommt; doch werfe man ihr keine Störung in den Weg, weder in Lob noch in Tadel. Geben Sie acht, meine Herren, wir werden ſie wie eine Somnambüle auf den Dächern, ſpitzigen Ecken, kantigen Abdachungen und ſchiefen Lagen unſerer Kultur herumwandeln ſehen; wenn der Mond, das heißt der Geiſt, ſie nicht verläßt, fällt ſie nicht. Nur nicht ſie beim Namen: Weib! gerufen, ſonſt ſtürzt ſie in unſere kleinen Hofräume und engen Stubenbehältniſſe herab.“ Als der Graf fortgeſprochen hatte, ſchüttelten wir alle die Köpfe wie die Chineſen.

Spät am Abend, wie ich mit meinem frommen Freund wieder allein war, ſagte dieſer: Ich ſehe es Deinem Weſen an, die Erſcheinungen und Reden unſeres Grafen haben Dich angeregt; jetzt mußt Du nothwendig das ſonderbare Geſchöpf ſehen, welches nach dieſen Grundſätzen erzogen worden iſt. Ich und der Doctor geben es für verloren.“ — „Es iſt ein Mädchen?“ fragte ich. „Ja, obgleich ſie hier in der Gegend allgemein für einen Knaben gilt. Sie iſt ſogar ſo wild und ſo gefährlich, daß mancher Dorfburſche, der ſich doch etwas zutraut, ihr aus dem Wege geht.

Man ſieht ſie auf dem Pferde der Frau Doctorin in Nacht und Nebel, gleich der verrückten Phantaſie eines Dichters, durch die Fluren jagen.“ — „Das iſt etwas für mich!“ rief ich erfreuet. „Nenne mir nur geſchwind den Namen des mährhaften Weſens.“ — „Sie heißt Patience,“ erwiderte mein Freund; „wahrſcheinlich,“ ſetzte er mit Lächeln hinzu, „weil man chriſtliche Geduld braucht, um ſolche Geſchöpfe um ſich zu dulden. Ihre Abſtammung iſt dunkel; Einige ſagen, der polniſche Graf habe ſie Zigeunern oder Juden abgehandelt, Andere halten ſie für ſein Kind. Gewiß iſt, daß der Alte nie verheirathet war, aber in ſeiner Jugend wild genug gelebt hat. Er iſt dabei, wie Du bemerkt haben wirſt, nicht ohne Intelligenz, und ſeine Bildung und ſeine Ideen haben ihren eigenthümlichen Weg genommen. Das iſt immer anzuerkennen; man ſieht und hört heutzutage ſo viel Abgelerntes und Angewöhntes; eine Beſonderheit, ſollte ſie auch an Verſchrobenheit grenzen, behält in den Augen ihres Kenners ihren Werth.“ — „Das iſt alles ganz unzweifelhaft,“ rief ich; „aber ſage mir jetzt, wo ich Patience finden kann?“ — „Wir werden morgen zu der Landkokette gebeten werden, es iſt ihr Wochentag; dort findeſt Du dieſes kleine

Ungeheuer, auf deſſen Bekanntſchaft Du ſo neugierig biſt. Du wirſt es erkennen an einem paar großen ſchwarzen Augen, die es bei jedem neuen Gegenſtande über alle Gebühr aufreißt. Ihr Mund und ihre Zähne ſind ſchön. Ich finde aber im Ganzen keinen Geſchmack an ſolchen Zwittergeſchöpfen."

Den Tag darauf lud uns die Landkokette ein, den Thee bei ihr zu trinken. Sie war in nicht geringer Aufregung; von meiner Ankunft unterrichtet, wußte ſie nicht, wie gerade jetzt die Moden in der Reſidenz ſich geſtaltet hatten. Um alle Schätze in der Welt wollte ſie nicht unmodiſch vor mir erſcheinen. In der Verlegenheit hierüber hatte ſie ſich ſo geſchmacklos und ſo auffallend gekleidet, daß mein frommer Freund erſchreckt und geärgert ſogleich wieder umkehrte und mich allein den Verführungen Circe's gegenüber ließ.

Wir ſetzten uns, und ſprachen eben von den Romanen von Paul de Kock, als die Glasthür ſich öffnete und ein junger Burſche hereintrat, der ſehr sans façon den Hut auf dem Kopfe behielt und durch ein Salutiren mit der Reitpeitſche grüßte. Er ſchien aufs äußerſte verwundert über meine Gegenwart, ſah mich lange mit großen Augen an,

nahm dann, zögernd und mich immer im Auge behaltend, einen Stuhl, und ſetzte ſich mit einer gewiſſen Förmlichkeit, die ein ſonderbares Gemiſch von Unverſchämtheit und Blödigkeit war. Nach dieſen Anzeichen hätte ich ihn für einen hübſchen jungen Flegel gehalten, ſo aber wußte ich, daß ich Patience vor mir habe.

Wir ſetzten unſer Geſpräch fort, immer unter bezauberndem Lächeln und ſüßlichem Flüſtern von Seiten der Wirthin. Sie reichte Patience eine Taſſe; der heiße Thee überſchüttete des Kindes Finger. Sogleich ſprang Patience auf, Feuerfarbe im Geſichte und die Lippen zum Weinen verzogen. Eine Weile hüpfte ſie im Zimmer umher, die beſchädigte Hand ſchwenkend, dann trat ſie zu der Dame, hielt ihr die Finger hin und ſagte mit einem eigenthümlichen Ausdruck von graziöſem Muthwillen: „Küſſen Sie, Madame! Wunden, die Sie ſchlagen, können auch Sie nur wieder heilen.“ — „Sie ſind ein Kind!“ ſagte ſie, und ſchlug ihr auf die Hand. In dieſem allem lag nichts Beſonderes. Es waren die Unarten eines Knaben, aber mit einer Heiterkeit und Anmuth, die auf das wahre Geſchlecht dieſes ſeltſamen Geſchöpfes hindeuten.

Wir machten nach dem Thee einen Spaziergang

im Garten. „Wissen Sie wol," sagte Patience, indem sie sich an meinen Arm hing, „daß Sie mir gefallen? Das ist bei Gott keine so sehr gewöhnliche Sache bei mir." — „Vielleicht, weil ich Bücher schreibe?" — „Die habe ich nicht gelesen; überhaupt lese ich nicht viel; allein ich lebe in manchen Stunden ganze Bücher zusammen. Wenn ich in der Stille, in der Dämmerung im Walde sitze, geht der Inhalt ganzer Bibliotheken durch meinen Kopf. Unsere Zeit ist selbst ein Buch, aber der Autor ist feige. Da er gemerkt hat, daß manche seiner Ideen Aufsehen erregen könnten, hat er sie für Druckfehler ausgegeben. Aber man muß sich nur nicht irre machen lassen. Die Feigheit des Autors muß durch desto größere Kühnheit des Lesers wieder ausgeglichen werden." — „Dieser Gedanke ist nicht übel," sagte die Kokette, indem sie den Kopf senkte und mit einem kleinen Myrthenzweige spielte. — „Ich habe mehrere dergleichen," sagte Patience, und fuhr dabei der Dame ums Kinn. „Wie alt sind Sie?"

Diese plötzliche Frage erschreckte die Circe. Sie setzte sich in einiger Verstimmung auf eine Bank, indem sie seufzte: „Es ist so warm!" — „Wie alt?" wiederholte Patience die Frage. —

„Wissen Sie nicht," entgegnete sie, „daß man so etwas eine Dame nicht fragen darf?" — „Und weshalb nicht? Wäre ich eine Frau, ich würde offen bekennen, daß ich siebenzehn Jahre zähle." — „Ach! aber man bleibt nicht bei siebenzehn Jahren stehen." — „Ganz recht, man wird älter; aber ich sehe darin kein Unglück. Nicht die Jahre, sondern die Erfahrungen unseres Herzens bestimmen unser Alter, und da sind immer die ältesten Frauen die liebenswürdigsten."

„Aber, Patience," sagte ich, „es gibt Herzen, die noch unberührt sind, und gerade in dieser Unberührtheit unendlich verführerisch." — „Das verstehe ich nicht; ich habe keine Bekanntschaft unter Engeln. Mein Herz wurde schon berührt, als ich zum erstenmale eine Blume im Morgenstrahle ihren Kelch öffnen sah. Dies war für mich eine Erfahrung, über die ich tagelang nachdachte und die mein ganzes Wesen umgestaltete." — Die Kokette seufzte. „Was werden Sie erst empfinden, wenn Sie lieben!" sagte sie, und sah mit einem lächelnden Blick zu ihr hinauf. — „Das weiß ich nicht. Es kann ja auch sein, daß ich gar nicht liebe, oder daß ich auf eine Stunde, einen Sommernachmittag liebe." — „Ach nein,

die Liebe nimmt unſer ganzes Leben hin, und ach, wir wiſſen nicht einmal, ob wir jenſeits des Grabes von ihr frei ſind.“ — „O das wäre zum Todtſchießen! — Nein, Madame, da verſpreche ich Ihnen, mich kürzer zu faſſen.“

Ich mußte an dieſe Worte zurückdenken, als ſpäter Patience's Leben in ſeinen bedeutenden, aber unglücklichen Momenten mir vorlag. Ihr kurzes Daſein war der ſchwüle Sommernachmittag einer peinvollen Liebe. Es lag eine düſtere Prophezeihung in dieſen kindiſchen Worten.

Als der Arzt, ſeine Frau und Tochter in den Garten traten, verließ ich ihn mit Patience. Wir ſchlugen einen abgelegenen Pfad ein, der uns bald in das Dickicht eines Wäldchens führte. Während ſie, ein Liedchen trillernd, vor mir herging, fiel mir das Sonderbare und Fremdartige erſt recht in die Augen. Weiß ſie um das Geheimniß ihres Geſchlechts? fragte ich mich. Und wie iſt es möglich, dieſe Unbefangenheit zu behaupten, wenn ſie darum weiß? Nein, nein, ſie fühlt nicht, ſie ahnt nicht, in welche falſche Stellung der Eigenſinn ihres alten Erziehers ſie gebracht hat. Es iſt ihr völlig unbekannt, daß ſie ihre Gedanken, Gefühle, auf einen trügeriſchen Grund baut, und

daß ſie über kurz oder über lang das ganze Gebäude mit eigenen Händen wird niederreißen müſſen. Der Alte iſt toll, daß er an einer Seele Experimente macht. Gibt es keine Strafe für mediziniſche Verſuche mit pſychologiſchem Gifte?

Wir waren auf einem anmuthigen Raſenplatz an einer Waldquelle angelangt. Sie warf ſich auf das Gras und forderte mich auf, ein Gleiches zu thun. Ich gehorchte ihr, denn ich hatte nicht den Muth, ihr in irgend einem Dinge den Gehorſam zu verweigern. Als wir eine zeitlang ſchweigend einander gegenüber geſeſſen, rief ſie: „Erzählen Sie mir eine Geſchichte, gleichviel, ob wahr, oder erfunden. Ich denke mir, es müſſen durch ihren Kopf ebenſo viele tolle und wunderliche Hiſtorien laufen, wie ſtündlich durch den meinigen. Zudem hat man mir geſagt, daß Sie ein Schriftſteller ſind.“ — Das könnte ſein, zuerſt aber muß ich leben. Bücher ſind Beweiſe, daß der, der ſie geſchrieben, gelebt hat. Bei mir iſt aber noch Alles Zukunft. Nun erzählen Sie; oder fällt Ihnen nichts bei?“

„Eigenes,“ ſagte ich, „wüßte ich nicht; aber ich will Ihnen eine hübſche Dichtung nacherzählen.“

Ich wählte aus meinen Erinnerungen ein Mährchen, das auf mich, als ich so alt war wie Patience, einen lebhaften, einen nie zu verlöschenden Eindruck gemacht hatte: Undine. Aber ich hatte Patience wiederum falsch beurtheilt; sie war eben etwas völlig Verschiedenes von jeder gewöhnlichen Erscheinung. Was einen jungen Burschen von siebenzehn Jahren entzückt hätte, davon wandte sie sich mit einer mädchenhaften, weit über ihr Alter gehenden Klugheit ab. Ihre Phantasie war so über alles Maaß hinausgereift und selbstständig, daß sie in jedem Gebilde, daß ihr vorgeführt wurde, auf den tiefen Grund sah, wo Phantasie und Weltanschauung zusammentrafen. — „Sonderbar!“ rief sie, als ich mit meinem Mährchen zu Ende war, „die Seele? durch die Liebe zum Manne soll die Frau erst ihre Seele bekommen? O, das ist falsch! Die Frauen wären beseelt, wenn es auf der Welt keine Männer und keine Liebe gäbe. Gesetzt, ich wäre eine Frau, so würde ich Gott lieben, die Wahrheit lieben, mich selbst lieben, und das alles würde mir Seele genug verschaffen, wenn ich auch keine, oder nur eine mangelhafte bekommen hätte.“

Wie wir wieder zur Gesellschaft kamen, waren

mehrere junge Mädchen gegenwärtig. Unter diesen galt Patience ganz unbezweifelt für einen tollen Burschen. Er scherzte und spielte mit ihnen, er trieb sie in den Zimmern herum, er sagte ihnen tausend ausgelassene Späßchen und brachte die schüchternsten zu einer maßlosen Lustigkeit. Bei allen seinen Scherzen bemerkte ich jedoch nicht die leiseste Anspielung auf das Geschlechtliche. Kein Kuß, keine Galanterie, kein halbes Lächeln, kein Wink, kein zum Erröthen treibendes Wörtchen; aber ausgelassene Tollheit. Er war unschuldig wie ein Engel, aber dabei wild wie eine junge Katze. Man konnte nicht müde werden, diesen geschlechtslosen Elfen, aus irgend einem Sommernachtstraum herausgestohlen, zu beobachten, zu belächeln, zu bewundern.

Ich kam voll von Patience nach Hause. Mein Freund verlor die Patience, indem er immer wieder von ihr hören mußte. Endlich verließ ich die glückliche Gegend, mit dem Zauberbilde meiner kleinen Göttin im Herzen. Ich hatte Abschied genommen von dem Arzte und von seiner corpulenten Frau, ich hatte der Landkokette die Hand gedrückt, ich hatte Patience zum letztenmale gesehen, zum letztenmale als Kind, als Blume,

als Engel, als Traum, als Menſch gewordenes Mährchen; ich ſollte ſie wieder ſehen, wie dieſes Kind gereift, dieſe Blume geknickt, dieſer Engel ſeiner Fittige beraubt, dieſer Traum verwandelt, dieſes Mährchen in proſaiſchen Ernſt aufgelöſt war. Zwanzig Jahre waren vergangen, als ich Patience wieder ſah. Sie war eine Frau, kränklich, bleich, in ſchwarze Gewänder gehüllt. Sie war Schriftſtellerin. Ihr Leben hatte einen ſeltſamen Weg eingeſchlagen. Sie ſtand jetzt allein in der Welt; man haßte ſie, man ging ihr kalt aus dem Wege, ihre Seele war voll Bitterkeit. Arme Patience, welch eine Veränderung! Aber welche Fülle von Begebenheiten drängte ſich auch für ſie in dieſe Spanne Zeit. Wir wollen ſie ſummariſch zuſammenfaſſen: Liebe, Verrath, erſter Bruch in der Welt, Fluch, ein fremder Welttheil mit ſeinen Schönheiten und Schrecken, Einſamkeit, Kampf, Reſignation! O, das iſt viel! genug, um eine Wange bleich zu machen, genug, um ein Herz zu brechen, um einem Engel die Fittige zu rauben. Wir wollen jetzt dieſe Schickſale näher ins Auge faſſen. Es fehlt uns zum Glück kein Umſtand, der uns Belehrung verſchaffen kann, zwiſchen welchen Felſen und über welche Abgründe

der Weg der Unglücklichen führte. Ich ſelbſt hörte aus Patience's Munde einen Theil ihrer Schickſale, einen andern Theil enthielt ein Tagebuch, das mir ſpäter, als ſchon die Kämpfende zum Frieden eingegangen war, zu Geſicht kam.

In jenen Tagen waren die Individualitäten, wie die einer Rahel und Bettina, noch nicht dageweſen: der St. Simonismus und die Emanzipation der Frauen waren noch nicht im Kreiſe der Tagesideen eingeſchloſſen, Georg Sand hatte noch nicht die Weltbühne betreten. Damals eine Erſcheinung, wie die der armen Patience, war etwas Neues, Beſonderes, aber keineswegs etwas Anziehendes. Frauen, die auch männlich dachten, wie Frau von Staël zum Beiſpiel, hüteten ſich gleichwol, die kecken Formen, die Ungebundenheit, die ſtolze Freiheit zu uſurpiren, die eine Madame Dudevant zur Schau trägt. Man fürchtete, mit der Geſellſchaft zu zerfallen, denn dieſe Geſellſchaft war damals, was ſie vielleicht wieder werden wird, ein allgemein im Anſehn ſtehendes Inſtitut, ein Gerichtshof der Sitte, vor dem ſelbſt die Intelligenz ſich beugte.

Man kann unſerer Poeſie den Vorwurf machen, daß ſie uns noch nicht den Seelenzuſtand eines

Weibes auf der einsamen Höhe einer finstern Weltanschauung im Bilde gegeben habe. Und doch sind diese Zustände bei Frauen nicht eben etwas nie Dagewesenes. Die kühne Forschung, die nächtliche Resignation, der kalte Überdruß und der ewig wache Schmerz des Zweifels, sollte er nie in den Busen eines Weibes eingekehrt sein? Gibt es nicht, oder gab es nicht einen weiblichen Hamlet, einen weiblichen Faust? Es liegt scheinbar in dieser Zusammenstellung ein Widerspruch; wo aber liegt in den Ideen etwas Widersprechendes, wenn wir annehmen, daß der Geist des Weibes fähig ist großer Gedanken, kühner Träume, selbstständiger und tiefer Ideen? ist denn nicht schon der Mißbrauch dieser Kräfte oder die Lenkung derselben auf das Zerstören mit zugegeben? Aber hier höre ich den alten Grafen erwidern: Der Stolz der Männer lehnt sich gegen diese Annahme auf. Es ist die alte Fabel von der Undine: Der Frauen Geist nimmt nur durch die Liebe und in der Liebe Selbstständigkeit an.

Es ist eine schwere Aufgabe, die Liebe zu schildern bei einem so sonderbaren Wesen, wie es Patience war. Vielleicht war es nicht einmal das, was man bei gewöhnlichen Frauen Liebe nennt,

vielleicht nur ein Augenblick der Schwachheit, der Hingebung an das Geſetz alles Erſchaffenen, und dann wieder ein ſchnelles Zurückziehen der Seele, gleichſam wie berührt durch eine dämoniſche Einwirkung. Doch dem ſei wie ihm wolle, gewiß iſt es, daß Patience den Mann, den ſie liebte und der ſie beleidigte, nur einen Sommernachmittag geſehen und geſprochen hat.

Man tadelt dieſe ſchnell erwachſene Leidenſchaft, dieſe plötzliche und unwiderſtehliche Gefangennehmung des Herzens, als etwas, das ſehr wenig mit dem Laufe der Natur zuſammenſtimmt, und dennoch iſt dies das ſicherſte Zeichen des dämoniſchen Charakters einer Seelenthätigkeit, die zu erforſchen mit allen unſern Combinationen uns noch ſo wenig gelungen iſt. Warum ſoll es nicht möglich ſein, daß das Auge allein dem Sitz der Empfindung jene despotiſchen Eindrücke zuführt, die über unſer ganzes Leben beſtimmen? Warum mißtraut man hierin jenen wunderbaren Einflüſſen, denen man ſich bei anderer Gelegenheit mit ſo vielem Glauben hingibt? bei der Andacht zum Beiſpiel, bei den religiöſen Sympathieen? Hier wie dort gibt es Myſterien, die wir nie enthüllen werden. Die nähern Umſtände, die dieſe Neigung

ſo ſchnell herbeiführten und ſo langſam wieder zerſtörten, ſind von keiner Wichtigkeit. Man kann ſie in einer Menge Schilderungen der Leidenſchaft mit aufgezeichnet finden; nur die Folgen, die dieſer gefährliche und erſchütternde Zuſtand auf Patience's Seele hatte, ſind beſonderer Art und gehören hieher. Von dem Augenblicke an, da ſie ſich verrathen ſah, da ſie der verließ, den ſie liebte, ſtürzte ſie von der eingebildeten Höhe ihres Stolzes und ihrer kühnen Hoffnungen herab. Sie hörte auf, ein Mann ſein zu wollen, da ſie die volle und bleibende Schwäche des Weibes einmal an ſich verſpürt hatte. Sie glich jener ſchönen ſterbenden Amazone in Raphaels Gemälde, die, den Pfeil im Buſen, einen ſchmerzlichen Blick des Vorwurfs voll Zärtlichkeit auf den Mann heftet, der ſie gemordet hat. So war auch Patience beſiegt. Sie legte die männliche Kleidung ab und erſchien als ein bleiches, junges Mädchen, mit ſchwärmeriſchem Ernſt in den dunklen Augen. Nie beſtieg ſie ein Pferd wieder, nie ſah man ſie durch den Forſt jagen oder ſich mit ſtolzer Selbſtgefälligkeit in die Spiele der jungen Männer miſchen. Sie bewohnte mit dem alten Grafen, ihrem Pflegevater, ruhig und in der Einſamkeit das Landhaus,

das jener vom Arzte gekauft, der, unwillig über die Stille und Einſamkeit des Landlebens, ſich entfernt und in eine nahe gelegene Stadt begeben hatte, wo ſeine Talente und die ſeiner Frau mehr anerkannt wurden. Man muß eine große Leidenſchaft überwunden haben und jetzt der Natur nahe am Herzen ſein, um die Erfahrung zu machen, daß dann die zarteſten und verſteckteſten Keime unſeres Empfindens erwachen und unſer Geiſt auf eine unmittelbare Weiſe von Gott berührt wird. Das iſt der Zeitpunkt, wo ſich Geſtaltungen in uns drängen, die uns ans Licht treiben, wo Ideen und Bilder in uns jählings reifen, wie die Blüthen des Frühlings in einer ſchwülen Gewitterſtille. Patience dichtete hier ihre erſten Verſe, ſchrieb zum erſtenmale in zuſammenhängender Folge ihre Gedanken über Welt und Leben nieder. Wer jene Gegend kennt und das einſame Haus mit dem dunklen Rebengeländer ſieht, das ſich nach dem Garten zu öffnet, der hat den nächtlichen Wanderer, der die Straße einherzieht. Er denkt, wer wol hinter dem röthlichen Vorhang, in deſſen Falten der Nachtwind ſpielt, arbeiten möge. Ein Geſchäftsmann etwa, ein ſtrenger Haushalter, der am Schluß des Tages noch ſpät

die Rechnung des Hauſes ſtellt? — Er läßt ſich's nicht träumen, daß es ein junges Mädchen ſei, das die Empfindungen ihres verwundeten Herzens aushaucht, gleichwie von den Blumen unter dem Fenſter das Opfer ihrer ſüßen Düfte, ein Raub des Nachtwinds, ſchmerzlich dahingegeben wird.

Die erſten Erfolge ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit waren glänzend. Der erſte Lorbeer, den die Muſen ſpenden, iſt immerdar der friſcheſte und grünſte; die ſpätern Zweige leiden entweder durch den kalten Anhauch des Neides, oder durch die zu jähe Gluth der Bewunderung. Patience nahm das Glück, das man ihr bot, mit jenem ſchmerzlichen Wohlgefallen hin, wie man ſchöne Blumen von einem Grabe pflückt. Sie hatte jene ewig unvergeßlichen Stunden zu Gedichten gemacht, ſie hatte jene ſchmerzvollen Seufzer, die todesbangen Erinnerungen, unter denen ihre junge Seele bald erlegen war, in die künſtelnde und einſchmeichelnde Form eines Romans gebracht. Man las und ſtaunte, man bewunderte und vergoß Thränen der innigſten Rührung. Nicht leicht konnte ſich ein Schriftſteller ſchmeicheln, mit ſo großer Wirkung auf die Gemüther ſeiner Zeitgenoſſen ſeine ehrenvolle Laufbahn betreten zu haben. Aber der

Ruhm dauerte kurz, die Bewunderung verlor sich, die Theilnahme wurde kühl. Patience schrieb nur einen Roman, und das Publikum hoffte deren ein halbes Dutzend in den zwei Messen des Jahres zu erhalten. Sie hatte gesagt, was sie zu sagen hatte; ihre Mission des Gefühls war vollendet, jetzt kam die Mission des Gedankens an die Reihe, und hier verließen sie alle jene lärmenden Haufen, die sie mit den heftigsten Zeichen des Beifalls umgeben hatten. Ein Schriftsteller von Bedeutung kann ganz genau die Gewichte ermessen, die die Wagschale seines Ruhmes steigen oder fallen machen. Er ist vollkommen Herr seines Geschicks. Mit dem ersten philosophischen Werk, das die Menge nicht versteht, ist das Mißtrauen erweckt und der flüchtige Ruf in alle Winde versprengt. Je reiner und unvermischter er das Gold gibt, desto untauglicher wird es, um daraus Münzen und die kleinen Schmuckzierrathen für den täglichen Gebrauch zu formen. Gegen eine Frau besonders erhebt sich rasch die Stimme des Urtheils. Man gesteht ihr das Recht zu, unser Herz zu bilden, unsere Empfindung zu verfeinern und zu erhöhen, allein man gesteht ihr nicht das Recht zu, unsern Verstand zu vervollkommnen. Hier wollen wir Männer hören.

Patience fühlte ſich durch den geringen Erfolg eines Werkes, auf deſſen Wahrheiten und Ideen ſie ſtolz ſein durfte, verſtimmt; das zweite Buch, das ſie in dieſer Art ſchrieb, zeigte ſchon Bitterkeit und wurde daher noch kühler aufgenommen; ein drittes war für jeden Mann verwundend, und da Männer die Kritiken ſchreiben, ſo mußte Patience den Stachel der beleidigten Männereitelkeit empfinden. Sie lernte dieſes Geſchlecht durch ſeine kleinliche Rache, die es einer Frau gegenüber in ſolchem Falle zu nehmen pflegt, verachten; die Liebe und Bewunderung weniger ausgezeichneter Geiſter drang nicht zu ihr; ſie vernahm die Stimme nicht, die Balſam hätte auf ihren Wunden ſein können. Es iſt dieſes überhaupt die Schattenſeite der literariſchen Thätigkeit. Diejenigen aus der Menge, die ſich anmaßen, über einen Schriftſteller ein Urtheil auszuſprechen, ſind immerdar einſeitig und geben im Namen der Menge ihre perſönliche Meinung. Das fein hinhorchende Ohr des Autors hört in der Brandung der allgemeinen Abſtimmung nichts, was ihm über den wahren Werth ſeines Werkes Aufſchluß geben könnte; nur ein einzelner lauter Schrei macht ſich Bahn, und dieſer wirft eine Läſterung oder ein Lob in ſein

Ohr, woran die allgemeine Stimme sehr wenig Theil hat. Oft muß der Autor den Kreis seines Publikums weit über die Grenzen der Gegenwart hinaus erweitern, er muß ferne Geschlechter der Zukunft anrufen, er muß anderseits in Zusammenstimmung mit den Geistern, die schon dagewesen, sich beruhigen, und so sein Janusantlitz nach dem vergangenen Morgen wie nach dem noch kommenden Abend richten, wenn die dürre Mittagsstunde der Gegenwart ihm nichts bietet. Mit dieser Aussicht auf weitere Ferne der Erndte kann ein Mann sich eher zufrieden stellen, als eine Frau, die immer mehr an die Gegenwart gebunden ist. Patience wurde müde, um die Gunst des Publikums zu buhlen, da sie sich dieselbe zu erobern zugetraut hatte. Sie zog sich mit Stolz und Unwillen zurück. Eine herzliche Verachtung nahm in ihrem Innern Platz; es überfiel sie jener bleierne Überdruß, der auf edlen Seelen lastet, die im Kampf mit dem Bestehenden eine zeitlang die edelsten Kräfte fruchtlos daran gesetzt haben. Sie sah die Kühnheit des Gedankens unter kleinlicher Convenienz zersplittert; sie sah den Muth und die Energie, mit dem das Jahrhundert prahlte, unter einer Philosophie erlahmen, die mit nur wenig

veränderter Form wieder das Alte, das Bequeme predigt; sie sah die Behaglichkeit und den Egoismus eine breite Existenz gewinnen, und immer weiter zurückgedrängt den Stolz und die Hoffnung der Wenigen, die das Höchste suchten und wollten.

Hier nun löste sie die Fessel; es trieb sie die Sehnsucht, fremde Welttheile zu besuchen, die Ferne lockte sie in ihr schönes Zauberreich. Sie betrat das Schiff, das sie über den Ocean brachte, allein, von Jedermann verlassen, von Niemand beklagt, einsam in den düstern Mantel philosophischer Resignation gehüllt. Aber siehe da, zum zweitenmal trat ihr die Natur nahe und heilte, was Menschen verletzt hatten. Man betritt nicht unberührt die weite Einsamkeit der Wasserwelt. Es gießt dieses ewige Element in die Seele des Leidenden eine Fluth großer und erhebender Gedankenbilder. Wenn Patience einsam am Bord stand, übergelehnt über die Brüstung, und ihr Ohr lauschte dem Spiel der Wellen, ihr Auge verfolgte die tanzenden Goldperlen des Mondschimmers, dann trank ihr ruhebedürftiger Geist jenes ewige Genügen, das uns die höchste Weisheit durch ein inniges Zusammenleben mit der Natur zusendet.

Wenn wir unſere Leidende in Europa von einer Stadt in die andere, und hier von einer Kunſtausſtellung in die andere, ſuchend, urtheilend und durch Rede und Gegenrede aufgeregt und beleidigt, eilen, wenn wir ſie, an ihren Schreibtiſch gefeſſelt, kummervolle Nächte durchwachen ſehen, während ſie der innere Gott treibt, immer wieder zu denken, zu empfinden und auszuſprechen, was Tauſende beleidigt und den Haß und den Trotz der Gemeinheit aufregt: ſo erblicken wir ſie hier auf einer kühnen Wanderung über das Andesgebirge, auf den fruchtbaren Höhen Columbiens, getragen von einem jener unermüdlichen und dienſtfertigen Peonen, mit deren Hülfe allein dem Reiſenden es möglich wird, die maleriſchen und gefährlichen Partien eines Landes zu durchreiſen, das noch nicht die mindeſte Annäherung an die europäiſche Kultur zeigt.

Hier iſt die Arme frei. Bis hieher tönte keine der widerwärtigen Stimmen herüber, die das Ohr und die Seele zerreißen. Hier ſchwelgt die Natur in den ewigen Accorden der Weltharmonie, und in dieſe erhabenen Klänge muß der Menſchengeiſt mit einſtimmen. Patience fand hier den erſten Mann, dem ſie ſich ohne Furcht, getäuſcht zu

werden, hingeben konnte: es war ihr riesengroßer Indianer, der sie auf seinen Schultern durch Sümpfe und über pfadlose Stellen trug, immer bedacht, ihr zugleich als Pferd, Wegweiser, Begleiter, Haushofmeister, Koch und Bedienter zu dienen. — Die Treue dieser Menschen ist exemplarisch. Man kann ihnen sicher die größten Kostbarkeiten anvertrauen; nie betrübt Eigennutz und Begehrlichkeit die ruhige Gleichgültigkeit ihrer Existenz. An dem Orte angekommen, wo eine Rast gehalten wird, endigt er die langen unterhaltenden Erzählungen von den Merkwürdigkeiten der Gegend, um an die Bereitung des einfachen Mahles zu zu gehen, mit dem er seinen Herrn zu erfreuen gedenkt. Er breitet einen Teppich aus, legt die Früchte in Ordnung und stellt sich dann mit der bescheidenen Frage: **Quiere su Merced comer un poquito?** (Wollen Sie ein wenig essen?) hinter den Polstersitz des Reisenden. Nie mißmuthig, nie durch Grillen geplagt, hat er nach Ablauf eines langen, unter drückendem Dienste verflossenen Tages noch Zeit und Lust, eines jener melancholisch heitern Volkslieder zu singen, die in der Nähe von Bogota wieder erhallen.

Man mußte Patience von den Tugenden ihres

Peonen reden hören, um die poetiſche Situation ganz ſo zu verſtehen, wie ſie in der Natur war. Sie ſtellte ſie, freilich auf eine für die Männer nicht ganz ſchmeichelhafte Art, als Bild der Ehe auf: die Frau von dem ſtarken Gefährten durch die Einöden und gefährlichen Päſſe des Lebensweges getragen; die phyſiſche Kraft geleitet, was die höhere Richtung der Bahn betrifft, durch das geiſtigere Auge des Weibes; er für ihre Sicherheit ſorgend, ſie für den Glanz, die Lieblichkeit, die Bedeutſamkeit ſeiner Tage. Denn ſehr oft bemerkte Patience, daß ihr treuer Indianer ſorgenvoll und mißmuthig wurde, wenn ſie ihm nicht mit dem gewohnten freundlichen, zutraulichen Lächeln dankte, wenn ſie ihn nicht empfinden ließ, daß eine ſcherzhafte Geſchichte ihr Freude machte, ein merkwürdiges Ereigniß in ſeiner Erzählung ihr Staunen erregte. Dieſe Zeichen der Theilnahme waren die Vermittler zwiſchen der gebildeten Europäerin und dem Sohne der Wildniß, es waren die unmittelbaren Boten der Intelligenz an die rohe, aber lernbegierige Naturempfängniß. Patience merkte hier, wie fehlerhaft jene Compoſitionen ſeien, die ſich zum Ziele ſetzen, poetiſche Gemälde freier Naturzuſtände zu liefern: ſo die

Romane Marmontels, Rousseaus, Chateaubriands. Hier war nun ein fast an Liebe, an Zärtlichkeit rührendes Verhältniß, und welche Nüancen für den Seelenmaler boten hier die Contraste von Wahrheit und conventioneller Lüge, von der Klarheit und Frische des Gefühls an seiner Quelle und seiner trüben Beschaffenheit, wenn es alle Grotten und Brunnenhöhlungen unserer Civilisation durchgegangen ist!

Ihr weiterer Aufenthalt, die Gefahren, die sie im Zeitraume mancher Jahre zu bestehen hatte, während ihrer wilden, abenteuerlichen Züge in Amerika und Asien, gehören nicht hieher. Was sie darüber aufgeschrieben hat, ist im Besitz meines frommen Freundes, und dieser findet bei seinem Abscheu vor allem Gedruckten es völlig zwecklos, ja sogar gefährlich, das Publikum mit den Abenteuern eines weiblichen Gilblas bekannt zu machen. Denn allerdings, Patience hatte in der Wildniß auch ihre wilden Sitten und ihre aufrührerische Denkungsart wieder angenommen. Sie lebte und urtheilte wie ein Mann und gefiel sich in den keckſten Schilderungen ihrer Schicksale.

Bis hieher hat sie selbst uns geleitet; es kommen nun die wenigen Jahre, die sie nach Vollen-

dung ihrer Streifzüge in einer kleinen Stadt Deutschlands zubrachte.

Wie gerne würde ich diesem Charakterbilde einen andern Schluß geben, wenn ich es dürfte; denn was jetzt noch zu melden ist, hat nichts Tröstliches. Sie knüpfte ein Ehebündniß, das sehr bald, nach beiderseitigem Willen, wieder zerrissen wurde; sie suchte noch einmal den Ruhm, und er floh sie. In Armuth versunken, verlassen, an fortwährender Verstimmung leidend, wurde ihr zuletzt jedes gesellschaftliche Verhältniß zur Last. Sie besaß keine Freundin, keinen Vertrauten, ihre einsamen Tage waren dem Schmerze und dem immerwährend zehrenden Grame über eine verfehlte Existenz geweiht. In dieser Trostlosigkeit nahm sie zum Opium ihre Zuflucht. Der Rausch, den dieses narkotische Gift verursacht, ist entzückend. Er wiegt den Verstand in Schlummer und führt der Phantasie die entzückendsten Träume vor. In diesen Träumen lebte sie nun allein; der Theil des Tages, wo sie die bestimmte Dosis, und leider wurde diese alle Monate größer, noch nicht genommen, war ein Schlaf, ein halber Tod zu nennen. Gegen Abend, wenn die Bewohner des kleinen Städtchens in dem Zimmer das einsame

Licht schimmern sahen, dann war die Unglückliche in die Welt der Geister entrückt, dann sprach sie, auf ihrem ärmlichen Lager liegend, die köstlichen Gedichte, die das Ohr des Zuhörers mit Wonne erfüllten. Allein es waren Flammen der Poesie, die an ihrem Leben zehrten; ein böses Fieber trat hinzu, und ihr durch Kummer und Mühseligkeiten erschöpfter Körper vermochte keinen Widerstand zu leisten. Sie starb, und Niemand wußte, daß ein ausgezeichneter Geist die Erde verließ.

Diese Schilderung macht keinen Anspruch darauf, ein poetisches Gemälde zu sein; alsdann hätte der Tod der armen Patience in das prächtige Gewand modernen Märtyrerthums gehüllt werden, sie hätte wie eine gefeierte und verfolgte Priesterin des Geistes geschildert werden und ihre Geschichte zu einem Kapitel in den Lehrbüchern des St. Simonistischen Systems gemacht werden müssen. Allein die anspruchlose Wahrheit verschmäht jede Beigabe. Hier ist nun ein Wesen, das seinen Weg für sich ging, lange vorher, ehe es geschäftige Hände übernahmen, diesen Weg in etwas zu ebnen; lange vorher, ehe man gewisse Irrthümer bewunderte und zum Beispiel aufstellte. Friede sei mit der Vollendeten!

Erzählungen

und

Novellen

von

A. v. Sternberg.

III.

Inhalt.

Seite

Der goldene Schuh . . . . . 3.

Andrea Ganelli . . . . . 41.

Das Album, oder die Berühmtheiten . . . . . 95.

Der Gang um Mitternacht . . . . . 121.

Der Dodo:

1. Ein Gespräch im Ashmoleanmuseum zu Oxford . . . . . 150.
2. Liebeserklärung eines Naturforschers . . . . . 159.
3. Pamela's Jugendgeschichte 163
4. Ein zweites Gespräch im Ashmoleanmuseum . . . . . 182.

Gespräche in einer Sommernacht . . . . . 188.

Gesammelte
Erzählungen
und
Novellen.

Von

A. v. Sternberg.

Dritter Band.

1844.

Verlag von Karl Aue in Pesau.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Der goldene Schuh.

Ein Feenmährchen.

Zur ewig denkwürdigen Zeit, als die verbündeten Monarchen in Paris ihren Einzug hielten, befand ich mich in der unmittelbaren Nähe eines bedeutenden und einflußreichen Mannes, dessen Name, jetzt verklungen, damals vielfach genannt wurde, und der mich in einer ehrenvollen Wirksamkeit erhielt. Ihm danke ich es, daß ich jene Zeit in lebendiger Nähe geschaut, und daß die großen Interessen der merkwürdigsten Periode dieses Jahrhunderts ebenfalls ihren Weg durch den kleinen, unberühmten Raum meiner Hirnschale nahmen. Die Gedanken, die Bilder, die Empfindungen, die sie auf diesem Durchzuge hinterließ, genügen, um Leben und Bewegung selbst in die thatenlosen, düstern Jahre des spätesten Alters zu bringen. Wer Großes erlebt, kann fürder nie klein denken.

Es war am Abend unſers Einzuges, als die große Oper ein feſtliches Ballet zum Willkommen uns darbot. Alles, was Paris an Glanz, Sinnengenuß und Pracht in ſich ſchloß, entfaltete ſich, um an jenem Abend eine begeiſterte Menge mit dem Taumel entzückender Harmonieen zu überſchütten. Den Saal erfüllte der Glanz der Lichter und Diamanten. Jede Loge war ein prächtiger kleiner Salon, gefüllt mit den erſten Schönheiten und den glänzendſten Namen der Zeit, ein funkelndes, blendendes Gemiſch von Ordensſternen und wallenden Straußfedern. Das waren die Blumen, die aus ſo vielen Gräbern jenſeits des Rheins erblüht, das die Sterne, die aus den Nebeln kalter, einſamer Schlachtfelder emporgeſtiegen waren. Frankreich vermählte ſich der Legitimität, und der Brautſchmuck blitzte im Saale der großen Oper. Man gab das Ballet Alexander und Campaspe von Veſtris. Gewiß ein recht langweiliger Stoff für ein Ballet; aber an dieſem Abend dachte Niemand daran, ihn langweilig zu finden, an dieſem Abend war das Schauſpiel dieſſeits der Lampen, nicht jenſeits. Es war einer der ſeltenen Fälle, wo das große Spiel der Zeit das kleine der Bühne gänzlich zu Boden drückt.

Niemand im Saale hatte Zeit, an Alexanders griechischen Mantel zu denken, und obgleich das Herz in keiner Brust ruhig klopfte, so schlug doch keins für die Compositionen des großen Vestris. Es wurde getanzt, weiter weiß ich selbst nichts zu sagen. Einige wollten sogar bemerkt haben, daß sehr gut getanzt wurde. Es kann sein, ich liebe den Tanz überhaupt nicht leidenschaftlich, und jenen kalten, mit Allegorien überladenen Tanz der Kaiserzeit konnte ich vollends gar nicht ausstehen. Es war damals, als hätten die Beine eines hübschen Mädchen urplötzlich Verstand bekommen, und von diesem Moment an hörte ihre poetische Tollheit, ihr graziöser Wahnsinn auf; sie tanzten verständig und mit voller Überlegung. Der Tanz aber soll eigentlich ein Wandeln eines Mondsüchtigen sein, nur poetisch geordnet, ein unbewußter magischer Zustand, der den Körper auf den Wellen des Stroms einer unbekannten Melodie dahinreißt. Es muß eine ewige, unzerstörbare Jugendlichkeit in dem Tanze liegen, man muß lächeln können und staunen zugleich über seine Tollheit und Unschuld, wie man sich über das lachende Auge eines Kindes freut und verwundert, das bei seiner hellen Klarheit so viel übermüthigen

Muthwillen kündet. Es war jammerschade, daß die hübschen, kleinen Füße der Mademoiselle Bigottini Geschichte studirt hatten. Was in aller Welt hat die große Zehe einer Tänzerin mit Alexanders Zug nach Indien zu thun? Und das verwünschte Costüm, die griechischen Haarknoten von fünf Zoll Länge, die dem armen Kinde den Kopf in den Nacken zogen, die albernen Diademe und die noch albernern rothen und blauen Draperien, in die die Helden wie Säuglinge eingewickelt erschienen: es war zum Erbarmen. Und hunderttausend Lampen waren angezündet worden, um soviel Armseligkeit zu betrachten; aber wie gesagt, das eigentliche Schauspiel war diesseits der Lampen.

Ich dachte, als ich fünf Stunden an meinem Platz geschmiedet gesessen hatte, wie es im Hamlet heißt: „ich wollte, es wäre Schlafenszeit und Alles wär' vorbei," so sehr war ich zuletzt ermüdet und abgespannt. Ich saß in meine Logenecke gedrückt, ließ den Strom der Melodien an meinem Ohr vorüberrauschen und schloß mein Auge dem Glanz der Lichter. Eine geraume Zeit mochte so vergangen sein, als mich das wilde, eigenthümliche Geräusch, das tausend klatschende Hände verursachten, aus meinen Träumen erweckte. Ich

blickte nach der Bühne und bemerkte nur noch den Zipfel des rosenrothen Gazegewandes einer Tänzerin, die eben hinter den Coulissen verschwand. Der Beifall galt ihr; bald darauf fiel der Vorhang. Ich blieb ruhig sitzen und wartete bis das Haus sich leerte; trotz dieser Vorsicht, traf ich draußen auf dicht gefüllte Gänge und Treppen, die jeden Versuch, sich schnell ins Freie durchzuarbeiten, als eine Unmöglichkeit erscheinen ließen. Der Unmuth übermannte mich. Ich hatte mich von meinen Gefährten getrennt und sah diese aus weiter Entfernung mir zuwinken. In der Eile nahm ich meinen Weg in einen Seitencorridor und bemerkte zu spät, daß dieser, anstatt auf die Straße zu münden, in das Innere des ungeheuren Gebäudes führte. Was war zu thun? In dieses Labirinth einmal hineingeworfen, mußte ich es kein kleines Mißgeschick nennen, daß die einzelnen Lampen, die im Verlöschen waren, endlich ganz verschwanden und einer tiefen Finsterniß Platz machten. Ich wollte umkehren, aber auch hinter mir war es Nacht geworden. Einige Sekunden vergingen, ohne daß ich wußte, was ich thun sollte, und ich lehnte unentschlossen mich an die Mauer des Ganges.

Endlich dämmerte ein Lichtschein, ein entferntes Geräusch wurde wach und ich sah zuerst an der Mauer, in gigantischen Umrissen, die Schatten zweier Schatten herankommen, denen ein Diener mit einer Laterne voranschritt. Mein Entschluß war bald gefaßt, ich wollte sie ruhig erwarten und mich ihnen anschließen. Sonach drückte ich mich in einen etwas zurücktretenden Winkel eines Treppenabsatzes und harrte geduldig. Die Heranschreitenden waren in einem eifrigen Gespräche begriffen, die weibliche Stimme, die der männlichen anfänglich mit einiger Lebhaftigkeit antwortete, verstummte allmälig, und jene sprach allein, wie es schien in Vorwürfe und Verwünschungen ausbrechend. Sie kamen näher und ich konnte sie jetzt deutlich ins Auge fassen: es war ein alter Mann, der ein junges Mädchen mehr am Arme zerrte als führte. Sie gingen an mir vorüber und ich hörte die Worte des Alten: „wirst du nun glauben, daß die Fee Mollacat an Allem Schuld ist? Bemerktest du nicht ihren goldenen Schuh an den Füßen der verhaßten Springerin? Und kann es anders sein? Sie, die früher wie eine Krähe hüpfte, tanzte heute wie eine Sylphide! O, man soll mir nicht weiß machen, daß das ohne Zauberkünste

möglich iſt! Aber, bei meiner Ehre, ich will die Nichtswürdige verfolgen, nicht früher will ich ruhen, als bis der goldene Schuh wieder in meinem Beſitze iſt! Ich will — ich will —"

Damit verhallten die Worte im Corridor. Ich trat aus dem Verſteck, um der Laterne zu folgen; nebenbei beſchäftigten und reizten mich die Äußerungen, die ich eben gehört. Es war mir neu, mitten im modernen Paris von einer Fee und von Zauberkräften zu hören. Wären dieſelben Worte einige Minuten früher auf den Brettern geſprochen worden, ſo hätten ſie gar keine Wirkung hervorgebracht, aber hier im einſamen Gange, aus dem Munde eines alten, ärmlich gekleideten Mannes, zu einem Mädchen ausgeſprochen, das hinter ihrem vorgehaltenen Tuche in lautes Schluchzen ausbrach, hier machten ſie eine bewundernswürdige Wirkung. Ich faßte mir die Geſtalt des Mannes näher ins Auge: ſie war ſehr zuſammengefallen; ein kleines dürftiges Mäntelchen, ein Regenſchirm, ein gekalckter grauer Hut und Schuhe mit großen Schnallen, machten die ganze Ausſtattung des ſonderbaren Individuums aus, das ſo vertraut von Feen und Zauberkünſten ſprach. Die junge Schöne an ſeinem Arm verſteckte unter einem eilig

übergeworfenen seidenen Capuchon die Reste ihres Theatercostüms. Der Diener trug unter dem Arm einen Geigenkasten, woraus ich schloß, daß der Alte im Orchester seinen Platz behauptet habe, während die Tochter oder Frau auf den Brettern figurirte.

Meine Neugier war einmal erwacht. Ich folgte dem Paare durch immer enger werdende Gassen, ohne daran zu denken, daß es mir schwer sein würde, in der ungeheuern, mir gänzlich fremden Stadt den Rückweg in meinen Gasthof zu finden. Wirklich hätte ich mich ohne die besondere Artigkeit des alten Mannes auch bald in der peinlichsten Verlegenheit befunden, denn mein wanderndes Pärchen war eben Willens, im engen Thorweg eines Hauses zu verschwinden und mich im Dunkeln zurückzulassen, als zum Glück der Alte noch einen Blick rückwärts warf und mich gewahr ward. Mit der Zuvorkommenheit eines Franzosen trat er zu mir, und sagte: „Mein Herr, ich merke an Ihrem Anzuge und ihrem Wesen, daß Sie fremd in Paris sind; Sie gehören wol zum Heere unserer Gäste, die gestern in die Stadt eingezogen? Sie wollen vielleicht in Ihre Wohnung und haben sich verirrt? Erlauben Sie, daß ich die Honneurs

meines Stadtviertels mache, und Ihnen die Laterne und den Diener anbiete, der Sie nach Ihren Instructionen ſicher nach Hauſe bringen ſoll, oder erzeigen Sie mir die Ehre, in mein Zimmer zu kommen und der Gaſt bei einem ſpärlichen, aber gern gegebenen Abendbrode zu ſein. Durch letzteres würden Sie mich ſehr verbinden."

Der alte Herr mit den ſilbernen Schuhſchnallen mochte in meinem Geſicht leſen, daß der eben gethane Vorſchlag gar ſehr nach meinem Sinne war; er gab daher dem Diener den Wink, eine kleine Stiege, die ſich links im Thorweg zeigte, hinaufzuleuchten, und ſagte, halb zu der Dame gewendet: „Monſieur erzeigt uns die Ehre; geh, Babet, und ſetze das obere Zimmer geſchwind etwas in Stand." Wir gelangten durch ein kleines Vorgemach in ein Cabinet, das ſich uns in keiner geringen Unordnung zeigte. Mademoiſelle Babet befand ſich eben im Kampfe mit einigen widerſpenſtigen alten Möbeln, die entweder aus ihren Ecken nicht heraus wollten, oder, einmal hervorgebracht, das Gleichgewicht verloren und umſtürzend ihre morſchen Beine gen Himmel kehrten. Eine Maſſe von Büchern, Violinfutteralen, Blechkäſtchen und Flaſchen deckte den Boden und die

Tische. Endlich war ein freies Plätzchen ausfindig gemacht und wir ließen uns bei dem Reste einer Wachskerze nieder. Der alte Franzose befand sich bald in seiner vollen Gemüthlichkeit; augenscheinlich war es ihm lieb, einen jener merkwürdigen Fremden, die das Gespräch des Tages waren, bei sich zu sehen, und er zeigte mir, daß er nicht der Mann sei, eine so treffliche Gelegenheit, sich über allerlei wichtige Dinge zu unterrichten, vorbeigehen zu lassen. Ich mußte ihm nothgedrungen Rede stehen, obgleich es mein Wunsch war, den Gegenstand meiner Neugierde, der mich eigentlich hierher geführt, zur Sprache zu bringen. Die Versuche, dahin einzulenken, blieben vergebens; der Alte schien alle Feen der Welt vergessen, und nur für Feldherren, Schlachten und politische Projecte Sinn zu haben. Darüber verging eine Stunde, und ich mußte an den Rückweg denken. Jetzt nahm ich meinen Muth zusammen; ich wollte nicht umsonst in dieses Abenteuer mich verwickelt haben, und gestand dem Alten offenherzig, daß ich ihn belauscht, wie er von Feen und goldenen Schuhen gesprochen. Er sah mich mit einem besonderen Lächeln an, und Babet, die uns gegenüber saß, wurde roth. „Verzeihen Sie meine Neugier,"

rief ich, „sie könnte indiscret erscheinen, und deshalb verzichte ich darauf, sie zu befriedigen, obgleich diese Überwindung mir viel kostet: denn Ihre Worte, bester Herr, haben, ich weiß nicht wie viele Vorstellungen aus meiner Kindheit in meiner Seele neu geweckt, und mir ahnet, daß es mit dem goldenen Schuh eine höchst seltsame Bewandtniß hat."

„Sie sollen meine Geschichte erfahren," sagte der Alte. „Ich kann Ihnen, mein Herr, nun einmal nichts abschlagen: danken Sie dies Ihrer so glücklichen Gesichtsbildung. Ja, ich glaube, daß die kleine arabische Fee selbst Ihnen ihren zweiten goldenen Schuh nicht verweigern würde, wenn Sie darum bäten." — Eine arabische Fee? rief ich voll Verwunderung; doch nicht eine aus Tausend und einer Nacht?

„Wol möglich," entgegnete mein Wirth mit gravitätischer Miene. „Doch kommen wir auf die Geschichte selbst. Der goldene Schuh der kleinen arabischen Fee Mollacat besitzt die Eigenschaft, Diejenigen, welche ihn an den Fuß bringen, was nicht Vielen gelingen möchte, da die Fee einen sehr kleinen Fuß hat, zu den geschicktesten Tänzerinnen zu machen, und wenn sie auch früher nicht einen

Fuß vor den andern zu setzen verstanden, ohne zu straucheln. Mädchen, die den Gang von Dorfgänsen hatten, gewannen durch diesen Schuh die Grazie und die himmlische Leichtigkeit der Psyche. Es war, als wenn der Fuß, an dem die goldene Bekleidung haftete, ganz vom Gesetz der Schwere — nebenbei gesagt, mein Herr, ein albernes, elendes Gesetz für die Tänzer der großen Oper — erlöst wäre, und als wenn er dem ganzen Körper Schwingen ansetzte, so flog, flatterte und schwang sich die Glückliche, die den Schuh der Fee Mollacat am Fuße hatte. Ach! das Alles weiß ich nur vom Hörensagen; denn Babet, meine Tochter, für die ich das Zaubergeschenk bestimmte, Babet ist auf eine nichtswürdige Weise darum gekommen. Aber ich mache die Sache anhängig! ja, ich mache sie anhängig! die Mademoiselle, die heute so schön tanzte und gewöhnlich so ganz trübselig hüpft, sie soll heraus mit dem gestohlenen Schuh, und sollte ich auch ganz Paris aufwiegeln, und sollten die Zeitungen auch darüber ihre Spalten mit Spöttereien über den alten Paul Delys füllen, der nach dem Schuh einer Operntänzerin fahndet, vorgebend, es sei der Pantoffel einer arabischen Fee!" Mein ehrlicher Violinspieler war ganz außer sich

selbst gesetzt, und es kostete Mühe, ihn in soweit wieder zu beruhigen, daß er den schon angeknüpften Faden seiner Erzählung wieder aufnahm.

„So wissen Sie denn, mein Herr, daß ich einen Bruder hatte, der mit der siegreichen Armee nach Rußland ging, zwar von dort wieder heimkehrte, aber vor Kurzem hier in dieser Stube in meinen Armen starb. Er war ein wilder, feuriger Bursche, ein wenig Abkühlung hätte ihm nicht geschadet, aber das Russische Eis war doch zu stark für seinen Magen: er überlebte die Portion nicht, die man ihm dort beigebracht. Ich saß an seinem Lager und spielte ihm die alten Melodien vor, die auf eine so rührende Weise die Hoffnungen und Wünsche jedes braven Franzosen aussprechen, und als ich einst so recht aus der Seele herausgespielt hatte, rief er: „halt ein, dieses, wie vieles Andere, ist nicht mehr. Bald werden sich die Knaben am Ufer der Seine Mährchen erzählen, die nicht viel wahrscheinlicher klingen, als die kleine Geschichte, die ich Dir jetzt erzählen will.“ „Ach!“ rief ich verdrießlich, „es ist jetzt auch Zeit, Geschichten zu erzählen! Geh, Claude, ich hätte Dich nicht für so leichtsinnig gehalten, daß Du in den letzten Stunden, die wir noch miteinander verleben,

ein Weibergewäsch beginnst." — „Wie Du willst," sagte er, und legte sich ruhig auf sein Kissen zurück, „aber es hätte sein können, daß Dich meine Geschichte zum reichen Manne gemacht, denn sie ist kein Mährchen, obgleich sie den Anschein davon hat."

Meine Neugier erwachte jetzt, mir fiel ein, daß er mir von seinen Reisen etwas erzählen könne; ich legte die Geige weg und saß als ein geduldiger Zuhörer an seinem Bette. Er ließ sich auch nicht lange bitten. Vorerst holte er aus einem versteckten Plätzchen seines Koffers ein Ding hervor, das in viele Papierhüllen gewickelt lag, und das, als es endlich aus diesen erlöst war, sich als ein kleiner Frauenzimmerschuh von der niedlichsten Form und, wie es schien, von sehr dünnem, vergoldetem Leder gearbeitet, auswies. Er gab es mir in die Hand, und nachdem er sich einige Minuten an meinem Erstaunen über diesen seltsamen Gegenstand ergötzt hatte, sagte er: „Den Schuh habe ich von einem Russen, den ich im Lazareth kennen gelernt, den ich verpflegte, und der, als er starb, mir zum Andenken dieses Kleinod, das er sehr hoch hielt, verehrte. Er fügte diesem Geschenk die wahrhafte Erzählung bei, auf welche Weise er in den Besitz gekommen, und diesen Bericht will

ich Dir jetzt wiederholen, damit Du siehst, welche Bewandtniß es mit dem Schuh hat."

Hier hielt mein alter Erzähler inne und setzte dann nach einer Weile hinzu: „Um alle Verworrenheit in meiner Erzählung zu vermeiden, erlauben Sie mir, daß ich die Erzählung des Russen mit seinen eigenen Worten wiedergebe, wie mein Bruder sie mir damals mittheilte. Der Russe spricht also:

„„Ich war Page bei der Kaiserin Catharine und befand mich gerade zu der Zeit in ihrer Nähe, als die Monarchin ihren Zug nach Taurien antrat. Diese merkwürdige Reise hat sich auf immer ins Gedächtniß aller Derjenigen eingeprägt, die so glücklich waren, daran Theil zu nehmen. Der Glanz, die Pracht, die ans Wunderbare streifende Art zu reisen, der Zusammenfluß einer ungeheuren Menschenmenge, die Vereinigung so vieler Fürsten, das bunte Gemälde der verschiedensten Trachten und Gebräuche, der blendende Schimmer ewig wiederkehrender Feste, der Reichthum der Palläste und Städte, und in der Mitte dieser prunkenden Umgebung eine Kaiserin, die der Stolz und das Wunder ihrer Zeit war, dieses Alles mußte einen unauslöschlichen Eindruck auf eine Seele machen,

die, wie damals die meinige, eben die erſten friſchen Eindrücke in ſich aufnahm. Was die Blicke von ganz Europa auf ſich lenkte, konnte es auf einen feurigen, genußſüchtigen Knaben wol anders als betäubend, alle Sinne in Allarm bringend wirken? Ich hatte alle Hände voll zu thun, die Pflichten meines kleinen Amtes über die Schwärmereien meines ſchwindelnden Kopfes nicht zu verſäumen. Aber ich habe nicht von mir zu ſprechen, noch weniger iſt es meine Sache, dieſen Triumphzug der nordiſchen Semiramis zu ſchildern; das Abenteuer, dem ich meine ganze Aufmerkſamkeit zugewendet hatte, bildet nur eine äußerſt kleine Epiſode in dieſem ſo reichen, ſchimmernden Gedichte. Es iſt Folgendes:

„Wir waren in der Krimm angelangt. Man weiß, daß die Kaiſerin ſich daſelbſt längere Zeit aufhielt und ein glänzendes Hoflager um ſich verſammelte. Der ehemals dort reſidirende Paſcha war flüchtig geworden, hatte jedoch ſeine Schätze und ſeinen Harem mitgenommen. In ſeinen ausgeplünderten Pallaſt ſchlichen wir Pagen uns oft, in der Hoffnung, das gute Glück werde uns hie und da noch Einiges von zurückgebliebenen oder verſteckten Koſtbarkeiten in die Hände ſpielen. So

geschah es auch. Einer meiner Kameraden und ich wachten eine Nacht hindurch im Pallaste, wohlverborgen hinter einem breiten Teppiche, der als Thürvorhang diente. Unsere Begier nach Abenteuern war noch nicht lange auf die Geduldsprobe gesetzt worden, als wir in unserer Nähe ein Geräusch vernahmen, dessen Ursprung und Ort des Entstehens uns nicht sogleich deutlich werden wollte. Mein Gefährte warf sich auf den Boden nieder, sein Ohr an die Vertäfelung gedrückt; doch das dumpfe Tönen schien nicht aus der Erde zu kommen. Ich meinerseits war in der Nachforschung glücklicher. Die mit türkischen Arabesken und buntem Schnitzwerk belegte Wand zur Seite war offenbar hohl, denn ich vernahm das Rasseln und Scharren von menschlichen Schritten, die sich im innern Raum der Nische, in welcher wir uns befanden, heranbewegten. Die Vorsicht gebot uns die größte Stille. Wir hielten den Athem an, und hörten jetzt, wie leise ein Schlüssel in ein Schloß geschoben wurde, und bald darauf die Töne eines zurückweichenden Riegels. Eine Thür mitten in der Vertäfelung öffnete sich und die Spitze eines weißen Mousselinturbans wurde sichtbar, bald darauf das bleiche, mit einem langen schwarzen Bart beschattete

Geſicht eines Muſelmannes. Er blickte ringsum und wurde uns nicht gewahr, denn außerdem, daß wir uns völlig lautlos verhielten, warf auch das Mondlicht, das durch die oben zertrümmerten Fenſter hereinfiel, einen ſcharfen Lichtſtrahl auf die Thür, während es den übrigen Theil der Niſche in den ſchwärzeſten Schatten tauchte. Der Türke trat jetzt hervor und zog hinter ſich faſt mit Gewalt ein in Schleier gehülltes Weib, das ſich ängſtlich an ihren Begleiter ſchmiegte und mit ihm Worte wechſelte, die, hätten wir auch die Sprache verſtanden, doch für uns verloren geweſen wären, denn ſie wurden mit zitternder und durch den Schleier gedämpfter Stimme hervorgebracht. Unter ihrem Arm bemerkten wir ein reich mit Gold ausgelegtes Käſtchen. Aha! dachte ich bei mir ſelbſt, das iſt eine fette Ratte, die zu entſchlüpfen gedenkt, aber man muß ihr den Ausgang verſperren. Die Blicke, die mein Kamerad mir zuwarf, zeigten mir, daß er eben derſelben Meinung war; die Vorſicht erforderte nur, daß wir abwarteten, ob noch mehr Verſteckte im Hinterhalte waren, oder ob der Alte mit dem Mädchen ſich allein befand. Im letzten Falle wollten wir mit dieſen beiden ſchon fertig werden.

Es vergingen einige Minuten und es ließ sich aus dem offen gebliebenen Gange kein weiteres Geräusch vernehmen: unsere Flüchtlinge indessen waren eben Willens, über den hellerleuchteten Vorplatz der äußersten Halle zu schlüpfen, als wir plötzlich hervorbrachen und ihnen in den Rücken fielen. Der Schreck der Armen war nicht gering. Ohne Zweifel glaubten sie es mit mehr, als mit zweien zu thun zu haben, wenigstens gab der Alte sogleich jeden Gedanken an Vertheidigung auf und warf sich mit seiner Dame uns zu Füßen, indem er um sein Leben bat. Jetzt war es an uns, die Helden dieses glorreichen Unternehmens zu spielen. Ich entwaffnete den Alten und band ihm die Hände mit der Schärpe meiner Uniform, während dessen reichte mein Gefährte der Schönen den Arm und führte sie, trotz ihrer Thränen und rührenden Klagen, aus dem Pallast hinaus der Stadt zu. Ich folgte mit dem Schmuckkästchen und dem gefesselten Alten. Es war in den ersten Morgenstunden, als unser kleiner Zug vor dem Pallast des Fürsten Potemkin anlangte.

Diesem Herrn waren Stückchen der Art außerordentlich willkommen. Wir konnten also auf eine gute Aufnahme zählen, und diese ward uns auch.

Anfangs überlegten wir, ob es auch unsere Pflicht sei, das Schmuckkästchen in den Besitz des Fürsten zu liefern; ich gestehe, daß wir in Versuchung kamen, es zu behalten; doch unsere Ehrlichkeit und Klugheit siegte; Schmuck, Mädchen und der Alte wanderten in die Hände des allmächtigen Günstlings. „Elende!" rief dieser den beiden Gefangenen zu, „gesteht es nur, ihr habt entfliehen und noch dazu diese Kostbarkeiten ihrem rechtmäßigen Besitzer entziehen wollen?" „Wozu leugnen?" sagte der Alte mit kaltem Gleichmuth. „Ja, wir wollten entfliehen. Wir erkennen nur einen rechtmäßigen Herrn über uns, und das ist der, den eure Grausamkeit und Habgier aus seinem Besitz getrieben. Mit ihm uns zu vereinigen, war unsere Absicht." — „Ich lobe deine Aufrichtigkeit," sagte der Fürst mit Lächeln; „wahrscheinlich wird sie dich auch antreiben, zu bekennen, ob diese junge Schöne deine Tochter oder dein Weib ist." — „Meine Tochter," erwiderte der Alte. „Ich flehe dich an, sie mit Achtung zu behandeln." — „Viel gefordert, alter Graubart, doch weiß ich eine Perle von solchem Werthe zu schätzen. Sie bleibt in meinem Besitze. Dich werde ich von meinen Leuten über die Grenze

ſchaffen laſſen: du kannſt froh ſein, mit dieſer Züchtigung davon zu kommen.“

Dieſe Worte machten auf den bedrängten Mann den ſchrecklichſten Eindruck. Er warf ſich dem Machthaber zu Füßen und beſchwor ihn in den rührendſten Ausdrücken um die Freiheit der Tochter. „Wenn du Schätze willſt,“ beſchloß er ſeine Rede, „ſo kann ich dir noch das Doppelte von dem anbieten, was das Käſtchen enthält.“ Der Fürſt hörte dies Verſprechen mit gleichgültiger Miene an, und die Angſt des Alten wuchs. „Wohlan!“ rief er, „ich beſitze noch mehr als bloße Koſtbarkeiten: ein magiſches Kunſtwerk iſt mein Eigenthum. Keine Gewalt der Erde hätte dieſes Bekenntniß meinen Lippen entriſſen, wenn nicht die Hoffnung, mein Kind zu retten, die Anhänglichkeit aufwöge, die ich zu dieſem Ringe habe.“ — „Ein Ring!“ rief der Fürſt mit Spott. „Und das nennſt du deinen höchſten Preis!“ — „Er iſt's. Betrachte ihn genau, o Fürſt. Sowie er deinem Auge erſcheint, iſt er ein gewöhnlicher goldener Reif mit einem rothen Steine; du wirſt vergebens zu errathen ſuchen, was dieſer Stein in ſeiner geheimnißvollen Höhlung enthält. Dies dir zu eröffnen, bin ich ſofort bereit, wenn du

mir dein fürſtliches Wort gibſt, nur einen von dieſen beiden Gegenſtänden dir anzueignen, entweder das Mädchen, oder den Ring.“

Die Neugier des Fürſten war erwacht, zu erfahren, was in dem magiſchen Ringe enthalten ſei; er gab darum das geforderte Verſprechen und ließ den Alten in ein Cabinet treten, worin er ihm mit zweien ſeiner Vertrauten folgte. Sie blieben ziemlich lange darin, und wir Andern, die wir im Saale warteten, erſchöpften uns in Vermuthungen, was wol der wunderbare Ring enthalten möchte. „Ganz gewiß,“ ſagte der Eine, „ertheilt er ſeinem Beſitzer die Gabe, alle Schätze der Welt in ſeinen Beſitz zu bekommen.“ — „Nicht doch!“ rief der Andere, „es wird der Ring des Salomo ſein, der das Reich der Geiſter an die Befehle ſeines Trägers kettet.“ Ein Dritter behauptete, der geheimnißvolle Reif bringe die Gabe der Unſichtbarkeit Jedem, der ihn am Finger trage. Es wurden noch andere, viel phantaſtiſchere Vermuthungen aufgeſtellt, als die Thür des Cabinets ſich öffnete und der Fürſt wieder in den Saal trat. Auf ſeinem Antlitz glänzte Heiterkeit, der Ring des Alten zierte ſeinen Zeigefinger. „Du haſt gewonnen Spiel!“ rief er dem Türken zu,

„führe deine Tochter in Ruhe von dannen. Ich kann allenfalls wieder ein so hübsches Mädchen, aber nie einen so kostbaren Ring in meinen Besitz bekommen. Ich bin mit deinem Geschenke zufrieden."

Der Alte entfernte sich eilig mit seiner Tochter, gleichsam als fürchtete er, aus der Höhle des Löwen bei längerem Aufenthalt doch nicht mit heiler Haut zu entkommen. Er warf beim Herausgehen auf mich und meinen Kameraden einen Zornblick, der uns deutlich sagte, daß er uns für die Urheber seines Unglücks ansehe und uns als solche verwünsche.

Es verging jetzt eine geraume Zeit, ohne daß wir etwas von dem Ringe und seinen Kräften erfuhren; der Fürst schien selbst ihn vergessen zu haben; doch das war nicht der Fall, er wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, die Kaiserin, seine Gebieterin, mit derartigen Zauberkünsten zu überraschen, deren Herr er jetzt war.

Es fand sich hiezu ein günstiger Augenblick. Die Kaiserin pflegte mit ihrer nächsten Umgebung des Abends, wenn die Feste und Audienzen beendet waren, ein paar zwanglose Stunden in heiterem Scherz zuzubringen. Hier war die Politik verbannt und der Scherz wählte sich frei seine Gegenstände. Man gab unter anderm Charaden auf

und erzählte Mährchen. Der Fürſt erſchien eines Abends beſonders ſchweigſam, die andern Herren machten ihm Vorwürfe, und er beantwortete dieſe mit einem geheimnißvollen Lächeln. Nach einer Pauſe ſagte er: „was gilt die Wette, meine Herren, daß ich nicht ſo ungeſchickt bin, wie ich ausſehe? Es kommt nur auf den Befehl unſerer Gebieterin an, und ich mache Ihnen die ſeltſamſten Kunſtſtücke vor, die Sie ſich je haben träumen laſſen.“

Die Kaiſerin nahm ihn beim Wort, und der Fürſt verlangte eine glatt polirte Marmorplatte. Man brachte ihm einige Tiſche, doch er hatte immer an der Politur des Marmors etwas auszuſetzen, endlich ward ein kleiner Spiegeltiſch hinreichend gut zum Zwecke befunden. Die Geſellſchaft gruppirte ſich herum, und Jedem ward ein kleines Vergrößerungsglas in die Hand gegeben. Dieſe Anſtalten erweckten die Neugier, aber wie hoch ward dieſe geſpannt, als der Fürſt jetzt ſeinen Ring hervorholte, dreimal leiſe mit dem rothen Steine auf die Marmorplatte klopfte, und nun die Gläſer auf dieſe Stelle zu richten bat. Ein allgemeiner Ausruf des Erſtaunens erhob ſich. Man ſah eine Figur erſcheinen, für das bloße Auge von der Größe eines Stecknadelsknopfes, die,

als Tänzerin gekleidet, aus dem Steine schlüpfte und sofort anfing, der Gesellschaft ein Solo vorzutanzen, so kunstgemäß und so graziös, wie kein Glied der hohen Gesellschaft es jemals in seinem Leben geschaut. Die Freude und das Staunen wuchsen mit jeder Sekunde; unermüdlich folgten die Gläser den Bewegungen der Kleinen, und jede Stellung, jeder gewagte Entrechat, jeder wirbelnde Umschwung und jede graziöse Pirouette wurden mit rauschendem Beifall begrüßt. Sah man die kleine Gestalt mit bloßem Auge, so entgingen dem groben Organ die Zartheit der überirdischen Reize, die Kostbarkeit der Kleidung und die weiche Geschmeidigkeit der Bewegungen; mit dem Glase jedoch betrachtet, gewann die Fee die Größe einer einen halben Zoll hohen Puppe, und erst dann war man im Stande, die Kunst ihres Tanzes und Anzuges zu würdigen. Die Toilette, die diese kleine Schöne gemacht, gehörte unleugbar zu den etwas leichtfertigen Tänzercostümen, oder es war vielmehr eine ganz eigenthümliche Tracht, die in dem Lande Tschinnistan oder sonst wo Mode sein mochte. Ein kurzes Röckchen von blendend weißem Mousselin umschloß, von einem breiten goldenen Reif gehalten, die feine Taille

und reichte bis zu den Knieen, die Beine waren ohne Bekleidung, nur an den Knöcheln saßen kleine goldene Reife, ähnlich dem großen Reife um die Taille, und die niedlichen Füße umschlossen goldene Schuhe. Das Haar war in einen vollen Knoten zusammengeschürzt und ein unendlich kleines Rosenknöspchen streckte seine rothe Flamme aus den schwarzen Locken. Gewiß, man konnte nichts Reizenderes sehen. Dabei war der Teint der Kleinen keineswegs weiß und roth, sondern zeigte jene helle Broncefarbe, die den orientalischen Schönheiten eigen ist und die nur mit sehr wenig Roth tingirt erscheint. In den Händen schwang sie kleine Castagnetten, die wie ein leises Mückengeschwirre klangen, wenn man recht hinhorchte. Sie tanzte anfangs eine seriöse Menuet, die dem Publikum unendlich vielen Spaß machte, dann ging sie zu den leidenschaftlichen Tänzen über, und zuletzt tobte sie in einem bachantischen Schritte auf der Tischplatte hin und her, so daß die Gläser Mühe hatten, ihr zu folgen. Endlich hielt sie stille, machte eine Verbeugung, und gab damit zu erkennen, daß der Tanz beendet sei. Die Zuschauer, voll Entzücken, wußten nicht, wie sie ihre Dankbarkeit einer Künstlerin zu erkennen geben

ſollten, die durch ihre Körperbeſchaffenheit ein unüberſteigliches Hinderniß zwiſchen ſich und ihren Verehrern aufgebaut hatte. Es war ſogar ungewiß, ob die Liebe, Ehre, Verwunderung, die ſich rund um ſie her in den rieſigen Phyſiognomieen malten, auch verſtändlich bis zu ihrem Auge drangen. Ein zu lautes Beifallgeklatſche hätte nothwendig die kleine Dame zu Boden geworfen. Zufällig entdeckte einer der Gäſte ein Mittel, ſich der Schönen erkenntlich zu beweiſen; er zog eine Tabatiere hervor, deren Deckel ein Spiegel bildete, und dieſen vor ſie ſtellend, hatte er die Freude, zu bemerken, daß ſich die Kleine dieſes Spiegels wie eine Pſyche bediente, ſich davor ſtellte und ihren Anzug in Ordnung brachte. Dies gab eine Scene, die von Neuem lauten Beifall hervorrief. Wie bedauerte man, daß man ihr nicht helfen konnte; allein welche Hände und Finger hätten dazu gehört, um hier Kammerfrauendienſte zu verſehen! — Als endlich die Dame wieder in ihren Ring geſchlüpft war, forderte die Kaiſerin den Fürſten auf, zu erzählen, welche Bewandtniß es mit dem Allen habe. Der Fürſt gehorchte dem Befehle.

„Mechmet-Ali-Ben-Juſſuf," hob der Fürſt an, „Beherrſcher der Gläubigen und unumſchränk-

ter Beſitzer des Erbes des Propheten, verfiel gegen das Ende ſeines thatenreichen Lebens in eine tiefe Melancholie, die zu zerſtreuen die geſchickteſten Ärzte ſeiner Umgebung vergebens ihre Kräfte anſtrengten. Der Sitz des Übels war der Überdruß, der ſich ſo oft großer Seelen bemächtigt, die, von den Erfahrungen gebeugt und von den Genüſſen überſättigt, welche achtzig Jahre, auf dem Gipfel der höchſten Macht verlebt, ihnen zugeführt haben, das Ende aller Erſcheinungen mit Sehnſucht herbeiwünſchen. Vergebens waren die Anſtrengungen der Veſſire, neue Beluſtigungen zu entdecken, vergebens die Anregungen ehrgeiziger Feldherren, die Ruhmſucht des alten Helden durch die Vorſpiegelung neuer Eroberungen zu reizen; Mechmet Ali verachtete die Eitelkeit der Welt; er durchſchauete die Beweggründe ſeiner Miniſter, und der Erfolg war, daß er ſich nur noch feſter in die inneren Gemächer ſeines Pallaſtes einſchloß, wo Niemanden der Zutritt geſtattet wurde, als einem alten Derwiſch, der im Rufe groſier Kenntniſſe und der reinſten Frömmigkeit ſtand. Dieſer Edle, bekümmert durch den Zuſtand ſeines Herrn, ſann Tag und Nacht auf Mittel, wie er Heilung ſchaffen möchte. Trotz ſeines vom Weltgeräuſch

abgezogenen Lebens, besaß er doch hinlänglich Erfahrung, um zu prüfen, welcher der menschlichen Leidenschaften Stärke genug innewohne, um das Herz aus einer gefährlichen Apathie, worin es versunken, zu reißen. Er erkannte der Liebe den Preis zu. Allein der Sultan sah längst die größten Schönheiten um sich versammelt, ohne daß ihre Reize im Stande gewesen wären, seinen Gram zu zerstreuen; der Derwisch schloß daraus, daß nur eine überirdische Schönheit zum Zwecke führen könne; mit Einem Wort, er nahm sich vor, seinen Herrn mit einer Fee bekannt zu machen, und diese ihm zur Gefährtin zu geben. Derwische wählen ihren Umgang ganz nach Belieben, und der unsrige hatte den nicht üblen Einfall gehabt, sich unter den reizendsten und mächtigsten Feen einzubürgern. Nach einer kurzen Prüfung entschied er, daß die Fee Mollacat ganz geeignet sei, ein müdes Herz, das achtzig Jahre durchkältet hatten, von Neuem in Flammen zu setzen. Die schöne, mitleidige Fee ging in die Pläne des Derwisches ein, sie besuchte den Sultan, und wurde im Verlauf weniger Monden seine zärtlichste Freundin. Die günstigste Umwandlung ging jetzt mit dem Beherrscher der Gläubigen vor: er war

dem Leben wieder geſchenkt, die ominöſen Falten des Grams verloren ſich auf ſeiner Stirn und die Thüren ſeiner Gemächer waren wieder geöffnet dem Zudrang der Günſtlinge. Aber ach! der gute Derwiſch mit allen ſeinen Bekanntſchaften und Mitteln konnte dennoch nicht das Leben ſelbſt verlängern, dem er einen ſo entzückenden Reiz verliehen. Der Sultan fühlte mit Schrecken das Ende ſeiner Tage herannahen. Der Tod, früher ſo herbeigewünſcht, erſchien ihm jetzt als der erbitterſte ſeiner Feinde. Vor Allem drängte ihn ein ſchrecklicher Gedanke: mit der Liebe war auch die Eiferſucht neu erwacht in ſeinem Herzen; die Vorſtellung, daß die Fee Mollacat nach ſeinem Tode ihren Beſitz einem Andern ſchenken könnte, wurde ihm zur Marter, und er ſann, um ſich vor dieſem Unglück zu ſchützen, eine Liſt aus, die ihm nicht viel Ehre machte. Er überredete nämlich in einer vertrauten Stunde die Fee, ſich in die Geſtalt zu verwandeln, in der wir ſie eben geſehen, und ſich alsdann in den magiſchen Talisman eines Ringes einſchließen zu laſſen, bloß aus Liebe zu ihm, wie er verſicherte, damit er ſie dann am Finger immer bei ſich tragen und zu jeder Minute ihres Anblicks genießen könnte. Die Fee ließ ſich überreden, und

ſchlüpfte in ihren Kerker, den ihr Geliebter dann an den Finger ſteckte. Was ſich vorausſehen ließ, geſchah; der Sultan ſtarb, und die Fee war nun eine Gefangene. In der That ein hämiſcher Streich, den die eiferſüchtige Laune eines Graukopfs ihr geſpielt. Der fromme Derwiſch errieth den Zuſammenhang der Sache, allein er konnte mit all' ſeiner Kunſt nur theilweiſe den Bann löſen, in den ſich die Fee ſo unvorſichtig begeben. Er fand das Mittel, ſie aus dem Ringe heraustreten zu laſſen, allein ihr die menſchliche Größe wieder zu verſchaffen, vermochte er nicht. Nur einmal des Monats, eine Stunde lang in der Nacht, erlauben es die magiſchen Charaktere des Ringes, daß die Fee in ihrer natürlichen Geſtalt erſcheint. Aber welch ärmlicher Erſatz für ein Leben in ſo trauriger Knechtſchaft iſt eine einzige freie Stunde im Monat! Nach dem Tode des Derwiſch gelangte der Ring in die Hände von Leuten, die um ſein Geheimniß nicht wußten, bis endlich ein gelehrter arabiſcher Arzt, im Dienſte des vertriebenen Paſcha hieſelbſt, ihn in Beſitz bekam und ihn ſogleich für denſelben erkannte, von dem er Kunde erhalten. Er machte mir vor einigen Tagen mit dieſem ſeltenen Kleinod ein Geſchenk, und ich wage wiederum, es Eurer

Majeſtät zu Füßen zu legen, als der rechtmäßigen Herrſcherin über Geiſter und Menſchen."

Mit dieſen Worten ſchloß der Fürſt ſeinen Bericht, für den er Dank und Bewunderung einerntete. Die Monarchin war mit dem Ringe des arabiſchen Arztes höchlich zufrieden. Durch die Anhörung der Geſchichte der Fee, war der Wunſch, ſie zu ſehen, neu erwacht, und die Tänzerin mußte wiederum ihr kriſtallnes Häuschen verlaſſen. Die Damen beklagten ſie als ein unglückliches Opfer der Eiferſucht eines Despoten, die Männer fanden, ohne es laut einzugeſtehen, die Manier des Sultans, ſich der Treue ſeiner Geliebten zu verſichern, gar nicht übel erdacht: denn wer hätte wol den Muth gehabt, mit einer Schönen von der Größe eines Stecknadelknopfs ein Verhältniß anzuknüpfen?

Einige Abende hindurch beluſtigte jetzt die Fee den kleinen Cirkel am Hofe. Die Fee konnte der Liebhaberei für den Tanz volle Genüge thun. Sie tanzte nach einander die kunſtvollſten Sarabanden, Polonaiſen, Bolero's, Menuets, und legte in jede dieſer Weiſen beſondern Zauber. Einſt ſaß die Kaiſerin am Spieltiſch, und es kam ihr in den Sinn, einem Neuangekommenen die kleine

Künſtlerin zu zeigen. Ohne zu bedenken, daß die mit grünem Tuch bezogene Fläche für die Fee zum Tanze nicht taugte, öffnete ſie den magiſchen Ring und rief ſie hervor. O Himmel, für ein ſo zartes Geſchöpf bildeten die Fäden und Fäſern des Tuchs einen undurchdringlichen Wald! Vergebens arbeitete die Kleine mit Händen und Füßen, um ſich durchzuwinden; ſie ſank endlich erſchöpft nieder und verlor einen Schuh. Man brachte ſie wieder in den Ring, wo ſie mehr todt als lebend anlangte. Eben ſollte die Kapſel wieder geſchloſſen werden, als einer der Anweſenden, der das ſchärfſte Vergrößerungsglas hatte, bemerkte, daß der Schuh fehlte. Sogleich wurden Nachforſchungen angeſtellt, man durchſuchte auf das Genaueſte die ganze grüne Fläche des Tiſches — umſonſt, kein Schuh war zu finden. Aber welch ein kleines goldenes Pünktchen mußte dieſer Schuh auch ſein! wie war es möglich, ihn in den Klüften, Abgründen und Wäldern des Tuchs zu entdecken! Es war ein Suchen, als gälte es eine Krone zu finden, jeder der Herren, jede der Damen wollte zuerſt ausrufen: Gefunden! da iſt der Schuh! Die Fußbekleidung der kleinen Cendrillon konnte nicht mehr Aufruhr erregen. Alles umſonſt, dieſes unentbehrliche Stück in der

Toilette einer Tänzerin war und blieb verloren. Die Gesellschaft mußte sich zufrieden geben und die Unterhaltung ging auf andere Gegenstände über.

Ich hatte in der Nacht nach diesem Vorfall im Vorzimmer der Monarchin die Wache. Von dem verschwundenen Schuh war nichts zu meinen Ohren gelangt. Wie ich nun so stehe und aus dem Fenster in die dunkle Nacht schaue, blitzt es mir plötzlich seitwärts ins Auge. Ich wende mich, und siehe da, auf einem der vom Abend noch aufgeschlagenen Spieltische liegt ein kleiner Schuh vom feinsten Leder, über und über vergoldet, wie es scheint einem jungen Mädchen von 18 Jahren gehörend. Ei, denke ich bei mir selbst, die Kammerfrauen und Hoffräulein hätten auch andere Plätze finden können, um sich ihrer Toilette zu entledigen, statt dieselbe auf Tischen und Stühlen hier zu zerstreuen. Zur Strafe jener Leichtfertigen will ich den Schuh zu mir stecken. Eben habe ich den Monolog geendet und schiebe mit Behaglichkeit den Raub in meine enge Tasche, als die Thür des Schlafgemachs der Kaiserin sich öffnet und ein fremdartiges, allerliebstes Weib mit bekümmerter Miene hereintritt. Ich weiß sogleich, daß ich die Fee Mollacat vor mir habe, und hätte ich sie

auch nicht an ihrer reizenden Gestalt, an der rührenden Schönheit ihres Antlitzes erkannt, der eine goldene Pantoffel, den sie anhatte, mußte mir sagen, daß sie die Besitzerin des anderen war, der in meiner Tasche ruhte. Zugleich fiel mir ein, nach der Erzählung des Fürsten, daß die Fee eine Stunde im Monat ihre gewöhnliche Gestalt annehme; es war gewiß, daß diese Stunde jetzt eingetreten und daß ich der Glückliche war, der sie außer dem Zauberbann zu sehen bekam. Gleichwol stellte ich mich völlig unbefangen und von nichts wissend. Ich ließ sie fragen und bitten, und blieb taub gegen ihre melodischen Klagen, aus keiner andern Ursache, als um sie zu zwingen, mir im nächsten Monat ein ähnliches Rendezvous zu schenken. Aber meine Grausamkeit ist bestraft worden, ich habe das göttliche Zauberkind nicht wieder gesehen. Sie verschwand, als der Ablauf ihrer Stunde nahe war, und mir blieb der Schuh.

Bald darauf trat die Kaiserin ihre Rückreise an. Wichtige Gegenstände aller Art nahmen jetzt die Aufmerksamkeit in Anspruch; der magische Ring und die Fee waren vergessen. Zuletzt gelangte der Ring, soviel ich erfahren konnte, in die Schatzkammer zu Petersburg, wo er wol noch unter

andern angehäuften Pretiosen verschiedener Gattung liegt. Ich zweifle, daß Jemand noch um die Geschichte dieses Ringes weiß. Mein goldener Schuh jedoch brachte mir, statt Vermögen und Reichthümer, Schmach und Kummer. Ich hatte seine Zaubergabe entdeckt, und schenkte ihn einem Mädchen, das ich liebte und das durch den Schuh die erste Tänzerin der Hauptstadt wurde. Die Undankbare! sie plünderte mich, sammelte ungeheure Schätze und ergriff nachher die Flucht. Zum Glück rettete ich vorher den Schuh. Er diente noch hie und da, um einer eitlen Schönen glänzende Triumphe zu erwerben, endlich aber schlug mir das Gewissen. Das Unrecht, das ich an der schönen Fee Mollacat begangen, war mir in seiner ganzen Stärke gegenwärtig: ich konnte das Bildniß nicht wieder loswerden, wie sie in jener Nacht, mit Thränen im Auge, mich um ihren Schuh bat: ich beschloß, dieses Pfand meiner ersten und seltsamen Liebe bis an meinen Tod mit mir herumzutragen und es nie wieder durch Gefälligkeit für niedere Geschöpfe entweihen zu lassen. Ich habe mein Gelöbniß gehalten — hier ist der Schuh. Jetzt, da ich das Ziel meiner Tage vor Augen habe, will ich ihn in keinen andern Händen wissen.

als in den deinigen, mein Freund. Nimm ihn und mache damit, was du willſt: die arme Fee wird ihn wol nie wieder ſehen. Vielleicht iſt ſie auch jetzt ſchon aus ihrer Gefangenſchaft erlöſt, und fragt alſo nicht viel nach dieſem Stückchen vergoldeten Leders.""

„So, mein Herr, erzählte der ruſſiſche Officier, und auf dieſe Weiſe ging ſein Schatz in den Beſitz meines Bruders über. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, wie ich ihn wiederum vom guten Claude empfing. Das Ende der Geſchichte laſſen Sie mich kurz hinzufügen. Es iſt ziemlich gleichgültig für Sie und ſehr ärgerlich für mich. Der Schuh wurde mir geſtohlen, geſtohlen, mein Herr, von jener nichtswürdigen Perſon, die heute das ganze Theater in Bewunderung ſetzte. Wollen Sie mir glauben, daß dieſes Geſchöpf eigentlich gar nicht zu tanzen verſteht? daß ſie in ihrem Leben nichts begriffen hat von der reizenden Kunſt, die Boileau ſo treffend „„das anmuthige Spiel mit dem Gleichgewicht"" nennt? O es iſt fürchterlich! für Babet, für mein Kind, war der Triumph dieſes Abends beſtimmt — ſo aber wußte die Falſche ſich ins Vertrauen meines Kindes zu ſtehlen und ihm das Geheimniß mit dem Schuh zu entlocken. Am Abend, als Babet ihn anlegen wollte, war

er fort. Ja, mein Herr, wenn ich auch, trotz der Versicherungen eines sterbenden Bruders, die Geschichte mit dem Schuh der Fee Mollacat für ein Mährchen gehalten hätte, der heutige Abend wäre völlig genügend, mich von der Wahrheit alles dessen, was ich Ihnen eben zu erzählen die Ehre hatte, zu überzeugen. Urtheilen Sie nun selbst, ob ich nicht alles Recht zur gerichtlichen Klage habe? Mein Schuh, mein goldener Schuh muß wieder in meinen Besitz!"

Ich stimmte in seinen gerechten Schmerz über den Verlust eines so unschätzbaren Kleinods mit ein. Die schöne Babet that ihr Möglichstes, den Vater wieder zu beruhigen. Über diesen Versuchen ward es spät. Meine Neugierde war befriedigt und ich glaubte mich jetzt entfernen zu können. Der Alte nahm einen rührenden Abschied von mir. „Sein Sie versichert," sagte er mir, „bin ich wieder im Besitze meines Schatzes, so sollen Ihnen die öffentlichen Blätter davon Kunde geben. Die Sache ist von zu großer Wichtigkeit, als daß das Interesse ihr fehlen sollte." — Ich habe weiter nichts vom Schuh der Fee Mollacat erfahren, und wissen möchte ich wol, in wessen Besitz er jetzt ist!

Andrea Vanelli.

Die Geſchichte dieſes Menſchen, der Verſe machte und an einem Glaſe vergifteter Limonade ſtarb, mag anziehend genug erſcheinen, um ihr ein vorübergehendes Intereſſe zu weihen. — Er kam als ein bildſchöner Knabe nach Deutſchland mit einem Trupp Emigrirter, die ihn in der Gegend von Trier abſetzten und ihn ſeinem Schickſal überließen. Ein junger Edelmann, auf der Jagd begriffen, von luſtigen Geſellen umſchwärmt, findet ihn am Wege und macht ihn ohne viele Umſtände zu ſeinem Diener. Andrea folgt ſeinem neuen Herrn in den erzbiſchöflichen Pallaſt, wo jener in Leichtſinn und großer Verſchwendung lebt. Andrea lernte ſo einen deutſchen Fürſten kennen und einen geiſtlichen Hof, zwei merkwürdige Dinge, die auf einen jungen Franzoſen ihren Eindruck nicht verfehlen konnten.

Wie grau, wie alterthümlich, wie großartig und wie prächtig war der erzbischöfliche Pallast zu Trier! Wenn man ins Thor einschritt und die oben übereinandergekreuzten Bischofsstäbe betrachtete, die seitdem die rauhe Hand der Zeit zerbrochen, konnte man sich eines geheimnißvollen Schauers nicht erwehren. Das alte Deutschland mit seinen Verfassungen, bürgerlichen Kriegen und endlosen Feierlichkeiten, die Kaiserkrönungen zu Frankfurt, das Reichskammergericht zu Wetzlar, der Mummenschanz der alten Stadt Köln und das lübische Recht, alles dieses hing an diesen zwei Bischofsstäben über dem Thore des erzbischöflichen Pallastes zu Trier. Jene Kammern und Säle, jene dunklen Corridore und Treppen, jene seltsamen Erker und geheimnißvollen Stübchen waren die kleinen deutschen Staaten, die verworrenen und seltsamen Verhältnisse und alle die wunderlichen Sonderbarkeiten des alten deutschen Reichs. Andrea Ganelli trat in Deutschland ein durch dieses Thor, und es war gleichsam die neue Zeit, die mit frischen Blumenwangen und schwarzen Glanzlocken in der Gestalt eines jungen Franzosen von achtzehn Jahren einschritt in das uralte Germanien. Ganelli träumte noch von Frankreich. Es fiel ihm beim Anblick des

Schloſſes das alte Louvre ein, und im Gefühl des Heimathlichen, das ihn umwehte, achtete er nicht darauf, daß völlig fremde Geſichter um ihn ſtanden und völlig fremde Laute an ſein Ohr ſchlugen. Ein fürſtlicher Kammerdiener ſchritt an ihm vorüber, das Gedränge im Hofe beugte ſich vor demſelben, und an dieſem krummen Rücken merkte Andrea, daß er in Deutſchland ſei; denn in Frankreich fing man damals an, gerade und aufgerichtet zu gehen, ſogar in der Nähe fürſtlicher Kammerdiener. Der Satrap merkte ſich Andrea's geraden Rücken und warf einen Groll auf ihn.

Der Baron, der unſern Helden in Dienſt genommen hatte, beſaß am Rhein bedeutende Güter, deren Einkünfte er am Hofe des geiſtlichen Fürſten verzehrte. Er hatte Jagden, Liebeshändel und Duelle. Seinen Frack und ſeine Schuhſchnallen verſchrieb er aus Paris, denn er behauptete, das deutſche Genie auf ſeinem Culminationspunkte ſei höchſtens fähig, ein erträgliches Beinkleid zu machen; ſeine Beine überließ er Deutſchland, während ſeine edleren Theile in franzöſiſche Seide ſich hüllten. Sein Haupt trug ſtolz jene Fülle leichter, gefälliger Locken, die das alte Syſtem der Allongeperücken erſchüttert hatten und dazu beſtimmt ſchienen,

langsam auf den Weg der Natur wieder einzulenken. Andrea erhielt das Geschäft, die Frisur à la Rousseau alle Morgen neu aufzulegen, während sein Herr dabei die „nouvelle Héloïse" las, von der er lediglich nichts verstand. Die Ideen, sonst Geschöpfe von so schnellem Fluge, waren diesmal unbegreiflich langsam gegangen; sie hatten noch nicht den Rhein passirt, und die Erstürmung der Bastille in Paris erzählte man sich in Deutschland als ein seltenes Mährchen, ähnlich den Abenteuern Candide's, wie er den Einsturz Lissabons erlebt. Man dachte nicht an die Möglichkeit eines Erdbebens; man tanzte, spielte und musizirte in den Palästen, deren Mauern man für unerschütterlich hielt.

Andrea Ganelli hätte hier sehr vergnügt leben können, wenn er nicht zum Unglück ein Franzose gewesen wäre, und nicht zu größerem Unglück Verse gemacht hätte; aber diese beiden Eigenschaften brachten ihn schnell um die einträgliche Stelle beim Baron. Er machte sich über dessen Aufgeblasenheit und Unwissenheit lustig, über sein Lesen der nouvelle Héloïse und endlich über seinen schlechten Geschmack in der Wahl seiner Liebschaften. Diese kleinen Bosheiten, die ihm den Hals brachen,

waren in die niedlichſten Epigramme gekleidet, die man ſich denken konnte, und wohin dringt ein Epigramm nicht? Andrea's Epigramme flatterten ebenſo unter die ſeidenen Mantillen der Damen, wie unter die ſchwere, ernſthafte Toga der Prälaten, und endlich flatterte auch eins der dreiſteſten dieſer Geſchöpfe dem Baron an die Naſe. Er erſtaunte über die Kühnheit der Verſe, und wollte nicht glauben, daß ſie von ſeinem Kammerdiener herrührten. Er ließ ihn vor ſich kommen, und Andrea, weit entfernt ſeine Autorſchaft abzuleugnen, erſchien vor ſeinem Richter mit der impertinenten Miene eines neuen Philoſophen, der ſich berufen fühlt, der Welt eine andere Geſtalt zu geben. Die Unterhandlung war ſchnell abgemacht; Andrea erhielt ſeinen Abſchied und die Epigramme flogen in den Kamin. So weiß ein deutſcher Herr ſich zu helfen.

Am kurfürſtlichen Hofe hielt ſich ein Mann auf, der mit krummen Rücken und zitternden Beinen herumſchlich, der auf einem Auge blind und auf beiden Ohren taub war. Er war ein Krüppel und hatte nur anderthalb Sinne, aber mit dieſem Reſt ſorgte er trefflich für die Sinne Anderer. Alle Welt ſuchte dieſe tauben Ohren, um durch ſie das feinſte Geflüſter hinter dem erz-

bischöflichen Stuhle zu erlauschen; dieses eine Auge nahm man in Anspruch, wo hundert Augen vergeblich sich anstrengten, etwas zu sehen, und mit diesen Beinen lief der Verrath und die Intrigue schneller durch die dunklen Corridore des alten Schlosses, als wenn die zierlichen Beine des schönsten Pagen ihnen zu Trägern gedient hätten. Aber wie machte das der Doctor Bunzelius? Dieses Räthsel zu lösen, hat seine Schwierigkeit: nur seine vertrautesten Genossen wußten, daß dieser edle Herr, wenn er funfzig Meilen vom Sitze des Erzstiftes entfernt war und er nicht mehr nöthig hatte, der Doctor Bunzelius zu sein, daß er dann sehr gut hörte, sehr gut sah und mit dem vortrefflichsten Rücken und den besten Beinen von der Welt herumlief. Je näher er aber wieder dem Orte seiner Wirksamkeit kam, desto gekrümmter wurde sein Rücken, desto ärger plagte die Gicht seine Beine und desto lauter mußte man schreien, um von ihm verstanden zu werden, bis er in die Thore von Trier als vollkommener Krüppel einfuhr, als Doctor Bunzelius, als der Liebling der vornehmen Taugenichtse und der galanten Frauen von Stande. Dieses allmächtige Genie sah sich von Zeit zu Zeit nach getreuen Helfershelfern um

und glaubte einen ſolchen in dem Erkammerdiener gefunden zu haben. Trotz dieſer Überzeugung ging er dennoch ſehr vorſichtig beim Anwerbungsgeſchäfte zu Werke.

Eines Tages trat er in die Stube Ganelli's, als dieſer eben ein Paar Verſe recitirte: „O!" rief der Doctor plötzlich und ſtampfte mit dem Fuße, „welch' elender Reim war das! Wie das holpert und hinkt! das muß anders werden!" Andrea ſah den Doctor betroffen an. „Ihr habt gehört?" rief er; „ich dachte, Ihr wäret taub?" Der Doctor machte mit ſeinem Körper eine Schlangenbewegung, blinzelte mit den Augen und räuſperte ſich. „Taub?" ſagte er endlich. „Nicht ſo ganz, mein Sohn. Es kommt auf die Stellung der Geſtirne an, ob ich höre. Auch die Metalle äußern ihren Einfluß." — „Das iſt ja höchſt wunderbar." — „Ja," entgegnete der Doctor, und weidete ſich an der unſchuldigen Miene des Jünglings, „es gibt viel wunderbare Dinge in der Welt. So zum Beiſpiel biſt Du jetzt aus dem Dienſte gejagt, weil ſich das Wunder ereignet hatte, daß der Diener klüger war als der Herr." — „Da habt Ihr Recht, Doctor!" lachte Andrea. „Freilich habe ich Recht," entgegnete dieſer trocken,

„aber Du hatteſt Unrecht. Hätteſt Du, wie ich, die Geſtirne und die Metalle gehörig auf Dich einwirken laſſen, ſo ſäßeſt Du noch in deiner Stelle.“ — „Ich glaube Euch zu verſtehen, alter Herr.“ — „Das ſoll mir lieb ſein; dann tritt aus dem Dienſte des Barons in den meinigen.“ — „Gut, da habt Ihr meine Hand.“ — „Aber noch Eins,“ rief der Alte. „Keine Epigramme mehr, außer dann, wenn die Geſtirne es erlauben!“

Andrea ſagte lachend zu, und von dieſer Zeit an war er in die Geheimniſſe des Doctor Bunzelius eingeweiht. Dieſe beſtanden in nichts Geringerem, als ein Regiſter über die Schulden, die Liebeshändel, die Erbſchaften, Zänkereien und geheimen, ehrgeizigen Pläne des ſämmtlichen Hofperſonals und des Adels der Stadt zu führen. Bunzelius ſammelte die Notizen und Andrea führte darüber Buch. In der geheimen Kanzlei des Doctors wurden Briefe geöffnet und ſehr behutſam wieder verſiegelt, Kiſtchen aufgebrochen und über ihren Inhalt Rapport abgeſtattet. Nie wurde etwas entwendet; der Doctor ſtahl nur die Geheimniſſe der Bruſt, die Brillanten, die darauf flimmerten, ließ er unangetaſtet. Er eignete ſich Bekenntniſſe zu, welche ihm Tauſende auf die Hand legten,

allein er griff nicht den kleinſten Theil dieſer Summen ſelbſt an. Dennoch floſſen ihm reichliche Geldquellen, die er mit Andrea theilte. Beide machten zuſammen ihre nächtlichen Gänge. Wer die Straßen einer alten deutſchen Stadt kennt, der ſieht deutlich den Schauplatz der neuen Thätigkeit unſeres Helden vor ſich. Wie dunkel, grau und abenteuerlich hängen die hohen Giebel in das Bett der engen Gaſſe hinein! Der Strahl einer einſamen Laterne bricht ſich zögernd und ängſtlich an den tauſend vorſpringenden Ecken und ſchwarzen Wänden, ehe er auf den Boden des holperigen Pflaſters niederſinkt. Eine dumpfe Kellerluft herrſcht fortwährend in dieſem engen Behälter. Nur ſpärlicher Lichtſchein belebt die Fenſter an beiden Seiten, und von ferne tönt eine elende Drehorgel durch die Stille. Es iſt zehn Uhr, und kein Wagen läßt ſich mehr hören und kein Fußgänger betritt mehr das Pflaſter. Das iſt eine alte Stadt zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Nichts war dem Doctor Bunzelius gleichgültig, nichts geringfügig. Den Giebel eines Hauſes betrachtete er eben ſo genau, als das Profil eines Menſchen. Er ſchüttelte Geheimniſſe aus einer alten Dachrinne und kloyfte Antworten aus mor-

schem Gemäuer. Andrea begleitete ihn in die niedrigsten Kneipen, wie in die verborgensten Winkel, und was sie dort erlauschten, kam oft den Prunkgemächern zu gut. Niemand legte sich Zwang vor dem Doctor an, denn Jedermann war fest überzeugt, daß er stocktaub sei. So schlich der Alte herum, gleichsam das Gewissen der Stadt und des Hofes, bald schwankend geliebt, bald eben so schwankend gefürchtet.

Aber unserm Andrea gefiel auf die Länge dieses Leben nicht, er war zu etwas Höherem berufen: er sollte die Liebe und die deutsche Poesie kennen lernen. Auf seinen Zügen mit dem Doctor hatte er ein hübsches Mädchen öfters gesehen, eine Blondine, die Eindruck auf sein Herz gemacht. Die alte Lust an Versen erwachte neu, und er machte deren einige, trotz des Verbots des Doctors und der Gestirne. Die schöne Emma verstand es nicht, durch ein Bischen Kokketerie und Laune einen Liebeshandel in die Länge zu ziehen. Ihr schwaches Herz wurde durch das Vergnügen, einen Anbeter zu haben, so angegriffen, daß es den Widerstand sogleich vergaß. Dies war freilich unserm kleinen Stutzer nicht recht, er hätte gern mit einer schwierigen Eroberung geprahlt; allein die

blonde Emma war dagegen wieder so gut, sie hatte so viel Zärtlichkeit und Ergebung, daß man ihr den Fehler, keine Fehler zu haben, nothwendig verzeihen mußte. Die einzige Schwachheit, die dieses vortreffliche Mädchen hatte, war, daß sie mit wahrhaft abgöttischer Hinneigung an der Pflege ihrer langen gelblichen Locken hing. Unermüdet flocht, band, knüpfte und löste sie diese zarten Ringe. Sie wickelte sie ein und wickelte sie wieder los, sie duldete nicht, daß ein heißes Eisen, noch weniger, daß der falsche und todte Blumengeruch einer Pomadenbüchse dem jungfräulichen Golde in die Nähe kam; es mußte in seinem ursprünglichen Glanze leuchten, so wie es auf der ursprünglichen Frische einer jungfräulichen Wange lag. Andrea machte über diese Schwachheit seiner Geliebten Epigramme, aber sie blieben ganz ohne Wirkung; denn die blonde Emma las keine Epigramme, sie las überhaupt nicht, außer in den Augen ihres Freundes. Wo sie eines Buches habhaft werden konnte, prüfte sie die Dicke des Papiers, ob es wohl tauge, um daraus Haarwickeln zu machen. Diese verderbliche Richtung gegen die Literatur hatte sie schon sehr frühe angenommen, und beharrte darin eigensinnig, trotz der Vorstellungen Andrea's.

In einer ſolchen Stunde, wo Emma wieder endlos mit ihrem Haar beſchäftigt war und Andrea ſich ennuirte, griff er die auf dem Boden herumliegenden Papierwickeln auf, und indem er ſie ſorgſam auseinander glättete, paßte er die einzelnen Stücke aneinander, begierig, aus den Fragmenten einen Sinn herauszufinden. Es war ein deutſches Gedicht und eines von den vielen, die die blonde Emma ihrer Zerſtörungswuth geopfert. Andrea hatte hinlänglich deutſch gelernt, um die Verſe, die er zuſammengeſetzt, zu verſtehen; er fand ſie ſehr ſchön. Er ſetzte immer neue zuſammen und ſeine Freude wuchs mit jeder Strophe, die er dem Staube und der Erniedrigung abkämpfte. „Ach,“ rief er endlich und ſeine Wange glühte: „wer iſt der Deutſche, der ſo zärtlich fühlt und ſo ſchöne Bilder braucht? Ich muß ihn kennen und er muß mein Freund werden.“ Die blonde Emma erſchrak, als ſie von Verſen hörte, denn ſie fürchtete, das Geſangbuch zerriſſen zu haben, eine unverzeihliche Sünde; ſie lief alſo ſchnell hin, um nach dem Reſte des unglücklichen geviertheilten Buches zu ſehen, und kehrte beruhigt zurück, als ſie auf dem noch erhaltenen Titel einen ihr gänzlich fremden Namen entdeckte. Es war Wielands

Oberon. So war denn Andrea mit einem deutſchen Poeten bekannt geworden. Er las ihn in ſeinen müßigen Stunden, er überſetzte ihn und freute ſich kindlich über die ſchöne Rezia, den getreuen Hüon, den derben Scherasmin und über den ganzen Hof zu Babylon.

Mittlerweile kamen die Franzoſen über den Rhein. Die deutſchen Biſchöfe und Erzbiſchöfe flohen aus ihren Schlummerſtühlen, das Geklimper der Guitarren erſtarb, die Kaſtratenſtimmen der Oper ſchlugen ihre letzten Triller, ein ganzer Haufe Tänzer und Tänzerinnen brach aus den geöffneten Thoren und zerſtreuten ſich in alle Welt. Die Landſtraße wirbelte mitleidig ihren Staub zu dichten Wolken empor, um die Götter eines geſtürzten Olyms vor den frivolen Blicken des Volks zu verhüllen. Der alte Vater Rhein ſah das unruhige Leben an ſeinen beiden Ufern und ſchüttelte bedenklich das Haupt. Auch der Churfürſt verließ ſein altes Haus. Er war ein milder, freundlicher Herr, und es that ihm innerlich wehe, ſeine Angehörigen und ſeine Stadt zu verlaſſen. Aber die äußerſte Verwirrung war plötzlich über alle Gemüther, alle Verhältniſſe eingebrochen. Niemand konnte ſich zurecht finden; man blieb auf den

Straßen ſinnend ſtehen und hatte den Weg zu ſeinem eigenen Hauſe vergeſſen. Man beſuchte die Gärten, die ſchattigſten Plätze, die verſteckteſten Lauben, aber nicht, um ſich mit einem vertrauten Freunde zu letzen, um das Geflüſter der Liebe lauſchenden Ohren zu verbergen, ſondern lediglich, um eine Kiſte mit Silbergeräth in den ſichern Schoß der Erde zu verſenken. Man begrub um die Wette ſilberne Kannen und goldene Hoffnungen, denn was war zu hoffen, was zu erwarten? — Die Politiker prophezeihten eine allgemeine Umwälzung, und man glaubte ihnen. Unſer Andrea flüchtete aus den Thoren von Trier mit einem kleinen Renzel auf dem Rücken, in welchem ein Sonntagsrock und die Überſetzung des Oberon ſteckten. Mit der letzteren hoffte er ſich durch die Welt zu ſchlagen, ein zweiter Ritter Hüon. Er zog gegen das nördliche Deutſchland. Von der ſchönen Emma und dem Doctor Bunzelius hatte er nicht Abſchied genommen, denn beide waren ſchon lange vor ihm entflohen, ſo ſehr fürchtete die Eine für ihre blonden Locken, und der Andere für ſein übrig gebliebenes Auge.

In der Gegend von Fulda trifft unſer Gegner auf einen Landsmann. Er ſieht nämlich eine

abenteuerliche Figur auf der Spitze eines Hügels stehen, von dem aus zwei Wege sich trennen. Andrea hört das Selbstgespräch des Fremden, er betrachtet seine Gestalt und sieht, daß nur wenige ärmliche Lumpen einen langen, hagern Körper umhängen, dem es nicht an einer gewissen eigenthümlichen Großheit und Würde fehlt. Ein Profil mit gebogener Nase und hervortretendem Kinn zeichnet sich scharf gegen den Abendhimmel ab. die dürre Hand, die sich erhebt, hält etwas sehr zierlich mit Daumen und Zeigefinger und scheint unschlüssig, wohin sie den erfaßten Gegenstand werfen soll. Andrea nähert sich und grüßt ehrfurchtsvoll, denn sein Herz sagte ihm, daß er einen Unglücklichen vor sich habe. Der Fremde macht eine Verbeugung und beginnt gleich darauf, ohne sich stören zu lassen, sein früheres Manöver. Andrea bemerkt, daß es eine Münze ist, die jener in der Hand emporhebt. „Was wollen Sie damit?" fragte er; „etwa prüfen, ob Sie dort über den Fluß hinüber werfen können? — „O nein, mein Herr," entgegnete der Lange, „so kindisch bin ich nicht; im Gegentheil, Sie sehen mich hier in einem sehr ernsten Geschäfte. Dieses ist mein letzter Sous, der mir von einem Vermögen von vier

Millionen Franken übrig geblieben. Ich habe nichts mehr, es ist mir ganz gleich, wohin ich mich wende; dieses Geldstück soll mir den Weg zeigen zu meinem Glück. Ich werde es in die Luft schleudern, und dann sehen, gegen welchen von jenen beiden Wegen es niederfällt." Andrea trat zur Seite und der Graf warf. Das Geldstück fiel gegen den Weg rechts hin. „Ach!" rief unser Held, „das ist auch meine Straße. Wenn es Ihnen recht ist, so bleiben wir beisammen. Ich trage unerschöpfliche Erwerbsquellen bei mir, und es wird mir eine Ehre sein, wenn Sie mich von der Last meiner Reichthümer etwas befreien wollen." Dieser Scherz lockte dem Grafen ein trübes Lächeln ab; er sah, daß sein Gefährte eben so arm, eben so verlassen, aber auch eben so entfernt von niedriger Gesinnung war, wie er selbst, und die Betrachtung besiegelte schnell den Bund der Beiden. Sie wanderten zusammen die Straße weiter, der eine französische Verse, der andere deutsche vor sich her singend.

„Mein Gott," sagte der Graf, es sind schon zwei Tage, daß ich nichts gegessen habe; es wird endlich Zeit sein, daß ich etwas Warmes in den Mund bekomme." Andrea recitirte ihm die Verse

aus dem Oberon vor, wo die halbverschmachtete Rezia auf der wüsten Insel plötzlich gestärkt und getröstet wird. Indem er noch in der Declamation begriffen war, ging ein Mann vorbei, der sich freundlich umsah, und nun stehen blieb, als er die deutschen Verse hörte. Als unsere Freunde herankamen, wollte er weiter gehen, allein er blieb immer wieder stehen, und hörte immer aufmerksamer zu, und lächelte immer freundlicher; zuletzt grüßte er sogar: „Sie sind Franzosen, meine Herren?“ fragte er. „Ja, mein Herr, wir sind Bourbonische Lilien, die in fremden Boden verpflanzt werden.“ Der Mann lächelte, „steht nicht geschrieben,“ sagte er, „daß Gott der Herr die Lilien auf dem Felde kleidet? mit den Bourbonischen Lilien scheint er aber nicht so gnädig zu verfahren? — „Wollen Sie spotten, mein Herr?“ — „Um Gotteswillen, nein!“ rief jener ängstlich, „wer könnte über das Unglück spotten? zumal wie dürfte es einer wagen, der ihm so nahe gestanden hat, wie ich selbst? Jener Dichter, dessen Verse Sie eben hersagten, hat mich vor Unglück und Armuth geschützt.“ — „Voltaire?“ fragte der Graf, — „Wieland?“ — rief Andrea. „Der Letztere,“ entgegnete der Mann. „Ich bin ein

Buchdrucker, meine Herren, und wohne in jenem Städtchen, dessen rothe Dächer über das niedrige Laub der Nußbäume herüberschauen. Wenn Sie mit mir gehen und heute Mittag meine Gäste sein wollen, soll es mir eine Ehre und ein Vergnügen sein." Andrea stieß den Grafen an, und machte ihn begreiflich, daß er dieses Oberon zu verdanken habe. „Wer ist Oberon?" rief jener. Wird er mir meine vier Millionen Franken, mein himmlisches Weib, mein schönes Schloß am Ufer der Rhone wieder schaffen?" — „Noch mehr als das," entgegnete Andrea, „Oberon wird uns lehren, ein Leben ohne Schloß, Weib und Gold erträglich zu finden." Der Graf schüttelte das Haupt.

Der Mann, bei dem sie jetzt einkehrten, war ein Buchhändler und Buchdrucker zugleich. Er hatte in Dürftigkeit angefangen und war nach und nach zu einem kleinen Besitzthum gelangt. Über seiner Hausthür stand der Vers:

Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Über Tisch kam Andrea mit seiner Übersetzung des Wieland hervor. Der Buchhändler freute sich über diese Arbeit und gab Hoffnung, daß sie ver-

kauft werden könnte. „Sind die gegenwärtigen Zeitläufte," sagte er, „auch nicht sehr günstig für die **belles lettres**, so wohnen hier in der Gegend herum doch manche vornehme Herrschaften, die ein Buch wie das Ihrige kaufen und vielleicht sogar die Kosten für den Druck bergeben dürften." Diese Worte des Herrn Petermann entzückten unsern Andrea. Er sah sich schon gedruckt, Schriftsteller und von bedeutenden Personen geschätzt und gesucht. Der Graf, dem er seine Hoffnungen mittheilte, sagte: „Was ist ein Schriftsteller? Ein Wesen, von dem ich gelegentlich ein Paar gute Gedanken borge, und das ich bei Seite werfe, wie ein altes Kleid. Ich habe diese Herren zu Dutzenden in meinem Salon gehabt und kann nicht sagen, daß nur einer derselben mir achtungswerth erschienen. Sie füllten meine Ohren mit Versen und ich ihren Magen mit Saucen. Eine schöne Frau und eine Note von 100 Pfund äußerten erstaunlichen Einfluß auf die Gesinnungen dieser Menschen." — „Ach," rief Andrea, „auf diese Weise wäre in der ganzen Welt nichts Achtungswerthes." — „Das sage ich ja eben. Uns allen steht ein fürchterlicher Moment bevor, wir mögen nun reich, schön, geistreich, von Tausenden

angebetet ſein, gleichviel, der Moment des Todes. Wer kann dieſem entgehen? Alle Spielereien von Achtung, Tugend, Weisheit gäbe ich hin, wenn ich damit nur von einer ſchmerzhaften Nervenzuckung mich loskaufen könnte. Aber wenn wir auf unſerm Todtenbette liegen, verlaſſen uns die Verſe der Dichter, verlaſſen uns die ſchönen Frauen und verläßt uns die Religion. Es iſt nichts wirklich und gewiß, als daß ich ſterben muß."

„Du danke Gott, wenn er dich preßt.
„Und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt,"

ſagte Petermann, der unvermerkt zu ihnen getreten war, und jetzt zwiſchen den Sprechenden ſtand. Die Abendſonne warf ihre Glut über das kleine Haus, die nahen Gebüſche, und leuchtete in die enge Gaſſe hinein; in den Bäumen rauſchte der Abendwind. Die drei Männer ſtanden bei einander und eine lange Pauſe herrſchte. Dann fing Petermann an, religiöſe Troſtgründe vorzubringen; der Graf fiel ihm in die Rede. „Laſſen wir das," rief er, „Sie reden ein zu barbariſches Franzöſiſch, als daß ich Ihnen folgen möchte, und redeten Sie auch mit den Zungen der Engel, ich würde Sie doch nicht verſtehen. Aber ſehen Sie hier, zehn geſunde Finger, ſie ſind mein Eigenthum,

ich habe ſie noch Niemanden verkauft, Sie ſind der Erſte, dem ich ſie anbiete. Stellen Sie mich bei Ihren vermaledeiten Druckerkaſten an, und Sie ſollen ſehen, daß ich meinen Mann ſtehe.“ — „Topp!“ rief der Buchdrucker, „da ſind wir ja verbündete Leute.“ Der Graf murmelte vor ſich hin: „Es geſchieht ja nur wegen der Todesangſt, denn ſonſt hätte ich ja — ſterben müſſen.“

Andrea richtete ſich in einem kleinen Bodenſtübchen im Hauſe Petermanns ein und dachte nun ernſtlich daran, ein großer Mann zu werden. Der Buchhändler hatte ihm eine vornehme Herrſchaft in der Nähe genannt, und er machte ſich eines Morgens auf den Weg nach dem hoch und ſchön gelegenen Schloſſe. Er langte dort in den erſten Nachmittagsſtunden an. Es war eine ſtarke Hitze; die Rideaux der Fenſter waren geſchloſſen, auf dem Hofe ſpazierte einſam ein prächtiger Pfau, und ein kleiner, in rothen Sammt gekleideter Lakai hockte auf dem Piedeſtal einer wettergrauen, verſtümmelten Statue. In der Entfernung blickten die dunklen Buchen des alten Schloßgartens durch das Gitterthor.

Andrea ſtand lange in Gedanken und athmete die ſtille und ariſtokratiſche Luft dieſer Umgebung

ein; dann wagte er es, mit der gehörigen Vorsicht sich dem Gitterthor zu nähern. Es war nur angelehnt und er trat in den Garten. Die dunklen Buchengänge warfen fast einen nächtlichen Schatten; Alles war stille, nach der Schattenseite zu stand ein Fenster offen und ein leiser Windzug spielte mit einem gelbseidenen Vorhang, den er wie ein Segel hinaustrieb und wieder zurückschob. Im Fenster saß eine ältliche Dame und las in einem Buche. Aus der Tiefe des Zimmers wurde jetzt zur Clavierbegleitung ein Gesang hörbar. Es waren Verse aus der „schönen Müllerin" von Paesiello:

„Mich fliehen alle Freuden,
Ich sterb' vor Ungeduld,
An allen meinen Leiden,
Ist nur die Liebe schuld."

Der junge Franzose horchte noch auf die klagenden Töne, als er plötzlich bemerkte, daß die ältliche Dame, vom Buche aufsehend, ihn scharf fixirte. Er trat jetzt hervor und machte seine grüßende Verbeugung. „Wer seid Ihr?" fragte sie, „was wollt Ihr?" Er gab ihr den Brief des Buchhändlers. Sie entfaltete das Schreiben, und während sie las, kam ein allerliebstes Mädchen

und guckte ihr über die Schulter; ein großer Mann mit einem fetten Gesichte, voll gesunder Freundlichkeit zeigte sich neben den Frauen. Der Gesang hatte aufgehört, die dunklen Augen des jungen Andrea sahen unverwandt auf die Gruppe und besonders auf das schöne Kind von achtzehn Jahren, das eben über die Liebe sich beklagt hatte, und doch so gänzlich unbekannt mit ihren Leiden zu sein schien. Diese Stirne war so klar, diese zarte Linie des Profils noch so unberührt zart, das Auge noch so voll kecker Frische, daß man deutlich sah, wie hieran noch kein Schmerz gerührt. „Was gibts?" fragte sie, „und was will der Mensch da?" Die Dame mit dem Buche gab ihr den Brief. „Der Herrenhuter Petermann," sagte sie, „unten im Städtchen, hat zwei Emigranten bei sich aufgenommen, von denen dieser Einer ist. Der Vater wird für sie in Anspruch genommen; aber du lieber Gott, man kennt ja diese Leute nicht. Es kommen ihrer so viele seit der letzten Zeit, viel zu viele." — „Still, Tante!" sagte die Junge leise, „merken Sie nicht, daß er deutsch versteht? Wie abscheulich, wenn wir ihn kränkten! Wollen wir ihn in einer halben Stunde wieder bestellen, wo der Vater ihn wird sprechen

können?" Sie rief hierauf zum Fenster hinaus, und bat, Andrea möchte so lange im Garten spazieren gehen, bis man ihn rufen werde.

Sie verschwand mit dem dicken, schwarzen Herrn in der Tiefe des Zimmers, die Tante fing an zu lesen und die Decoration zeigte eigentlich ganz wieder die erste Scene; auch der Gesang ertönte von Neuem. „Mein Himmel!" rief Andrea bei sich, indem er in eine geschnittene Taxusallee einbog, „wie wunderlich sind diese alten Schlösser in Deutschland! In ihnen singt man noch von den Qualen der Liebe, während man jenseits des Rheins mordet. Hier wandeln im kühlen Schatten die alten, gefälligen Thorheiten, während dort im heißen Brande zertrümmerter Städte, neue, wilde Ideen mit einander streiten. Der Pfau schreit, der Lakai gähnt, die schöne Müllerin singt, und der Abbé nimmt behaglich eine Prise — das ist die Physiognomie von Deutschland am Ende des achtzehnten Jahrhunderts!"

Er hatte in diesen Träumen noch nicht lange geschwärmt, als er zu dem Baron hinaufgerufen wurde. Dieser ältliche Herr legte es darauf an, Friedrich den Großen zu imitiren. Er war eben so kurz, schneidend und ungefällig in seinen Fragen,

eben so stolz in seinen Rathschlägen und so impertinent in seinen Anreden. Auch blies er die Flöte und machte französische Verse. Andrea mußte ihm von seinen früheren Schicksalen erzählen, und er erzählte so launig und so lebhaft, daß der Baron mit Theilnahme zuhörte. „Sie haben Talent," sagte er endlich, „ich muß das wissen, und ich sage, Sie haben Talent; dies merke ich, ohne daß ich Ihre Verse gelesen habe. Wir Deutsche verstehen nicht zu sehen, und darum auch nicht zu erzählen. Es kann einer zwanzig Jahre am Hofe zu Trier gewesen sein, und weiß doch nicht zu sagen, von welcher Farbe das Sammtkäppchen ist, das Ihro Hochwürden auf dem Kopfe trägt, noch wie oft diese oder jene Dame in die Wochen gekommen ist. Ein Franzose ist kaum einen Tag bei uns und weiß das alles. Darum wird es auch dem lieben Herrgott so schwer in Frankreich, es so zu machen, daß man ihm nicht ins Detail seiner Haushaltung hineinsieht."

Diese Bemerkungen wurden in einem sehr eleganten Französisch schnell hingeworfen, und Andrea ergötzte sich daran. In einer kurzen halben Stunde sprach der Baron mit eben solcher Schnelligkeit die Literatur, die Religion und die

ganze deutsche Staatsverfassung durch, dann erhob er sich und machte seinem Zuhörer ein Entlassungszeichen. Als dieser in der Stadt von seinem Empfang auf dem Schlosse erzählte, rief Petermann: „Alles, was Sie da sagen, deutet auf höchst günstige Stimmung. Sie werden sehen, der Baron läßt sie nicht mehr von sich. Wenn wir nur unsern düstern Grafen eben so wohl placiren könnten; denn ich kann nicht leugnen, daß die schaurige Stille, mit dem er am Druckerkasten arbeitet, mir manchmal schwer auf die Seele fällt. Es ist jetzt, als wenn der böse Geist in Person meine Kalender druckte, und schwerlich können gute Jahre aus solchen Händen hervorgehen."

Andrea dachte jetzt daran, daß man den Buchhändler oben auf dem Schlosse einen Herrenhuter genannt, und er verlangte zu wissen, was dieser Ausdruck bedeute. — „Ach ja," erwiderte der Mann mit seiner gewohnten sanften Freundlichkeit, „man ist mir oben nicht gut, weil sie glauben, daß ich zu einer Secte gehöre. Allein wir Herrenhuter sectiren nicht. Wir haben uns nur als eine kleine Gemeinde vor der großen Schalkheit der Zeit gerettet und suchen das ursprüngliche Wort in seiner Wahrheit bei uns lebendig zu

erhalten. Wer zu uns treten will, der ist uns willkommen, wer uns verlassen will, den halten wir nicht. Wir sind gehorsame Diener des Staats, in dem wir leben, und das weltliche Gesetz ist über uns wie über jeden Anderen.

Der Franzose hörte ihn aufmerksam an und Petermann fügte zuletzt lächelnd hinzu: „Übrigens sollte ich meinen, haben Sie mir keine besondere Laune angesehen. Ich bin fröhlich mit den Fröhlichen; ich kann den weltlichen Witz, sogar den ganz boshaften, verstehen, obgleich ich ihn selbst nicht übe. Sie sehen es selbst an den Büchern, welche ich drucke, daß mein Geschmack das ebenfalls gefällig und schön findet, was die Welt so nennt." — „Lieber Petermann," rief Andrea und schloß den Buchhändler in seine Arme. „Sie sind ganz mein Mann! Mögen Sie thun, was Sie wollen, den heiligen Augustin oder den Ovid verlegen, gleichviel: Sie haben uns bei sich aufgenommen, da Sie uns unglücklich und verlassen sahen; dies ist ein Zeichen, daß Sie es mit Gott und der Welt gut meinen, Sie mögen nun Herrenhuter sein oder nicht."

Andrea war zur Mittagstafel aufs Schloß geladen worden; er begab sich hin. Er fand Ge-

ſellſchaft und die ſtrengſte Etiquette wurde beobachtet. Andrea, der ſich deſſen nicht verſah, hatte ſich in den Kopf geſetzt, die junge Baroneſſe zu Tiſche zu führen, weil er ſehr richtig ſchloß, daß ſie ihm die angenehmſte Tiſchnachbarin ſein würde. Sie ſah ihn groß und verwundert an, und ſchob leiſe ſeinen angebotenen Arm zur Seite. „Aber, mein Herr, das geht nicht.“ Sie war ſo unendlich liebenswürdig, eine ſo holde Röthe bedeckte ihr Antlitz, und ihre Stimme ſchwankte ſo rührend, wie ſie dieſe wenigen Worte ſprach, daß Andrea erſt lange nachher merkte, daß ſie ihn eigentlich beleidigt hatte. Munter, wie er war, tröſtete er ſich bald mit einem Epigramm, das er während des Eſſens componirte. Ein Mann von mittleren Jahren ſaß ihm gegenüber mit einem feinen, lächelnden Geſichte und ſehr ſchönen dunklen Augen, die er von Zeit zu Zeit auf unſern Jüngling richtete. „Wie gefällt Ihnen Deutſchland?“ fragte er endlich. „Dem Vertriebenen,“ antwortete Andrea, „muß ſchon das Land wohlgefallen, das ihn gaſtfreundlich aufnimmt. Der Widerruf des Edicts von Nantes hat die Franzoſen Deutſchland ſchon kennen gelehrt.“ — „Es wäre Schade, wenn es nur bei ſolchen Anläſſen geſchähe,“ er-

widerte der Fremde, „könnte es nicht sein, daß Sie freiwillig herüberkämen?“ — „Nein, nein, mein Herr, das kann nie sein. Der Franzose verläßt sein Land nur um zu siegen, oder um — vor einer augenblicklichen Unannehmlichkeit zu flüchten.“ — Wir Deutsche gehen überall hin, wo wir etwas Gutes zu finden hoffen.“ — „Freilich, deshalb kommen Sie auch hinüber zu uns nach Frankreich. Das ist alles ganz in der Ordnung.“ — „Reizt Sie denn nichts an unserer Staatsverfassung, an unserm Leben, an unserer Literatur?“ — „Ich wüßte nicht; wo ich hinkomme, finde ich französische Sitten, französische Speisen, französische Verse.“ — „Sie haben Recht, aber wir haben auch deutsche Dichter.“ — „O ja wohl — Wieland!“ Der Fremde blickte schnell und wie überrascht auf, senkte dann sein Auge wieder, und Andrea glaubte eine leichte Befangenheit über sein Antlitz gleiten zu sehen. Eine Pause entstand und der Fremde schien keine Lust zu haben, das Gespräch weiter fortzusetzen. Erst gegen das Ende der Tafel fragte er: „Wenn es nicht indiscret wäre, sich nach Dingen zu erkundigen, die einen nichts angehen, so möchte ich wol wissen, was Sie auf jenen Zettel geschrieben haben, der neben

Ihrem Teller liegt." — „Sie können deſſen Inhalt erfahren," erwiderte Andrea. „Er bezieht ſich auf die junge Dame des Hauſes, die ich zu Tiſche führen wollte, ohne die Geſetze des Herkömmlichen zu kennen, die man bei ſolchen Gelegenheiten in Deutſchland beobachtet. Da leſen Sie." — Der Inhalt der Verſe war weſentlich folgender: Du, ſchönes und reizendes Geſchöpf, deſſen Vater Philoſoph iſt, Du ſollteſt Dich über die kleinlichen Geſetze der Convenienz frei erheben. Zur Strafe, daß Du mir die Gunſt verweigert haſt, Dich zu Tiſche zu führen, verſpreche ich hiermit, daß ich nicht eher ruhen werde, als bis ich Dich zum Altar geführt habe. — „O!" ſagte der Fremde lachend, „das iſt ganz vortrefflich, aber zugleich ſehr keck. Ich wünſche Ihnen Glück zu dieſem Unternehmen, das wahrlich eben ſo verwegen iſt als irgend ein Paladin am Hofe des großen Karl eines ausgeführt." — „Und Sie ſollen ſehen, ich verſpreche nicht zu viel!" rief Andrea. — „Ich nehme Sie beim Wort," ſagte Jener. „Bedenken Sie, daß Sie an mir jetzt einen ſcharfen Beobachter haben werden, der Sie verſpottet, wenn Ihre Ritterthat nicht gelingt. Vor allen Dingen bitte ich mir Ihren Namen und Ihre

Freundschaft aus, junger Mann.“ — „Ich heiße Andrea Ganelli, und Sie, mein Herr?“ — „Wieland.“

Der Fremde machte eine leise Verbeugung und verschwand, indeß Andrea erstaunt und im Innersten erschüttert stehen blieb. Für einen Enthusiasten, wie unser Freund einer war, mußte dieses Zusammentreffen den höchsten Reiz haben. Hier war nichts Gezwungenes, lange Vorbereitetes, durch Etiquette Gelähmtes. Frei und offen tritt ein liebenswürdiger, großer Geist einem Jüngling entgegen, der mit gesunden Sinnen offen ins Leben schaut. Ein romantisches Unternehmen, eine Art von moderner Ritterthat, muß die Verbindung hergeben zwischen einem Poeten und einem lustigen, übermüthigen Burschen. Der Scherz war jetzt kein Scherz mehr: ein großer Dichter war jetzt Zeuge seines Versprechens; er mußte jetzt die schöne Aurora lieben, er mußte sie zum Altar führen, er mußte sein Wort lösen. Aber dies hieß beinahe eben so viel, als sich anheischig machen, vier Backenzähne und eine Hand voll Bart dem Sultan von Babylon zu rauben.

Unterdessen richtete sich unser Andrea im Schlosse des Barons fast häuslich ein. Er corrigirte die

Verse seines Mäcens, philosophirte mit ihm über die Rechte des Menschen, sagte ihm tausend Schmeicheleien über seinen Geschmack und Geist, und der Baron nannte ihn dafür seinen kleinen Voltaire. Beide waren höchlich mit einander zufrieden. Eines Tages kam die Rede auf den Grafen, und der Baron bat Andrea, er möchte jenen doch einmal aufs Schloß bringen. Als er diesen Auftrag ausrichtete, entgegnete der Graf finster: „Was soll ich da? Ich habe das Reichste, Feinste und Edelste selbst im Überfluß gehabt, man kann mir in dieser Hinsicht nichts Neues bieten. Die Einrichtung des Barons, seine Vereinigung der Dichter ist doch nur eine schwache Nachahmung meines Salons in Paris. Nein, lassen Sie mich hier bei meinem Druckerkasten. Ich setze Mondschein in den Kalender, und thue damit vielleicht mehr Gutes, als wenn ich die erhabene Leuchte der Philosophie mit aufstellen hülfe. Zudem zähle ich jetzt zum erstenmale die Tage eines Jahres und finde, daß ihrer nur dreihundert funf und sechszig sind. Mein Gott, sollten nicht dreihundert fünf und sechszig Tage am Ende zu überstehen sein?"

Der Graf blieb also beim Buchhändler und

Andrea ward beim Baron einheimisch. So vergingen vier Jahre in einem ziemlich gleichmäßigen Wirkungskreise; dann traten näher und näher die politischen Ereignisse, welche die letzten Tage des abrollenden Jahrhunderts erschütterten und auf einen noch heftigeren Brand der kommenden Zeiten deuteten.

Eines Tages, als Andrea sich in die Zimmer des Barons begab, erschien ihm dieser stiller und nachdenklicher als gewöhnlich. Nachdem beide einige Zeit über Poesie und Literatur gesprochen, schob der Baron plötzlich wie mit einer Art von Unwillen die Verse hinweg, die, auf einem saubern Bogen zierlich abgeschrieben, unser Freund ihm eben überreicht hatte. „Zu etwas Anderem," rief er dabei, „und zwar zu etwas Ernsterem! Ich fürchte, daß mein Ende naht. Es sind mir sichere Zeichen geworden, daß ich bald abgerufen werden soll." Auf die erstaunte Frage Andrea's erwiderte der Baron nach einer Pause: „Ich habe mich vielleicht falsch ausgedrückt, nach jenen Worten könnten Sie vielleicht glauben, ich sei ein Geisterseher; allein ich habe keinen Geist gesehen. Ich statuire dergleichen Mittheilungen aus einer andern Welt nicht und sie haben mir daher auch nie nahe

treten dürfen, obgleich meine Familie gleichsam berüchtigt ist als eine Sippschaft von determinirten Geistersehern. Allein ich habe auf der andern Seite den Glauben, daß jedes Individuum, als geschaffenes Wesen, materiell an das Ende seiner dermaligen Existenz gemahnt wird. Es ist damit nicht anders, als wenn wir mit verbundenen Augen durch eine Reihe von Gemächern geführt werden, die mit einem kalten Vorsaal schließen. Ohne daß wir wissen, daß ein solcher uns bevorsteht, fühlen wir schon in den anstoßenden Gemächern einen kühlen Luftzug uns anwehen, der dem Aufmerksamen sagt, wohin es nun bald mit ihm gehen werde. Es mag Ihnen dieses Bild geringfügig erscheinen, aber ich kann Ihnen auch in Rücksicht der wirklich mir gewordenen Offenbarung eben nichts Bedeutenderes anführen. Hören Sie.

Vorgestern in der Nacht, als Sie mich verlassen hatten, saß ich noch lange bei meinen Papieren. Ich arbeitete an einem Verse und vertiefte mich dergestalt, daß ich aufblickend plötzlich bemerkte, wie die Kerzen vor mir fast bis auf den Leuchter herabgebrannt waren. Dieser Umstand brachte mich aus meinen Träumereien. Mir fiel ein, daß ich jetzt im ganzen Schlosse der ein-

zige Wachende sei. Den Diener hatte ich schon längst fortgeschickt, und mochte ihn jetzt nicht heraufklingeln, um mir neue Kerzen aufstecken zu lassen. Schnell also berechnete ich, wie lange ungefähr die Reste vorhalten möchten, und richtete darnach in der Eile meine Anstalten, um zur Ruhe zu gehen, ein. Sie müssen wissen, daß ich nie ein Nachtlicht brenne. Es war allerlei zu thun: ich mußte meine Papiere verschließen, meinen Anzug ablegen, das Nachtzeug anlegen, und alles das that ich immer mit ängstlichen Blicken auf die Lichtstümpfchen, die nur noch schwach brannten. Endlich jedoch war ich fertig, und siehe da, ich hatte nur noch Zeit, mich auf meinen Polster zur Ruhe hinzustrecken, da verlöschten die Lichter und eine tiefe Finsterniß umhüllte mich. In dem Augenblick aber, wo die ausgebrannten Dochte in die Höhlung des Leuchters zusammenstürzten, durchlief mich ein kalter Schauer. Das war offenbar die Nähe jenes kühlen Zimmers, gegen das ich geführt wurde. In der Stille, die mich umgab, fiel mir der Spruch ein: „Es schaffe und wirke Jeder ohne Unterlaß, denn es kommt die Nacht, wo Niemand wirken mag.“ Ich wußte nun ganz deutlich, nicht in Form einer Ahnung.

eines undeutlichen Vorgefühls, nein, als positive, unleugbare Gewißheit, daß jene herabgebrannten Kerzen mein Leben bedeutet hatten, und daß ich jede Minute jetzt sorgfältig beachten müsse, um meine Angelegenheiten und Geschäfte vor meinem Tode geordnet zu hinterlassen."

Andrea wollte auf diese Mittheilung etwas erwidern, allein der Baron fiel ihm in die Rede. „Ich weiß, was Sie sagen wollen," rief er: „aber sprechen Sie es nicht aus. Hier helfen keine Gründe, hier kann man nicht ausreden, oder ausführen wollen. Es ist so, weil — es so sein soll. Ich gehe dahin, vielleicht noch in dieser Woche. Daß Sie mich für mein Alter noch so rüstig und anscheinend gesund sehen, thut nichts zur Sache. Ich habe schon gestern und heute fleißig an meinem Testamente gearbeitet, denn, wie gesagt — die Kerzen brennen schon tief im Leuchter."

Unser Freund konnte sich bei all seinem leichten Blute eines gewissen unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Er blickte dem Baron ins ernste, ruhige Antlitz, und zum erstenmale wurde es ihm deutlich, daß der Mann doch wol mit seiner Philosophie, die er immer im Munde führte, keinen

Scherz getrieben habe. Denn so vom Tode zu sprechen, zeigte an, daß man zu sterben verstehe.

„Ich lasse Sie in einer bewegten Zeit zurück," fuhr jener ruhig fort, indem er die noch übrigen Papiere auf dem Tische zusammenlegte. „Die Franzosen werden vielleicht bald bei uns zu Mittag speisen. Ich kenne Ihre Landsleute; jetzt, da sie einen kühnen und geistreichen Führer haben, werden sie bereitwillig das Äußerste unternehmen. Sie können sich denken, daß mir bei diesen Aspecten für die Meinigen bangt. Auf diesem Schlosse dürfen sie nicht bleiben; darum, mein lieber Ganelli, wenn ich meine Schuld der Zeit bezahlt haben werde, machen Sie sich mit meiner Schwester und meiner Tochter unverzüglich auf den Weg nach N. Der dortige Fürst ist mir befreundet und wird nach meinen ihm bewußten Planen für Aurorens Schicksal besorgt sein. Als Reisemarschall begleiten Sie die Damen, und wenn Sie dann wollen, bleiben Sie in N.; der Fürst ist schon von Ihrer Ankunft unterrichtet und wird Sie zu brauchen wissen, wenn Sie seine Dienste nicht verschmähen. Ich rathe Ihnen, in N. sich niederzulassen, wenigstens so lange, bis man wird angeben können, wie die Sachen sich gestalten.

Der Fürst ist ein Beschützer der Musen; er dichtet selbst Romane, er ist geistreich und empfindsam. Offenbar nicht für eine rauhe Zeit gemacht, bewahret er innerlich ein Gemenge wunderlicher Launen und weichlicher Thorheiten. Nun, Sie werden ihn selbst sehen. Sie haben einen geistlichen Fürsten beobachtet, jetzt mögen Sie auch einen weltlichen kennen lernen."

Nach diesen Worten setzte sich der Baron aufs Sopha und fing wieder an, seine Papiere zu mustern. Andrea entfernte sich zum erstenmale in einer trüben ungewissen Stimmung. Als er das Schloß verlassen hatte und unten im Städtchen angekommen war, wiederholte er sich Wort für Wort die ganze Unterredung, die er mit dem Baron gehabt. Stand ihm wirklich eine so nahe Veränderung seiner Verhältnisse bevor, welche Resultate konnten sich alsdann für sein künftiges Wirken daraus ergeben? Er muß das Schloß verlassen, die Räume, deren Bewohner ihn lieb gewonnen. Die Stunden, wo er mit Auroren den Racine liest, hören auf; er begleitet dieses reizende Mädchen in eine fremde Stadt, übergibt sie dann fremden Händen und muß sich dann in ehrfurchtsvoller Entfernung zurückziehen. Dies ist

Andrea's Sache nicht. — Er verwünscht den alten Baron, er verwünscht die Tante, er macht einen abenteuerlichen Plan nach dem andern, wie er Auroren entführen, wie er mit ihr nach Frankreich, nach Genf, nach Italien flüchten will. Er ist in diesem Augenblicke wieder ganz der Abenteurer, der wilde Brausekopf, dem es recht ist, daß alle Verhältnisse sich auflösen, daß die Welt in Trümmer sinkt. Es geht ihm noch viel zu langsam, er wünscht seine Landsleute herbei, er sieht sie schon plündernd eindringen, das Schloß des Barons in Flammen, Auroren, in seinen Armen, durch ihn gerettet!

Während ihn die Unruhe plagt und die Träume ihn erhitzen, geht er einige Tage hindurch nicht aufs Schloß. Wie er eines Morgens dorthin den Weg antreten will, kommt ihm Petermann entgegen. Das Antlitz dieses frömmsten aller Buchdrucker ist bleich, die Augen voll Schrecken. „Sie wissen noch nicht —" ruft er unserm Freund zu. „Ich weiß," fällt dieser schnell errathend ihm in die Rede, „der Baron ist todt!" — „So ist's!" ruft Petermann; „heute in der Nacht plötzlich am Schlagfluß gestorben. Das ganze Schloß ist in Verwirrung. O Lieber, so schnell

kann ein Kind der Zeit in die Ewigkeit übergehen!"

Andrea ging jetzt nicht aufs Schloß, er wartete einige Tage und zeigte sich dann in dem Saal, wo die Leiche ausgestellt war. Hier lag die schöne Aurore, wie Donna Anna im Don Juan, in einem weithinfluthenden Kreppgewande an der Leiche ihres Vaters. Sie richtete sich an Andrea's Arm wieder auf, und dieser fühlte zum erstenmale, daß er Pflichten übernommen habe, und daß man auf seine Existenz einen Werth lege. Er machte Anstalten zur Abreise. Tante und Nichte fügten sich gerne in seine Anordnungen, denn sie wußten, welches Vertrauen der Verstorbene in diesen Genossen seiner letzten Lebensjahre gesetzt. Das Schloß wurde einem rechtlichen und erprobten Intendanten übergeben. In weniger als vier Wochen nach dem Begräbniß des Barons befanden sich die Reisenden auf dem Wege nach N. So schnell gingen die Ereignisse der damaligen Zeit. Der Schauplatz des Krieges ward jetzt in diese Gegenden verlegt. Die Schlachten, die Siege, die Märsche und die Plünderungen hat Jedermann im Gedächtniß.

Andrea hatte von seinen Freunden, dem Grafen und dem Buchhändler auf kurze Zeit Abschied ge-

nommen, denn es war seine Absicht, wieder zu zu ihnen zurückzukehren, statt dessen aber wurde er am Hofe des Herzogs festgehalten. Der Empfang war ganz dazu geschaffen, Andrea's Abenteuer suchenden Sinn zu befriedigen. Nachdem seine Ankunft und seine Aufträge von Seiten des verstorbenen Barons gemeldet worden, führte man ihn in ein Gemach, wo der Herzog ihm eine Audienz zu gewähren die Gnade hatte. Es war schon spät am Tage, als unser Held in einen, von düstern rothen Vorhängen beschatteten Raum trat. Eine Flötenuhr füllte mit leise wispernden Tönen sein horchendes Ohr. Zwei stumme und wie leblose Statuen aufgestellte Pagen hüteten den Eingang. Eine Dame auf einem Ruhebette erhob sich mit halbem Leibe, als der Eintretende sich bemerkbar machte. Niemand sprach, die Uhr hörte auf zu flöten und eine tiefe Stille herrschte. Die Dame spielte wie befangen mit ihren Armbändern. Andrea blieb in einer anständigen Entfernung stehen, immer wartend, daß der Fürst nun bald eintreten werde. Aber es erschien Niemand, die Pagen gähnten, Andrea stand und wartete, die Dame beschäftigte sich mit ihren Armbändern. Endlich rief eine männliche Stimme mit

halbunterdrücktem Lachen: „Nun, mein Herr, was haben Sie mir zu sagen?“ Der, an den diese Frage gerichtet war, sah sich erstaunt um, denn er wußte nicht, ob er seinem Ohre trauen sollte; es war ihm vorgekommen, als hätte die Dame auf dem Ruhebette gesprochen. Wie er noch mit der Antwort zögerte, trat einer der Pagen schnell zu ihm hinan und flüsterte ihm ins Ohr: „Monsieur, Sie bemerken, daß Ihro Durchlaucht der Herzog mit Ihnen spricht; es wird nöthig sein, daß Sie ihm antworten.“ Andrea begriff jetzt schnell, was um ihn her vorging. Es fiel ihm ein, was der Baron von des Fürsten Seltsamkeiten gesprochen, und zugleich mit diesem Gedanken fiel ihm ein, welche Rolle er spielen müsse: „Monseigneur,“ rief er stotternd, „lieben es, auf zweifache Art diejenigen um ihre ruhige Fassung zu bringen, die sich Ihnen nahen. Nicht damit zufrieden, durch alle Vorzüge eines Mannes und Fürsten zu imponiren, nehmen Sie noch die Reize einer schönen Frau zu Hülfe, um uns arme Ungewarnte zu verwirren und zu beschämen.“ — „Ein Scherz,“ erwiderte der Herzog lächelnd, „der nichts weiter auf sich hat. Man hat mich überreden wollen, daß ich schöne Arme habe.

Aber zur Sache. Mein alter Freund iſt geſtorben; Sie bringen mir ſeine Tochter. Ich verſprach Vaterſtelle an dieſer reizenden jungen Dame zu vertreten, im Fall das Schmerzliche kommen ſollte, was jetzt eingetreten iſt. Aber — o, die Zeiten ſind jetzt ſo ſchlimm, daß Jedermann nach Schutz ſich umſieht! Sie bleiben bei mir, Herr — wie heißen Sie?" — „Andrea Ganelli." — „Alſo Italiener von Geburt?" — „Franzoſe, Monſeigneur. Mein Urgroßvater verließ vor zweihundert Jahren Florenz." — „Verließ — Florenz. — Was ſagten Sie? Ach, Alexander, kleiner Geck, mit welchem Bande haben Sie da meinen Halskragen zugebunden? Roth — roth? Sie Ungeheuer! paßt das wol zu der hochgelben Perrücke, die ich heute aufhabe? Warten Sie, ich will Ihnen einen Schlag mit dieſer Reitgerte geben."

Der Page trat ans Ruhebett, und die Execution wurde vollzogen. „Da, nimm die Reitgerte," ſagte der Fürſt. „An ihrem Knopfe wirſt du einen Rubin finden, der als Buſennadel für einen Narren wie du ſich ganz gut ausnehmen wird. — Nun, mein lieber Andrea Ganelli — aus Florenz, ſagten Sie, nicht? O, nicht wahr, die Venus von Florenz iſt das Lieblichſte und Schönſte,

was man je gesehen hat? Nur etwas affectirt? Man sagt auch, der linke Fuß sei angesetzt. Nun, wie der Baron mir schrieb, besitzen Sie Geist. Ach, verstecken Sie das! und ich will Ihnen sagen, was das beste Maskenkleid ist — Thorheit. Wenn die Menschen über uns spotten können, so verzeihen Sie uns am leichtesten, daß wir groß sind. Thun Sie den armen Narren dies zu Gefallen. Machen Sie freiwillig einen Tintenfleck auf Ihre schöne Uniform; sie wird Ihnen deshalb nicht um ein Haar schlechter sitzen, und die Menschen haben dann doch etwas zu lachen. Man wird dann sagen, wie schön ist er gewachsen, wie gut ist ihm das Kleid gemacht! ja, werden andere erwidern, aber er hat einen Tintenfleck darauf, haben Sie denn das noch nicht bemerkt? Man wird lachen — und Ihnen gut sein. — Adieu, mein lieber Ganelli, Adieu! Wir sehen uns bald wieder."

Andrea verließ das Zimmer sehr befriedigt von seiner Audienz. Die schöne Aurore mit ihrer Tante bewohnte eine Zimmerreihe im Schlosse selbst. In der ersten Zeit ihrer Trauer erschien sie nirgends; erst nach Verlauf eines Jahres nahm sie Theil an den Vergnügungen des Hofes. Während dieser Zeit hatte sich Andrea in der Gunst des Herzogs

befestigt und wagte es jetzt, sehr ernstlich an die Lösung seines dem Dichter des Oberon gegebenen Versprechens zu denken. „Ich muß sie an den Altar führen, die reizende Schöne," rief er bei sich selbst; „ich liebe sie nicht, wenigstens nicht so heftig und nicht so ernstlich, daß ich aus Leidenschaft thäte, was ich thue; aber ich habe mein Wort verpfändet, und das muß ich lösen." Er warb jetzt förmlich um Auroren, und erhielt sowol von der Tante als vom Fürsten eine entschieden abschlägliche Antwort. „Wo denken Sie hin?" rief der Herzog. „Sie wollen es Napoleon zuvorthun und noch schneller Deutschland erobern, als er! Wenn ich Sie auch in den Adelstand erhöbe und mit Reichthümern überschüttete, so würden Sie doch in den Augen jener Leute nichts als ein Parvenü sein. Wissen Sie, was das heißt, an Rechte tasten, die Jedermann für unverletzbar hält? Sie sind ein Abenteurer und haben die Grundsätze eines Abenteurers. Es ist gefährlich, sich mit Ihnen einzulassen."

In Andrea's Character lag weder Rachgier noch Tücke, er empfand den Stachel jener Worte nur oberflächlich. Sein eigentliches Wesen war ein unzerstörbarer, frischer Leichtsinn, der immer

nur mit dem Glanz und den Effecten des Lebens spielen mochte. Solche Charactere wollte jene Zeit, diese waren es, die sie erhob, die in dem tiefen stürzenden Strudel, der alles Feste und Starke in sich hineinzog, allein oben schwammen und triumphirten. Das unglückliche Resultat der Ansprache hatte keine weiteren Folgen, als daß bei dieser Gelegenheit einige scherzhafte Gedichte entstanden, die dem Hofe zur Belustigung dienten. „So ist ein Franzose!“ sagte die alte Oberhofmeisterin, indem sie dabei ihr Porzellandöschen durch eine ungeheure Prise erschöpfte; „immer heiter, immer aufgeweckt zu Possen! Man nimmt ihm seinen Gott, man nimmt ihm seinen König, endlich sogar nimmt man ihm sein Mädchen — was thut er? er zählt an den Fingern die Silben eines Madrigals ab, durch das er seine Feinde züchtigen will. O, wie bin ich begierig, die Bekanntschaft dieser Leute einmal recht in der Nähe zu machen.“

Dieser Wunsch einer alten Ehrendame wurde erfüllt: Die Schlacht von Jena wird geschlagen. Welche Ereignisse, welche Schrecken traten jetzt ins Leben! Die Muse der Geschichte, die die vollgeschriebene Tafel des achtzehnten Jahrhunderts eben niedergesetzt hatte, griff mit Hast nach der

neuen Tafel, um deren frische Weiße sogleich mit blutigen Zeichen zuzudecken. Zerbrochen fiel der kleine Scherz der Zeit nieder vor dem eisernen Druck der Hand, die plötzlich aus den Wolken herabgriff. Auch unser Held wurde einer Katastrophe entgegengetrieben.

In einer Nacht weckte man ihn ungestüm. Ein Fremder, in einen weiten Mantel gehüllt, trat in sein Zimmer und schloß die Thür hinter sich. Sein ganzes Wesen zeigte, daß er zu gebieten habe. Andrea's Vorwürfe wurden durch ein langes, verachtendes Stillschweigen beantwortet. Endlich erhob sich die Stimme des Fremden: „Mein Herr, Sie sind ein Franzose?" — „Ja." — „Was machen Sie hier an einem fremden Hofe? Sind Frankreichs Ruhm, sind Frankreichs Waffen noch nicht zu Ihrem Ohr gedrungen? Mich dünkt, man hätte unsere Kanonen sprechen hören können." — „Das hat man," entgegnete Andrea mit einem leichten, vorübergehenden Lächeln. — „Und haben Sie die Sprache dieser kräftigen Redner verstanden?" fragte jener. „Mich dünkt, sie sagten Ihnen, daß Sie hier nicht an Ihrem rechten Platze seien." — „Mein Herr," rief Andrea im empfindlichen Tone, „Sie gehen dar-

auf aus, mich zu belehren. Und wo wäre denn mein Platz, wenn ich fragen darf?" Der Fremde machte eine Bewegung mit dem Arme, wie Einer, der in die Ferne zeigt. „Dort ist Ihr Platz! beim Kaiser, bei Ihrem Herrn! nicht hier am Hofe des Dieners, eines Dieners, eines Thoren, der, als Frauenzimmer gekleidet, sich von seinem Hofstaat die Cour machen läßt." Andrea erwiderte mit einer raschen Aufwallung des Zorns: „Mäßigung, mein Herr, wenn wir Freunde bleiben sollen! dieser Fürst, von dem es Ihnen beliebt, in Ausdrücken, die ich nicht billigen kann, zu sprechen, ist Souverain. Er ist mein Beschützer, mein Wohlthäter; ich finde es der Ehre zuwider, ihn zu verlassen, gerade in einem Zeitpunkte, wo tausend Andere an meiner Stelle ihn vielleicht verlassen würden." „Das sind nicht die Gesinnungen eines Franzosen!" rief der Fremde mit raschem Unwillen. „Es sind die Gesinnungen der Ehre," erwiderte Andrea fest. Es verging eine lange Pause, während welcher der finstere Eindringling sich ans Fenster stellte und unverwandt in den dunklen Schloßhof blickte. Endlich wandte er sich wieder zu Andrea und sagte: „Die Zeit drängt, es ist nicht der Augenblick für diplo-

matiſche Feinheiten und Phraſen. Eine einzige Frage wird entſcheiden, wie wir zu einander ſtehen.“ Er trat bei dieſen Worten nahe an Andrea heran, und dieſer ſah zum erſtenmal in das blaſſe edle Geſicht ſeines Gegners. „Sie ſind hier am Hofe bekannt,“ hob jener jetzt an. „Sie kennen die Verhältniſſe des Fürſten, ſeine Verbindungen und Hoffnungen. Bringen Sie darüber ihre Gedanken zu Papier und händigen Sie mir dieſe Schrift ein. Der Gebrauch, welchen ich von Ihren Mittheilungen mache, wird ein diſcreter ſein und dennoch wird ganz der Vortheil auf Ihre Seite fallen.“ Andrea antwortete mit feſter Stimme: „Sie haben ſich in der Perſon geirrt, mein Herr. Das Geſchäft, was Sie mir aufbürden möchten, verträgt ſich ſchlecht mit den Geſinnungen, die ich Ihnen zu äußern eben die Ehre hatte.“ Der Fremde entfernte ſich ſtillſchweigend.

Andrea wußte wol, daß jetzt ſeines Bleibens in N. nicht länger war. Er entſchloß ſich zu fliehen. In einem Geheimgeſpräch theilte er dem Fürſten das Geſchehene mit und dieſer billigte ſeinen Entſchluß. Die nächſte Nacht ſchon war zur Ausführung dieſes Unternehmens feſtgeſetzt. Die Straßen waren mit Raubgeſindel aller Art und

aufgelöſten Heeresabtheilungen bedeckt; allgemeine Verwirrung, wohin man nur blickte. Trotz dieſer Schwierigkeiten des Entkommens, hatte ſich unſer Abenteurer dennoch vorgeſetzt, nicht allein zu entfliehen: die ſchöne Aurore ſollte ſein Schickſal theilen. Er fand Mittel, ſie ohne Zeugen zu ſprechen, er warf ſich vor ihr nieder, beſtürmte das ſchwache Herz der Schönen mit den eindringlichſten Worten, zeigte ihr die Verwirrung der Zeit, das Ungewiſſe ihres künftigen Beſitzes an Rang und Reichthümern, bewies ihr, wie nöthig es ſei, in ſolchen Stürmen eine Stütze zu finden, und endlich erinnerte er ſie an die ſchönen Jahre, die ſie gemeinſam auf dem Schloſſe des Barons verlebt. Eine ſolche Sprache, in einem ſolchen Momente hat etwas Unwiderſtehliches. Aurore hatte ſich ſchon lange in ihren Träumen und Gedanken als Geliebte, als Gattin des ſchönen Andrea angeſehen, und ihr Gefühl war jedenfalls der Liebe näher als das ſeinige. Aurore entſchloß ſich, zu fliehen. Mit ihrem Juwelkäſtchen unter dem Arme ſtand ſie an der Gartenpforte des Pallaſtes, als Andrea, von einem vertrauten Diener begleitet, kam, um ſie abzuholen. Eine raſche Poſtchaiſe brachte ſie aus den Thoren von N. in nicht langer Zeit nach W.

Dieſe Stadt hatten ebenfalls die feindlichen Heere verlaſſen, nachdem ſie ſie einer ſtarken Plünderung unterworfen. Hier war es, wo Andrea ſich bereitete, die Früchte ſeiner Ritterthat zu ernten. Wie Hüon vor Karl dem Großen mit der Beute ſeines Sieges erſcheint, ſo trat unſer Held in die Studierſtube des Dichters des Oberon und ſtellte ihm ſeine reizende junge Gemahlin vor. Ein franzöſiſcher Regimentsprediger hatte das Paar vor wenigen Stunden zuſammengegeben. Wieland erſtaunte und erkundigte ſich nach den näheren Umſtänden dieſer Begebenheit. Er hatte von Andrea's Aufenthalte in N. gehört, von der auszeichnenden Behandlung, die ihm der Herzog zu Theil hat werden laſſen, er ſelbſt liebte den jungen Franzoſen, und ſo konnte er die Baroneſſe am Arm ihres Ritters nicht für unglücklich halten. Er übernahm, auf Bitten unſeres Andrea, ſogar das Vermittleramt, indem er die Tante und den Herzog von dem Geſchehenen in Kenntniß zu ſetzen verſprach.

Wer war jetzt glücklicher, als unſer Held? Seine Jugend, ſein Enthuſiasmus waren gleichſam mit dieſer verwegenen That abgeſchloſſen; er eilte jetzt, ſich eine ruhige, feſte Exiſtenz zu verſchaffen; denn er ſah ein, daß es nur frecher Über-

muth eines Glücksritters genannt werden konnte, wenn er jetzt noch mit den Schätzen, die ihm das Glück anvertraut, den kühnen Wagehals spielen wollte. Nicht sein eigenes, leicht bewegliches Geschick, die Zukunft eines zarten Weibes, das ihn liebte, das in ihm die Stütze suchte, stand jetzt auf dem Spiele. Er entschloß sich nach Berlin zu gehen.

Vor dem Gasthofe eines kleinen Landstädtchens trifft er ein Cabriolet. Die Reisenden nehmen eben in Eile darinnen Platz; der Eine stößt einen französischen Fluch aus und zugleich einige Verse aus der „Pucelle", der Andere singt halb vor sich: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Es ist der Graf und der Buchhändler. In dem engen Raume eines zerbrochenen Fuhrwerks zusammengedrängt, fahren der Atheismus und der Pietismus nach Berlin. Unser Held gibt sich ihnen zu erkennen. „Sie sehen," rief der Graf ihm zu, „wir retten uns. Hinten ist der Druckerkasten aufgeschnallt, so wie wir ankommen, geht das Geschäft weiter." — „Das ist das alte Frankreich, das mit dem alten Deutschland gespenstisch herumfährt!" dachte Andrea bei sich.

Es war unserm Freunde schon lange ein junger Mann nachgereist. Anfangs von ihm wenig beach-

tet; endlich trat jener mit dem Wunsche hervor, Dienste zu nehmen bei Andrea. Er wurde angenommen. Der neue Kammerdiener versah sein Geschäft ausnehmend gut. Immer bereitwillig, freundlich, höflich, hatte er nur eine Eigenschaft in seinem Wesen, etwas Verstecktes, Lauerndes, Heuchlerisches. In Andrea's offene Seele kam aber kein Verdacht. Er langte in Berlin an; seine Freunde aus N. hatten ihm bald eine ruhige, nicht unansehnliche, mit einigem politischen Einfluß verknüpfte Stelle verschafft. Die liebenswürdige Aurore war an seiner Seite ein Engel der Sanftmuth und der heitersten Zärtlichkeit. Die Verhältnisse gestalteten sich so, daß es scheinen konnte, unseres Freundes Glück sei auf die Dauer angelegt. Er hatte die männlichen Jahre erreicht, die Jahre der Bedeutung, des ernsten Wirkens, die Jahre, die für den Nachruhm arbeiten. Aber Andrea sollte nicht die achtungswerthe Höhe geläuterter Bestrebungen gewinnen; eine fremde Hand bemächtigte sich mit frechem Übermuthe seines Geschicks. Da er nach dem Willen einer gewaltthätigen Macht sein Leben nicht modeln wollte, zerschnitt sie schnell den Faden desselben.

In einer Nacht, da er von einer glänzenden

Gesellschaft nach Hause kommt, verlangt der Erschöpfte eine Erfrischung. Charles Dupré, der Kammerdiener, setzt ein Glas Limonade vor ihn hin, das Andrea in vollen Zügen ausschlürft. Charles wünscht ihm mit seiner unterwürfigen Miene und mit dem verstellt gutmüthigen, heuchlerischen Lächeln gute Nacht, und entfernt sich. Bald tönt die Klingel aus dem Schlafgemache, um ihn zurückzurufen, aber im ganzen Hause ist kein Charles Dupré zu finden. Andrea liegt in Krämpfen; seine Gattin, die Hausgenossen, ein Arzt, in der Eile herbeigerufen, umstehen das Lager des Unglücklichen. Jede Hülfe kommt zu spät; er stirbt, wie der Arzt erklärt, vergiftet. Auf dem Nachttische findet man einen Zettel, auf dem von einer unbekannten Hand die Worte stehen: „Urtheilsspruch an Andrea Ganelli, dem Hochverräther, vollzogen am 7. Juni 1808."

So endete ein kecker Muth, ein frisches jugendliches Streben, ohne zu den Erfolgen gelangen zu können, die wol hundert niedere Begabte in jener stürmischen Zeit mit Leichtigkeit erreichten.

Das Album, oder die Berühmtheiten.

Meiner Heirath mit Friederiken ſtand durchaus nichts mehr im Wege. Ich hatte mich mit meinem künftigen Schwiegervater aufs beſte abgefunden, er gab mir ſeine Tochter und zahlte mir dazu ein kleines baares Kapital aus, ich übernahm dafür einen Theil ſeiner Gewürzhandlung; denn mein ſehr ehrwürdiger Schwiegervater war Gewürzkrämer in einer Stadt Deutſchlands, die unglücklicherweiſe zu klein war, um groß zu ſein, und zu groß, um den Namen einer kleinen Stadt zu verdienen.

Gleich bei Anknüpfung unſeres zärtlichen Verhältniſſes ließ meine Auserwählte Launen verſpüren, aber ſie waren von geringem Belang, und ich kam ihnen nach mit jener zauberiſchen Bereitwilligkeit, die einem Liebenden ſo gut kleidet; es war

jedoch eines Montags Morgens, als ſie jenes fürchterliche Wort ausſprach, das den ganzen Umfang ihres kühnen Characters ausdrückte, und zugleich die Quelle namenloſer Leiden für mich wurde. Dieſes ſchreckliche Wort hieß: Album. Friederike wollte ſich in Beſitz eines Albums ſetzen, und ſie trug mir dieſen Wunſch mit jenem bedeutungsvollen Lächeln vor, in dem eben ſo viel künftige Herrſchſucht als vergangene Grillenhaftigkeit lag. „Lieber Fritz, haben Sie nicht gehört? ich wünſche ein Album zu haben," ſagte ſie etwas lauter, als ich mir die Miene gab, das erſtemal nicht ganz gut gehört zu haben. — „Gut, ich höre, meine Angebetete; allein ich muß Dir geſtehen, daß ich noch nicht recht weiß, was Du wünſcheſt." — „Noch kein Du, Friedrich, wenn ich bitten darf; ich möchte erſt das Album auf meinem Tiſche ſehen, ehe ich Ihnen Freiheiten geſtatte." Ich ſchwieg. „Wie," hob Friederike wieder an, „Sie wiſſen nicht, was ein Album iſt? Sie kennen nicht die hübſchen, länglich viereckigten Bücher, die in mit Arabesken verziertes Leder gebunden und mit koſtbaren Zeichnungen aller Art angefüllt ſind? Neulich ſah ich auf dem Tiſche der Präſidentin ein ſolches prächtiges Buch, und ich geſtehe

Ihnen meine Schwachheit, daß ich ein gleiches zu haben wünſche.“ Während Friederike ſo ſprach, ging mir plötzlich ein Licht auf. „Ach!“ rief ich erfreut, „ich kann Ihnen ein ſolches Album verſchaffen, meine Unvergleichliche.“ — „Wie, Sie wären alſo ſchon ſo glücklich geweſen, meine Wünſche in dieſem Stücke zu errathen?“ — „Theure Friederike!“ — „Theurer Fritz! welch' glückliche Ehe werden wir mit einander führen!“

Am andern Morgen wartete ich meiner Braut auf und legte mit freudeglänzendem Auge ein kleines Büchelchen vor ſie auf den Tiſch, das in mit Arabesken verziertes Leder gebunden und mit Zeichnungen angefüllt war. Friederike, als ſie einen Blick hinein gethan, warf mein Geſchenk mit dem bitterſten Unmuth in die Sophaecke, indem ſie zugleich ihre Finger von Staub reinigte. „Dies,“ rief ſie im Ton der Verachtung, „dies iſt Ihr Album? Eine elende, alte, in Schweinsleder gebundene Scharteke, die Sie unterm Trödel entdeckt und für einen Groſchen an ſich gebracht haben? O, abſcheulich.“ Ich kämpfte einige Empfindlichkeit nieder: das koſtbare Büchelchen, das ich der Undankbaren gebracht, war das Gedenkbuch meines guten Großvaters, eines Wappen-

ſtechers ſeiner Zeit, der auf ſeiner Wanderſchaft viele koſtbare Wappenzeichnungen zuſammengebracht und zugleich, da er ein frommer Mann geweſen, von manchem gelehrten Profeſſor und Theologen ein erhebendes Verslein eingezeichnet erhalten hatte. Ich zeigte Friederiken nochmals die Verdienſte des Albums meines Großvaters, aber ſie beſtand darauf, ein modernes zu haben, und beſchrieb mir ein ſolches folgendermaßen: „Du mußt wiſſen, daß das Buch der Präſidentin (ich überhörte dieſen ganzen Anfang, denn mein Ohr vernahm nur, daß Friederike es für gut fand, mich ein ſüßes „Du“ hören zu laſſen; es war nur zu deutlich, ſie wollte mich für das verwünſchte Album kirre machen) Alles enthält, was nur amüſiren kann. Du findeſt da die luſtige Zuſammenſtellung: Auf dieſem Blatte Napoleon in brauner Tuſche, auf dem nächſten eine Landſchaft mit einer Kuh auf rothem Papier, die untergehende Sonne mit Gold gemalt; dann den Teufel, höchſt ſonderbar mit einem langen Schweif, dann ein Schweizer Milchmädchen, einen Orangoutang, Saphirs Porträt, den Montblanc, eine Spielgeſellſchaft, das eine Bein der Taglioni, ein Stück von dem Schlafrock eines berühmten Dichters, ein getrocknetes

Veilchen, den König der Franzoſen, einen Galgen mit einem Gehenkten daran, ganz nach der Natur, den Genferſee, die Malibran, einen Floh, der eine Kanone fortzieht, Lord Byron, die Cholera in drei bis vier Carricaturen, Narziß im Bade, Madame Dübevant, Meierbeer und eine Mücke unter dem Vergrößerungsglaſe; dann zuletzt noch die neueſte Form der Damenhüte. Aber ich habe vergeſſen, daß noch der türkiſche Sultan dabei war mit einem Bart, der ihm bis auf den Gürtel reicht, und eine Menge Handſchriften berühmter Männer."

„Genug, genug, Friederike," rief ich ungeduldig. „Und das alles nennſt Du beluſtigend? Mir könnte eine ſolche Maſſe confuſer Dinge den Kopf verdrehen." — „Dann kennſt Du noch nicht die Unterhaltung, wie ſie die Damen in gebildeten Kreiſen genießen," erwiderte meine Schöne in einem empfindlichen Tone. — „Aber du lieber Himmel!" rief ich jetzt eifriger, „was kann ein wohlerzogenes junges Mädchen für Vergnügen daraus ſchöpfen, wenn ſie neben einander den Bart des Sultans, den Schlafrock eines Gelehrten, ein Bein einer Tänzerin, einen Gehenkten am Galgen und Narziß im Bade betrachtet? Ich ſollte denken,

die Wappen meines Großvaters und die Sprüche der Halleſchen Theologen wären da eine weit unbefangenere und lehrreichere Unterhaltung?" — „O ſchweig von Deinen Halleſchen Theologen, mir wird übel, wenn ich ein ſolches altes Buch in Lederband nur ſehe!" rief Friederike und warf ſich in die Sophaecke zurück, um mit mir zu ſchmollen. „Aber Friederike," rief ich, „geſetzt auch, es gelänge mir, alle jene Tollheiten zuſammenzufinden, würde eine ſolche Sammlung nicht zu koſtſpielig ſein?" — „Das wird es allerdings," ſagte meine Braut, „denn die Zeichnungen müſſen natürlich von groſſen Meiſtern ſein. Wenn die Präſidentin nur einen berühmten Mann mehr in ihrem Album hätte, als ich in dem meinigen, ſo wäre ich im Stande, das ganze Album aus dem Fenſter zu werfen."

Ich erſchrak über die Energie, die in dieſen Ausdrücken lag. Gleich darauf verſank ich in tiefe Gedanken. In meinem Kopfe gingen die verſchiedenen Berühmtheiten vorüber, die meine Braut mit ſo geſchwinder Zunge genannt hatte. „Ach," rief ich bei mir ſelbſt, „wie hat ſich doch die Welt verändert! Welch eine Maſſe ſeltſamer und unerhörter Dinge drängt ſich jetzt dem Gedächtniß auf,

und wie wenig brauchte man noch vor funfzig Jahren in sein Gedenkbuch einzutragen! Damals ein frommer Spruch vom gottseligen Franke, und heutzutage das Bein der Taglioni, damals eine Stelle aus der Bibel und heute ein Floh, der eine Kanone fortzieht — o, das ist höchst auffallend! Wenn es so fortgeht, welch monströse Geschöpfe werden dann die Albums unserer Enkel werden? Was wird man dort Alles zusammentragen und mit welchen Merkwürdigkeiten wird man sich dann plagen!"

Meine Braut sirirte mich, indem ich diesen Gedanken nachhing. Als sie meinte, ich hätte jetzt genug meditirt, rief sie mit jener liebenswürdigen Stimme, in der sich ein weiblicher Nero gewöhnlich vernehmen läßt, wenn er gerade auf seine grausamsten Streiche sinnt: „Nun, Fritz, mich dünkt, deine Bedenklichkeiten könnten jetzt zu Ende sein. Werde ich das Album bekommen oder nicht?" — „Du wirst es erhalten," erwiderte ich mit einem Seufzer; „aber in der That, ich weiß noch nicht, wie ich ein Riesenunternehmen, wie dieses, werde zu Stande bringen können? Ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß ich mir nicht schmeicheln darf, weder die Bekanntschaft von Napoleon, noch

die von Saphir mir errungen zu haben, daß ich nicht weiß, ob meinetwegen der große Gelehrte N. seinen Schlafrock, oder eine Tänzerin ihr Bein herleihen wird; ich weiß nicht einmal, ob ich ein getrocknetes Veilchen oder eine Mücke unter dem Vergrößerungsglase werden erbeuten können, um Dein Album zu schmücken." — „Nun gut," entgegnete Friederike trocken, „so muß ich Dir eben so offenherzig bekennen, daß ein so wenig gefälliger Bräutigam nicht nach meinem Geschmacke ist, und daß entweder ich das Album, oder Du eine andere Braut haben mußt." — „Aber Friederike —" — „Kein aber — es bleibt dabei!"

Am andern Morgen befand ich mich im Reisewagen, um die Bestandtheile zu einem modernen Album zusammenzutragen. Es fand sich, daß in der nächsten Stadt der große Dichter O. und der Dichter P. lebten, und beide standen auf der Liste meiner Merkwürdigkeits-Lieferanten. Was war natürlicher, als daß ich mich bei diesen beiden Herren melden ließ. Ich hatte nicht die entfernteste Ahnung, als könne ich hier einem bösen Spiele entgegengehen, und doch, in welche Falle gerieth ich! Der Dichter O., ein kleiner Mann mit einem verdrießlichen Gesichte, einer rothen

Naſe und einer grünen Brille, war eben im Begriff, mir einige Verſe eines unſterblichen Gedichtes, das er unter der Feder hatte, aufs Papier zu ſchreiben, als er plötzlich auf den Gedanken kam, ſich zu erkundigen, in welche Geſellſchaft er wol gerathen werde? Treuherzig und offen, wie es meine Weiſe iſt, nannte ich ihm den Dichter P., der die Güte haben werde, ſich auf das folgende Blatt einzuſchreiben. Die friedfertigen Züge meines Erwählten erhielten dabei einen gehäſſigen Ausdruck, er ergriff die Feder und ſchrieb eilig ein paar Zeilen hin, die ich nicht leſen konnte; denn obgleich es deutſch war, ſah es wie chineſiſch aus. „Dieſer Spruch," ſagte der Dichter, „enthält eine Lobrede auf die Freundſchaft; ich wünſche, daß er meinem Collegen, zu dem Sie ſich jetzt begeben wollen, gefallen möge." Ich bedankte und entfernte mich. Zwei Stunden darauf klopfte ich an die Thür des Herrn P. Es empfing mich ein langer, freundlich ausſehender Mann, der offenbar ſehr geſchmeichelt ausſah, als ich ihm mein Album präſentirte. „Alſo auch bis in Ihr Städtchen iſt mein unbedeutender Name gedrungen?" fragte er. — „Aufrichtig, nein," entgegnete ich." „Erſt im Kaffeehaus dieſer Stadt

erfuhr ich von dem Daſein eines ſo großen —" — „Hm, laſſen wir das!" rief er kalt, und nahm das Buch. Er blätterte darin, und entdeckte bald die Verſe ſeines Vorgängers. Er las ſie, und ſeine glatte Stirn verfinſterte ſich; mit einem Blicke, der eben ſo viel Spott als Zorn ausſprach, rief er: „O ganz vortrefflich, mein lieber Herr! Dieſe ſchönen Verſe enthalten ja ein ausgeſuchtes Lob auf mich!" — „Das iſt wol möglich," entgegnete ich zufrieden; „Herr O. iſt einer Ihrer wärmſten Verehrer." — „Er iſt einer meiner ärgſten Feinde!" rief der Lange, indem er das Buch auf den Tiſch warf. „Und Sie, mein Herr, Sie werde ich verklagen, daß Sie ſich damit abgeben, zwei Gelehrte an einander zu hetzen." — „Ich?" — „Ja, Sie!" Er nahm das Album mit haſtigen Fingern, riß das beſchriebene Blatt heraus und verkleinerte es; dabei blickte er mich mit zornglühenden Augen an. „Sein Sie froh!" rief er, „daß ich dieſe Rache, und nicht eine für Sie bei weitem gefährlichere nehme. Jetzt entfernen Sie ſich, und denken Sie nie daran, durch ſolche Mittel, wie Sie ſie jetzt gebraucht, ſich ein Album zu verſchaffen."

Ich ſchlich davon, indem ich auf der Straße

über die Dreifaltigkeit des Dichters O. und über die Rachsucht des Dichters P. nachdachte. Mein Album hatte nichts gewonnen; nur ich war um eine Erfahrung reicher geworden. Es fiel mir ein, daß noch ein paar andere Dichter in der Residenz wohnten; zwar nicht so berühmt, als die Beiden, von denen ich kam, allein schlimmsten Falls würde Friederike wol auch mit etwas minder berühmten Namen vorlieb nehmen. Mein Weg führte mich also in die bescheidene Wohnung des Literaten G. Ich trat in ein Zimmer, in dem eine malerische Unordnung herrschte; aber die Bestandtheile dieses Gemäldes, wenn man sie näher ins Auge faßte, erregten eben keine Idee von Wohlhabenheit und Genuß. Inmitten dieser Berge von Journalheften, dieser mit Tinte und Staub besudelten Bücher, Stümpfchen Licht und zerbrochenen Flaschen, saß der Gott dieses Tempels, ein junger Mann von übermüthigem und zugleich befangenem Äußern. Er war erstaunt, mich mit so viel Bescheidenheit eintreten zu sehen, und mit jeder Verbeugung, die ich machte, wuchs sein Stolz; indem er aus allen Ecken und Winkeln seines Bewußtseins und seiner Eitelkeit die Lorbeeren hervorbrachte, die er nur irgend finden konnte, blähete er sich vor mei-

nen Augen auf zu einem berühmten Manne. Ich reichte ihm das Album dar, und da er es zu seinem Erstaunen leer fand, fragte er nach der Ursache dieser Besonderheit; mit Offenheit gestand ich ihm mein Mißgeschick. Er zuckte die Achseln. „In diesem Falle," äußerte er, „darf ich meine Handschrift hier nicht blicken lassen; ich bin bekannt als ein Lobredner des großen O., und er sowol als die Welt würden irre an mir werden, wenn man mich in Ihrem Album fände und ihn nicht. Entschuldigen Sie daher: bei uns Literaten herrscht ein Coteriegeist, der sehr achtungswürdig ist und ohne welchen es uns schwerlich gelingen würde, unsere Produkte ins Publikum zu bringen." Ich machte eine betrübte und verwunderte Miene und empfahl mich. „Ach," dachte ich, „die Theologen des vorigen Säculums waren doch verträglicher, als die großen Dichter heutzutage! es sind ihrer fünf und zwanzig in dem Gedenkbuche meines guten Großvaters friedlich bei einander, und Keinem ist's eingefallen, seinen Vorgänger herauszureißen, um sich allein in dem Buch zu erblicken. — Mit dem Literaten P. ging es durchaus um nichts besser. „Wie," rief dieser Edle, „Sie wollen mich zu der Schändlichkeit verleiten,

gegen den großen Dichter P., den ich verehre, den ich anbete, zu schreiben?" — „Gewiß nicht," entgegnete ich demüthig. „Und doch!" sagte er: „mein Name, ohne den seinen, wäre die ärgste und böswilligste Verunglimpfung für mich." Ich erwiderte nichts, und brachte mein Album nach Hause, das noch so rein und fleckenlos war, wie die liebe Unschuld. „Es ist besser," sprach ich zu den Blättern, „daß ihr unbeschrieben bleibt, als daß Streitsucht, Haß und Gemeinheit ihre Fehden auf euern Feldern auskämpfen."

Jetzt begab ich mich auf den Weg zu den Zeichnern. Eine ziemlich weite Reise mußte ich machen, ehe ich einige der größten Berühmtheiten beisammen traf. Hier fand ich auch etwas mehr Bereitwilligkeit und etwas weniger Eifersucht. Einer der berühmtesten Künstler nahm mein bescheidenes Album an, und gab mir zu verstehen, daß ich es in ein paar Wochen wieder abholen könnte. In ein paar Wochen kann man in der That ein großes Gemälde fertigen, mein Berühmter mochte aber wol nicht der Ansicht sein; denn als ich erschien, das Versprochene abzuholen, fand ich auf einem Blatte ein halbes Pferd, einen halben Menschen und eine halbe Mauer. „Ach!" rief ich,

„ich bin zu früh gekommen; alles das würde ganz werden, wenn ich noch ein paar Wochen wartete.“ Mein Künſtler ſah mich mit einem vornehmen Lächeln an und überreichte mir eine Note, auf der, ich weiß wirklich nicht mehr wie viele ganze Louisd'or angemerkt ſtanden und um deren Überlieferung er mich bat. Mein Erſtaunen darüber war zu lebhaft, als daß er es nicht hätte merken ſollen. Wir ſtanden einander einige Zeit ganz ſtumm gegenüber, ohne daß wir recht wußten, was wir einander ſagen ſollten. „Aber,“ fing ich endlich an, „für ein halbes Pferd, einen halben Menſchen und eine halbe Mauer, iſt die Summe doch wol etwas zu groß?“ — „Meinen Sie?“ entgegnete er. „Ich verſichere Sie indeſſen, daß ich an dieſen Dingen dreißig Jahre gezeichnet habe.“ — „Dreißig Jahre!“ ſchrie ich. „Nicht weniger, um eine ſolche Skizze zu machen, ſie ſo in Effect zu ſetzen, ſie ſo geiſtreich unvollendet zu laſſen, dazu gehört gerade die feinſte Kunſt in der Ausbildung. Sein Sie froh, mein Herr, daß Sie mich bei guter Laune getroffen haben, ſonſt hätten Sie leicht das Doppelte zahlen müſſen.“

Ich zahlte meine Louisd'or und entfernte mich etwas niedergeſchlagen. Der Preis für die wunder-

volle Zeichnung hatte fast mein ganzes Reisegeld verzehrt, aber ich hatte dafür den Stolz, ein paar Striche und Klere in meinem Album zu haben, die mit der Leichtigkeit einer dreißigjährigen Kunstübung hingepinselt worden waren. Der Nachbar des großen Genies war ebenfalls ein Mann von großem Rufe, aber sein Talent hatte eine andere Richtung eingeschlagen; er zeichnete Zerrbilder. Wie ich in seine Stube trat, war er eben beschäftigt, eine Gruppe Trunkenbolde zu skizziren, die am offenen Fenster im gegenüberliegenden Hause ihr Wesen trieben. Er nöthigte mich, zu sitzen, und zeichnete fort. Der Tag war heiß, ich ermüdet, und so kam es, daß ich, da mein Apelles nicht aufhörte sein Bacchanal zu zeichnen, einschlief und in einem sanften Schlummer Friederiken im Traume sah, wie sie sehnsüchtig die Arme nach mir und dem Album ausstreckte. Wie ich erwachte, erschrak ich ein wenig, denn die Blicke meines Künstlers waren nicht mehr zum Fenster hinausgerichtet, sondern gerade auf mich. Zugleich bemerkte ich, daß mein Album verschwunden war. Ich gerieth in peinliche Verlegenheit. Der geniale Mann arbeitete fort, ohne sich um meinen Zustand zu bekümmern, und warf nur von Zeit zu

Zeit einen lächelnden Blick auf mich. Endlich ſtand er auf, und ſiehe da, mein Buch war in ſeinen Händen geweſen. Er übergab es mir; ich blickte hinein, und ſah mich ſelbſt in einer komiſchen Situation, ſchlafend auf dem Stuhl und das Album meinem Arm entſinkend. „O!“ rief ich entzückt, „das iſt ja zum Sprechen ähnlich!“ — „Ja,“ entgegnete der Künſtler, „es iſt eine gute Carricatur und ihre fünf Louisd'or werth.“ Ich ſah ihn befremdet an; er wiederholte ſeine Worte etwas verdrießlich. Es entſpann ſich ein kleiner Streit, der damit endigte, daß mein Genialer drohete, das ganze Album ſammt ſeiner Zeichnung und der des halben Pferdes für ſich zu behalten, wenn ich mich weigerte, die geforderte Summe zu bezahlen. Was ſollte ich thun? ich gab das Geld und hatte auf dieſe Weiſe das Vergnügen, mich lächerlich gemacht zu ſehen, ziemlich theuer erkauft. Allein ich tröſtete mich mit dem berühmten Namen, der breit und groß unter der Carricatur prangte.

Da meine Kaſſe es mir nicht erlaubte, mich noch ferner nach Berühmtheiten umzuſehen, ſtieg ich im Tempel der Kunſt keck einige Stufen weiter herab, und kaufte in einem Bilderladen ein paar

von jenen lächelnden Frauengesichtern, die da zu Dutzenden hingen und die ich sauber meinem Album einverleibte, indem ich darunter berühmte Namen schrieb, die ich auf diese Weise zu Schöpfern meiner holdseligen Köpfchen stempelte. Da ich nun einmal auf solche Strauchwege gerathen war, half mir der Wirth meines Gasthofs, ein schlauer Kunde, und wir fabrizirten beide an einem schönen Morgen wol zwanzig bis dreißig Handschriften berühmter Männer. Freilich war es dabei übel, daß dem Wirthe, der seines Gewerks früher ein Fleischer gewesen war, lauter Gedanken und Einfälle in den Sinn kamen, die gewissermaßen lebhaft an die Fleischerbank erinnerten. Er ließ einen ausgezeichneten Dichter ziemlich unpassend über die hohen Preise sich beklagen, in denen dieses Jahr die westphälischen Schinken gestanden; einem andern legte er einen guten Rath in den Mund, auf welche Weise ein guter Eiskeller anzulegen sei, um die Vorräthe frisch zu erhalten u. s. w. Diese etwas zu materiell gerathene Poesie suchte ich auf der andern Seite, so gut ich konnte, durch doppelte und dreifache Erhabenheit wieder auszugleichen, indem ich die Philosophen, welche ich auf meinen Theil genom-

men, von nichts anderm, als von Liebe, Unſterblichkeit und Sonnenfinſterniſſen ſprechen ließ. Wir laſen uns darauf unſere Productionen vor, und indem ich herzlich über die Naivitäten meines ehrlichen Gevatters lachte, flößte ich ihm meinerſeits ein heimliches Grauen ein durch die Fülle unverſtändlicher Worte und Bilder, die ich in meiner Gewalt gehabt und angewendet hatte. Zuletzt drückten wir uns die Hände, tranken zuſammen ein paar Fläſchchen leer und freuten uns, das wir ſo vortrefflich die großen Männer geſpielt hatten. So war es uns gelungen, eine Menge Blätter des Albums reinlich und zierlich mit Schrift zu füllen; natürlich hatten wir auch verſucht, unſere Feder in verſchiedenen Zügen zu führen. Ich war darüber nicht wenig erfreut, denn ich berechnete, wie ſchlimm eine ſolche echte Sammlung meinen Beutel mitgeſpielt hätte.

Aber das Schickſal hatte mir noch einen argen Streich zu ſpielen beſchloſſen. Wie ich mich eben dazu anſchickte, endlich den Gaſthof und meinen Gevatter zu verlaſſen, kam mir noch der unglückſelige Gedanke in den Kopf, einen etwas roh und gefährlich ausſehenden Mann, der an unſerer Table d'hôte ſpeiſte, aufzufordern, ſich in mein

verwünſchtes Album einzuſchreiben. Dieſes that ich, weil einige Gäſte mir ins Ohr raunten, jener ſei ein höchſt berühmter Mann. Wie er mein Anſuchen vernommen hatte, ergriff er zu meiner Verwunderung, ohne weiter ein Wort zu reden, die Feder, und ſchrieb mir einen Vers aufs Blatt, den weder ich, noch die Anweſenden leſen konnten. Als ich ihm auf die höflichſte Weiſe mein Bedauern hierüber kund that, erwiderte er ruhig, indem er ſich über ſeinen langen krauſen Bart ſtrich: „Das Unglück ſchreibt immer eine unleſerliche Hand; denn Niemand giebt ſich die Mühe, ſeine Schriftzüge zu entziffern.“ — „Seltſam,“ dachte ich bei mir ſelbſt, „hier iſt ja von keiner unleſerlichen Hand die Rede, ſondern es ſind gänzlich fremde Buchſtaben.“ Ich ſchlug mein Buch zu, und ärgerte mich über die Klere, die der Fremde ſammt ſeinem ausländiſchen Kauderwelſch hineingebracht hatte.

Den andern Morgen entſteht ein ſonderbarer Lärm im Gaſthof; man klopft an meine Thür, und als ich öffne, ſteht ein Mann von jener gehäſſigen Gattung vor mir, die ſich damit abgibt, im Garten der Civiliſation das Unkraut auszuroden. Er ſah mich mit einem Blicke an, der

mir sehr deutlich sagte, daß er mich für ein solches Unkraut halte, und seine Hand erhob sich, um mich auszuroden. Aber ich war nicht der Meinung: ich, der bereits im Vaterlande Blüthen getragen, und nun sogar im Begriff war Frucht anzusetzen, ich sollte hier in der boshaften Fremde als ein nutzloses, oder gar gefährliches Unkraut bei Seite geworfen werden? Doch meine Meditationen änderten nichts an meiner gefährlichen Situation. Der Mann, dessen Antlitz nach Mißtrauen roch, wie eine Apothekerbüchse nach Rhabarber, starrte mich mit seinen großen feuersprühenden Augen noch einmal an, und schleuderte dann denselben Basiliskenblick nach meinem Album, das auf dem Tische lag, und über das der gefällige Wirth vergeblich das Handtuch zu werfen sich bemüht hatte. „Kann der Herr leugnen?" fragte der Mann der Untersuchung, „daß jener politische Flüchtling, den wir gestern in Sicherheit gebracht haben, im vertrautesten Verkehr mit Ihnen gestanden?" — Ich wurde bleich vor Schrecken, aber mein gutes Gewissen schaffte in kurzer Zeit wieder einige Röthe auf meine Wangen. — „Ein politischer Flüchtling!" rief ich, „und ich mit ihm in Verkehr?" — „So ist's; man hat Sie schon längst in Ver-

dacht; was iſt der Zweck Ihres Aufenthaltes in dieſer Stadt?" — Ich zögerte mit der Antwort. Sollte ich vor dieſem fremden und widerwärtigen Individuum von Friederiken und unſerer Liebe ſprechen? ſollte ich die Schwachheit meiner Braut für die Berühmtheiten geſtehen? Nein! Ich erwiderte daher trotzig: „Darnach haben Sie durchaus nichts zu fragen, mein Herr!" — „Sehr viel, mein Herr," gab er mir zur Antwort. „Sie folgen mir auf die Wache. Die Procedur iſt kurz, wir haben mit Leuten von Ihrer Art keine Minute durch Complimente zu verlieren." — „Das ſeh' ich," rief ich boshaft; „Sie haben auch wol keine Zeit mit der Gerechtigkeit zu verlieren." Er ſchien dieſe maliziöſe Wendung nicht zu verſtehen, packte mein Album unter den Arm, befahl mir, ihm zu folgen, und meine Sachen empfing der Wirth, der mir unten an der Hausthür zuflüſterte: „In dieſe Miſere hat Sie der verwünſchte Pole gebracht; aber nur gutes Muthes, ich werde das Meinige zu Ihrer Befreiung ſchon beitragen."

Ich erfuhr jetzt, indem man mich zur Unterſuchung zog, daß der, uns allen unleſbare Vers in polniſcher Sprache geſchrieben war, und eine wilde, trotzige Aufkündigung alles Gehorſams und

aller bürgerlichen Pflichten enthielt. Welch ein teufliſches Spiel mit meiner kindlichen Unſchuld und Unbefangenheit! Vergebens erklärte ich, daß ich kein Wort von dem Geſchreibſel verſtanden habe, daß ich tauſendmal verwünſche den Einfall, von einem Menſchen mit einem langen Barte und ſo unheimlichen Geberden eine Handſchrift verlangt zu haben. Man traute mir nicht, man blätterte noch weiter, und fand unter meinen eigenen dunklen Sprüchen einige heraus, die etwas Demagogiſches anzudeuten ſchienen. Ach, hätte ich mich doch auch an die Fleiſchbank und die weſtphäliſchen Schinken gehalten! — Kurz, was ſoll ich mein Mißgeſchick ſo weit auseinander breiten? ich mußte durch eine dreimonatliche Einſperrung für meine Sucht nach Berühmtheiten büßen, und dann auch, als man mich endlich entließ, gab man mir eine Schrift mit, in der meiner heimathlichen Behörde gerathen wurde, auf mich, als auf ein gefährliches, durch ruchloſe Einflüſterungen inſpirirtes Weſen, ein Augenmerk zu haben.

So kam ich denn nach Hauſe, geläſtert, verhöhnt, geplündert und gedemüthigt. Und an allem dieſem war ganz unzweifelhaft das Album ſchuld. Es war von meinem Eigenthum das Einzige, was

mir geblieben war, und ich legte es mit einer Art kriegerischer Triumphe vor Friederiken nieder, gleichsam wie die alten Ritter der Fabel einen getödteten und zurechtgemachten Lindwurm vor die Füße ihrer Damen. Ach, der fatale Lindwurm hatte noch nicht aufgehört, Gift zu speien! Friederike, die anfangs höchlich erfreut war, ihren grillenhaften Wunsch mit so viel Aufopferung von meiner Seite erfüllt zu sehen, bemerkte kaum, daß in ihrem Album dennoch manche Stücke fehlten, die die Präsidentin im Besitz hatte, als sie die ganze Erzählung meines Unglücks und meiner Gefahren überhörte und mir die lebhaftesten Vorwürfe zu machen begann. Meine Geduld war nahe daran, wie ein morsches Fädchen zu zerreißen. „Wie?" rief ich, und nahm dabei meinen ganzen Muth zusammen, „Du vermißt die Beine einer Tänzerin, während ich die meinigen lahm gelaufen habe, um Dir zu dienen! Du vermißt einen Galgen mit dem Gehenkten, und denkst nicht daran, daß ich Dir zu Liebe beinahe selbst der Gehenkte geworden wäre? Ha, Du Undankbare! so ist es Dir nicht genug, mich zu Grunde gerichtet zu haben, Du willst mich auch noch um den Preis bringen, um dessentwillen ich so große Anstren-

gungen erduldete, um Deine Liebe? Gott, wie viel Nichtswürdigkeit faßt das Herz einer treulosen Frau!"

Meine Braut, während ich so wüthete, betrachtete lächelnd die Carricatur, die mich vorstellte. „Ich sehe," hob sie endlich an, „daß Du eigentlich ein recht häßlicher Bursche bist, und daß ich in Gefahr komme, Dich noch öfters so abgebildet zu sehen, was mir natürlich, wenn ich Deine Frau wäre, nicht sehr angenehm sein könnte." — „Ach!" rief ich, „ist es nicht die Pflicht des Weibes, Freud' und Leid mit ihrem Manne zu theilen?" — „O ja," erwiderte sie; „nur nicht eine solche Freude, die Du auf Kosten Deiner selbst Andern bereitest. Eine Frau kann jedes Unglück ertragen, nur nicht das, einen lächerlichen Mann zu haben, und der Künstler hat mit scharfem Blick mir den ganzen Umfang seiner Meisterschaft in der Kunst, Dich lächerlich zu machen, aufgedeckt. Überdies," setzte sie hinzu, „finde ich hier einige hübsche Frauenköpfe, und diese geben mir das Zeugniß, daß Du Dich in der Fremde recht gut amüsirt hast." — „Ist's möglich!" rief ich, in Erstarrung versinkend; „Du bist eifersüchtig auf Bilder, die ich im Laden kaufte und

die, wer weiß, wen vorstellen?" — „Ach so!" sagte meine Braut: „also im Laden hast Du sie gekauft? Abscheulich! und die Präsidentin hat lauter Handzeichnungen! So bin ich betrogen worden! Gewiß sind alsdann auch die Handschriften nicht echt."

Was sollte ich sagen! der Unmuth schnürte mir fast die Kehle zu. Friederike warf mir das Buch mit der äußersten Verachtung vor die Füße. „Geh!" rief sie, „geh mir aus den Augen! Jetzt sehe ich, wie ich mich in Dir geirrt habe. Der Himmel hat es trefflich gefügt, daß ich zu diesen Erfahrungen gekommen bin, ehe uns die Fessel der Ehe zusammenknüpfte. Ach! ich soll kein Album haben!" — „Noch mehr, Du sollst keinen Mann haben!" rief ich völlig außer mir. Es gab eine so heftige Scene, daß an keine Versöhnung mehr zu denken war. Die Geschichte mit dem Album wurde bald zum Stadtgespräch. Mein Schwiegervater, der von dem unglücklichen Buche nichts sah, als die Zeichnung mit dem halben Pferde, behauptete, daß ich immerdar das Halbe geliebt habe und nie zu etwas Tüchtigem und Ganzem zu gebrauchen sei. Er erklärte mich überdies für einen Verschwender und entzog mir

den Antheil an der Gewürzhandlung, die er mir schon anvertraut hatte. Ich verlor dadurch mein Geschäft und man ließ mich kein neues antreten; denn ich galt, seitdem die Behörde ein wachsames Auge auf mich hielt, für einen Menschen, der heimlich für die Polen sammelt und ihre verderblichen Zwecke mit der äußersten Schlauheit fördert. Noch bekam ich dazu statt Friederiken keine andere Braut; denn jedes Mädchen, bei dem ich anklopfte, wußte von den schönen Frauenköpfen zu erzählen, die ich aus der Fremde mitgebracht hatte, und mit denen es nothwendig einen geheimnißvollen Zusammenhang haben müsse. So war ich gleichsam ein zu Grunde gerichtetes Wesen, und zwar durch die Schuld eines „Albums." Nur zwei Lehren blieben mir als Gewinn in meinem Unglück, nämlich: daß der Eigensinn und die Eitelkeit eines Mädchen immer noch stärker sind, als ihre Liebe, und zweitens: daß es nirgends Geschöpfe giebt, die sich so gründlich hassen und anfeinden, als die „Berühmtheiten" unter einander.

Der Gang um Mitternacht.

Es war in den Tagen des Novembers, in jenen traurigen Tagen, wo der erſte Schnee fällt, und die Erde, die jetzt auf lange den ſchönen Blumen und grünen Bäumen Lebewohl ſagt, in ſeinen traurigen weißen Mantel hüllt, als ich in ſpäter Nacht meinen einſamen Gang machte. Eine Geſellſchaft luſtiger Freunde in der Schenke des Dorfs hatte mich aufgehalten, und ich eilte jetzt, nach Hauſe zu kommen, einen Nebenweg einſchlagend, der an dem ſogenannten „Schwedenhofe" vorbei führte. Die weitläufigen Gebäude lagen im Mondenſcheine vor mir, rechts lag ein See, und an ſeinen Ufern waren Weidenbäume gepflanzt. Ich kann nicht ſagen, welch ein Gefühl von Traurigkeit mich übermannte, als ich die ſtille Gegend im erſten Schneelicht, im Mondnebel vor mir ausgebreitet ſah.

Ich will offen bekennen, daß ich die Menschen liebe, daß ich gerne in ihrer Gesellschaft weile und daß die Einsamkeit meine Seele ängstlich zusammenzieht; dennoch weiß ich ihr zu begegnen, wenn ich es nicht vermeiden kann. Ich sehe es dann für ein wohlthätiges Mittel an, daß ich für all' die lustigen Stunden, die ich gedankenlos hingelebt, Buße thun soll. Nirgends aber ist es einsamer, als in freier Natur. Eine Stube, sei sie auch noch so groß, sei es selbst eine stille, große, hochgewölbte Kirche, erregt nicht das Gefühl einer so auf der Seele lastenden Einsamkeit, als ein freies Feld in stiller Nacht, von Schnee bedeckt und vom Mond trübe erhellt. Das Auge blickt in die Nebel der Ferne und ihre geheimnißvollen Schatten rücken immer dichter und näher an uns heran. Wir sehen vor uns die Pfade und Plätze, die der menschliche Fuß am Tage betritt und auf denen jetzt Niemand wandelt. Immer glauben wir, es werde hinter dem Stamm der Weiden am Bache Jemand hervortreten und uns grüßen; aber es bleibt still und das Mondlicht glimmt und flimmert auf den schwarzen Wellen des Wassers. Wir stehen still und lauschen, aber im weiten Umkreis der Schöpfung rührt sich kein Laut; ge-

räuschlos fallen die Flocken vom Himmel, und ebenso geräuschlos setzen sie sich an die nackten Zweige der Bäume oder verdichten die weiße Decke zu unsern Füßen. Es zieht kein Lüftchen daher, kein Vogel kreischt, kein Hund bellt.

Ich stand eine Weile still und blickte, unbekümmert um die weichen Flocken, die sich mir an Haar und Wimpern setzten, hinaus ins Weite. Wie gesagt, Trauer beschlich meine Seele. Ich dachte der Tage meiner Jugend, ich dachte der frohen Gesellen, die mich einst umgeben hatten und die jetzt nicht mehr meinen Schritten folgten. Ich hatte nicht immer in diesem verlassenen Winkel der Erde gelebt, ich hatte große Städte gesehen, in mannichfaltigem Verkehr mich herumgetrieben, prachtvolle Feste geschaut und heitere, ausgelassene Gelage mitgemacht — Alles das war jetzt dahin. Mein Wirkungskreis war, obgleich ehrenvoll, dennoch enge und beschränkt. Das Glück hatte meinen Ehrgeiz geschmeichelt und mein Herz war zu großen Hoffnungen, zu glücklichen Aussichten geschwellt; ich war geliebt, gesucht, mit Auszeichnung überhäuft — Alles das war nicht mehr. Ich war nicht mehr jung, ich war nicht mehr reich; die Menschen fanden es nicht mehr der

Mühe werth, mir zu schmeicheln, und Viele, die sich meine Freunde nannten, gingen von mir, ohne mir Lebewohl zu sagen. Dennoch blieb ich heiter. Mein Gewissen war nicht belastet, kein Unrecht drückte meine Seele, ich konnte an die Tage meines Glanzes und meiner Jugend ohne Vorwurf zurückdenken. Dieses erhielt mir die innere Fröhlichkeit, die man nicht wie die äußere erheucheln kann, und die die Welt nicht schätzt, weil sie sie nicht erkennt.

So konnte ich denn auch in einer so stillen, traurigen Nacht innerlich heiter sein, obgleich mein Auge sich mit Thränen füllte und meine Rechte, die sich auf den Stab stützte, zitterte. „Immerhin!" rief ich bei mir selbst; „magst du auch jetzt allein stehen, mag die Erde um dich wie ein weites Grab aussehen: einmal muß sie doch wieder blühen, einmal werden sie doch erkennen, daß du zu lieben verstandst." Ich mochte diese Worte unwillkürlich laut ausgesprochen haben, denn ich sah mich um, in der Meinung, eine Stimme neben mir zu hören; allein es blieb todtenstille, wie zuvor. Die Flocken fielen reichlicher herab und der Mond blickte trüber durch den Nebel. Ich ging weiter, indem ich mit dem Stabe den Schnee,

der ſich an die Füße angeſetzt, abklopfte. Als ich den Blick erhob, den ich rüſtig fortſchreitend zu Boden geſenkt, merkte ich, daß ich vom Wege abgekommen war und mich zu nahe an den herrſchaftlichen Gebäuden des „Schwedenhofes" befand, anſtatt daß ich an den Weiden des Fluſſes mich hätte halten müſſen. Im Befremden darüber, wie ich den wohlbekannten Pfad hatte verfehlen können, betrachtete ich näher die öſtlichen Ställe und das Stück der Hofmauer, der ich mich gerade gegenüber befand. Ich weiß nicht, wie gerade jetzt dieſe Gebäude den Eindruck von etwas Beſonderem auf mich machten, da ich doch ſonſt am Tage hundertmal an ihnen vorbeigegangen war, ohne auch nur den Blick darauf zu richten. Jetzt erſchienen mir die Mauern höher, und die Giebel und Thürmchen wuchſen ſichtlich, jemehr ich mich anſtrengte, ihre Spitzen im Nebel herauszufinden. Es fiel mir ein, gehört zu haben, daß der Schwedenhof früher eine Abtei geweſen, und die einſamen Gebäude nahmen jetzt vor dem Auge der Phantaſie ihren urſprünglichen Charakter wieder an! Dieſe Träumerei war mir ganz lieb, denn ſie miſchte ein heiteres Element in die Gefühle meiner ängſtlichen Trauer um verlorene

Freunde und Jugend. Jetzt stand ich vor einem Hause, das auch einst Tage des Glanzes geschaut, in dessen Mauern auch noch Erinnerungen lebten an längst Vergangenes. Meine persönlichen Schmerzen vermischten sich mit denen einer ganzen Zeit. Ich hörte die Glocke der Abtei, ich hörte den melodischen Gesang der Mönche, der in immer wiederkehrendem Refrain das Hinscheiden aller irdischen Freuden betrauerte und dafür den Blick zum Himmel lenkte.

In diese Melodieen, die meinem geistigen Ohre tönten, mischte sich plötzlich ein Laut, der wie aus einer menschlichen Brust kam. Es war ein ächzender Ton, der dicht in meiner Nähe erscholl. Ich weiß mich nicht zu besinnen, daß irgend etwas in meinem Leben mich für den Moment so erschreckt hätte, als dieser Ton; aber ich schalt mich selbst, als ich die Ursache bemerkte, die keine andere war, als daß ein Mann, der aus dem Pförtchen in der Hofmauer heraustrat, die Thüre mit einiger Anstrengung wieder hinter sich zu schließen suchte. Seine Hände mochten erstarrt sein und das ungefüge alte Schloß ihm nicht gehorchen wollen.

Der Heraustretende bemerkte mich nicht; er war in einen grauen Mantel gehüllt, in dessen Falten der Schnee sich häufte. Sein Gesicht be-

deckte eine tief hereinfallende Kappe. Er schlug den Weg an den Weiden ein, nachdem es ihm gelungen war, das Pförtchen wieder zu schließen. Nach einigen Schritten blieb er stehen und schien umkehren zu wollen; dann trieb es ihn weiter vorwärts gegen den Bach zu, und wiederum blieb er stehen. Meine Aufmerksamkeit wurde durch dieses Betragen auf ihn gelenkt, um so mehr, da ich ihn zu erkennen glaubte. Es war der jetzige Besitzer des Schwedenhofs, ein rüstiger Mann von vierzig Jahren, als der reichste Eigenthümer in der Umgegend bekannt. Seine frühern Schicksale wußte Niemand, es gingen darüber dunkle Gerüchte um: der Mann selbst hatte etwas Düstres, Zurückstoßendes in seinem Wesen, und deshalb befand er sich ohne Genossen, bei den Honorationen des kleinen Orts wegen seines Reichthums angesehen und gefürchtet, allein nicht zum Theilnehmer ihrer geselligen Zusammenkünfte erwählt. Sie nannten ihn den schwedischen Hauptmann, ohne gerade Kenntniß von einem frühern Dienstverhältniß des Mannes zu haben. Er schien jedoch allerdings aus jenem Lande zu stammen; dafür zeugte die breite, stattliche Figur des Fremden, sein hochblondes Haar und seine Sprache.

In den ersten Jahren seines hiesigen Aufenthalts lebte eine junge Dame bei ihm, die von Einigen für seine Tochter, von Andern für seine heimlich angetraute Frau gehalten wurde. Dieses sanfte, allgemein geliebte Wesen war in Folge eines langwierigen zehrenden Fiebers gestorben, und seit ihrem Tode war der Charakter des Hauptmanns noch düsterer und seine Lebensweise noch abgeschlossener geworden. Er hielt sich oft ganze Monate lang innerhalb der Mauern eingeschlossen; seine zahlreiche Dienerschaft sorgte für seine Bedürfnisse, kam aber nie dabei in nähere Berührung mit ihm. Er konnte Niemanden um sich dulden; sein vertrautester Kammerdiener mußte in einem entfernten Nebengebäude schlafen und auf den Ruf einer Klingel zu augenblicklichem Erscheinen bereit sein. Die Nächte brachte der Hauptmann gewöhnlich ohne Schlaf zu; man sah in dem Thurmgemach, das er sich zur Wohnung auserſehen, allnächtlich die Lampe brennen, und ihr Strahl warf auch an dem Abend, von dem ich jetzt spreche, ihren melancholischen Schein auf die aufgehäuften Schneemassen zu Füßen des alten Thurms.

Meiner Denkungsart ist es entgegen, immerdar das Übelste von dem Menschen anzunehmen.

Ich wende gern Alles, und selbst die dunkelsten Seiten zum Licht, und oft habe ich mich belohnt gefunden, indem das, was die große Menge als hassenswerth bezeichnete, sich mir als eine Tugend erläuterte und erklärte. Schlimmsten Falles fand ich nur eine Seltsamkeit, eine Schroffheit, eine unbewußte Lüge, wo Andere die elendeste Falschheit, die rücksichtsloseste Verderbtheit gesehen hatten. Deshalb nannten mich meine Freunde den Optimisten, und behaupteten, Voltaires Candide sei gegen Leute meines Gelichters recht eigentlich geschrieben, um uns die lächerliche Schwäche abzugewöhnen, Alles in dieser „besten Welt" vortrefflich finden zu wollen. Was sie jedoch für eine leere Theorie hielten, war bei mir Sache des Charakters; ich hatte, vielleicht mehr wie sie, schlimme Erfahrungen gemacht, aber was sie eigentlich böse Natur im Menschen nannten, nannte ich Zufall, Verkettung widriger Umstände, oft auch meine Schuld. Bei dem schwedischen Hauptmann waren unsere beiderseitigen abweichenden Ansichten oft in Streit gerathen. Gerade ein so geheimnißvoller Character, der der Menge zahllose Seiten bot, ihn kleinlich zu verschwärzen, schien mir der triftigsten Entschuldigungsgründe würdig. Die Extreme

ſtellten ſich wie bei jedem Streit immer ſchärfer heraus, und zuletzt galt der Hauptmann bei meinen Freunden für einen tückiſchen Menſchen, der wol manchen Frevel auf ſeine Seele geladen, bei mir für einen verkannten Edlen, den ſchmerzliche Verluſte menſchenſcheu und zurückhaltend gemacht.

So ſtanden unſere Anſichten, als ich an jenem Abende den Hauptmann nach langer Zeit einmal wieder ſah. Ich will offen bekennen, daß ſein unerwarteter Anblick zu ſo ungewöhnlicher Stunde keinen angenehmen Eindruck auf mich machte; allein einen Augenblick darauf ſchalt ich mich deshalb. Die einſame Gegend, die Nacht, und vor allen Dingen meine aufgeregte Stimmung trugen die Schuld, wenn mir die Geſtalt des Mannes und ſein Benehmen auffallend erſchienen. Sein öfteres Stilleſtehen erklärte ich mir dadurch, daß er mich vielleicht erkannt und mit mir ein Geſpräch anzuknüpfen Luſt habe. Warum einem ſolchen ausweichen? Wir waren beide allein, der Weg, den ich zu machen hatte, war noch lang; es konnte mir daher nur willkommen ſein, einen Geſellſchafter zu gewinnen. Dieſen Gedanken zufolge lenkte ich ebenfalls meine Schritte gegen den

Bach, und bald befanden wir uns beide in dem Baumgang von kurzstämmigen alten Weiden, die längst des Ufers gepflanzt waren. Der Wind, von der Fläche herblasend, hatte während des Tages den Schnee zur einen Seite der Weidenstämme gehäuft, so daß an der andern ein schmaler freier Fußpfad übrig blieb. Wir beide konnten nicht zusammen auf diesem Pfade Platz finden, einer von uns hätte im tiefen Schnee gehen müssen, und so war es passend, daß ich so lange dicht hinter ihm herging, bis die Erweiterung des Ganges mir gestatten würde, neben ihn hinzutreten und ihn zu begrüßen. — Zehn Schritte mochten wir so einer hinter dem andern gegangen sein, als ich plötzlich von einer erschütternden und unerklärlichen Erscheinung Zeuge ward. Noch jetzt schaudert es mich, und es wird mir kalt bis ans Herz hinan, wenn ich daran denke; noch jetzt weiß ich nicht, wie ich einen unheimlichen Zustand, wie ich ihn nicht im Traum für möglich gehalten, so lange ertragen konnte. Ich war aber bei vollkommener Sinnenthätigkeit, und der kalte Winterabend war einer Täuschung der Phantasie nicht günstig.

Der Hauptmann war unausgesetzt vor mir

hergegangen. Seine breitſchultrige Geſtalt, im trüben Mondſchein nur einen leichten Schatten werfend, befand ſich in aufrechter Stellung dicht vor mir; ich konnte auf das Genaueſte jede ſeiner Bewegungen beobachten, es kam mir jedoch nicht in den Sinn, dieſes zu thun; ich folgte ihm, wie man eben Jemanden folgt, dem man den bequemen Weg gönnt und den man nicht durch nothwendiges Ausweichen ſtören will. Mit einemmale ſehe ich die vor mir gehende Geſtalt ſchief zur Seite gebeugt, und gerade in der Stellung, als lehne ſich ein Begleiter, den er führte, auf ihn. Mein Auge gewahrte Niemanden. Der eine Arm des Hauptmanns war vom Mantel entblößt und in der Richtung gebogen, als hielte ſich ſein unſichtbarer Begleiter daran geſchloſſen; zugleich mußte der Leib deſſelben mit ſeiner ganzen Schwere auf dem Führer ruhen; denn die kräftige Geſtalt des Hauptmanns war, wie geſagt, zur Seite gebückt, gerade ſo, als trüge er einen ſchweren Gegenſtand. Ich hörte ihn keuchen, und ſein Schritt, der anfangs, wie wir den Weidengang betraten, ſo ſchnell geweſen war, daß ich ihm kaum folgen konnte, ſchleppte ſich jetzt langſam hin, und ich mußte öfters ſtille ſtehen, um ihn vorwärts gelangen zu

laſſen. Während dieſer Pauſen hörte ich ihn Klagelaute ausſtoßen, die mich ins Innerſte erſchütterten. Er murmelte leiſe Worte, die troß der Stille, die um uns herrſchte, mir nur halb verſtändlich waren. So viel vernahm ich deutlich, daß er ein Gebet vor ſich hin ſprach und öfters dabei ausrief: „Wie ſchwer biſt du heute! Erdrücke mich, ende meine Qual! Laß dieſes das letztemal ſein, daß ich dich trage! Alles büßt ſich auf Erden, warum nicht auch meine Schuld?“

Dieſe geheimnißvollen Worte, mit keuchender Bruſt ausgeſtoßen, machten in der Einſamkeit der Nacht, in der todten Einöde der winterlichen Landſchaft einen Eindruck auf mich, den ich nicht beſchreiben kann. Es war, als ſtieße ſie die Verzweiflung des gemarterten Gewiſſens aus, als ſeien es Bekenntniſſe, die keines Menſchen Ohr vernehmen dürfe. Ich machte mir jetzt die lebhafteſten Vorwürfe, daß ich meine Gegenwart dem Unglücklichen nicht bemerkbar gemacht. Jetzt konnte es den Anſchein haben, als hätte ich ihn belauſchen wollen: ein Gedanke, der mir, je länger ich ihm nachhing, deſto unerträglicher wurde. Mein Entſchluß war daher, ſchnell hervorzutreten und die Miene anzunehmen, als hätte ich nichts gehört

und gesehen. Meine Aufregung verhinderte die Ausführung dieses Plans, ich zögerte noch, als mein Vormann sich plötzlich umwandte und mich erblickte. Einen hellen Schrei ausstoßen und die Hand krampfhaft über meinem Haupte ballen, war das Werk eines Augenblicks. Ich sah das verzerrte leichenblasse Gesicht dicht an dem meinigen, und die leisen, mit wankender Stimme hingehauchten Worte: „Behorcht? — Angeben?“ erreichten mein Ohr. Kaum hatte der Arme diese für mich so erniedrigende Befürchtung ausgesprochen, so sank er wie todt nieder und sein Kopf fiel tief in den Schnee hinein.

Das erste Gefühl, was sich mir hier lebhaft aufdrängte, war, den Bewußtlosen liegen zu lassen und rasch diesem unheimlichen Orte zu entfliehen; allein ein besserer Entschluß folgte der schnellen Überlegung. Was wäre das Schicksal des Unglücklichen geworden, besinnungslos, in der Winternacht, von aller Hülfe entfernt, in dieser jammervollen Lage? Ich blieb daher, und versuchte mit Anstrengung aller meiner Kräfte den schweren Mann vom Boden aufzuheben. Es gelang mir, und ich lehnte ihn an den nächsten Weidenstamm. Er hielt die Augen geschlossen, den Mund geöffnet,

die Lippen zitterten und die Zähne schlugen aneinander. Ich klopfte den Schnee aus seinem Haar, knüpfte mein Halstuch ab und band es um seine Stirn, die verwundet schien. Es war jedoch nicht rathsam, in dem kalten Winde, der jetzt über die Fläche zu wehen begann, lange zu verweilen; ich mußte meinen Kranken ins Haus schaffen. Dieses zu bewerkstelligen, war nicht leicht. Die schwere Gestalt zu unterstützen und fast zu tragen, fiel meinen Kräften schwer; dennoch versuchte ich es; kaum hatte ich jedoch den Arm unter den seinigen gebracht, als er aus der Ohnmacht erwachte, einen schrecklichen Schrei ausstieß und mit aller Gewalt sich von mir zu befreien trachtete. Aus seinen Mienen wie aus seinen abgebrochenen Worten merkte ich mit Schaudern, daß er mich für seinen unsichtbaren Begleiter hielt, mit dem er noch vor wenigen Sekunden gerungen. „Schon wieder da?" rief er. „Wirst du mich denn heute nicht verlassen? — Deine Zeit ist um! Weiche von mir! fort, sage ich, weiche von mir! — Ich gehe hin, ich gehe, mich selbst anzuklagen! Nur fort! nur fort!" — Bei den letzten Worten, die mit einer das Herz zerreißenden Stimme ausgesprochen wurden, konnte ich nicht anders, ich

mußte von ihm weichen, und er ſtürzte von Neuem ohnmächtig zu Boden.

Welch eine ſchreckliche Nacht! Ich verließ ihn jetzt, um Hülfe zu rufen. Zum Glück traf ich in der Nähe des Dorfes auf Bauern, die ſich in der Nacht auf den Weg machten, um in der Frühe des Tages das nächſte Städtchen, wo Markt war, zu erreichen. Ich bat, ich theilte Geld aus, und endlich bewog ich ſie, mir zu folgen. Der Unglückliche lag noch auf derſelben Stelle; er war zur Beſinnung gekommen, aber ſeine Kräfte waren erſchöpft, er vermochte nicht, ohne Hülfe vom Boden ſich zu erheben. Nachdem wir mit großer Mühe die Dienerſchaft geweckt, brachten wir ihn in ſein Haus, und ich ſorgte dafür, daß zweckmäßige Mittel zu Verhütung eines Fiebers angewendet wurden. Dennoch blieb die Krankheit nicht aus, ſie ergriff ihr Opfer mit fürchterlicher Gewalt und geſtaltete ſich im Verlauf von wenigen Stunden auf eine wahrhaft lebensgefährliche Weiſe. Mein Beruf als Arzt hätte mich zwingen müſſen, das Krankenlager nicht zu verlaſſen, wenn nicht ohnedies meine Theilnahme mich daſelbſt feſtgehalten. Ich ordnete Alles an, ſorgte im Voraus für jeden zu befürchtenden Fall, und entfernte mich

erſt gegen Morgen, als der Kranke in Schlummer geſunken.

Den Tag darauf wiederkommend, fand ich den Diener im Vorgemach, der mir ein Briefchen überreichte. Es enthielt mit einer fiebernden Hand kaum leſerlich einen Dank für die geſtrige Dienſtleiſtung und zugleich die Bitte, nicht mehr am Krankenbette zu erſcheinen, da meine Hülfe unnütz ſei und der Kranke ſie nicht begehre. Ich faltete dieſes ſeltſame Schreiben zuſammen, ungewiß, was hier zu thun ſei, als mein Blick auf den Diener fiel und ich in deſſen Zügen eine heftige Unruhe ausgedrückt ſah. Auf meine Frage, wie ſich denn der Hauptmann befinde, erwiderte jener: „Schlecht, mein Herr, ſehr ſchlecht. Wir wiſſen uns nicht zu helfen. Er liegt jetzt im heftigſten Fieber. Wenn es ſo fortgeht, kann er in wenigen Stunden todt ſein.“ — „So iſt die äußerſte Gefahr!“ rief ich. — „Ja,“ erwiderte der Beſorgte, „allein dennoch darf ich Sie nicht hineinlaſſen; er hat es mir auf das Strengſte unterſagt, einen fremden Mann an ſein Bett zu führen.“ — „So ſchickt nach einem andern Arzte.“ — „Auch das dürfen wir nicht. Er kennt keinen Arzt in der Umgegend; am bekannteſten iſt er

noch mit Ihnen." — „So will ich hinein!" rief ich entſchloſſen. „Wenn Lebensgefahr iſt, ſo hat der Arzt auf keine Verbote der Art zu achten."

So machte ich mir gewaltſam Bahn, der Hauptmann erkannte mich nicht. Das Fieber, ſeit meiner Abweſenheit im Steigen, hatte einen nervöſen Typus angenommen: es war die entſchiedenſte Gefahr. Der Verfolg der Krankengeſchichte gehört nicht hieher; es ſei genug, daß ich qualvolle Nächte zubrachte und mit meinem Patienten litt. Es gelang mir, durch unausgeſetzte Pflege, ihn zu retten; aber die Wurzel des Übels, die in der Seele haftete, vermochte ich nicht zu entfernen. Den menſchlichen Kräften iſt ihr Ziel geſetzt; wir ſollen daran ermahnt werden, daß wir nur mittelbar helfen können, daß die eigentliche directe Hülfe immer ein Werk der Gnade iſt und bleibt. Mit dieſem Gedanken muß der eigentliche Stolz auf unſere Unfehlbarkeit ſchwinden; die vollendetſte Kunſt iſt immer, gegenüber der göttlichen Hülfe, ein ohnmächtiger Verſuch, ein ernſter, aber machtloſer Wille.

Als das körperliche Leiden beſeitigt war, verrichtete ich in meiner Theilnahme mit dem Unglücklichen mehr den umſichtigen und ſchonenden

Dienſt eines Seelſorgers. Ich vernahm düſtere Geheimniſſe, die verworren, aber deſto ſchrecklicher das Fieber ſchon früher verlautbart hatte. Ich blickte in die Tiefe eines lange verſchloſſen gehaltenen Menſchenherzens, und je länger ich ſchaute, deſto grauſer trat ein grauenerregender Frevel aus dem Dunkel hervor. Ich würde mich nicht für berechtigt halten, die Geſtändniſſe des Mannes zu veröffentlichen, wenn nicht der Unglückliche bereits gebüßt hätte. Er hat ſeine That den Gerichten angezeigt, und juſt da ich dieſes ſchreibe, haben die Furien, die ihn verfolgten, von ihrem Opfer abgelaſſen; ihm ward Friede. Hier folgt die einfache Erzählung, wie er ſie mir ſelbſt in jenen Nächten, wo wir bei einſamer Lampe zuſammenſaßen, oft wiederholte, damals noch in der Hoffnung, daß die düſtere Hypochondrie dereinſt noch zu beſchwören ſei; aber ihr hartnäckigſter Stachel wurzelte im Gewiſſen, und ſo wurde er ſeinem Schickſal unabwendbar zugeführt.

„Meine Eltern ſtarben früh; ein Oheim nahm mich in ſein Haus und erzog mich in einfacher, faſt ärmlicher Weiſe in einer Provinzialſtadt des obern Schwedens. Ich war zum Militairdienſte beſtimmt; meine Neigung war es nicht. Ich liebte

die Stille, die Einsamkeit, die Studien, dabei war ich weichlich und konnte kein Blut sehen; ein sterbendes Thier machte auf mich einen entsetzlichen Eindruck. Dennoch blieb es bei dem einmal vom Oheim erwählten Beruf. In meinem zwölften Jahre kam ich in die Kadettenschule zu St. Mit meinem Fleiße waren meine Lehrer zufrieden, nicht so mit dem, was sie den persönlichen Muth nannten, und von dem sie behaupteten, ein Soldat wäre ohne diese ehrenwerthe Eigenschaft nur eine todte, von der Disziplin in Bewegung gebrachte Maschine."

„Ich habe nie begreifen können, wie man von den Soldaten etwas Anderes, als den durch die Strenge des Befehls erzeugten Gehorsam fordern könne. Muth ist nicht das Wort für eine Kraftäußerung, die mich in ihrer rohen Wirksamkeit an das Handwerk eines Schlächters mahnt. Muth konnte ich nur einem persönlichen Feinde gegenüber beweisen; Muth, als moralische Eigenschaft, mußte ein geistiges Gegengewicht auf der Wagschale haben; wenn man sie mit der Disziplin des Soldaten gleichstellte, erkannte man ihren wahren Werth schlecht. Diese Philosophie hatte ich mir schon frühe eingeprägt, und sie war es, die mich tröstete,

wenn ich von meinen Kameraden halb im Scherz, halb im Ernst für ein weibisches Herz erklärt wurde. Was jedoch die wenigen Freunde, die ich hatte, wahrhaft beunruhigte, war ein heftiger Jähzorn, der mich zu Zeiten erfaßte, und dem ich wie ein willenloses Opfer erlag. Nicht mit Unrecht fürchteten die um mich Besorgten für die Zukunft. Ach! ihre finstern Ahnungen haben sich bestätigt!"

„Ich trat in die Armee, und die ersten Jahre meines Dienstes waren mit glücklichen und ehrenvollen Ereignissen ausgefüllt. Schnell rückte ich vorwärts und mancher Wunsch des Herzens wurde wider Erwarten erfüllt. Es keimte in mir eine Leidenschaft, die ich früher nicht gekannt, der Ehrgeiz. In Folge desselben übertrieb ich meine Hoffnungen und spannte die Zuversicht auf ihre Erfüllung zu einer ungeziemenden Höhe. Es konnte nicht fehlen, daß die Enttäuschung eintrat, und dieses geschah auf eine, wie ich glauben mußte, für mich demüthigende Weise. Ich forderte den Abschied, er wurde mir gewährt, und ich verließ den Ort, wo ich länger als sechs Jahre gelebt."

„In diesem Städtchen hatte ich ein Mädchen kennen gelernt, das durch seltene Eigenschaften

des Herzens wie des Geiſtes mich feſſelte. Meine plötzliche Abreiſe gab dem Verhältniß, das ſich ſonſt wol noch Jahre lang hingezogen hätte, eine dauernde Geſtalt; ich machte ihr meinen Antrag, und ſie wurde die Meinige. Abermals ſechs Jahre vergingen jetzt in einer ländlichen Abgeſchiedenheit, wo ich den Pflichten des Gatten und Vaters lebte. Zwei meiner Kinder ſtarben, das dritte, eine Tochter, blieb mir. Das beſte Mittel gegen einen herrſchſüchtigen Ehrtrieb iſt, ihm die Nahrung, an der er immer neue Kräfte gewinnen kann, zu rauben; dieſes war mir in der Zurückgezogenheit, in der ich lebte, gelungen. Aber ein unglücklicher Gedanke trieb mich, meinen Wohnort zu ändern, und eine große Stadt aufzuſuchen. Hier öffnete ſich meiner Thätigkeit unerwartet ein glänzender Wirkungskreis. Man muß in ähnliche Lagen verſetzt geweſen ſein, man muß das ewig Begehrliche im Weſen eines ehrgeizigen Charakters kennen, um zu begreifen, wie ich hier mancher Verſuchung unterlag und weit ausſehende Pläne ſchmiedete. Mein Vermögen war gering; es reichte auf keine Weiſe hin, den Aufwand zu decken, den ich machte, eine Schuldenlaſt drückte mich, die jährlich höher ſtieg, kein Mittel wollte ſich zeigen, einer drohen-

den Katastrophe zu entgehen. Meine Frau theilte meinen Kummer; sie rieth mir, meine Zuflucht zu einem Oheim zu nehmen, der unvermählt und im Besitz eines grosen Vermögens war. Ich reiste zu diesem Manne nach Deutschland, und da war es, wo ich zum erstenmal diesen für mich mit einem Fluche belasteten Boden betrat."

„Die meisten Einwohner des Städtchens werden sich noch auf den frühern Besitzer des Schwedenhofes besinnen. Es war ein grämlicher Alter, den man selten ausserhalb der Mauern seines Besitzthums sah. Er war der Oheim meiner Frau; allein, ich darf es sagen, einer der gehässigsten Charaktere, die mir jemals vorgekommen. Man hatte mich auf seinen Geiz vorbereitet; allein ich fand noch manchen andern häßlichen Dämon zu bekämpfen. Der Alte reizte meine Empfindlichkeit durch die empörendsten Vorwürfe; er behandelte mich mit der zurückstoßendsten Härte; er ging so weit, seine Nichte und mich zu verwünschen, indem er mir mit der Genauigkeit eines Wucherers die unbedeutenden Geschenke herrechnete, die er bei unserer Verheirathung und bei Gelegenheit der Taufe unserer Kinder hatte machen müssen, und die, wie er versicherte, ihn fast an den Bettelstab

gebracht hatten. Diesen Hohn ertrug ich, ich ertrug alles Empörende meiner Stellung dem grausamen Alten gegenüber; meine Tochter, die mich begleitete, vereinigte ihre Bitten mit den meinigen, um ihn zu einer Hülfleistung zu bewegen, für deren Rechtmäßigkeit als Forderung wir nöthigenfalls die Gesetze hätten sprechen lassen können; denn es hatten sich unlängst Papiere gefunden, die ein gewisses Erbtheil uns zusprachen. Alles umsonst. Was ich damals litt, ist nicht zu beschreiben."

„Es war im Jahr 18— an einem düstern Novembertage, als sich das Unglück meines Lebens zutrug. Lassen Sie mich in der Beschreibung desselben kurz sein. Ich will keinen beschönigenden Grund anführen, ich will keinen Umstand verschweigen; allein erlassen Sie mir die Schilderung meines Jammers. Es würde mich von Neuem aufs Krankenbett werfen."

„Es waren einige Tage vorher heftige Auftritte zwischen mir und dem Alten vorgefallen. Er hatte darauf bestanden, daß ich reisen sollte, und ich hatte ihm erklärt, ich sei nicht so weit gegangen, ich habe diese unerhörten Kränkungen nicht erlitten, um ohne Resultat nach Hause zu kehren. Schon

bei dieſen Erörterungen fühlte ich meine unglückliche Krankheit in mir ſich erzeugen und ſchnell wachſen. Ich zitterte, wenn ich mir die Folgen dachte, wenn die brutale Weiſe des Alten mich zum Äußerſten triebe: deshalb ſchwankte ich, ob ich nicht dennoch lieber reiſen, als mich der Gefahr ausſetzen ſolle. Mein ganzes Weſen war erſchüttert, ich faſtete ſeit mehreren Tagen, ich ſchlief nicht, mit einem Worte, ich war ernſtlich krank."

„In der Nacht des funfzehnten November trieb es mich ins Freie. Ich ging dort unter den Weiden am Bache, wo Sie mich getroffen haben. Ich wollte allein ſein, nicht einmal meine Tochter mochte ich um mich leiden. Ich befand mich in einem Zuſtand, von dem Sie ſich keinen Begriff machen können. Ein paar Schritte war ich auf- und abgegangen, als ich eine Geſtalt auf mich zukommen ſah. Der Nebel hinderte mich, ſie zu erkennen; ich wollte ausweichen, aber der Unbekannte ſtand ſchon vor mir. Es war der Alte. Er mochte aus ähnlichen Gründen, wie ich, die Einſamkeit ſuchen; vielleicht trieb ihn auch ein ſeltſames Vorhaben in dieſe verlaſſene Gegend. Er hielt ein Käſtchen unter'm Arm, das er mir zu verbergen ſtrebte. Ich grüßte und fragte gleich-

gültig, was er habe? Er lachte in seiner höhnenden Weise und antwortete: „Dukaten.“ Wir wollten an einander vorbeigehen, in dem Augenblicke stieß er mich unsanft und rief dabei: „Aus dem Wege!“ Ich blieb stehen, wollte etwas erwidern, that es aber nicht. „Nur weiter!“ rief er, „oder wollt Ihr etwa zusehen, wo ich meinen Schatz begrabe, um ihn gleich hinter meinem Rücken wieder auszugraben?“ Ich zitterte am ganzen Leibe, allein ich schwieg. Es war eine gottverlassene Stunde. Eilige Flucht hätte mich allein noch retten können; aber es war, als hielte mich der Boden mit eisernen Klammern. „Nun!“ rief der Alte mit gräßlichem Hohn, „nur fort, sag ich — Bettler!“

„Kaum waren diese Worte über seine Lippen, als er auch, von meiner Faust getroffen, am Boden lag. Im nächsten Moment hatte ich den Kasten ergriffen und schmetterte ihn auf das Haupt des Liegenden. Er stieß einen kreischenden Laut aus. Die scharfe, eisenbeschlagene Ecke des Kastens hatte seine Schläfe getroffen, Blut befleckte sein Kleid — ich hatte einen Mord begangen, dieses wurde ich inne, als ich das Blut sah. Mein fürchterlicher Schauder, den ich von Kindheit an beim

Anblick von Blut empfand, kam über mich, und ein Entsetzen, ein Todesschreck lähmte meine Glieder. Ich lehnte mich an den nächsten Baum, und kämpfte mit Besinnungslosigkeit; da schreckten mich plötzlich Schritte auf, die in der Entfernung ertönten. Sie kamen näher. Ich begriff, daß mein Frevel entdeckt werden mußte, wenn ich nicht schnell mich ermannte. Mit Aufbietung aller Kräfte hob ich mein Opfer in die Höhe, faßte ihn unter den Arm und ging mit ihm, oder ich schleppte ihn vielmehr einige Schritte weiter, indem ich dadurch die uns Begegnenden glauben machte, wir gehen neben einander her. Der Alte war noch nicht todt; während er sich auf mich lehnte, kämpfte er den Todeskampf, und sein gräßliches Stöhnen drang geradezu in mein Ohr. Ich weiß nicht, war es Traum meiner erschütternden Einbildungskraft, war es die Stimme des Sterbenden selbst; aber ich hörte deutlich die Worte: „Gut, gut! so wollen wir noch manchen Spaziergang in der Nacht machen!“ Als die Gefahr, entdeckt zu werden, vorüber war, brachte ich die Leiche ins Schloß. Meine Tochter wurde Mitwissende, und unsern vereinten Bestrebungen gelang es, den Tod einige Tage zu verheimlichen und später ihn unter glaub-

würdigen Umſtänden bekannt werden zu laſſen. Der Alte war apopleriſchen Zufällen ausgeſetzt, und es konnte ſein plötzliches Ende eben nicht auffallend ſein."

„Mein armes Kind überlebte die ſchwarze That nicht lange. Auf ihrer jungen reinen Seele haftete zu ſchmerzlich ein ſolches Erinnern. Ich blieb ſtandhaft; aber meine Strafe war mir zugetheilt. Nachts zur Zeit des Vollmonds treibt es mich immer mit unwiderſtehlicher Gewalt hinaus in jene einſame Gegend, und da geſchieht mir, was ich nicht erklären kann und nicht deuten will: ich will es Krankheit nennen. Gibt es doch Fälle, wo eine zerrüttete Einbildungskraft Ähnliches erfahren und ſehen läßt. Kann nicht die Geſtalt, die ich deutlich ſehe, die mit ihren Blutſpuren mich beſudelt, die ſich ſterbend auf mich lehnt und deren bekannte Züge mich Todespein ausſtehen laſſen, kann das nicht alles nur Bild und Traum ſein? Ja, es iſt nichts anderes — es darf nichts anderes ſein! O ich bin unendlich elend!"

Ich breche hier kurz ab und laſſe mich nicht auf die weitläufigen Unterſuchungen und Zweifel ein, die wir gegen einander austauſchten, um die nächtliche Erſcheinung zu deuten. Sie ſei als

düsteres Nachtbild dahingestellt. Es gibt für jedes Verbrechen eine strafende Nemesis; ob es ihr aber gestattet ist, ein solch gräßliches Gewand anzulegen, ob sie nur, hinter Traum und Schatten sich verbergend, diese Gestalten lügt, dieses zu unterscheiden, wird dem eifrigsten Forscher ewig unmöglich bleiben.

Nie werde ich aber jene Novembernacht, wo mir zum erstenmal eine unheimliche Gestalt nahe trat, vergessen.

Der Dodo.

1.

Ein Gespräch im Ashmoleanmuseum zu Oxford.

In die Säle des besagten Museum traten an einem trüben Novembernachmittage ein Herr und eine Dame und ließen sich vom Führer die Merkwürdigkeiten der Sammlung zeigen. Der Herr war ein berühmter Naturforscher aus Leyden, die Dame die Wittwe eines verstorbenen englischen Marineoffiziers.

Als das Paar eine Weile hin und her gewandelt war, der Professor öfters unwillig die unrichtigen lateinischen Benennungen des Führers verbessert hatte, blieben sie endlich vor einer grünen Tafel stehen, auf der nur der Fuß eines Vogels angeheftet war. Die Dame erkundigte sich gleichgültig nach dem Grunde dieser Sonderbarkeit. „Ja," sagte der kleine Mann, indem er mit seinen

derben Händen in die Rocktaſchen fuhr und wohlgefällig darin wühlte, „ja, es heißt im Sprichwort: wem man einen Finger gibt, der verlangt die ganze Hand. Der Vogel hat das gewußt und hat ſich unſerer Unerſättlichkeit klug entzogen. Wir haben nun da einen Finger, aber die ganze Hand, wollte ſagen den ganzen Vogel, bekommen wir nimmermehr.“ — „So hätte man ein neues Exemplar anſchaffen ſollen,“ ſagte die Dame. — „Und wo hernehmen, Miſtreß?“ lachte der kleine Graue. „Ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß dieſes Vogelgeſchlecht bereits ſeit zweihundert Jahren ausgeſtorben iſt. Ihre Ureltermutter, Miſtreß, hat vielleicht, wenn ihr Geſchick ſie auf die Inſel Mauritius führte, an einem ſchönen Morgen dieſes ſonderbare Thier geſehen, wie es ſich im Meere badete mit ſeinen Flügeln von Gold und Azur und mit ſeinem Schlangenkopf von ungeheurer Größe.“ — „Was für Albernheiten!“ ſagte der Profeſſor. „Der Vogel hieß Dodo, auch nach Linné, **Ditus ineptus**, **Ditus solitarius**, und wurde im Jahre 1605 auf Isle de France vom Reiſenden Cluſius gefunden, der auch eine Abbildung davon nach Europa brachte. Man gab ihm den unpaſſenden Namen Cygnus cu-

cullatus, da doch der Vogel mehr zur Geierart gehört zu haben scheint. Noch unpassender war es, ihn Gallus gallinaceus peregrinus zu nennen, da Pontius ihn mit dem Strauß vergleicht und Buffon ihn einen Schwan nennt. Doch gleichviel, gewiß ist es, daß er nicht mehr existirt, und daß das Einzige, was er uns hinterlassen hat, dieser Fuß ist."

Die Dame hatte die gelehrte Auseinandersetzung aufmerksam mit angehört und trat nun nahe an die Tafel, um den Fuß genauer zu betrachten. Ihren Schleier, der sie dabei hinderte, warf sie über den Hut zurück, und diesen Moment benutzte ein junger Mann mit rothem Bart und einer vors rechte Auge eingeklemmten Lorgnette, um sich unbescheiden vorzudrängen und die Dame zu betrachten. Sie bemerkte es nicht, und sagte zu ihrem Begleiter: „Also vor zweihundert Jahren hat dieses Geschöpf gelebt? und jetzt nur dieser Fuß noch übrig? Seltsam! welch geheimnißvolles Gesetz hat es vom Schauplatz der Lebendigen abtreten heißen?" — „Dasselbe Gesetz," erwiderte der Professor „das auch einst der Species Mensch gebieten wird aufzuhören."

Die Dame blickte mit ihren großen dunklen

Augen ängſtlich zu ihrem Begleiter hinauf. „So glauben Sie, daſs auch wir, die Herren der Schöpfung, von der Erde verſchwinden werden?“ ſagte ſie mit leiſer Stimme; denn jetzt erſt bemerkte ſie, daſs der Saal ſich unterdeſſen mit mehreren Beſuchenden gefüllt hatte. — „Wenn die Zeiger der Weltenuhr auf die zwölfte Stunde der Mitternacht zeigen, ſagte der Profeſſor, „ſo beginnt nothwendig ein neuer Tag. Was dieſer bringen wird, wer kann das beſtimmen? Nehmen Sie einen Waſſertropfen, Pamela, ſtellen Sie ihn in die Sonne, und eine Welt von Geſchöpfen wird ſich in ihm entwickeln; ſo unſere Erde: eine gewiſſe Stellung der Geſtirne hat die Maſſe zur Gährung gebracht und ſie erzeugte das Infuſionsthierchen, das wir Menſchen nennen; eine andere Stellung der Erde oder der Sonne ruft eine neue Gährung und eine neue Thiergattung hervor.“ — „Aber ſchwerlich eine ſchönere!“ rief der junge Mann mit dem rothen Bart ſo laut, daſs die Dame es hören mußte. — „Laſſen Sie uns ans Fenſter treten,“ ſagte ſie zu ihrem Begleiter. „Wir werden hier geſtört, und mich verlangt, mehr zu wiſſen von dieſem wunderbaren Thema, das mich im Innerſten aufregt.“

„Wir werden unſern Rückweg antreten müſſen,“ nahm der Profeſſor das Wort, indem er ſeine Uhr hervorzog. — „Nein, nein!“ rief die Dame heftig, „ſehen Sie nicht, daß es in Strömen regnet? Hier ſind wir allein. Sprechen Sie, wann, nach Ihrer Anſicht, wird der Zeitpunkt erſcheinen, wo auch wir werden weichen müſſen, wo in den Strudel der ewig verſchlingenden und einer ewig producirenden Kraft auch unſere bebenden Herzen mit ihren Wundenmälern und Seligkeiten werden geworfen werden? O, der Gedanke übertrifft an Grauſen die dunkelſte Vorſtellung vom Tode! Was iſt der Tod des Einzelnen gegen den Tod der Menſchheit!“ — „Meine edle Freundin,“ ſagte der Gelehrte, „die Wiſſenſchaft gibt ſich zu den Träumen der erhitzten Phantaſie, wie Sie dergleichen eben ausgeſprochen, nicht her. Wo blieben alle Forſchungen, wenn es uns Gelehrten erlaubt wäre, mit der Fackel des Viſionärs wahnſinnig in die Nacht der Natur hineinzuleuchten? Unſer Geſchäft iſt ſtreng an Raum und Zeit gebunden. Wir zählen die Staubfäden und die Körner in der Samenkapſel der Pflanze. Wir bringen das Inſekt nach der Beſchaffenheit ſeiner Flügel und Fühlhörner in dieſe oder jene Familie,

und das Pünktchen auf dem Rücken einer Raupe, das unserm Auge entschlüpft ist, macht uns mehr zu schaffen, als die mögliche Realisirung der erhabensten Idee der Unsterblichkeit." Die Dame wandte sich unmuthig zur Seite. „Wie eng, wie klein!" murmelte sie für sich. „Aber so ist der Kopf der Männer! Sie haben darin nur Raum, sich mit den Eigenschaften eines Insekts zu beschäftigen. Sie haben gelebt, wenn sie ein Register vervollständigen und einen vergessenen Paragraph in einem Compendium nachtragen."

Während dieser Worte näherte sich der jungen Wittwe ein ältlicher, corpulenter Herr, den jungen Mann mit dem rothen Bart an der Hand führend: „Erlauben Sie, Mistreß Burton," sagte er mit einer sanften, murmelnden Stimme, „daß ich Ihnen hier meinen Neffen, Lord Sylvius Pfammomy, vorstelle, der die Ehre hatte, Ihren Gemahl, unsern verehrten Kapitän Burton, zu kennen, als er noch auf der Schule zu Eton war, und hier ist mein Freund, der Arzt Jonathan Blomby, ein sehr ehrenwerther Mann." — „Und ich, Sir," sagte die Dame, „stelle Ihnen zur Erkenntlichkeit für die Mühe, die Sie sich um mich gegeben, den Professor Lydenhök vor, von

deſſen Verdienſten Sie gehört haben werden." — „Unzweifelhaft," ſagte der dicke, kleine Maſter, indem er ſich vor der langen, dürren, ſkeletartigen Geſtalt des Profeſſors tief bückte, der ſeinerſeits ſeinen völlig kahlen Schädel etwas neigte und einen Blick der ſchwarzen, tiefliegenden Augen durch eine grüne Brille auf ſeinen Gegenſtand fallen ließ. Das Geſpräch ward jetzt allgemein. Der kleine Aufwärter, der, grau und verdrießlich, wie der perſonifizirte Novembernachmittag, nochmals ſeine Bemerkung über den Dodo hatte vortragen müſſen, veranlaßte jetzt, daß Lord Sylvius ſich zu der Dame wendete und mit dem eigenthümlichen Tone von anmaßender Dreiſtigkeit laut lachend rief: „Der arme Dodo! ja, ja er iſt verſchwunden! Alle Combinationen, ſelbſt die ſcharfſinnigſten, bringen nicht zu Tage, wie er eigentlich ausgeſehen hat, welche Stimme ihm eigentlich geweſen. Es iſt umſonſt, daß wir uns plagen; er iſt verſchwunden wie die beſte Regierungsform. Er hat ſich aus dem Staube gemacht, ehe wir den Pöbel und die Frauen emancipirten. Er hat das fatale neunzehnte Jahrhundert nicht abwarten wollen, des Egoismus und der Dampfmaſchinen. Er iſt entſchwunden und hat uns nur einen ſeiner Füße zurückgelaſſen." —

„Ehe wir den Pöbel und die Frauen emancipirten!“ ſagte der Doctor Jonathan Blomby erſchreckt. „Es ſcheint, junger Herr, daß Sie der Artigkeit wegen doch wenigſtens die Frauen zuerſt und dann erſt den Pöbel hätten nennen müſſen.“ Er ſah bei dieſen Worten auf die Wittwe, allein dieſe hatte ſich mit dem Geſichte gegen das Fenſter gewendet und ſchien nichts von den Worten des Lords gehört zu haben. Ihr Blick war träumeriſch auf die Statüe Georgs III. gerichtet, und es ſchien, als verfolgte ſie mit Aufmerkſamkeit die kleinen Gießbäche, die ſich zwiſchen den Bronzelocken der ſtattlichen Perücke Sr. Majeſtät hinab auf den Sattel des Pferdes und von dort aufs Pflaſter ſtürzten.

„Man ſagt,“ hob der dicke Maſter, zum Aufwärter gewendet, an, „jener verloren gegangene Vogel habe ein vortreffliches, ſchmackhaftes Fleiſch gehabt.“ — „O, äußerſt delicat!“ erwiderte der kleine Graue. „Das feinſte Fleiſch, was wir an Faſanen, Bekaſſinen, am Auerhahn und an Leipziger Lerchen kennen, iſt ein Pöbeleſſen gegen die fette und zarte Bruſt des Dodo.“ Der dicke Herr ſeufzte tief. „Das iſt auch dahin!“ ſagte der Lord lächelnd, indem er ſeinen boshaften Blick auf

den Master richtete. „Denken Sie, Sir, ein Braten, der sich Ihrem Gaumen auf immer entzogen hat! Eine Schüssel, die weder als Pastete, noch als Eingemachtes, weder mit dieser noch mit jener Sauce des Almanac des Gourmands vor Ihnen duften und Ihre Organe zum Genuß reizen wird! Unglücklicher Sir, warum sind Sie zweihundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen? Warum hat das Schicksal den beißenden Hohn sich erlauben dürfen, Ihnen nur die Jämmerlichkeiten unserer heutigen Tafel zu gönnen und Ihnen den Dodo zu entziehen? Armer Onkel! Was nützen Ihnen jetzt Ihre Schildkrötensuppen, Ihre Austerpasteten, Ihre Hummerfricassés? alles das ersetzt keinen Dodo! Ihre entzündete Phantasie wird ewig sich mit dem Bilde dieses Ihnen unwiederbringlich geraubten Leckerbissen herumtragen und alle Ihre Genüsse werden Ihnen schaal erscheinen."

Der dicke Herr seufzte wiederholt und noch tiefer. Der Professor aus Leyden sah vor sich hin und der Arzt schüttelte mißvergnügt den Kopf. Nach einer kleinen Weile brach die Gesellschaft auf. Der Gelehrte reichte der Mistreß Burton den Arm und führte sie wie im Triumphe an Lord Sylvius vorüber; der Oheim trat zu dem Neffen und

flüſterte ihm mit faſt ängſtlicher Stimme zu: „Nicht wahr, Sie kommen, theurer Vetter, und verzehren heute eine Schöpſenkeule bei mir?“ — Lord Sylvius drückte dem Maſter die Hand; auch er ſeufzte jetzt, indem er der Dame nachblickte, die eben in einem der letzten Säle verſchwand. Der kleine graue Aufſeher blieb allein zurück und betrachtete abwechſelnd das Trinkgeld, das ihm die Geſellſchaft gegeben, und den Fuß des Dodo.

2.

Liebeserklärung eines Naturforſchers.

In dem Erker eines alterthümlichen Hauſes in Leyden ſaß drei Monate nach dem obigen Geſpräch im Aſhmoleanmuſeum zu Orford Miſtreß Pamela Burton in einer nachdenklichen Stellung am Fenſter und ſchaute durch die hohen Spiegelſcheiben auf das Gewühl der Gaſſe. Ihr zartes Geſicht war bleicher als gewöhnlich, ihre dunklen Augen mit einem eigenthümlichen ſchmerzlich-traurigen Ausdruck geſenkt, ihr herrliches, braunröthliches Haar unter einem leichten Spitzentüchelchen halb verborgen. In weiten Falten floß ein zartes Mouſſelingewebe um die ſchlanke Taille, köſtlich

bis an den Hals ſie einhüllend, an der Bruſt ſteckte eine blaßrothe Hyazinthe.

Eine Uhr ſchlug, und mit dem letzten verklingenden Tone trat, vom Kopf bis zu Fuß in Schwarz gekleidet, der Profeſſor Lydenhoek ein. Er grüßte, nahm der Dame gegenüber Platz, und nachdem er ſeine grüne Brille bei Seite gelegt, faßte er ihre kleinen Hände und ſagte: „Pamela, es iſt auf dieſer Erde kein vollſtändiges Glück denkbar. Der Menſch iſt elend, der Puls iſt unſer Tyrann, ſein Pochen iſt das Pochen des Todesfingers an der Thür unſeres Lebens. Wir erkaufen jede heitere Minute von der zufällig glücklichen chemiſchen Miſchung eines Blutkügelchens, das ſeinen langſamen oder beſchleunigten Weg von der Fußzehe bis zum Herzen macht. Jede unſerer Empfindungen iſt von einem Nerven abhängig, der auf geheimnißvolle Weiſe vibrirt und unſere Nächte mit Geſpenſtern, unſere Tage mit Hypochondrie füllt. Pamela, der Menſch iſt nicht zum Glück gemacht. Es gibt in der ganzen Natur nur Ein Gewiſſes, das iſt die Vernichtung.“

Pamela zuckte zuſammen und ihre Hand entglitt der Rechten des Profeſſors; dieſer ergriff ſie wieder und fuhr fort: „Ich habe unter Särgen

gewandelt mit der Miene eines Mannes, an deſſen Wege Bauſteine eines eingeriſſenen Gebäudes liegen; ich weiß nichts von den traurigen Einbildungen und Träumen, mit denen die Hälfte unſerer Mitmenſchen ſich bleiche Wangen und einen ſtockenden Athem macht. Mein Geiſt wandte ſich ſchon frühe dem heitern Reiche der Inſekten zu. Ich fing mit meinem zwölften Jahre an, die große Sammlung anzulegen, die Sie in den drei großen Sälen im Nebenhauſe verwundert in Augenſchein genommen haben; mit jeder Fliege, die ich anſpießte, mit jedem Käfer, deſſen Herz ich durchbohrte, mit jeder leichtfüßigen Cicade, über deren Grab ich wie eine Triumphfahne den Zettel mit dem Linnéſchen Namen ſteckte, zog ein Gefühl der Genugthuung in meine Bruſt ein. Ich hatte ein Fünkchen von der ewig flatternden, ewig zuckenden, hin- und herſtrömenden Lebensmaſſe erſchnappt und opferte es auf dem Altare der Wiſſenſchaft. Könnte ich mich nur alles Lebens auf dieſe Weiſe verſichern! denn ich will nicht leugnen, daß mich dieſe Erſcheinung des Daſeins, die ich nicht erklären kann, genirt.“ Der Profeſſor zog hier ſeine Uhr hervor. „Schon ſind zehn Minuten vergangen,“ ſagte er. „Ich muß mich

kurz faſſen: Wollen Sie meine Gattin werden, Pamela?"

Die Angeredete bebte noch heftiger; die rothen Glöckchen der Hyazinthe zitterten an einander, gleichſam als wollten ſie Sturm läuten für das bedrängte und beunruhigte Herz, an dem ſie ſtanden. Sie gab nach einer Weile zögernd ihre Hand, der Profeſſor nahm auch die andere und zog die ſchöne Frau näher an ſich heran, indem er mit ungewöhnlich weicher Stimme ſagte: „Ich will, ſo weit ich es verſprechen kann, Sie nie unglücklich machen, Pamela. Sie können in meinen kühlen großen Zimmern friedlich ihren Träumen und, wenn Sie es wollen, meinem Glück leben. Ich verlange nicht, was man in der Welt Liebe, Aufopferung nennt; wenn ich Ihnen nur nicht zuwider bin, ſo iſt das für mich genug." — „Sie fordern wenig," ſagte die Dame zögernd; „aber ehe ich mich entſcheide, müſſen Sie mir erlauben, Lydenhoek, daß ich Ihnen eine Geſchichte meiner frühern Tage erzähle." — „Wird Sie lang ausfallen?" — „Doch wol." — „So entſchuldigen Sie, mein Engel, ich muß fort. Punkt ſieben heute Abend werde ich mir die Ehre geben, Ihnen wieder aufzuwarten." — Er

ſtand auf, ergriff ſeinen Hut, machte eine tiefe Verbeugung und ging. Man hörte unten eine Uhr ſchlagen.

3.

Pamela's Jugendgeſchichte.

„Ich erblickte das Licht der Welt," ſagte die Wittwe zum Profeſſor, „an den Ufern des Ganges. Mein Vater war einer jener reichen Coloniſten, die eine Parlamentsacte aus ihrem Vaterlande verbannte, und der trotz der Grauſamkeit, mit der ſich die Machthaber gegen ihn und ſeine Freunde vergingen, doch nicht aufhörte, mit edler Wehmuth der Inſel zu gedenken, die, eine köſtliche Perle, auf den Wellen des Oceans ſchwimmt. Er ſprach mit mir von Altengland, er ſchilderte mir die prächtige Regentſtraße, den Weg über die Weſtmünſterbrücke, Whitehall gegenüber nach den Hotels von Großvenor Square, den jeder vom Continent heimkehrende Britte mit hochklopfendem Herzen macht, wenn ihn lange Zeit hindurch ſelbſtgewählte Verbannung in der Fremde zurückgehalten. Meine Schweſtern ſangen dazu engliſche Romanzen, und ich hörte oft in der Abenddämmerung, wenn ich an den Ufern des Ganges ſpazierte,

jenes „Rule Britannia," das wundervare Lied, das wie ein politiſcher Gottesdienſt alle Herzen der Inſulaner, ſie mögen ſchlagen, in welchem Erdtheil ſie wollen, zu einem großen, mächtigen Gefühl entflammt. Nur eins gefiel mir an dem Vaterlande des Vaters nicht: es waren jene ewig kochenden, treibenden, mit einem geſpenſtiſchen Scheinleben arbeitenden Maſchinen, die ihren heißen Athem unaufhörlich in die Luft ſenden." — „Und doch ſind gerade dieſe der Stolz des Landes und der Triumph der Wiſſenſchaft," bemerkte der Profeſſor. — „Es mag ſein, allein für mich hat dieſe in Ketten und Dämpfen raſſelnde und ſprudelnde Production etwas Entſetzenerregendes. Die einfachen Naturzuſtände um mich her hatten mich die Stille und Größe des vom gierigen Geiſte der Induſtrie noch nicht ergriffenen Lebens lieben gelehrt. Mein Herz wurde wie ein Blumenkelch mit einer Religion ſchüchterner, glühender Naturpoeſie gefüllt. Was ich damals dachte, wie ich im Innern Bilder keimen und ſchwinden ſah, von deren hellen Farben ich nur die bloßen Conturen noch bewahre, iſt jetzt, nachdem ich Europa betreten, wie verſchwunden. Nur in mitternächtlichen Träumen ſehe ich noch ein altes Indien,

den heiligen Strom, und ihn — ihn, den ich nicht nennen kann und von dem ich doch jetzt zu sprechen mir vorgenommen habe.“

„Nicht weit von der Wohnung meiner Eltern gab es einen alten Hain, in dessen düstere Schatten ich mich oft versenkte. Die riesigen Gewächse der heißen Zone wucherten hier auf einem heiligen Boden. Die Tradition bezeichnete den Ort als die Stätte, wo vor vielen hundert Jahren zurück ein Tempel des Brama gestanden. Aufmerksame Blicke erkannten noch Mauerreste, fanden noch Bruchstücke von Zierrathen, die in ihrer vollendeten Zusammenstellung einer grauen Vergangenheit angehört haben mußten. Dicht an der Grenze desselben strömte der Ganges. Mein Vater hatte mir verboten, diese einsamen Gegenden ohne gehörige Begleitung zu besuchen, weil sich daselbst wilde Thiere hatten blicken lassen. Mein Herz kannte keine Furcht. Die Tempeltrümmer waren das Ziel meiner Wanderungen, und oft überraschte mich die Nacht, wenn ich, in Träumereien versenkt, unter dem herrlichen Himmel Indiens jenen Tagen und Begebenheiten nachsann, die nur noch im Munde der Sage leben. Meine junge Seele durchzitterten Schauer prophetischer Wehmuth, indem sie an die

düſtern Geheimniſſe dachte, die uns die Weisheit der Braminen hinterlaſſen hat und von denen nur wenige Andeutungen genügen, um über eine ganze Welt voll Luſt und heitern Leichtſinns einen trüben Schleier zu breiten."

„Eines Abends, als eben die Strahlen der untergehenden Sonne den Hain durchzitterten, lag ich auf weichem Mooſe und lehnte mein Haupt an eine jener Rieſenblumen, die der heiße Boden üppig emportreibt und die tropiſche Sonne mit glühenden Farben malt. Meine Augen waren geſchloſſen, ich mochte ſie nicht öffnen, aus Furcht, die Bilder meiner wachen Träume zu zerſtören, obgleich ich hörte, daß in nicht weiter Ferne Geräuſch, wie von Trägern und Thieren, die Einſamkeit belebte. Unwillig zwang ich mich endlich, zu ſehen, und — welch ein Schauſpiel zeigte ſich meinem Blicke! Dicht an mir vorüber, einen Waldweg her, ſchwebte ein Palankin, von ſechs Eingebornen getragen, und auf dem Polſter des Ruhebetts lag nachläſſig ein Jüngling, ſchön wie der jugendliche Bachus, als ihn ein glänzender Götterzug in die paradieſiſchen Gefilde Indiens brachte. Der Blick des jungen Mannes war mit Verwunderung auf mich gerichtet; er befahl ſeinen

Trägern, anzuhalten, und machte Miene, seinen Platz zu verlassen, als plötzlich eine entsetzliche Veränderung in der Scene vorging. Ein wildes Geschrei, wie die Eingebornen es auszustoßen pflegen, wenn ein Thier sich naht, durchtönte den Hain. Die Träger des Palankin setzten diesen betroffen zu Boden, und indem sie sich nach der Begleitung umsahen, stürzten sie zur Erde, unfähig, beim Anblick der herannahenden Gefahr einen Entschluß zu ihrer Sicherheit zu fassen. In der That, was sich jetzt zeigte, konnte den entschlossensten Mann beben machen. Eine Heerde Büffel arbeiteten sich, von drei Leoparden gejagt, durch das Dickicht auf uns zu. Der Staub der nahen Sandfläche wirbelte hoch auf, das Geschrei der Thiere betäubte unser Ohr, die Schaar der wilden Bestien drohete uns augenblickliche Vernichtung. Ich schwankte und sank zu Boden. Noch sah ich, wie eins jener fürchterlichen Raubthiere mit der dem Geschlechte eigenthümlichen Behendigkeit den Stamm des Baumes erkletterte, auf den sich einer der Palankinträger gerettet hatte; ich sah, wie es die Tatze in das Fleisch des Opfers schlug und ein Strom von Blut den Stamm herabstürzte. In dem Augenblick warf sich die Heerde der Büffel

in den Strom; das wilde entsetzliche Geschrei bei dieser Flucht, das Brausen und Zischen des Wassers, das Brechen der dicken Rohrstangen am Ufer, mehr als dieses der Anblick des Mordes vor meinen Augen bestürmte meine Sinne mit so heftigen Eindrücken, daß ich in Ohnmacht sank."

„Als ich wieder zu mir kam, fand ich, daß eine jener bescheidenen Hütten der alten Stammeinwohner des Landes mich aufgenommen hatte. Meine erste Frage war, ob der junge Reisende auch gerettet worden. Er ist's, antwortete man mir. Obgleich sehr gefährlich verwundet, hatte ihn die Kunst Master Grosby's, dies war unser Arzt, schon so weit gefördert, daß man für sein Leben nicht zu zittern brauchte. Ich war ruhig; diese Nachrichten besänftigten die ungestümen Regungen meines Blutes; dennoch trat gegen Abend ein starkes Fieber ein, und in den Träumen desselben begegnete mir nun das erste Wunderbare, das meine Geschichte aufzuweisen hat."

„Ich lag auf dem ärmlichen, aus Binsen geflochtenen Lager in der Hütte meines gastfreundlichen Bauern. Es war Abend; die eine Wand des Häuschens konnte abgenommen werden; sie war es jetzt, und ich sah in eine tief in glühende

Abendflammen getauchte Paradieſeslandſchaft. Mein Geiſt, lechzend nach dem heiligen Frieden der Seligen, entfloh dem Lager und wiegte ſich auf dem ſchlanken Stamme junger Palmen. Ich hatte Flügel und mit ihnen erhob ich mich weit, weit in entlegene Fernen, und immer ſchmeichelnder und immer weicher floß die Luftwelle, immer wärmer und duftender flog das Spätroth mich an. Meine Seele ſog, wie das Gebet des Frommen, den Himmel ein. Ermüdet von ſo vielem Liebeszauber, ſenkte ich mich eben in den Rieſenbecher einer prächtigen Tulpe, um auszuruhen und Kräfte zu einem neuen, noch kühnern Fluge zu ſammeln, als ich gewahr wurde, daß zu den Füßen der Blume ein Jüngling ſchlummerte, völlig gleich dem jungen Reiſenden im Palankin. Aber wie ich ſelbſt fremdartig und ätheriſch war, ſo zeigte auch er und in noch höherm Grade Zeichen einer überirdiſchen Abkunft. Ich rechne dazu beſonders ſeine unbeſchreibliche Schönheit."

„Vergeblich würde ich mich mühen, die Züge ſeines Antlitzes zu beſchreiben; ich ſah ſie nicht mit meinen ſterblichen Augen, vielmehr wurde ich ihre Schönheit inne auf dem Wege, wie eine großartige und rührende Muſik in unſere Seele über-

fluthet und nun Geſtalt annimmt. Ich ſah, ich hörte, ich fühlte ſeine Schönheit. Wie ich ſo vor ihm kniete, die Hände über die Bruſt geſchlagen, zitterte ein leiſer Harfenton durch die benachbarten Gebüſche. Es war, als löſten ſich rings die Roſen von den Gebüſchen und rauſchten als rothe Flammen empor; ein kühler Wind ſchüttelte die Bäume, und ihre Früchte verſteinerten ſich zu Rubinen und Smaragden, und verſanken in den Schooß der Erde. Aus den paradieſiſchen Seen erhoben ſich nächtliche Schleierdämpfe. Sie zerriſſen in der Luft, und dieſe ſchwarzen Fetzen haſchten die bunten Vögel hinweg. Jeder Reiz entwich; der Abendhimmel entblätterte ſich wie eine Centifolie, und mit dem letzten Purpurblatte, das ins Meer ſank, lag eine kalte Dämmerung auf der Erde. Ich blickte verwundert und erſchreckt um mich. Die mächtige Tulpe ſtand noch da, aber mit dem Kelch nach unten umgeſtürzt. Sie hatte ſich in einen Tempel verwandelt, und ich erkannte in ihr eines jener uralten Gotteshäuſer, wie ſie der Dienſt des Brama in Indien einſt errichtete."

„Meine bebenden Glieder umfaßte liebevoll ein Arm. Es war der Fremdling — o nein, kein Fremdling mehr! — Er blickte mich an: auch ſeine

Schönheit hatte ſich verdüſtert, ſie war vermenſchlicht; aber immer noch war der Blick dieſes dunklen Auges für mich ein Born der Tugend und Entzückung.“ — „Warum dieſe Wandlung?“ fragte ich ihn. — „Es waren einſt glücklichere Jahrhunderte,“ erwiderte er. „Forſche nicht weiter.“ — „Und dieſe dunkle kalte Erde iſt jetzt die unſerige?“ — „Sie iſt's. Bete den Schöpfer an: der hellſte und ſonnigſte Tag in den glücklichen Gefilden Indiens umgibt uns.“ — Ich ſchauderte. „Ich werde nie vergeſſen, was ich ſah!“ rief ich, und bedeckte mein Antlitz, indem meine Thränen floſſen. Er zog mich ſanft an ſich und hauchte mir einen Kuß auf die Stirn. „Du wirſt vergeſſen,“ erwiderte er; „denn wir ſind alle beſtimmt zu vergeſſen, was wir einſt waren.“

„Dieſer Traum war kein Scheinbild, auch kein Erzeugniß meines erkrankten Körpers, er hing mit den innerſten Nerven meines Lebens zuſammen und trat mir bald, als ich das Krankenlager verließ, als Lebensſchickſal entgegen. In meines Vaters Hauſe hatte ſich jener Fremde, während ich krank war, bekannt gemacht. Ich traf ihn, als ich meine heimathlichen Räume wieder betrat. Er war ein Schotte von Geburt, ſeine

Reiſeluſt hatte ihn in unſere Gegenden geführt; er führte Briefe an den Statthalter mit ſich, die es ganz außer Zweifel ſetzten, daß er unabhängig, reich ſei und einer guten ſchottländiſchen Familie angehöre. Dieſe Nachrichten kümmerten meine Eltern, mich gingen ſie aber wenig an. Ich lebte, ſeit ich O'Brian geſehen, wie in einem ſomnambülen Zuſtande. Man hielt mich fortwährend für krank, obgleich ich es nicht war. Es hatten ſich in meiner Seele zwei Zuſtände gänzlich von einander abgeſondert, feſtgeſetzt: der eine brachte mich in Verbindung mit den gewöhnlichen Verhältniſſen um mich her, der andere ſetzte mich in jene phantaſtiſche Traumwelt über, wo ich gleichſam ein vorweltliches Daſein führte in einer Natur und unter Weſen, die längſt aufgehört haben zu exiſtiren. Dieſer letzte Zuſtand trat gewöhnlich ein, wenn ich, wie ich oft des Abends pflegte, mit O'Brian weite Spaziergänge gemacht und er mit mir in ſeiner eigenthümlichen Weiſe lange Geſpräche geführt hatte."

„Je öfter mich meine myſtiſchen Traumgeiſter in jene Vorwelt führten, deſto vertrauter wurde ich mit ihren Erſcheinungen, deſto bekannter mit den Geſetzen von eigenthümlicher Schönheit und

Gröſſe, nach denen ſie ſich bewegten. Ich ſah in den kriſtallhellen Gewäſſern Thiere von monſtröſer Form, die das ungewohnte Auge erſchreckten, bei näherer Betrachtung jedoch durch die Vorzüge einer bewunderungswürdigen, und ich möchte ſagen dichteriſchen Organiſation den Blick und das Nachdenken beſchäftigen. Ich ſah den zierlichen Schwanenhals angeheftet an den Hals eines Krokodills, und dieſes wiederum ſtatt auf Füßen, durch die Hülfe von Fiſchfloſſen ſich bewegen. Schlangen von ungeheurer Größe umgürteten ganze Inſeln und lagen, wie ein in Farben funkelndes Armband um einen ſchönen Arm, ſo um ein blühendes Eiland feſtgeſchloſſen. Es gab Koloſſe von Fiſchen, die auf ihrem Rücken duftende Citronenwälder und Blumengärten durch die glatten, weichen Wellen des Oceans mit fortführten. Von keinem feindlichen Anfalle noch bedroht, wiegten ſich die Geſchöpfe der uralten Tiefe mit ihren wunderſamen, launenhaften Formen auf prächtigen Korallenbänken und ließen ihren ſilbernen und goldenen Schuppenpanzer im Strahl der Sonne glänzen. Durch die Luft wiegten ſich Vögel, wie zerflatternde Blumenſträuße, in den glühendſten Farben leuchtend und die Büſche mit dem lauten

Trompetengeſchmetter ihrer wilden Geſänge füllend. Auch das ſah ich hier in den Lüften leben, was wir nur traurig auf die Erde gebannt erblicken. Eidechſen mit langen Fledermausflügeln zogen im ſchwerfälligen Flug über Seen hinweg, und ihnen nach flog eine bunte Muſchel wie eine kleine Luftgondel, gelenkt durch ſchleierartige Flügel, die das darin ſitzende Thier in den Lüften gleich einem flatternden Segel ſchwimmen ließen. Überall wogte und webte es. Wie ein mit vollen Händen in die Luft geworfener Haufen Diamanten funkelten plötzlich Schaaren kleiner Skarabäen in die dunkle Bläue hinauf und ſanken ſchimmernd auf die üppigen Graswellen nieder. Wenn die Dämmerung eintrat, brannte noch glühendes Abendroth am Himmel fort; dennoch konnte man es tiefes Dunkel nennen gegen ungeſchwächte Kraft der Sonne der Urwelt. Jetzt füllten ſich die rieſigen Kelche der Blumen mit den kleinen Vögeln, die dort ihre Neſter hatten, jetzt erhob ſich aus den dunkelnden Gebüſchen ein Schwarm Glühſchmetterlinge, jeder in andern Farben brennend, kleine farbige Sonnen, und indem ſie über den nächtlichen Spiegel der Seen dahinzogen, ſchimmerten im Wiederſchein tauſendfarbige Blitze durch die Nacht. Das Auge

glaubte, in nicht weiter Ferne eine anſehnliche Stadt mit hohen Thürmen zu ſehen; plötzlich aber bewegten ſich die Thürme, erhoben ſich die Mauern und die ungeheure ſchwarze Maſſe richtete ſich als ein träges Mammuth auf, oder als ein rieſiges Rhinoceros aus dem Binſengeflechte des Ufers in die Höhe und wandelte wie eine Erde auf der Erde ſchwerfällig weiter. — Auch in dieſer taghellen Nacht hörte das Singen und Tönen nicht auf. Es war, als könne ſich dieſe wunderbar kräftige und überquellend reiche Schöpfung nicht genugthun in Blüthe, Geſang, Geſtalt und Leben. Farbe kämpfte gegen Farbe, Licht gegen Licht, Glut gegen Glut, und nur kurze Friſt hatte die rothe Dämmerung gedauert, ſo öffnete ſich ſchon von Neuem wieder das diamantne Thor des ſtrahlenden Tages."

„Nur eins fehlte in dieſer herrlichen Natur — der Menſch. Nirgends, wo ich auch ſpähend hinblickte, entdeckte ich eine Spur von meines Gleichen; nur als das mich umgebende Bild an Lebhaftigkeit abnahm, wenn es mir erſchien, als ſei ich in kältere und düſtere Regionen gelangt, ſo fand ich, wie das erſtemal, O'Brian ſchlafend unter der großen Blume. Er erwachte und wir

ſahen uns beide in eine dunkle, finſtere Nacht hinausgeſtoßen: es war aber der glänzende Tag der indiſchen Sonne.“

Pamela hielt hier einen Augenblick inne und der Profeſſor ſagte: „Dieſe Träume haben einen Kern von Wahrheit. Einige jener vorweltlichen Geſchöpfe hat man in Verſteinerungen allerdings gefunden, allein nichts von der großen Schlange, von den Orangenwälder tragenden Fiſchen, nichts von den farbigen Glühſchmetterlingen. — Wir Naturforſcher müſſen das wiſſen. Ich weiß auch nicht, ob die ſo viel tauſendmal mehr leuchtende und wärmende Sonne von den Aſtronomen Ihnen wird zugeſtanden werden. Doch was den Menſchen betrifft, da mögen Ihre Träume wieder Recht haben; denn wir Naturforſcher nehmen an, daß die Schöpfung des Menſchen in eine ſpätere Periode der Erdgeſchichte fällt. — Nun, und wie weiter?“

Die junge Dame fuhr fort: „Ich will Ihnen in der Kürze ſagen, daß ich O'Brian liebte, daß meine Eltern zu dieſer zu hoffenden Verbindung ihren Segen gaben.“ — „Ach,“ rief der Profeſſor verdrießlich, „das iſt eine Geſchichte, die ſich in unſern Tagen tauſendmal zuträgt und die nichts

Vorweltliches an sich hat." — „Warten Sie nur," sagte Pamela. „Kennen Sie denn O'Brian? wissen Sie, auf welche Weise seine Erscheinung auf mich und mein phantastisches zweites Leben influirte? Hier kommt das Wunder des Wunders."

„Ich muß nothwendig nochmals auf die äußere Gestalt meines Geliebten zurückkommen. Immer hatte sein Erscheinen etwas Auffallendes, doch nichts Wunderbares. Er war von zartem, fast mädchenhaftem Wuchse, und seine Gesichtsfarbe war ein schimmerndes, fast alabasterartiges Weiß; die Lippen nur wenig geröthet, das Haar und die Augen dunkel; die letzten waren so glänzend wie Edelsteine, und besonders das Weiße des Auges war von einer Reinheit und einem Schimmer, wie ich es nirgends noch gesehen. Ich sah ihn selten zu Pferde oder sich überhaupt heftig bewegen; er war still und sein Gang mehr schwebend, als fest auftretend. Seine Bekannten ergötzten sich, ihn oft ein verkleidetes Mädchen zu nennen. So war sein Erscheinen in den gewöhnlichen Verhältnissen; ganz anders stellte er sich mir in meinen Träumen dar. Ihn hier zu schildern, fehlen mir die Worte und Farben. Wenn ich mich so ausdrücken darf, hatte er von der menschlichen Gestalt nur die Um-

rasse, die leichten Blumenconturen; die materielle Ausführung in Stoff und Geberde fehlte. Es war, als wenn in diesen klaren, durchsichtigen Zügen der Gedanke und die Empfindung unmittelbar unter der Oberfläche spielten, während in unsern Physiognomien sich eine grobe Schicht von Erde über die feine Seelenmaske zu breiten scheint. Ich las seine Seele ihm aus den Augen mit derselben Klarheit, wie ich mein Bild im Wasserspiegel erblicke. Es war nicht möglich, daß wir uns täuschten: die Liebe zu O'Brian war mein Bewußtsein, war mein eigen Selbst, ich fühlte, daß ich dazu geboren war, ihn zu finden, und daß, wenn wir einander hier verloren gingen, wir gewiß im Lande der Geister uns wieder vereinigen würden."

„O'Brian vermied es, über sein eigentliches Wesen und seinen geheimnißvollen Ursprung mit mir zu sprechen; allein aus einzelnen Äußerungen errieth ich dennoch Folgendes: Lange vor dem Beginn unserer dunklen Sagen von der Erschaffung des Menschen war die Erde schon mit Wesen bevölkert, die den Menschen ähnlich, und würdig waren, die Krone jener bräutlichen, jungen Schöpfung zu sein, wie sie unmittelbar aus den Händen

des Schöpfers hervorging. Die Geſchichte hat eine dunkle Erinnerung von dieſen Jugendträumen der Zeit, und die Erde bewahrt, wie eine Wittwe in ihrem Schmuckkäſtchen die einſt ihr geſchenkten Brautdiamanten, noch Reſte, die auf das Daſein der vorweltlichen Menſchenrace weiſen. Die Hebräer ſprechen von ihren ſechzig vorweltlichen Salomonen, und egyptiſche Weiſe ſagen, daß die Sonne dreimal ſchon die Stätte ihres Auf- und Niederganges gewechſelt, und jede Epoche dieſer Art eine neue Geſchöpfgattung, die ſich die oberſte auf der Stufe der Weſen nannte, hervorgerufen habe. Der unergründliche Born der Schöpfung läßt ſich von keinem Senkblei der Sage ermeſſen. Gegen die Unermeßlichkeit der Himmel iſt jede menſchliche Berechnung ein Staubkörnchen."

„Laßt uns denn glauben," ſagte Pamela, „daß unzählige Völkerhaufen, geführt von Propheten und Königen, wie eine wimmelnde Schaar von Generationen über dieſe Erde gingen, die noch heute unſern Fußtritt empfängt, die uns das Veilchen ſendet, das an unſerm Fenſter blüht, und die Weinrebe ernährt, daß das Blut im Herzen des Dichters pulſire, der dieſe ewigen Gegenſätze von Tod und Leben beſingt. Vielleicht, wenn unſere

Zeit erfüllt iſt, werden auch wir hinweggeführt wie ein Sommernachtstraum, und aus den Fluthen des alten Meeres ſteigen die Länder der Zukunft, und es wickelt ſich ein neuer Keim der Geſtaltung los, der jetzt noch ſchlummert und mit dem wir nur durch das Grauen des Todes und der Ahnung zuſammenhängen. Gott iſt ewig!"

„Das mag Alles ſein," nahm der Profeſſor das Wort; „allein wir wiſſen darüber nichts Beſtimmtes, und Ihre Wahrnehmungen, theure Pamela, wie Sie ſelbſt bemerkt haben, beruhen auf Träumen. Erzählen Sie mir, wie ſich nun Ihr Verhältniß zu dieſem vorweltlichen O'Brian, den ich für einen geſchickten Magnetiſeur halte, geſtaltete?" — „Die Unruhen in Schottland brachen aus, er verließ uns, um in ſein Vaterland zurückzukehren. Ich habe ihn ſeitdem nicht wieder geſehen. Ein Jahr darauf kam die Kunde von ſeinem Tode zu uns." — „Und er ſchrieb Ihnen vorher nicht?" — „Nein, allein wir ſahen uns in jeder Nacht des Vollmondes." — „Wie? und Sie ſagten eben, Sie hätten ihn nicht wieder geſehen?" — „Leiblich nicht; doch jene Welt, in der er zu Hauſe war, hatte auch mich als ihren Bürger aufgenommen. O'Brian war nur die

verkörperte Sehnsucht, er kam aus jener Jugend der Welt herüber, und fand mich, die eins mit ihm war, die zu ihm gehörte, die, eine Schwester der Seinigen, durch Jahrtausende auf ihn wartete." — „Ei, ei, meine Liebe!" rief der Professor drohend, „haben Sie nicht etwa Thomas Moores Gedicht von der Liebe der Engel gelesen? Hat Ihre Phantasie etwa durch die Poeten einen so sonderbaren Schwung bekommen?" — „Ich kenne Thomas Moores Gedicht nicht," erwiderte Pamela; „Alles, was ich Ihnen gesagt, ist mit unschuldiger Kindeswahrheit aus meiner Seele herausgesprochen. Und warum sollte ich auch einem Dichter nachsprechen? Was ich angeschaut und erlebt habe, ist herrlicher und bildreicher, als jegliches Gedicht."

— „Wurde Ihr Zustand um vieles anders, als Sie sich nun entschlossen, Capitän Burton zu heirathen?" — „Das geschah erst zehn Jahre nach dem Verschwinden O'Brian's. Ich kann nicht sagen, daß mein Zustand sehr verändert wurde, allein ich fühlte mich unglücklich, wie Jemand, der da bestimmt weiß, daß er verwegen und thöricht gehandelt." — „Und haben Sie dieses Bewußtsein auch jetzt in meinem Hause?"

Pamela reichte ihm die Hand. „Sie sind ein

redlicher Mann, ich habe mich Ihnen anvertraut. Wenn ich nicht die Hoffnung gehabt, daß dadurch meinem irren Leben ein Halt gegeben werde, hätte ich ja nicht in Ihr Gesuch gewilligt." — „Gut, mein Engel; so kann ich denn hoffen, daß ich Sie ruhig bei mir behalten werde." — „Zählen Sie nicht so sicher darauf. Unsern Bund schließt nicht die Liebe. Mein Herz gehört O'Brian." — „Doch O'Brian ist todt." — „Für mich nicht."

Der Professor schüttelte das Haupt. Er wollte noch einige Einwendungen machen, doch, da die Stunde, wo er sich gewöhnlich zur Ruhe begab, eben schlug, stand er auf, machte eine tiefe Verbeugung gegen seine Verlobte und entfernte sich.

4.

Ein zweites Gespräch im Ashmoleanmuseum.

Vier Jahre waren seit jenem ersten Gespräche vergangen, als der Zufall wollte, daß in dem nämlichen Saale, wiederum vor dem Fuße des Dodo, fast dieselben Menschen zusammentrafen. Der Professor Lydenhoek war wo möglich noch länger und magerer geworden; er betrachtete noch genauer die seltenen Exemplare der Vögel und Insekten, und schalt noch heftiger auf den kleinen

Aufſeher, der ſeinerſeits eben ſo grau und unſcheinbar ausſah, als vor vier Jahren an dem trüben Novembernachmittage. Der Oheim und der Neffe, der rothbartige, elegante Lord Sylvius Pſammomy, hatten ſich durchaus nicht verändert; der erſtere ſeufzte noch immer nach dem delikaten Fleiſche des Dodo, und der letztere machte ſehr angelegentlich der Profeſſorin Lydenhoek den Hof, ſo wie er ihn vor vier Jahren der Miſtreß Burton gemacht. Es hatte ſich durchaus nichts verändert, ſelbſt der Doctor Jonathan Blomby fand, wie er es vor vier Jahren gethan, die Scherze des jungen Lords immer noch ſehr unpaſſend. Aber Pamela, war auch ſie ganz verändert? Das Auge, das ſie ſuchte, wurde anfangs getäuſcht und wußte nicht, ob die bleiche, eingeſunkene Geſtalt am Arm des Profeſſors Pamela ſei oder nicht. Sie war es. Die Schönheit der Miſtreß Burton war verblühet, und es war offenbar von Lord Sylvius eine Grille, daß er ihr noch den Hof machte. Der Arzt wandte ſorgliche und prüfende Blicke auf die Dame; er nahm eine Priſe nach der andern und murmelte etwas, das wie — baldige Auflöſung klang. Er zog den Profeſſor bei Seite, und während Pamela, wie damals, in tiefes Sinnen

versunken, ihren Blick auf den Platz und die Gasse vor dem Fenster richtete, stellte der Doctor Jonathan den Professor zur Rede über das kranke Aussehen seiner Frau. Er rieth ihm, die Luft des Continents zu meiden und ganz nach England zu ziehen. Dem Professor kamen diese Vorstellungen sehr zur Unzeit. Es beschäftigte ihn eben ein kostbares Exemplar des Ichthyosaurus, und er wandte sich daher unwillig zum Arzte, indem er krächzend mit leiser Stimme sagte: „Was muthen Sie mir zu, Doctor? Meine kostbare und einzige Insektensammlung soll ich verlassen, oder gar diese himmlischen Wesen den Stürmen aussetzen, die auf Ihrem elenden Kanal wüthen? Nein, solches thut ein Mann meiner Art nicht. Meine Frau wird überall krank sein, wo sie sich aufhält, denn sie leidet an einer zu glühenden Phantasie." — „Ach," rief der Arzt verdrießlich, „Sie verstehen davon nichts! An zu glühender Phantasie stirbt Niemand, wol aber an einem gebrochenen Herzen." — „Was ist das für eine Krankheit?" fragte Lydenhoek, indem er dabei einen Halswirbelknochen des Ichthyosaurus anstarrte. — „Hier in England eine nicht ungewöhnliche," entgegnete Jonathan Blomby. „Überall anderswo hält sich die Liebe an das

Materielle; unſere Frauen hängen ihr Herz an Erinnerungen, Träume, Wolken, Geſpenſter.“ — „Ganz recht, an Geſpenſter! Mein Frau liebt ein ſolches Geſpenſt. Sie glüht für daſſelbe, ſie hält Zuſammenkünfte mit ihm; ja, Sie haben es getroffen! Sir,“ rief Lydenhoek, indem er dabei ziemlich unſanft das vorweltliche Geſchöpf, das er bewundernd in den Händen hielt, auf den Tiſch ſetzte. „Wie?“ rief der Doctor und riß die Augen weit auf, „wen, was liebt Ihre Frau?“ Der Profeſſor nahm ihn beim Arm, führte ihn ein wenig vom Fenſter weg und liſpelte ihm ins Ohr: „Wir kennen uns, mein Herr und Freund, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſei es Ihnen geſagt, meine Frau liebt —“

„Miſtreß Lydenhoek! mein Gott, Miſtreß Lydenhoek!“ rief Lord Sylvius. „Zu Hülfe, zu Hülfe! —“ — „Was gibts?“ riefen mehrere Stimmen, und es ſtürzten Viele an das Fenſter. Es war geöffnet und Alle wollten ſich auf den kleinen Balkon drängen, der auswärts angebracht war. „Wo iſt ſie? — wo iſt Miſtreß Lydenhoek?“ rief der Profeſſor. — „Auf der Gaſſe unten — herabgeſtürzt!“ entgegnete ein Fremder, der ſich vom Balkon ins Zimmer drängte. Aus

den benachbarten Sälen strömten jetzt Alle herbei. Eine Masse von Zuschauern sammelte sich in das Balkonfenster und ebenso unten drängten sich in kurzer Zeit gaffende und schreiende Pöbelhaufen zusammen.

Der Arzt, der Professor, der Oheim und der Neffe eilten hinunter, und durch ihre Sorgfalt wurde der zerschmetterte Körper der Unglücklichen ins nächste Haus gebracht. Es war keine Rettung mehr. „Welch ein schrecklicher Zufall!" flüsterte der Oheim dem Arzte zu. „Kein Zufall!" entgegnete dieser fest, „Wille, Absicht! Das Gitter ist unbeschädigt. Ich untersuchte schon Alles. Aber in ihrem Gesichte, in diesen erloschenen und doch heimlich glühenden Augen lag die That." — „Kannten Sie den jungen Mann, der der Erste unten bei der Leiche stand und der sie in seinen Armen hielt?" fragte Lord Sylvius mit einem kleinen Zug düsterer Eifersucht um die Stirn. — „Nein," antworteten beide Männer. — „Er hat etwas Besonderes an sich," setzte der Arzt hinzu; „denn trotz dessen, daß mich der Anblick der unglücklichen Mistreß heftig erschütterte, mußte ich die Züge jenes Fremdlings ein paarmal näher betrachten. Man hat ihn später nicht wieder ge-

ſehen?" — „Er verſchwand im Gedränge." — „Der arme Profeſſor Lydenhoek! wie viel Kummer wird ihm dieſer ſchreckliche Vorfall bereiten!" — „O, er hat ſeine Inſekten!" antwortete Lord Sylvius.

Geſpräche in einer Sommernacht.

(Es iſt Nacht. Ein offenes Thurmgemach mit der Ausſicht aufs Meer. Der Mond geht auf; das Meer iſt ruhig. Die Vorhänge an beiden Thüren ſind zurückgeſchlagen, man ſieht das eiſerne Gitter des Balkons, und durch die Stäbe die am Horizont ſchwebende röthliche Mondſcheibe. Tiefe Stille, eine Uhr zählt ihre abgemeſſenern Schläge. An dem Tiſche, der mit Büchern bedeckt iſt, ſitzt Sophokleia und ſchreibt; Manor tritt herein, nähert ſich der Schreibenden und blickt lange Zeit über ihre Schulter, ohne daß ſie ihn gewahr wird.)

Manor. Womit beſchäftigt ſich Sophokleia in ſo tiefer Stille und in ſo geheimnißvoller Abgeſchiedenheit?

Sophokleia. Ich mache mein Teſtament, Manor.

M. Wie, Sophokleia? Zwanzig Jahre und ſchon ein Teſtament?

S. Scherzen Sie nicht.

M. Die Arbeit iſt unnütz. Es iſt für Sie eines Theils zu früh, andern Theils zu ſpät, einen letzten Willen aufzuſetzen.

S. Wie das?

M. Zu früh, weil Sie ſelbſt erſt genießen ſollen, was Sie ſchon Andern zudenken; zu ſpät, weil Ihr koſtbarſter Schatz nicht mehr in Ihrer Gewalt iſt, Ihr Herz.

S. Laſſen Sie uns ernſt ſprechen. Ich habe mich hier in der Einſamkeit der Nacht mit dem Gedanken des Todes beſchäftigt. Ich habe mich lebhaft in jenen undurchdringlich geheimnißvollen Zuſtand des Todes verſetzt, der wie ein dunkler Ausgang aus einem erleuchteten üppigen Gemache uns allen bevorſteht.

M. Und was haben Sie gefunden?

S. Laſſen Sie die Thräne in meinem Auge ſtatt meiner Antwort dienen. Eine unendliche Beklemmung hat ſie mir ausgepreßt. Ach, Manor, warum dieſes grauſenvolle Räthſel? Gewiß, hätte man mich einer Frage gewürdigt, ich hätte unbedingt auf das ſchöne Daſein mit ſeinen tauſend Genüſſen verzichtet, bloß um dieſem letzten entſetzlichen Moment zu entgehen.

M. Sie ſind erſchüttert, Sophokleia. Ihre

Pulse klopfen ungestüm, Ihre Wange ist zum Erschrecken bleich, Ihre Hand zittert. Lassen Sie uns diese Schreckniſſe verscheuchen, mit denen die Einsamkeit und eine zu erregbare Phantasie Sie umgeben.

S. Nein, lassen Sie sie uns noch näher ins Auge fassen. Die Stunde, der Augenblick ist günstig. Hier sind wir ungestört. Die Welt mit allen ihren frivolen Erscheinungen liegt weit hinter uns. Hier umgibt uns nur die Natur in ihrer feierlichsten Stimmung, gehüllt in den Wittwenschleier der Nacht; hier fluthet uns das ewige Meer unendliche Gedanken göttlicher Weihe zu, durch dieses Gemach wandelt, unsern Seelen vernehmbar, der ursprüngliche Geist alles Erschaffenen.

M. Ich bewundere Sie, Sophokleia. In Ihrem Auge glänzt eine erhabene Begeisterung, die mich unwillkürlich mit sich fortreißt. Nun wohl, so lassen Sie uns vom Tode sprechen. — Was sagt Pope? Im Arme der Liebe spricht sich's am schönsten über Unsterblichkeit.

S. Nein, nein! gerade im Arme der Liebe spricht sich's am übelsten davon. Wer sagt uns, daß wir fortbestehen, daß gerade dieses Herz mit seinen Schwachheiten und Gebrechen fortbesteht?

Ich zittere vor dem Gedanken, daß man mich hat bessern wollen.

M. Man wird es nicht wollen. Die ewige Weisheit wird erkennen, daß einem Frauenherzen seine ganze Schönheit geraubt wird, wenn man ihm seine Schwäche nimmt.

S. Nein, nein, das klingt zu irdisch.

M. Allerdings; aber es enthält in irdischer Ausdrucksweise einen himmlischen Trost. Die irdische Liebe wird im Vergleich zur himmlischen immer eine Schwäche bleiben; aber da die zartesten Fasern unseres Seelenlebens in dieser Schwäche wurzeln, so hieße es der höchsten Weisheit eine sehr unweise Härte zugemuthet, wenn wir annehmen wollten, sie geböte uns, plötzlich in einen völlig fremden Zustand überzugehen.

S. Hier ist es, wo ich Sie haben will, und von diesem Punkte gehe ich aus, um die Verfügungen meines Testaments zu machen. Ich vererbe keine irdischen Güter, und es ist mir gleich, ob sie in die Hand der Habsucht oder der Verschwendung fallen; ich vererbe, was ich recht eigentlich Ich selbst bin, die Treue und Anhänglichkeit dieses Herzens, das im Leben so unruhige Schläge that und so selten glückliche Minuten zählte.

M. Wer wollte nicht mit Entzücken ein ſo ſchönes Erbe in Empfang nehmen!

S. Nur nicht ſo eilig! Da ich nun gewiß bin, ſammt meiner Schwäche fortzuleben, wie Sie mich eben verſichert haben, ſo werde ich ewig unruhig und eiferſüchtig diejenigen umſchweben, die ich zu Erben eingeſetzt, und wehe ihnen und mir, wenn ich entdecke, daß ſie mir treulos werden!

M. Wie, Sophokleia, Sie wollen alſo im Ernſt Ihre Launen und Ihre Eiferſucht mit in den Himmel nehmen?

S. Und warum ſollte ich nicht?

M. Geben Sie Acht, dies wird Ihnen nicht gelingen. So weit wird die ewige Nachſicht mit unſerer Schwäche nicht gehen.

S. Wie, nicht ſo weit? und wie weit denn? das iſt nun gerade mein Herz; dieſe Unruhe, dieſe ewige Beweglichkeit, dieſer Wechſel von Qual und Entzücken iſt gerade das Bewußtſein dieſes Herzens. Sie haben mir verſprochen, daß ich, das heißt kein anderes Weſen für mich oder an meiner Statt, fortleben ſoll, und nun ſoll ich doch mein eigenſtes Empfinden aufgeben? Iſt das nicht ein greller Widerſpruch?

M. Sie müſſen einige von Ihren Schwächen nothwendig opfern.

S. Nicht die kleinſte.

M. Aber was wäre dann der Himmel? was die Ruhe der Seelen, für die die Religion zu bitten vorſchreibt?

S. Das iſt's eben. Das ſind die fürchterlichen Zweifel, die mir den Gedanken an den Tod ſo erſchütternd machen: die unvermeidliche Wahl zwiſchen einer völlig bedeutungsleeren Seligkeit, oder einem ohnmächtigern, doppelt qualvollern Zuſtand, als der hier auf Erden. Wie? Sie verſtummen? Gibt's keine Theorie, kein Syſtem, das mich beruhigt? Sagt die Weisheit, die Wiſſenſchaft nichts?

M. Ich will Ihnen die Glaubenslehren der Völker angeben; ich will Ihnen die Meinungen der Weiſeſten über dieſen dunkelſten aller dunklen Gegenſtände enthüllen.

S. Thun Sie das. Meine Aufmerkſamkeit iſt aufs lebhafteſte geſpannt, meine Seele dürſtet, das Wort der Wahrheit zu vernehmen; geben Sie es ihr.

M. Werden dieſe unfruchtbaren Theorien, mit denen ihre Schöpfer ſelbſt ſich nicht ganz beruhigen,

etwas nützen? Die Unsterblichkeitsidee ist in der Wiege des Elends groß gezogen. Der Mangel des irdischen Paradieses hat auf das Himmlische verwiesen. Nur große Seelen vermögen im Genusse an die Ewigkeit zu denken; der Anhänger des Epikur geht aus dem Leben, wie man von einer vollen Tafel sich gesättigt erhebt. Er wirft den Pokal von sich, indem er ihn bis auf die Neige geleert. Im Orient wurde die Unsterblichkeitsidee unter dem heißen Strahl eines qualvollen Lichts, bei einem Volke, das durch Laster und Despotie niedergedrückt wurde, zuerst gepflegt. Die Pyramiden Egyptens sind die zum Himmel gestreckten Hände eines unglücklichen, jammervollen Volkes. Hier war es, wo, eine düstere Geheimlehre, zuerst die kolossale Idee einer Unsterblichkeit eines Atoms, wie der Mensch, von den Priestern gepflegt und den kommenden Zeiten überantwortet wurde. Pythagoras verpflanzte viele altegyptische Lehren in sein heiteres Vaterland; aber hier, wo der irdische Genuß schon reichlicher wucherte, gedieh die Lehre vom Jenseits anfangs nur spärlich. Die Poesie, die schöne Sinnlichkeit, mischte sich sogleich hinein und raubte der Philosophie ihre Herbigkeit, aber zugleich der Idee ihre düstere Heiligkeit,

dem Glauben die myſteriöſe Innigkeit. Diogenes Laertius verſichert, Thales habe zuerſt die Seele für unſterblich gehalten; aber unterſuchen wir genauer, was er unſterblich nannte, ſo können wir uns ſchwerlich bei dieſer Art von Fortdauer unſerer Seele beruhigen. Mehr oder minder war es immerdar ein Zurückkehren des lebendigen Funkens in die Allſonne. Aber hatte der Funke dann wol Bewußtſein? war nicht alles Individuelle dabei im Tode ausgelöſcht? und dieſer Funke konnte dann eben ſo gut Sophokleia als Meſſalina geweſen ſein. Thales, der den Urſprung aller Dinge in das Element des Waſſers ſetzte, giebt uns auch eine wäſſerige Seele, und dieſe muß nothwendig verdunſten. Andere Philoſophen erklärten die Seele für einen feurigen Stoff, und hielten daher den Tod im Waſſer für den gefährlichſten, weil alsdann die Seele in Gefahr kam, ausgelöſcht zu werden, wie man ein Nachtlicht auslöſcht. Die Egypter, die die Metempſychoſe annahmen, glaubten, daß eine Seele vom Menſchen in die Thierwelt und durch alle Reiche der Natur hindurch gehen müſſe, bis ſie nach einem Zeitraume von dreitauſend Jahren wieder in menſchliche Hülle komme. Welch eine beſchwerliche und zweckloſe Wanderung! Denn was

nutzt es uns, nachdem wir die Erfahrungen eines Engels gemacht haben, die Regungen eines Insekts oder eines Wurmes zu empfinden? Der göttliche Plato, der am deutlichsten die Idee der Unsterblichkeit aussprach, hielt dennoch nur die Seele für ein Wesentheil der Gottheit und ließ es dieser wieder zufallen. Aristoteles läßt es zweifelhaft, ob er an die Fortdauer glaubte, indem er die göttliche Providenz leugnet und einen Unterschied zwischen der Seele des Individuum und einem allgemeinen Weltverstande macht, den er für unsterblich erklärt. Die Stoiker hielten die Seele von langer Dauer, aber nicht für ewig; sie nannten sie eine Substanz, die aus subtiler Luft und verfeinertem Feuer zusammengesetzt, also materiell, daher vergänglich sei. Epikur behauptete, die Seele bestände aus lauter kleinen Körperchen, die viel subtiler als der Nebel und die Feuchtigkeit seien und noch weit theilbarer als der Rauch; sie würden mit dem Menschen erzeugt, wüchsen mit ihm, erkrankten und stürben mit ihm.

S. Mein Gott! das haben die Weisesten der Griechen gesagt? Keinen haltbaren Trost fanden sie in der Tiefe ihrer philosophischen Anschauungen?

M. Hören Sie, was die Römer sagen. Dieses

Volk, im Ganzen kriegerisch und materiell, hatte dennoch Anschauungen, die schon etwas von der Tiefe und Gemüthlichkeit der germanischen Mystik an sich tragen. Cicero hielt die Seele für unsterblich, denn er erklärte sie für ein Ganzes, das nicht getheilt werden, folglich auch nicht untergehen könne. Hierin liegt, meiner Ansicht nach, eine große Lehre und ein mächtiger Trost.

S. Hat die christliche Lehre diese Ansicht adoptirt?

M. Sie hat es, allein wiederum auf ihre eigene Weise. Christus sagt zum Missethäter am Kreuze neben sich: „heute wirst du mit mir im Paradiese sein." Mit diesen Worten war das neue christliche Paradies erbaut, mit diesen Worten die ganze Mythologie des Mittelalters geschaffen. Aus diesem Worte quellen die Myriaden Engel und Teufel, mit denen unsere Dichter spielen und die unsere Gläubige verehren und fürchten. Die Hebräer, als sie noch als freigenießende und gebietende Herren jene schöne Gegenden Asiens bewohnten, dachten wie alle glücklichen Völker sehr wenig ans Jenseits; erst durch ihre Gefangenschaft und den beschwerlichen Zug durch Wüsten richteten sie sich ihren Himmel ein und gründeten eine

Unſterblichkeitslehre, die aber dürftig ausfiel. Es war weder die Poeſie noch das Syſtem der Griechen darin. Die Strafen der Verbrecher waren peinvoll, aber nicht erhaben, die Ergötzlichkeiten der Frommen kleinlich und mitunter gemein. Dennoch nehmen ſie Zwiſchenzuſtände der Verdammniß an, und Samuels Geiſt, der auf Beſchwörungen erſcheint, weilt in einem ſolchen Zwiſchenzuſtande. Die Frommen ſaßen in Abrahams Schooß. — Erſt das ſpätere Mönchthum bildete die Hölle aus und bevölkerte ſie auf eine ſo entſetzenerregende Weiſe, wie Dante ſie uns beſchreibt. Sechs Jahrhunderte glaubten an dieſe entſetzlichen Schreckbilder und ganze Generationen quälte buchſtäblich die entſetzlichſte Furcht zu Tode. Der Aſcetik des Mittelalters haben wir die grauſenvollen und markerſchütternden Gemälde des Todes, der Verweſung, der hölliſchen Qualen, der ewigen Unruhe nach dem Tode und der grenzenloſen Pein der Verdammten zuzuſchreiben. Man ſtützte ſich hiebei auf die Autorität der Bibel, und es iſt wahr, ſie gebraucht Bilder, die, wenn wir ſie als baare Prophezeiungen nehmen wollten, das Blut in unſern Adern erſtarren machen müßten. Hier muß die heitere Philoſophie der Griechen uns zu

Hülfe kommen. Sie muß dem Tode und der Marter ein Gegengewicht anhängen, indem sie das Leben und deſſen Genüſſe kennen lehrt.

S. Aber ſind dieſe Genüſſe nicht gerade eben ſo viele Abwege von der Straße des Rechts oder der Tugend?

M. Nein, Sophokleia. Der Genuß kann nur dann verderblich für uns wie für Andere werden, wenn wir das gehörige Maß, mit andern Worten die Herrſchaft über uns ſelbſt, verloren haben. Es gibt Entbehrungen und ſogenannte Tugenden, die das Verderben der Geſellſchaft herbeigeführt haben. So jene grauſamen Strafen, mit denen man im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert alle Abweichungen vom Pfade einer naturwidrigen Ascetik peinigte.

S. Aber wenn ich Ihnen nun ſage, Manor, daß ich an die Hölle noch immer glaube, immer glauben werde?

M. Sie ſind Proteſtantin?

S. Ja, aber warum ſollte ich deshalb nicht daran glauben? In England, wenn auch nicht bei uns, iſt es Gewiſſensſache, an das Daſein des Teufels zu glauben.

M. Allerdings, als an den Geiſt der Lüge, der Inconſequenz, als eine Allegorie. —

S. Nichts von Allegorie; nein, dieſer entſetzliche Fürſt der Lüge, er lebt; er wandelt unter uns herum, er nimmt alle Geſtalten an, aber unter jeder Larve bleibt er immerdar Teufel, jenes dunkle Schattenbild, das ſich zwiſchen Gott und unſere Seele ſchiebt.

M. Nun wahrlich, wenn das Ihr Glaube iſt, muß ich Ihnen zurufen, was jenes Mädchen, das man in den Straßen von Alexandrien, in der einen Hand mit einer Fackel, in der andern mit einer Waſſerſchaale, herumirren ſah, den Bewohnern zurief: „So will ich denn mit dieſer Fackel den Himmel verbrennen und mit dieſem Waſſer die Hölle löſchen, damit Niemand mehr aus Eigennutz der Tugend huldige.“

S. Bei mir, ich geſtehe es Ihnen offen, iſt die Tugend immer das Ergebniß einer Laune. Ich habe nie ſittliche Vorbilder vor Augen, und darum mißglückt mir nichts ſo leicht, als ſogenannte tugendhafte Handlungen. Immerdar habe ich die Leute bewundert, die Profeſſion von der Rechtlichkeit machen; ich würde mich in tauſend Verirrungen ſtürzen, wenn ich planmäßig handeln

wollte, und nur die Furcht hält mich von manchen Dingen zurück.

M. Die Furcht? und vor was?

S. Nun eben vor dem Zuſtand nach dem Tode.

M. Und wie malen Sie ſich dieſen aus?

S. O ganz entſetzlich! Wenn ich nur daran denke, erſtarrt mir das Herz im Buſen und ich bin einer Ohnmacht nahe.

M. Theilen Sie mir doch etwas mit von dieſen grauſigen Bildern.

S. Ich will es thun, aber iſt Ihre Stimmung auch darnach, mich ruhig anzuhören?

M. Gewiß, und was ſollte uns auch hier ſtören?

S. Nun, ſo vernehmen Sie erſt ein Begebniß aus meiner früheſten Jugend. Ich verlor eine Geſpielin, die gleiches Alters mit mir war. Sie ſtarb an einer äußerſt ſchmerzhaften Krankheit. Die Züge der Todten waren daher verzerrt; ich ſah ſie mit Entſetzen. Eine halbe Stunde darauf, als ich wieder zu dem geliebten Körper zurückkehrte, bemerkte ich eine ſeltſame Veränderung in denſelben Zügen. Es lag ein Ausdruck von unverkennbarer Überraſchung darin. Es war,

als sähe die Verstorbene mit geschlossenen Augen; es war, als fragte ihr Mund, ohne sich zu regen; es war, als strebten ihre Arme, das Erstaunen auszudrücken, und dennoch lagen sie erstarrt auf der Brust. Ich blickte lange in dieses todte und doch so lebendige Antlitz, und entfernte mich schaudernd. Am andern Tage erschien ich wieder; es waren darüber fast vier und zwanzig Stunden vergangen. Was sah ich? Wieder ein anderes Gesicht: Schrecken, tiefe beklemmende Wehmuth in den Zügen der Geliebten, ein Gram, der nicht bedeutsamer ausgedrückt werden kann, und der mir, so wie ich ihn erblickte, einen Strom von Thränen entlockte. Ein würdiger Mann, der in unserm Hause wohnte und dem ich mittheilte, was ich erschaut, sagte die bedeutsamen Worte zu mir: „Sie hat anfangs den Himmel geöffnet gesehen, darum das erstaunt freudige Gesicht; darauf, als noch zur Büßung bestimmt, ist ihr der Bescheid geworden, sich an einen dunklen Ort der Qual zu begeben, deshalb jene Züge voll Gram und Bestürzung. Der Körper war noch fähig, diese Entscheidungen auszudrücken.“ Diese Worte machten auf mich einen bleibenden Eindruck. Ich sah immer das veränderte Todesantlitz vor mir

und meine Phantasie beschäftigte sich, auszusinnen, welche Qualen Seraphine wol jetzt zu leiden habe. Ich nahm das wenige Geld meiner Sparbüchse, und obgleich ich mir vorgenommen hatte, dafür ein ganz neues Ballkleid zu kaufen, opferte ich es willig für die Seelenruhe des armen Kindes. Damals war ich vierzehn Jahr alt, und von dem Moment an baue ich unaufhörlich an meiner Hölle.

M. Arme Sophokleia, ist ein vorübergehendes Ereigniß Ihrer Kinderjahre, ein mißverstandenes Factum und ein abergläubischer Mann im Stande, so bleibend auf Ihr Gemüth einzuwirken?

S. Hören Sie weiter. Mein Vater hatte einen Jugendfreund, einen muntern, jungen Mann, der die Seele der geselligen Zirkel der kleinen Verbrüderung war, in der eine Anzahl junger Leute auf der Universität lebte. Eine Epidemie zeigte sich im Orte, und jener Freund, der von ihr befallen wird, stirbt scheinbar. Man geht an die Beerdigung, und zwar mit einer etwas unvorsichtigen Eile, die verhindert, alle Merkmale des Todes gehörig aufzufassen. Den Abend, wenige Stunden vor der feierlichen Handlung, sitzen die Freunde beisammen, und ihr Gespräch betrifft den Abgeschiedenen. Plötzlich öffnet sich die Thür,

und dieſer ſelbſt ſteht vor ihnen. Seine Kleider ſind in der Eile angelegt, er iſt bleich, und ein Fieberfroſt ſchüttelt ihn. Als der allgemeine Schreck überwunden, und man überzeugt iſt, den Wiederbelebten, nicht ſein Schattenbild, in die Arme zu ſchließen, folgen Betrachtungen und freudige Ausrufe, die bei einer Gelegenheit, wie dieſe, ſehr natürlich ſind. Aber der Erſtandene geht auf keinen Scherz ein, er bleibt bleich und ernſt und gibt nur einſilbige Antworten; dann verlangt er, zur Ruhe zu gehen. So wie er das Bett ſieht, zittert er; er hat ſo tief und grauſenvoll geſchlafen, daß er den Gedanken nicht ertragen kann, ſich wieder dem Schlafe hinzugeben; er fürchtet, es möchte ein ewiger werden. So bringt er acht Tage zu ohne Schlaf, zuletzt ſogar durch künſtliche Mittel ſich wach erhaltend. Nie hat man dieſen Mann wieder froh geſehen, nie ein Lächeln auf ſeiner Lippe; nie röthete die Freude wieder dieſe Wange, die einmal vom Kuſſe des Todesengels geſtreift worden war. Auf die ungeſtümen Fragen ſeiner Freunde antwortete er nur einmal: „Wenn ihr wüßtet, was ich erſchaut, auch ihr könntet nimmermehr froh ſein. Aber über meine Lippen ſoll kein Wörtlein kommen.“

M. Das ſind alles Erfahrungen an Andern.

S. Wollen Sie welche, die ich ſelbſt machte? Hier ſind ſie: Zwar bin ich nicht in Gefahr gekommen, lebendig beerdigt zu werden, aber ich behaupte, einen Zuſtand empfunden zu haben, der an Schreckniſſen jenem nicht viel nachgeben wird. Sie wiſſen, wie vor ungefähr zwei Jahren mein Verhältniß zu Theophraſt nahe daran war, völlig aufgelöſt zu werden. Ich glaubte zu bemerken, daß Sabine auf ihn einen heftigen Eindruck gemacht, und in der grenzenloſen Furcht, ſein Herz zu verlieren, benahm ich mich ſo ungeſchickt, daß er recht eigentlich glauben mußte, ich wünſche mich von ihm frei zu machen. Unglückſelige Coketterie, welche Quelle unſäglicher Leiden biſt du geweſen und wirſt es noch ſein! Aber ich habe für meine Thorheiten gebüßt; in der That: ich glaube nicht, daß für Verſtellung und Unwahrheit die Strafe je härter geweſen iſt. — Ich zeigte mich mit verwundetem Herzen heiter und lächelnd; ich gab mir den Anſchein, als bemerkte ich nicht, was zu erlauſchen und zu erſpähen meine glühendſte Beſtrebung war. Ich that mit Vorſatz Alles, wovon ich wußte, daß es ihn verwundete, ich beantwortete ſeine Briefe ſpottend, und — ich

weiß nicht, welch ein Dämon der Hölle mir beistand, ich ertrug mit Riesenkräften alle diese Lügen, diese wahnsinnigen Bosheiten, diese herzzerreißenden Scherze. Aber plötzlich brach ich zusammen; es war, als wenn der Tod nach meinem Herzen gegriffen hätte; ich war keiner Verstellung mehr fähig und zerschmolz in Thränen. Nichts wollte ich, als lieben, nichts fühlen, als die grenzenloseste Zerknirschung. Ich lag Tag und Nacht betend vor dem zertrümmerten Altar meines Gottes, und flehte ihn unter blutigen Thränen an, wieder in meine Brust einzuziehen. Umsonst — es blieb alles öde und leer. Ich schrieb an Theophrast, ich bestimmte ihm eine Stunde, wo ich ihn in einem der abgelegenen Bogengänge des Parks zu sprechen wünschte. Es war ein gewitterschwüler Abend, der Himmel völlig bedeckt, kein Lüftchen in den Baumgipfeln; ganz ferne schimmerten die Lichter des Festes, und verworrene Stimmen tönten in die Einsamkeit herüber. Mein Herz war voll Demuth und Liebe; ich lauschte auf jedes kleine Geräusch, und immer glaubte ich den nahenden Fußtritt des Geliebten zu hören. Ich wollte ihm in die Arme fliegen, jede Maske sollte fallen; ohne den mindesten Stolz, der kleinsten Lüge mehr

Eingang zu verſtatten, wollte ich ihm berauſcht und glücklich an die Bruſt ſinken. Er kam nicht. — Von ferne ſchlugen die Uhren die bezeichnete Stunde; der Boden brannte unter mir, ich ſchlüpfte hinter die Gebüſche, mein Herz mit beiden Händen zur Ruhe preſſend; meine Wange brannte fieberhaft, mein Athem flog ſtürmiſch. Wieder blieb ich ſtehen, und horchte — nichts! Tiefe Stille — er kam nicht. Ich ſank aufs Gras nieder und drückte meine Stirn an einen Baumſtamm. „Leide jetzt die Marter," rief es in mir, „die du ihm verurſacht haſt! Empfange die Strafe deiner Übelthat!" In dieſer fürchterlichen Stunde wurde es mir deutlich, was die Verdammten leiden. Der Garten kam mir wie der Ort der Qual vor, aus dem keine Rettung mehr zu hoffen, die Gänge deſſelben füllten ſich mit bleichen Geſtalten an, die, wie ich, ihren ohnmächtigen Schmerz in die tauben Lüfte hauchten; überall ſahen mich ſtumme Mienen voll Grauſen und Entſetzen an. Immer mehr wuchs das Gedränge der ſtummen Geſpenſter; über den Himmel flog ein bleifarbener Schimmer, der unruhig hin und her zuckte und dieſe Bilder des Entſetzens beleuchtete. Ich wollte fliehen, und fühlte mich an meine Stätte gebannt. Ein banger

gräßlicher Schrei durchschnitt die Lüfte, und mit ihm stürzte ich bewußtlos nieder. — Der Traum begann sein düsteres Geschäft. Ich fühlte, daß ich in einen Abgrund versank; von oben herab gaben mir traurige Gestalten ein wehmüthiges Lebewohl. Nacht umgab mich, und diese Nacht, das fühlte ich, sollte ewig dauern. Ach, Manor, vergebens strebe ich, Ihnen die Schrecken dieses Moments zu schildern. Nur ein Laut, der schwächste in der Schöpfung, hätte die Klammer von meiner Brust gelöst; aber nein, es blieb still, es blieb Nacht, ich war allein mit meinen Qualen. Jetzt bist du vergessen, rief ich bei mir selbst; jetzt haben Glücklichere und Bessere deine Stelle eingenommen. Sie haben dich dem Gericht übergeben, das bald über dich hereinbrechen wird. Fühlst du schon seine Schrecken? Unerbittlich ist seine Strenge, unwiderruflich sind seine Aussprüche.

M. Halten Sie inne, Sophokleia! Diese Schilderung kann auch die stärksten Nerven erschüttern.

S. O sie ist bei alle dem nur ein sehr blasses Abbild meiner Qualen. Nie habe ich geglaubt, daß ein Traum eine solche Fülle von Schrecknissen gebären könne, die alle ihre bestimmte Gestalt

und Bedeutung hatten. Zwischendurch verdrängte die Reihe meiner grübelnden Vorstellungen die Erinnerung an das Leben und dessen immer wiederkehrende Zeitabschnitte. Ich hoffte am Morgen zu erwachen, die Geliebten alle an meinem Lager stehen zu sehen, ich horchte auf die ersten Laute des Vogels, der an meinem Fenster seinen Platz hatte, die Stimmen der Vorübergehenden auf der Straße glaubte ich zu vernehmen, ich streckte meine Hand aus, die Vorhänge des Bettes zu öffnen, und griff in das gestaltlose Dunkel. Für dich gibt es keinen Morgen mehr, rief ich bebend vor Schmerz, für dich kein Morgenroth, keinen Frühling, für dich glänzt kein geliebtes Auge und winkt dir Entzückungen in die Seele! Endlich griff eine Hand in die Nacht meiner Behausung, ich fühlte mich mit Ungestüm in die Höhe gerissen, und eine Stimme sprach: „Auf, wandle die Straße des Sturmwindes, erklimme die Wolkenriffe und wirf von der Höhe des beschatteten Dunstkreises deine wimmernden Laute in die Wohnungen der Menschen. Ein Dämon wird dich unausgesetzt begleiten; er heißt Gedächtniß deiner Schuld, ihm übergebe ich dich!“ — Kaum waren diese Worte verklungen, so faßte mich ein mitternächtlicher Sturm, und

wie das welke Blatt eines Baumes flog ich wirbelnd dahin. Ich wollte weit, weit entfliehen, allein ein dunkler Schatten faßte mich, und brachte mich in jene Stadt, an jenen Ort, wo ich zuletzt geweilt. Hier sah ich Theophrast; ich sah ihn an der Seite Sabinens, glücklich, mit keinem Worte, keinem Seufzer meiner gedenkend. Jetzt füllte meine Brust ein Übermaaß des Schmerzes. Ich liebte noch, ich hatte alle glühenden Leidenschaften, die diese Brust im Leben zerrissen, mit mir genommen, aber sie zu befriedigen, war mir jedes Mittel geraubt. Ein ohnmächtiger Schatten, wimmerte ich meine Klagen in das Brausen des Sturmwindes, der die Wolken vor mir herjagte, welche die Mondscheibe in Dunkel hüllten. Alle die glücklichen Tage, die Tage des Genusses gingen jetzt an mir vorüber, und ein Jeder rief mir zu: „Nie, nie wirst du unsere Freude wieder erleben! dein Schmerz, deine Qual ist ewig!“ Unfähig, irgend etwas zu denken oder zu empfinden, warf ich mich nieder und barg mein Haupt in den feuchten Schooß der Wolke. Sie flog mit mir über die blasse Scheibe des Mondes und ich hörte tausend wimmernde Wehlaute durch die Einsamkeit des Nachthimmels zittern. Um mich her, neben mir vorbei,

über meinem Haupte und zu meinen Füßen stürzten zahllose Schatten, wie ein Schneegestöber in einer kalten Februarnacht, zur Erde nieder. Sie alle suchten den ehemaligen Schauplatz ihrer Liebe und ihres Verbrechens; und als sie ihn erschaut, brachen sie in jenes jammervolle Klagen aus, das meine Brust zerriß. Sie drängten sich um den Mond, wie Nachtvögel um die Laterne des Gefangenwärters, und alle schrieen sie um Erlösung ihrer Marter, aber aus dem trüben, röthlichen Nebenstrahle, der wie Blut leuchtete und vom Monde aus ging, tönte ein dreimaliges: Ewig!

M. Halten Sie ein, Sophokleia! Ihre Wange ist bleich wie der Tod; nichts mehr von diesen Schreckbildern!

S. Ich kann nicht mehr, die Erinnerung an diesen schrecklichen Traum zehrt meine Lebenskraft auf.

M. Kommen Sie, wir wollen auf den Balkon treten. Ha, sehen Sie das Meer! In tiefer Ruhe liegt es da, und der Mond, vom wolkenlosen Himmelsdome niederleuchtend, spiegelt sich in seiner Fläche. Dies ist ein Gemälde, was die Seele trunken vor Staunen und Hingebung machen kann. Wagen Sie es, Angesichts dieses heiligen Meeres Ihre dunklen Phantasieen zu nähren?

S. Manor, ich weiß nicht, was ich denken, was ich empfinden ſoll. Unendliches zieht durch meine Bruſt.

M. Dieſes Unendliche iſt der Geiſt Gottes. Können Sie daran zweifeln, wenn Ihnen dieſes majeſtätiſche Meer, dieſer ewige Himmel mit ſeinen Sternen entgegen leuchtet? Das ſind große, kühne Geiſter, an ſie ſoll der Menſch ſich halten, an ihrer Stärke erſtarken.

S. Sie haben Recht, ein göttlicher Friede bemächtigt ſich der Seele, wenn ſie eine ſolche Nacht auf ſich einwirken läßt. Ach, Manor, auf welchem dieſer glänzenden Sterne, die in der dunkeln Bläue vertheilt ſind, werden unſere Geiſter ſich einſt begegnen?

M. Sehen Sie wol? Ihre Ideen von Unſterblichkeit bekommen ſchon eine mildere Färbung. Auf welchem Sterne? Warum nicht auf dem, der mit grünlichem Lichte gerade im Scheitelpunkte auf uns niederleuchtet? Ich wüßte keinen ſchönern am ganzen Himmel.

S. Ich würde den vorziehen, der dort im Kopfe des großen Bären leuchtet; er hat ein weißeres, milderes Licht. Ich glaube, auf jenen grünlichen Stern, der wie ein Edelſtein in Farben

blitzt, kommen alle die Geister hin, die sich hier durch Eitelkeit versündigten.

M. Wir wollen die neuern Philosophen zu Rathe ziehen. Nie betrachte ich das Meer in seiner Herrlichkeit und Würde, ohne daß mir dabei die Lehre Spinoza's einfällt, dieses tiefsinnigen Weisen, der von seiner Zeit nicht erkannt wurde. Auch aus seiner Lehre geht keine recht eigentliche persönliche Fortdauer der Seele hervor. Viele geben ihm Schuld, daß er sie sogar geleugnet habe. Nach ihm ist die Materie gotterfüllt, oder Gott ist in der Materie, und wie jede Welle des Meeres das Meer ist, so ist jede Erscheinung Gott!

S. Also nimmt er keinen außerhalb der Welt bestehenden Gott an?

M. Nein, eben so wenig wie im Meere ein anderes abgesondertes Meer gedacht werden kann. Wir können aus Gott nicht heraus, da wir Theile seines Wesens sind, und da dieses Wesen ewig ist, so ist auch uns eine ewige Dauer zugesichert.

S. Und unsere Schwächen, unsere Laster, sind die auch Theile Gottes?

M. Ein absolut Böses gibt es nicht; was wir Laster und Schwäche nennen, sind Erscheinungen. Die Inconsequenz des Individuum wird

durch die Conſequenz des Weltganzen wieder aufgehoben. Wir haben die Freiheit zu ſündigen, was wir Sünde nennen; allein die Folgerungen daraus behält ſich der Geiſt, der den Organismus des Ganzen leitet, vor.

S. Ich ſehe hierin keinen beſondern Troſt.

M. Und doch. Denken Sie ſich das große Naturganze ſympathiſirend mit Ihrer Seele, welch ein erhabner Troſt! Wir leiden nicht mehr allein, kein ſtummes Bild, kein dumpfes Zimmer empfängt unſere Klagen, die Natur leidet mit uns. Die heimlichſten und zarteſten Regungen Ihrer Seele gehen in den Kelch der Blume, in die Welle des Meeres über. Sie haben überall Ihren Gott in der ſichtbaren Welt, und der Frühling iſt für Sie nicht mehr eine gehäufte Maſſe wild und durcheinander aufblühender Pflanzen, ein Gedränge auf wenig Augenblicke belebter Wurzeln, nein, das Liebeathmen der Natur, die ſeufzende Mitempfindung der Blume, die in dunklen Träumen brütende Baumnatur. Sie ſind Gott, der Zweig, den Sie brechen, iſt Gott, der Wurm, den Ihr Fuß berührt, iſt Gott; nirgends, wohin Ihr Auge blickt, fehlt er, überall iſt Gott, und wenn Ihr Daſein zu Ende eilt, ſo ſinkt Ihr Haupt, wie das Haupt

der Blume, Gott in den Schooß. Vielleicht, daß Ihre menschlichen Träume eine zeitlang bewahrt werden, so wie auf der Stelle, wo ein schattiger Baum stand, noch lange, nachdem er gefällt ist, unter den benachbarten Blumen ein Gedächtniß an den wohlthätigen Schatten sich wach erhalten mag; doch eben so gut kann es sein, daß diese menschlichen Träume, als unnöthig zu dem kommenden Dasein, erstickt werden. Immer vorwärts, ewig schlägt das Meer der Erscheinungen seine Wellen.

S. Nein, Manor, so gerne ich mit der Natur empfinde, ich möchte doch nicht eins mit ihr sein.

M. So besitzen Sie den Stolz, mehr sein zu wollen, wie sie? Nehmen Sie sich in Acht! dieser Hochmuth hat schon die übelsten Folgen für das Menschengeschlecht gehabt. Denken Sie an den himmlischen Trost, den uns die Natur gewährt; könnte sie das, wenn sie nicht gotterfüllt wäre? Sie haben noch nie einsame Thränen im Dunkel eines Waldes, liegend an einem murmelnden Bache, geweint; Sie haben nie eine Nacht wie diese und den himmlischen Trost, der von den Sternen träufelt, gekostet; Sie haben nie auf

ſchroffer Alpenklippe dem Sturme gelauſcht, wie er Ihnen die alten Mährchen der Urwelt in verſtändlichen Klängen in die Seele brauſt. Nein, die Natur iſt göttlich, Gott iſt in ihr, er kann nirgends anders ſein.

S. Ich will ihn Ihnen nicht rauben; hier beim Anblicke des Meeres und des Himmels könnte ich es am allerwenigſten. Aber laſſen Sie daſſelbe Meer unruhig werden, wie es jetzt ſchon den Anſchein hat, laſſen Sie dieſen klaren Himmel ſich trüben, wie jene Wolken ſchon anzeigen, die ſich am Horizonte heben, wie dann?

M. Ihre Worte gleichen Beſchwörungsformeln. Es iſt nicht mehr ſo ruhig wie vorhin, es erhebt ſich ein Sturm.

S. Bemerken Sie das Schiff dort? Erſt jetzt ſehe ich gegen den ſchwarzen Wolkenhintergrund das weißliche Segel.

M. Der Leuchtthurm auf der Landſpitze wird angezündet, hohle, brauſende Klänge tönen in den Lüften, die Spiegelfläche kräuſelt ſich, die kriſtallene Welle, die noch eben mit leiſem, koſendem Geplätſcher den Fuß des Thurms beſpülte, wird jetzt ſchon ungeſtüm daran geworfen. Es iſt ein Unwetter im Anzuge.

S. Wie, wenn Sie ſich jetzt auf jenem Schiffe befänden, allen Gefahren eines Schiffbruchs ausgeſetzt — wie dann? Was kann Sie im Aufruhr der Elemente tröſten, was Ihnen Feſtigkeit verleihen, wenn Ihre mitempfindende Natur alle ihre Schrecken gegen Sie losläßt?

M. Ich würde in dieſen Schrecken heilige Harmonieen hören, und was Tauſende zu Boden würfe, wäre für mich ein Stab, um mich aufrecht zu erhalten. Ich habe mehr als einen Sturm auf dem Meere erlebt, Sophokleia. Muß ich Sie daran erinnern, daß mein ganzes Leben gleichſam ein Kampf mit einem ſturmbewegten Meere war?

S. Wie, und in allen dieſen Kämpfen und Gefahren hat kein troſtreicherer Glaube Sie geſtützt?

M. Er iſt für mich eine unerſchöpfliche Quelle des Troſtes; aber ich begreife, daß nicht Jeder dieſe Anſicht haben kann; Sie, zum Beiſpiel, Sophokleia, Sie, als Weib, müſſen nothwendig an den Teufel glauben.

S. So, und warum denn gerade als Weib? Sie meinen, weil die Männer uns gegenüber oft die Rolle des Teufels übernehmen?

M. Sie haben gerade den rechten Grund getroffen. Die Phantaſie und der Glaube der

Frauen läßt ſich in der Regel nie aufs Allgemeine ein, es müſſen immer ganz beſondere Beziehungen geſucht werden. Sie ſind darin wie die Kinder: ſie fürchten ſich in ein dunkles Zimmer zu gehen, und die ganze Schöpfung beſteht für ſie nur aus ſolchen dunklen Kammern, in deren Winkeln Geſpenſter und Dämonen lauern. Sie beſitzen die unerträgliche Eitelkeit, ſich überall als Mittelpunkt der Schöpfung anſehen zu wollen, und ehe ſie es dulden, daß ſie ſo ganz unbemerkt durchs Leben gehen, ſetzen ſie lieber eine Legion Teufel und Engel in Bewegung, von denen ſie ſich einbilden, daß ſie lediglich da wären, um ſich um den Beſitz ihres armen Herzens zu zanken.

S. Wie gerne würde ich dieſe unglückliche Überzeugung aufgeben, wenn es nur in meiner Macht ſtände.

M. Arme Sophokleia! und wie ſtellen Sie ſich denn nun dieſen grauſenvollen Gebieter der Finſterniß vor? Gleicht er dem Bilde, das Göthe in ſeinem Mephiſtopheles gegeben, oder ſieht er mehr dem Teufel Milton's ähnlich?

S. Keinem von beiden.

M. So hat Byron im „Kain" das ähnlichſte Portrait Ihres ſchwarzen Prinzen geliefert?

S. Auch nicht.

M. Das ſind doch die geiſtreichſten Teufel, die wir haben.

S. Mein Teufel iſt aber nicht geiſtreich.

M. Wie, Sie werden doch nicht den ganz gemeinen Popanz fürchten, das Schreckbild der Spinnſtuben, den Hörnerträger mit dem Pferdefuß und dem Kuhſchweif? Bravo, das heißt einen handfeſten Glauben haben!

S. Ich will mich über das Koſtüm meines Teufels nicht mit Ihnen ſtreiten, ich will nur eingeſtehen, daß er ſo ſchrecklich als möglich geſtaltet iſt, und daß er alle jene mildernden Züge von Geiſt, Ironie, Spott und intereſſanter Bosheit nicht hat, wie ſie ihm unſere Dichter geben. Er iſt ganz Teufel, das iſt, er iſt ganz Qual und Marter für mich, und dadurch, daß er ſich allem Schönen und Bewundernswerthen, für das ich ſchwärme, anſchließt, verbittert er mir jeden Genuß und macht mir jede edle Regung verdächtig. Er peinigt mich in der Einſamkeit und macht mich zerſtreut und furchtſam in der Geſellſchaft. Unaufhörlich jagt er mich von einer Leidenſchaft in die andere, und indem er mich zwingt, beſtändig mein Herz und meinen Glauben vor

ihm in Sicherheit zu bringen, geht auf dieser eiligen Flucht oft das Beste verloren. Mit einem Worte, eine ewige Unruhe ist mein Theil, eine Unruhe, die auf die peinvollste Höhe steigt, gerade in den Momenten, wo meine sehnsüchtigsten Wünsche in Erfüllung gehen und ich alle Ursache habe, mich für ganz glücklich zu halten.

M. Arme Sophokleia, also auch bis in den Arm der Liebe verfolgt Sie das Ungethüm?

S. Auch bis dahin; ja es nimmt nicht selten die Züge dessen an, von dem ich eben, vielleicht zu leichtgläubig, die Schwüre der Treue und Ergebung annehme.

M. Alsdann ist es nur ein Phantom Ihrer Einbildungskraft.

S. Nein, o nein. Wie schrecklich, Manor, wird es sein, wenn ich ihm einmal ganz heimfalle; wenn er mich völlig nach Belieben beherrschen wird, und ich ihm auf keine Weise werde entfliehen können!

M. Fassen Sie sich; glauben Sie denn, daß Jedermann einen solchen Verfolger habe?

S. Nein, wer sich durchaus keiner Schuld bewußt ist, wandelt frei. Aber wie wenige Glückliche sind dies! Heißt nicht schon Athmen sich mit Schuld beladen? Und die kleinste Schuld fesselt

dieſen ſchrecklichen Begleiter an unſere Ferſen. Ha, ich glaube ihn dort ſtehen zu ſehen! Er lehnt ſich über das Gitter, um über Ihre Schulter herüber mich anblicken zu können. Retten Sie mich, Manor!

M. Es ſind die grellen Widerſcheine des Blitzes, die auf die dunkle Epheuwand am Fenſter fallen.

S. Nein, es hat Bewegung, hat eigenthümliches Leben. Ein dunkler Schatten iſt's, der hin und her wankt; ich ſah die Züge des Geſichts, den Blick der Augen.

M. Kommen Sie ins Zimmer zurück. Der Sturm iſt entfeſſelt, der Donner brüllt, das Meer tobt auf grauſenerregende Weiſe.

S. Ha, dieſe Nacht um uns her! dieſes Rauſchen, Ziſchen und Lärmen! Ganze Nebelmaſſen wollen übers Meer, und der aſchgraue Duft vermiſcht ſich mit dem weißen Schaum der Wellen. Die Brandung tobt an den Thurm. Manor, wie furchtbar iſt dieſe Nacht! Zahlloſe Blitze zerreißen die Wolkendecke. Dieſer Schlag! Die Grundveſten der Erde erbeben. (Sie ſtürzt ſich in Manor's Arm und verbirgt ihr Haupt an ſeiner Bruſt. Er führt ſie ins Zimmer. Eine

lange Pauſe, während das Meer tobt und die Donnerſchläge brüllen; Manor will ſich entfernen, Sophokleia fährt auf und hält ihn zurück.)

S. Bleiben Sie, Manor. Beruhigen Sie den wilden Kampf; ſetzen Sie ſich ans Piano, ich will an meine Harfe eilen, laſſen Sie uns mit dem Sturm der Melodieen dem Sturme der Natur entgegenwirken.

M. Sie haben recht, Sophokleia, und errathen Sie, welches Lied ich wähle?

S. Nein, Manor.

(Manor ſetzt ſich und greift die Accorde des „Dies Irae.“ Sophokleia fällt mit Harfenbegleitung ein. Dumpfe Donnerſchläge und wildes Rauſchen des Meeres füllen die Pauſe.)

M. Jener Zorntag löſt im Raube
Dieſe Welt zu Aſch' und Staube.
So bezeugt's der heil'ge Glaube.

Gedruckt in der Hofbuchdruckerei in Pesau.

Gesammelte Erzählungen und Novellen.

Von

A. v. Sternberg.

Vierter Band.

1844.

Verlag von Karl Aue in Posen.

Alfred.

1.

Die Verlagshandlung von Jonathan Rehrmann war faſt ſeit einem halben Jahrhundert eine ſehr ſolide Firma. In einer düſtern Quergaſſe lag das große bedeutende Gebäude, das durch ſeine aus verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzte Fronte deutlich zeigte, wie nach und nach der Beſitzer durch Ankauf der Nebengebäude ſeine Handlung erweitert, ſein Vermögen geſteigert hatte. Die Lage war nicht paſſend, aber für den Credit ſehr vortheilhaft. Wer ſich ſo lange wie möglich in den dunkeln Seitengaſſen aufhält, der gewinnt das Vertrauen das man ſo leicht verſcherzt wenn man in den glänzenden Hauptſtraßen Häuſer mit Balkonen bewohnt auf denen Orangerien prangen. Dies mag eine hypochondriſche Grille ſein, aber bis jetzt hat hie und da die Wirklich-

keit ihr Recht gegeben; und die alte Zeit war entschieden dieser Ansicht. Vielleicht erweckt auch schon das Alterthum dieser verjährten Besitzungen Vertrauen, vielleicht, wenn man so sagen darf, die merkantilische Architektur der Häuser, die da deutlich zeigen, daß sie mit zunehmendem Gelde erkauft wurden, eine Garantie, die die eleganten Prachtgebäude nicht geben, vielleicht auch, und dieses am wahrscheinlichsten, vertraut man gerne dem Manne, der sich sehr lange kümmerlich behalf, aus trüben Fenstern auf eine schmutzige düstere Wand gegenüber blickte und daher den kleinen Gewinn zusammenhielt, um erst nach redlichen Mühen zum Großen zu gelangen.

Wie dem auch sei, das dunkle Haus des Herrn Jonathan Nehrmann war ein respektables. Es gab wenige geschätzte Werke der alten Literatur, die nicht aus der düstern Gasse hervorgegangen waren, um ihren Lauf durch die gebildete Welt zu beginnen. Zwar war das Papier, auf dem diese kostbaren Geistesblüthen prangten, ein ziemlich erdfahles, allein dieser Umstand konnte der ewigen Dämmerung, die in der alten Druckerei im Hintergebäude herrschte, zugemessen werden. Man kannte damals noch nicht das berühmte

milchweiße Papier und eben so wenig die nach allen Weltgegenden hin verzerrten Lettern, man druckte mit ſtumpfen Lettern ſehr ſpitzige Gedanken und legte ſeitenreiche Bilder auf grobkörnigtes ſchmutziges Zeitungspapier nieder. Bei alle dem ſind uns die ſpitzigen Gedanken und ſeitenreichen Bilder geblieben, während es ſehr die Frage iſt, ob das verkalkte milchweiße Papier auch nur einen unſerer ſublimen Gedanken auf die Nachwelt bringen wird.

Herr Jonathan Rehrmann trank dieſen Morgen ſeine Taſſe Milchkaffee etwas eiliger aus, weil ein wichtiger Poſttag war, und im Comtoir ſeine Gegenwart dieſes Mal eine gute halbe Stunde früher nöthig ſein konnte. Er behielt ſein grünes Käppchen auf, knüpfte wegen des Zugwindes auf der Treppe den grauen Oberrock feſter, und erſchien jetzt in der Thür des Comtoir-Zimmers in dem Augenblick, als eben der erſte Buchhalter ſich mit einem Fluche daraus hervorſtürzte. Nun, nun, rief Herr Jonathan und trat freundig zur Seite, was giebts denn?

Herr Rehrmann, rief der Buchhalter kirſchroth im Geſicht und die Fäuſte gegen ein unge-

heures Bücherconvolut ballend, Herr Rehrmann — Herr Potter! —

Mehr konnte der junge Mann nicht hervorbringen. Er zeigte fortwährend auf den Ballen und rief zehnmal ſchnell hintereinander: „Herr Potter!“ Die übrigen Buchhalter und Gehülfen kamen an die Thüren und auf ihren Geſichtern zeigte ſich Verwunderung, Staunen und Neugier. Einige, und zwar die jüngſten, gaben dem Bücherballen heimliche Fußtritte, zum ungeheuchelten Entzücken des kleinen Laufburſchen, der auf eine an der Thür ſtehende Kiſte gekrochen war, um ſeinerſeits Beobachtungen anzuſtellen. Der Ueberbringer des Ballens hatte ſich, als er den auflodernden Zorn des erſten Buchhalters bemerkte, eilig entfernt, ohne das beſcheiden geforderte Trinkgeld abzuwarten.

Die angelangten Druckſachen hatten in ihrem Umſchlage von grauer Sackleinewand, zugeknöpft mit einem in grober Hanfſchnur ziemlich gut gelungenen Knoten, ein ſo unbeſchreiblich harmloſes Anſehen, als irgend nur ein Bücherballen haben kann, und man begriff in der That nicht, wie ſie einen ſolchen Aufruhr im Comptoir hatten erregen können. Aber ein fürchterliches Wort hatte dies

zu Wege gebracht, das Wort „Rückwärts“ das auf die graue Leinewand mit drei Zoll großen Frakturbuchstaben aufgeschrieben stand: Bei Erblickung dieses Wortes verzog sich sogar die freundliche Miene des Herrn Jonathans und ging nach einem schnell vorübergehenden Ausdruck von Unwillen in ein halb mitleidiges, halb gutmüthiges Lächeln über, das sich in die Wellen des graulichen Backenbarts verlor, und mit dem der oberste Buchhalter keineswegs zufrieden war. Er hatte einen ganz andern Effekt erwartet von dem unvermutheten Zusammentreffen Herrn Jonathans und des Bücherballens. Er wartete noch einen Augenblick ruhig, und als nach Verlauf von einigen Sekunden Herr Jonathan nichts weiter sagte als: Schaffen Sie es bei Seite! wandte er auf der Thürschwelle plötzlich um, ging, gefolgt von sämmlichen Gehülfen, an sein Pult zurück, und man sah ihn das Haupt schütteln und die Achsel zucken, ein unfehlbares Zeichen für das versammelte Comptoir, daß der erste Buchhalter die Handlungsweise seines Prinzipals wieder einmal „nicht begriff.“

Mit dem Bücherballen und dem Worte „Rückwärts“ hatte es aber folgende Bewandtniß. Herr

Rehrmann gab seit vielen Jahren schon eine Zeitschrift heraus, die den Titel „Vorwärts!“ führte, und die viel Glück und viele Abonnenten gehabt hatte. Herr Rehrmann hatte den Gedanken zu diesem vielberühmten Blatte in einer glücklichen Stunde selbst gehabt, es war zur Zeit der politischen Bewegung in Teutschland, und er fand Gelegenheit, mit diesem Titel eine ziemlich ähnliche Tendenz zu verbreiten. Viele junge Gelehrte fanden sich durch das Aushängeschild angezogen und versammelten sich unter demselben. Ideen und Meinungen hatten ein kühnes Gepräge, und die Regierungen, die noch nicht argwöhnisch waren, schenkten dem Journale eine ungewöhnliche Ermunterung. Später freilich änderte sich es. Der Unfug der Presse kam nun mehr ans Tageslicht und sehr viele Lizenzen wurden wieder zurückgenommen. Dessenungeachtet erhielt sich die Zeitschrift, denn die jährlich erscheinenden Programme verstanden es klug, das Motto vom politischen Felde auf das wissenschaftliche überzulenken, und Niemand konnte billigerweise etwas dagegen haben, daß die Menschheit vorwärts schritt in dem zweckmäßigeren Bau einer Kaffee-Maschine oder in der allgemein faß-

lichen Eintheilung eines Kalenders. Gegenüber aber dem Herrn Rehrmann wohnte ein Mann, der die Zeit richtiger aufgefaßt zu haben vermeinte, und für ihre wahren Tendenzen ein ungemein scharfes Auge hatte. Dieses war der Herr Potter. Er hatte aus dem Fenster des Erdgeschosses seines kleinen Stübchens schon lange den steigenden Reichthum des Hauses Rehrmann mit Neid betrachtet. Ein großer fetter Mann mit einer selbstgefälligen Miene, dünkte er sich ein großer und unfehlbarer Politiker zu sein. Das Glück, das Herr Jonathan mit seinen frühern Verlagsartikeln gemacht, schrieb er dem damaligen ungewissen Zeitgeschmack zu, der jetzige jedoch hatte offenbar eine bestimmtere Seele. Man wollte nicht mehr revolutionäre Romane, nicht mehr himmelstürmende Gedichte, nach Abhandlungen, die ihre Verfasser in einer interessanten Verstimmung nieder geschrieben hatten, man wollte Ruhe, und die, welche in diesem liebenswürdigen Zustand der Dinge etwas besitzen, wollten dieses Besitzthum genießen. Dem zufolge gab Herr Potter eine Zeitschrift heraus, die er „Rückwärts" nannte. Ein glücklicher Gedanke, schon durch das Paradoxe, das in ihm

lag. Die Idee faßte. Dieſelben Gelehrten, die wenige Jahre früher für die Zeitſchrift „Vorwärts“ geſchrieben hatten, nutzten ihre Federſpitzen und ihre Gedanken jetzt für die Zeitſchrift „Rückwärts“ ab; derſelbe Zulauf, dieſelben Abonnenten. Dem Adel und den Regierungen wurde in dieſem ominöſen „Rückwärts“ ganz beſonders geſchmeichelt, und Niemand begriff, wie man zwanzig Jahr früher nur auf das „Vorwärts“ hatte abonniren können. Selbſt von den Kaffeemaſchinen und verbeſſerten Kalendern wollte man nichts mehr hören. Es war nur zu gewiß, das Vorwärts ging rückwärts, während das Rückwärts vorwärts ging, und endlich waren die Abonnenten des Rehrmannſchen Blattes auf ein ſolches Minimum reducirt, daß ſie die Koſten lange nicht mehr deckten. Nur die Rückſicht, den Triumph des Gegners nicht offenkundig zu machen, hielt das ſterbende Journal noch am Leben, aber es geſchah durch bedeutende Geldopfer, und mit nicht geringem Verdruß. Zu dem letzten gehörten die boshaften kleinen Neckereien, die ſich Herr Potter erlaubte und von denen der Bücherballen des heutigen Morgen einer der frappanteſten Beweiſe war. Er enthielt nämlich die

rückgängigen Exemplare von der Nehrmanſchen Zeitſchrift, die Herr Potter ſorgfältig geſammelt und in ein ungeheures Format gebracht und mit der Aufſchrift „Rückwärts“ verſehen hatte, ein zweideutiges Wort, das eben ſo boshaft auf das eigne Journal als auf das zurück Gehen der Nehrmannſchen Blätter deutete.

Der erſte Buchhalter, der ſelbſt Artikel in die Zeitſchrift lieferte, konnte ſich mit dem Gleichmuth, den Herr Nehrmann zeigte, nicht zufrieden geben. Seine Miene war daher noch immer ſehr aufgeregt, als er jetzt in das kleine Kabinet trat, um dem Prinzipal Bericht über die eingegangenen Briefe zu ertheilen.

„Setzen Sie ſich,“ lieber Paulſen, ſagte Herr Nehrmann ſehr freundlich „und vergeſſen Sie die Albernheit mit dem Ballen. Es iſt mir dieſe Nacht, wo ich wieder wie gewöhnlich ſchlaflos lag, allerlei durch den Kopf gegangen, das, wenn wir es klug anfangen, auch unſerm armen ſchwindſüchtigen Journal zu Nutze kommen kann.“

„Ich meine,“ rief Paulſen, „wir dürfen es Potter durchaus nicht ſo hingehen laſſen. Er wird immer dreiſter, immer unverſchämter.“

Herr Nehrmann schüttelte den Kopf. „Wer's Glück hat, führt die Braut heim. Hab ich es doch mit dem alten „„Echo““ eben so gemacht, die mein Vorgänger herausgab, und die ich durch mein „Vorwärts“ unbarmherzig todtschlug. Ideen, mein lieber Paulson, zeitgemäße Ideen, die sind der Lebensathem unsers Geschäfts. Ich muß gestehen, daß in dem Blatte meines Gegners Dinge stehen, die ich möchte selbst geschrieben haben.“

„In Potters Journal?“ — rief Paulson, und Mund und Augen blieben weit geöffnet stehen. Er glaubte nicht recht gehört zu haben, und doch fürchtete er zu fragen, um nicht noch einmal eine so erniedrigende und beschimpfende Rede von den Lippen seines Prinzipals zu hören. Um die Aufmerksamkeit schnell auf einen andern Gegenstand zu lenken, wühlte er eilig unter den Papieren, er zog einen großen, schwarz gesiegelten Brief hervor, den er entfaltete und Herrn Nehrmann vorlegte.

„Von wem?“ fragte dieser.

„Von der Dichterin Miranda“, antwortete der erste Buchhalter trocken.

„Lesen sie.“ Herr Nehrmann hatte es in seiner Art, während ihm die Briefe vorgelesen wurden,

ſeine Bemerkungen ganz kurz dazwiſchen zu ſchieben. Es entſtand dadurch ein komiſcher Dialog, manchesmal gingen auch die Bemerkungen wie ein fortwährender Commentar neben den Briefzeilen her, und widerſprachen, erklärten oder beſtätigten die Anſichten des Schreibens.

Frau Miranda ließ ſich folgendermaaßen vernehmen:

„Da ich fühle, daß ich meine Miſſion jetzt vollbracht habe (Herr Rehrmann: da ich funfzig Bände Romane geſchrieben habe) und da das Publikum mich zu ennuyiren anfängt, (weil es meine Romane nicht mehr kauft), ſo habe ich beſchloſſen mich von den Gefilden der ausübenden Poeſie zurückzuziehen und wie Schillers Johanna den ſchönen Wieſen (die ich eröffnete) und den Heerden, die ich weidete (es waren Schaafe darunter, die verdammt wenig Wolle gaben), Lebewohl zu ſagen. Deshalb das ſchwarze Siegel auf meinem Briefe. Miranda geht und nimmer kehrt ſie wieder! (aber ihre Romane ſind als Krebſe wiedergekehrt!) Ich fühle es im Innerſten meiner Seele, mein Loos iſt Unſterblichkeit. Mit Pſychefflügeln ſchwebe ich empor! (man muß ſie feſtſetzen laſſen, iſt mir noch den dritten Theil

ihres Romans schuldig) Sie, mein lieber Herr Nehrmann, Sie haben den Staub von meinen Flügeln geschüttelt, und ihn den Leuten verkauft (aber doch nicht in die Augen gestreut). Ich rechte nicht mit Ihnen, aber ein edler Mann sind Sie nicht; sonst bewohnte Miranda jetzt nicht ein Dachstübchen, Miranda säße nicht bei einer Schüssel Kartoffel, während Laisse und Phrynen Nektar und Ambrosia schlürfen (meinetwegen hätte sie eine Phryne sein können). Ich habe eine Gouvernantenstelle angenommen und erziehe Kinder (die armen Geschöpfe!). Nicht wahr, das hätten Sie nicht erwartet, da Sie mich so oft Ihre Sappho nannten? Sappho eine Kindermuhme! das klingt nicht weniger als poetisch; doch still, sag ich Ihnen; ich erziehe Seelen für die Unsterblichkeit. Wie nun, Bücher-Mann? Ich glaube daß ich noch funfzig Gulden von Ihnen zu bekommen habe. Ach wenn doch das einfältige Metall nicht wäre! Es küßt Sie zum Abschied Ihre Miranda" (Großen Dank! die wären wir glücklich los.)

Herr Paulsen zog einen zweiten Brief hervor.

„Wieder ein schwarzes Siegel?" rief Nehrmann verwundert.

„Von der Wittwe des Professors Brühldorf," entgegnete der erste Buchhalter. „Sie wünscht ein nachgelassenes Manuscript ihres Mannes in unsern Verlag zu geben.

„Zugestanden," rief Rehrmann. „Brühldorf war ein Ehrenmann.

„Aber sie fordert ein großes Honorar," bemerkte Paulsen. „Das letzte große Geschichtswerk ihres Mannes ist noch nicht bis auf die Hälfte vertrieben."

„Gleichviel," rief der Buchhändler; „und sollte ich dabei Schaden haben. Die Wittwe lebt in unverschuldeter Armuth. Ihr Mann, so wie er zur Zeit der Noth gehandelt hat, verdiente von den Ständen Medaillen und Pensionen, wenn diese Herren Gedächtniß hätten, und nicht beim ersten widrigen Winde auf die andere Seite schnappten. Gestehen Sie ihr das doppelte Honorar zu und sagen Sie ihr, es wäre der Ueberschuß vom Verkauf des Geschichtswerkes."

Paulsen legte den Brief stillschweigend bei Seite, und öffnete ein neues Couvert. Es enthielt das Schreiben eines Mannes, der sich mit vertrauungsvoller Offenheit an Herrn Rehrmann wandte, indem er berichtete, daß er durch einen

unglücklichen Zufall zum Krüppel geworden, ſeinem früheren Amte nicht mehr vorſtehen könne, und ſich daher der Literatur gewidmet habe, aus keinem andern Grunde, als weil er ſich nicht anders zu ernähren wiſſe. Dieſem Briefe war ein dürftiges Manuſcript von wenigen Bogen und mit einer unleſerlichen Hand geſchrieben, beigefügt.

„Weiſen's zurück," rief Herr Rehrmann, „die Literatur iſt kein Spital"

„Hier ein Brief von Herrn Brunheld," bemerkte Paulſen. „Er bietet uns ein neues Werk an."

„Zugegriffen, zugegriffen!" rief Rehrmann. „Das iſt die erſte angenehme Nachricht, die ich heute höre."

„Von dem geographiſchen Handbuche," fuhr Paulſen fort, „wird eine fünfte Auflage nöthig."

„O gut, recht gut, lieber Paulſen, ſollen's haben. Nur weiter in dieſem vorzüglichen Texte."

Der erſte Buchhalter bemühte ſich, was noch von guten Nachrichten verhanden war, recht ſchnell an den Mann zu bringen. Als alle Briefe durchleſen waren, ſetzte ſich Herr Rehrmann in ſeinem gepolſterten Drehſtuhle zurecht,

warf einen flüchtigen Blick durch die Glasthüre, ob Niemand im Laden ihn störe, nahm dann eine Priese und sagte: „Jetzt zu meinem Plane.“

Paulsen zürnte auf die Fliege, die am Fenster summte, in so gespannter Aufmerksamkeit horchte er auf das hin, was nun kommen sollte.

„Sie kennen den Schriftsteller Düborn?“ fragte der Prinzipal, indem er in einem Buche blätterte.

„Alfred Düborn,“ entgegnete Paulsen, „o freilich kenne ich ihn. Es ist unser deutscher Bulwer.“

„O nicht doch,“ entgegnete Nehrmann, „Sie verkennen den Mann. Deutschland ist nicht England, und überhaupt, was meinen Sie dazu, wenn ich diesen Alfred Düborn für unsere Zeitschrift gewinne?“

„Wenn er sich nur gewinnen läßt,“ bemerkte der Buchhalter mit klugem Lächeln.

„Warum nicht, ich habe ganz andere Leute sich dem Gelde beugen sehen,“ entgegnete Nehrmann, indem er sich in seinen Stuhl zurückwarf. „Wir müssen natürlich zahlen, Paulsen, zahlen müssen wir.“

„Aber auch einnehmen, verehrter Herr Prinzipal.“

„Verſteht ſich,“ entgegnete der Buchhändler. „Zufällig erfuhr ich, daß dieſer Herr Alfred Düborn ſich in unſerer Stadt aufhält, und zwar ſeit kurzer Zeit erſt. Ich will zu ihm gehen.“

„Er gehört zu der ariſtokratiſchen Richtung der ſchöngeiſtigen Literatur,“ bemerkte Paulſon.

„Gleichviel, er kann uns von Nutzen ſein. Man muß ihn für unſer Blatt gewinnen. Vielleicht übernimmt er ſogar die Redaction, denn, mit dem Doctor Nermlich geht es wirklich immer ärmlicher. Was meinen Sie zu dem allen, mein Lieber?“

Der erſte Buchhalter, der die Redaction des heruntergekommenen Blattes ſeit einiger Zeit ſelbſt führte, ohne ſich zu nennen, fand ſich ſehr beleidigt, als ſo offenkundig das Blatt in andere Hände übergehen ſollte. „Ich weiß doch nicht ob das rathſam wäre,“ bemerkte er empfindlich. „Wir laſſen uns da in Tendenzen und Verbindungen ein, die nimmermehr weder der Literatur noch unſerer Kaſſe förderlich ſein können.“

„Meinen Sie?“ erwiederte Nehrmann, indem er lächelnd ſeine Doſe in den Händen drehte

„Sie ſprachen das „„unſere Kaſſe““ mit ſo beſonderer Betonung aus. Fürchten Sie etwa für Ihr Capital, das in der Handlung ſteht? Kommen Ihnen meine Entwürfe zu abentheuerlich vor?“

„Mein hochverehrter Herr Prinzipal und geſchätzter Freund,“ rief Paulſen, „wie können Sie doch nur mir einen ſolchen Vorwurf machen? Hab ich es irgendwo an dem ſchuldigen Vertrauen fehlen laſſen?“

„Sie erſcheinen mir ſeit einiger Zeit wirklich ängſtlich,“ ſagte Rehrmann, den Blick auf den jungen Mann richtend, der in ſichtbare Verlegenheit gerieth, „haben Sie Pläne? Wollen Sie Sich ſelbſtſtändig niederlaſſen? Gedenken Sie zu heirathen?“

Das letzte Wort brachte bei Herrn Paulſen einen ſolchen Effect hervor, als hätte man eine Piſtole dicht vor ſeinem Ohr abgeſchoſſen. Er hüpfte auf ſeinem Seſſel ein wenig in die Höh, zwang ſich dann aber gleich wieder zu einer ſehr ruhigen Haltung. Herr Rehrmann, dem nichts entgangen war, glaubte in der Seele ſeines erſten Buchhalters geleſen zu haben, und brach das Geſpräch kurz ab. „Wenn ich mich geirrt habe

ſoll es mir lieb ſein," ſagte er; „Sie Sind wahrlich noch zu jung zum Heirathen. Uebrigens wiſſen Sie, daß ich bereit bin, mich mit Ihnen auseinander zu ſetzen, wann Sie wollen."

Mit der allzu großen Jugend des Herrn Paulſon war es nicht ſo buchſtäblich zu nehmen. Er war ein wohlgezogener Knabe von acht und dreißig Jahren, und in dieſem Alter kann man es dem Herrn Paulſon nicht gerade verdenken, daß er an eigenes Etabliſſement dachte. Zudem hatte er, als er die letzte Meſſe-Reiſe nach Leipzig machte, ein Mädchen geſehen, deſſen Namen er nicht erfuhr, das von einem Orte war, deß Namen er nicht kannte, das Aeltern hatte, von denen Niemand ihm etwas ſagen konnte, das in Leipzig ſich aufhielt, man wußte nicht warum, und das endlich wieder abreiſte, man wußte nicht wohin. Solche Bekanntſchaften ſind recht gemacht, einem den Verſtand zu verrücken, und der erſte Buchhalter ſpürte etwas von dieſer betrübenden Wirkung, wenn er an ſeine Schöne dachte, von der er nur wußte, daß er nichts von ihr wiſſen könne. Das Wort Heirathen brachte ihm alſo die ganze Reihefolge der unglücklichen Grübeleien wieder vor die Seele, denen er ſich

seit einigen Monaten hingegeben hatte, und es kam ihm der überraschende Gedanke, daß Herr Nehrmann vielleicht von der Unbekannten etwas wisse, aber ein Blick auf des Prinzipals gleichgültige Mienen überzeugten ihn vom Gegentheil. Es war das Aufblitzen eines Hoffnungsstrahls, der gleich wieder erlosch.

2.

Eine Stunde später befand sich der reiche Buchhändler auf dem Wege zu der Wohnung des genannten Schriftstellers Er hatte nach einem Herrn Alfred Dübern gefragt, und die Antwort erhalten, es gebe nur in dem Hause einen jungen Grafen Dübern. Herr Nehrmann ließ sich nicht gern überraschen. Er war zu alt dazu. Vor keinem Dinge sich zu verwundern, war sein Wahlspruch. Hier war er in dem Fall, diesen geltend zu machen. Er war der festen Ueberzeugung gewesen, Herr Alfred Dübern wohne, wie es einem deutschen Schriftsteller eigentlich gezieme, in dem Dachstübchen eines baufälligen Vorstadthauses, und nun stand er vor einem prächtigen Gebäude, in einer der ersten Straßen

der Stadt, und man ſagte ihm, in den mittlern Stock wohne der Mann, den er ſuche. Dies war Herrn Rehrmann neu. Die alte Literatur hatte keine Teppiche, keine Treppen mit Meſſingornamenten; man ging zu ihr hinauf auf baufälligen Stiegen, und man traf ſie an einem Tiſche ſitzend von Eichenholz, bei einem Stümpfchen Licht. Welch ein Geſchrei erregte nicht Klopſtock's Schlafrock von rothſeidenem Stoffe! Es war der erſte ſeidene Schlafrock in der deutſchen Literatur. Man verzieh dieſen Luxus dem Dichter des Meſſias, allein man billigte ihn nicht. Es gehörte ein unbeſchreiblicher Uebermuth dazu, immerdar auf Polſtern ſitzen zu wollen, und nur Götter und Fürſten erlaubten ſich dieſen Kitzel. Goethe behauptete, daß der Anblick auf rothe Vorhänge ſeine Phantaſie verweichliche. Er ſaß auf einen hart gepolſterten Stuhl ohne Stahlfedern und ſah auf einen Krautgarten herab. Alles dieſes beweiſt aber nichts, höchſtens den Umſtand, daß die rothen Vorhänge damals nicht ſo leicht zu haben und die Stahlfedern noch nicht erfunden waren. Warum, wenn man es haben kann, ſoll man nicht orientaliſche Diwan's auf orientaliſchen Diwan's dichten? Ich dächte das

Eine harmonire ganz gut mit dem Andern. Oder ſchafft die Phantaſie wirklich nach gewiſſen Geſetzen des Contraſtes der Wirklichkeit mit den Schalen? Beſchreibt man nur in Gefängnißmauern die Freiheit, nur auf einer Bretterbank die Orgien des Serails; und muß man nothwendig auf einen Krautgarten hinabblicken, um einen üppigen Roman wie die Wahlverwandtſchaften zu ſchreiben? Das ſind alles Fragen, die mit der Literatur aufs engſte zuſammenhängen; Herr Rehrmann hatte eine konfuſe Vorſtellung von ihrer Wichtigkeit, als er durch ein Nebenzimmer ging, wo er einen Diener in reicher Livree fand, der ſich anheiſchig machte ihn anzumelden. Nach wenig Augenblicken erſchien der Jocriſſe wieder und die Thür öffnete ſich zu einem Kabinet, in dem ſich fürs Erſte noch Niemand befand. Herr Rehrmann hatte Zeit, einige vortreffliche Gemälde und ſehr charakteriſtiſche Büſten zu betrachten, die an den Wänden vertheilt waren, und zu denen man gelangte, wenn man einen großen runden Tiſch in der Mitte der Stube umging, der angefüllt lag mit Büchern faſt aller Literaturen, vielleicht der deutſchen allein ausgenommen. Ein breiter Polſterſitz war davor-

geſchoben, und eine Maſſe von Riſſen von allen Formen zeigte, welche Proteusartige Stellung man auf dieſem halb aſiatiſchen halb europäiſchen Meubel annehmen konnte. In einer Ecke des Gemachs erhob ſich hinter dem gelben Lichte der ſeidnen Vorhänge die mediciäiſche Venus, aus einem Gebüſch von Cypreſſen und Mirthen. Eine ungeheure Kalla legte ihren aufgerollten Kelch dicht an den weißen Schenkel der Göttin. Herr Rehrmanns Blick haftete noch an dieſem letzten Gegenſtand, als die Thür ſich öffnete und der Graf Düborn eintrat. Es war ein noch junger Mann, weder ſehr anſehnlich von Wuchs noch ſchön vom Geſichte, allein ſeine Züge hatten den Charakter von Treuherzigkeit und Ernſt, eine Miſchung, die deſto wohlthätiger wirkt, weil ſie nie erkünſtelt wird. Niemand giebt ſich die Mühe, ſo ungeordnete Eigenſchaften ſich anzulügen, und gerade ſind es dieſe kleinen Lichter, die den wohlthätigſten Effect auf den Beſchauer des Gemäldes der menſchlichen Züge machen. Der Umgang mit der Welt lehrt eine gewiſſe allgemeine Güte annehmen, aber gerade dieſe ſtereotype Miene iſt dem ſchärfern Beobachter die gehäſſigſte Larve der ſocialen Falſchheit. Wir können nicht ent-

zückt ſein über jedes neue Geſicht, wir können nicht Güte empfinden über eine Figur, die zum erſtenmal ihre Unbedeutenheit in unſerm Wandſpiegel ermißt, wir entwürdigen jene feinen Züge innigen Wohlwollens, indem wir auf unſer Antlitz hinaufbeſchwören in dem Augenblicke, wo wir der ausgelaſſenſten Dummheit gegenüber ſitzen.

Graf Düborn war ſehr ernſt, denn er wußte nicht, was Herr Nehrmann von ihm wollte; er ſchien es auch dann noch nicht zu errathen, als der Buchhändler ihm ſeinen Namen und Stand mitgetheilt hatte.

„Ich glaube, Sie werden von mir gehört haben?“ ſagte Herr Nehrmann mit einem gutmüthigen Stolze.

Graf Düborn bejahte dieſes, und das Geſpräch ſtockte wieder. Mein Himmel, dachte Herr Nehrmann, ich hätte mir nimmermehr einbilden können, daß ein Schriftſteller, dem ich einen Beſuch mache, nicht bis an die Decke vor Freude und geſchmeicheltem Stolze ſpringt. Aber dieſer ſpringt nicht. Herr Nehrmann blickte, nachdem er dieſe Betrachtungen angeſtellt, wieder auf das Bein der Venus, als wollte er nur dieſen Gegenſtand zum Geſpräch bringen.

„Welch ein Umstand verschafft mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft?“ hub der Graf mit einem kleinen trockenen Husten an.

„Mein Gott, Ihr Ruf, Herr Graf,“ sagte der Buchhändler.

„Sehr gütig,“ erwiederte Dübern lächelnd, „ich hätte nicht geglaubt, daß ein deutscher Schriftsteller auch einen Ruf haben könne.“

„Wie soll ich das verstehen?“ rief Herr Nehrmann pikirt. „Die deutsche Literatur ist die erste und vorzüglichste. Alle andern Nationen haben von uns geborgt.“

„Haben sie das?“

„Ja, und überdies aus dem Munde eines deutschen Dichters, eines Schriftstellers der ein namhaftes Publicum — klingt die Bemerkung hart, um nicht ein anderes Wort zu sagen.“

„Wir ereifern uns um des Küsters Nachtmütze,“ sagte der Graf.

„Um des Küsters Nacht —?“ Herr Nehrmann konnte vor Verwunderung die Methaphe nicht endigen. Er stand auf und trocknete sich die Stirn mit einem Waterloo-Schnupftuche, ein theures Denkmal seiner glücklichsten Erinnerungen, und sagte darauf: „Herr Graf, wir ver-

ſtehen uns nicht. Sie ſehen in mir einen Mann, der im Dienſte der deutſchen Lettern alt geworden iſt. Ich habe dieſe lieben gothiſchen Buchſtaben zu den herrlichſten Werken, die je der menſchliche Geiſt erfand, zuſammengefügt Ja, ich bin ſelbſt Trucker geweſen, ich ſchäme mich nicht, von der Pike auf gedient zu haben; nein, ich ſchäme mich nicht. Mit Gleim's Kriegsliedern bin ich als ein barfüßiger Burſche durch die Winkelgaſſen einer Winkelſtadt Deutſchlands gerannt, und mein Herz ſchlug höher, wenn ich eines meiner ſchmutzigen Blätter einem alten Krieger von Kollin gratis hinwerfen konnte. Gratis, mein Herr, ja gratis! Ein Burſche, dem die Hoſen zerriſſen niederhingen, verſchenkt gratis Gleim's Kriegslieder! Hernach, als man meine Mutter zu Grabe trug, ſetzte ich mit zitternden Händen das Lied auf einen Torfkirchhof von Hölty zuſammen, und meine Thränen vermiſchten ſich mit der Druckerſchwärze. Später nahm mich die alte Garde der Literatur in ihren Nachtrab auf; man lud in mein Ränzel die erſte Ausgabe des Werther, und ich zog damit in die Welt. Ich lernte Deutſchland kennen. Ich verkaufte Sophien's Reiſen und reiste selbst nie Sophie in einer

Postkutsche. Man schenkte mir Vertrauen. Es kam die Zeit deutscher Knechtschaft; ich reiste immer noch herum, und verkaufte heimlich köstliche Broschüren gegen den Tyrannen. Meine kleine Postkutsche flog wie ein Pfeil über verbotene Straßen, und rumpelte durch bewachte Hohlwege. Immer im Dienste der deutschen Lettern. Man schoß einen Buchhändler nieder, mit dem ich eng verbündet war, er verrieth mich nicht; es hielt zusammen, was zur stillen Gemeinde der rechtlichen Männer gehörte. In Eile und Verborgenheit ging Alles. Gedanken, die auf dem Schafft einer Kanone geschrieben waren, wurden in verriegelten Kellern, in den Dachkammern gedruckt; man warf die fertigen Bücher Abends im Zwielicht den Leuten in die Fenster. Vermummte Gespenster gingen auf den Markt Man kaufte Pfeffer ein, in patriotische Lieder gewickelt, und selbst in die Rockschöße der Polizei versteckten sich die Liebesbriefchen der Freiheit. O, das war eine Zeit! Dann Sieg und Ruhm! Freudenthränen an allen Straßenecken. Von dem, was nachfolgt, nichts weiter. Genug, die deutschen Lettern haben mich reich gemacht. Ich habe keine Frau, kein Kind; die deutschen Lettern sind meine Frau, die dent-

ſchen Lettern ſind mein Kind; deshalb mag ich ſie nicht ſchmähen hören. Ich empfehle mich, Herr Graf."

„Bleiben Sie," rief Tübern, „bleiben Sie."

Herr Rehrmann ſteckte ſein Tuch unwillig in die Taſche und ſah mit einem höchſt aufgeregten Blick die Eruption des Veſuv's an, die ihm zunächſt an der Wand hing.

„Setzen Sie ſich," wiederholte der Graf, „Sie haben mir durch die leicht hingeworfene Skizze ein lebhaftes Intereſſe eingeflößt."

„Hab' ich das?" fragte Herr Rehrmann, indem er ſich wieder auf ſeinen Sitz zurückziehen ließ.

„Ich weiß, daß Ihre Beſtrebungen immerdar ſehr ehrenwerth geweſen," hub Tübern an.

„Und doch ſchienen Sie anfangs von der Firma: Jonathan Rehrmann nicht viel zu wiſſen?" rief der Buchhändler. „Aber laſſen Sie uns gleich zum eigentlichen Zweck meines Beſuches kommen. Nächſt der Ehre Ihrer Bekanntſchaft, Herr Graf, bin ich zu ſehr Kaufmann, um nicht auch meinem Geſchäftsvortheil nachzugehen. Wie wär's, wenn wir zu einander in Verbindung träten?"

„Ich bedaure aufrichtig, ich habe schon meinen Verleger.“

„Es handelt sich,“ bemerkte Rehrmann, „nicht so eigentlich um ein Buch, sondern — ich habe da eine Zeitschrift. Zu ihrer Zeit ging sie ihren frischen Gang fort, seit einigen Jahren aber hinkt sie.“

„Das thut mir aufrichtig leid,“ bemerkte Düborn mit einem leichten Achselzucken.

„Sie errathen nun schon, daß ich Sie bitten werde, mir zu meinem Blatte beizusteuern,“ rief der alte Mann mit einem freundlichen lauernden Blicke.

„Ich arbeite an keinem Journal, Herr Rehrmann.“

„Vielleicht weil Sie sich nicht unter eine bestimmte Fahne stellen wollen?“

„Sie haben es errathen.“

„Aber dem läßt sich abhelfen, Herr Düborn, oder Herr Graf, wollte ich vielmehr sagen. Sie ergreifen selbst die Fahne; Sie werden der Redacteur meines Blattes.“

„Ihre Zeitschrift ist einer Censur unterworfen?“

„Ja, allein einer so liberalen, wie sie die Verhältnisse unserer Stadt nur immer erlauben. Ich selbst verspreche Ihnen, mir keinerlei Einfluß zu gestatten. Sie sollen dieses Organ ganz unbeschränkt in Ihre Gewalt bekommen."

„Ich danke Ihnen für Ihr Zutrauen," rief Dübern. „Es überrascht mich in der That; ich weiß aber nicht, wie ich irgend es werde rechtfertigen können. Meine literarische Wirksamkeit ist höchst unbedeutend; ich schlage sie nicht höher an, als man einen anständigen Zeitvertreib bewerthet. Ich arbeite, wie mich gerade die Laune treibt; eine Thätigkeit jedoch, wie Sie sie mir auflegen wollen, würde mich zu bestimmten Stunden an den Schreibtisch fesseln, und ich habe bis jetzt keinen Zwang, keinerlei Art kennen gelernt. Auf der andern Seite gestehe ich, daß ich über die moderne Richtung unserer Literatur nachgedacht, und daß es einen großen Reiz für mich haben würde, die Resultate hierüber selbstständig und auf meine Weise kund zu thun."

„Nun denn?" rief Rehrmann, und rückte dem Sprechenden näher

„Und welche wären die finanziellen Bedingungen?" fragte Dübern.

Herr Rehrmann war auf diese Frage gefaßt. Er hatte die bescheidene Summe von dreihundert Thalern jährlich dem neuen Redacteur bestimmt, und glaubte damit ein sehr splendides Zugeständniß zu thun. Beim Hinaufsteigen der kostbaren Treppe waren die dreihundert Thaler unmerklich zu fünfhundert gestiegen. Fünfhundert Thaler wären für den Bewohner eines Mansardenstübchens ein unermeßlicher Schatz gewesen, wenn man noch die Ehre der Redaction eines so berühmten Blattes hinzurechnete, aber die seidenen Ueberzüge, auf die Herr Rehrmann jetzt saß und die Teppiche, die sein Fuß betrat, übten einen so magischen Einfluß auf seine Phantasie aus, daß er jetzt, da die wichtige Frage an ihn gestellt wurde, unwillkührlich achthundert Thaler über seine Lippen gleiten ließ.

„Acht hundert Thaler?“ rief Düborn achselzuckend.

„So lassen Sie es tausend sein,“ bemerkte Rehrmann schnell.

„Wir wollen darüber nachdenken, besuchen Sie mich in drei Wochen wieder.“

„Warum nicht gar. Ich bin eigensinnig, Herr Graf; ich will dieses Haus nun einmal nicht

verlaſſen, ohne mit ihnen ein Geſchäft abgeſchloſſen zu haben. Was ſagen Sie zu funfzehnhundert Thalern?"

„Ich kann durchaus nicht entſcheiden," ſagte Tübern ſehr ernſt. „Ich werde mich erſt mit den Anforderungen und dem Gange des Unternehmens bekannt machen müſſen."

„Achtzehnhundert Thaler, Herr Graf!" rief Rehrmann. „Ich ſage achtzehnhundert Thaler. Beim Himmel, für einen deutſchen Buchhändler keine Kleinigkeit."

„Ich glaub's" erwiederte Tübern und ergriff die Klingel. Der Jokei trat ein, und meldete daß das Reitpferd geſattelt ſtände. Die Unterhandlungen wurden durch dieſen Umſtand kurz abgebrochen In einigen Tagen ſollte die Entſcheidung erfolgen. Herr Rehrmann entfernte ſich kopfſchüttelnd. Zu Hauſe angelangt, wagte er nicht dem erſten Buchhalter die Summe zu nennen, die er dem künftigen Redacteur angetragen; er begnügte ſich in ſehr dunklen Andeutungen über gewiſſe ganz neue Erſcheinungen im Gebiete des literariſchen Marktes zu ſprechen. Herr Paulſen achtete darauf nicht ſonderlich,

denn er dachte bereits wieder an ſeine unbekannte und unergründliche Schöne.

Mittlerweile vollbrachte der Graf Dübern auf einem koſtbaren Reitpferde ſeinen gewohnten Morgenritt. Er machte die Fenſterparade vor einem Hauſe, in dem eine junge Dame wohnte, der er ſchon ſeit ſechs Wochen den Hof machte, dann ſtieß er vor dem Thor auf einige Gefährten, und es wurde ein Landhaus in der Nähe beſucht, wo man ein Frühſtück einnahm. Alles das geſchah mit der kecken Ungebundenheit und den Manieren eines jungen Stutzers von der beſſern Sorte. Der Mittag verging bei einem kleinen ausgeſuchten Diner, den Abend nahm ein eleganter Spielklubb in Anſpruch, oder ein Ball, wo die Sinne durch Lampenglanz, Hitze und Tanz erſchlafft wurden, ſo daß ſie durch eine kräftige Jagd auf mehrere Tage in den benachbarten Forſten wieder erfriſcht werden mußten. Dieſes war das Leben, dem der junge Graf Dübern ſich hingab. Ohne Wüſtling zu ſein, hatte er alle Gewohnheiten deſſelben; ohne an Orgien Vergnügen zu finden, verſäumte er doch keine. Er war nicht im Stande, ſich einen Genuß zu verſagen, mochte deſſen Erreichung auch

mit noch ſo großem Geldopfer verknüpft ſein. Da er ein unabhängiges und ziemlich bedeutendes Vermögen hatte, ſo konnte er ſo ziemlich frei walten. Dem Bücherſchreiben hatte er gefröhnt, wie er jedem andern Luxus huldigte. Nie war ihm in den Sinn gekommen, irgendwie damit in die Schranken zu treten, oder auch nur oberflächlich nach einen gewiſſen Ruf zu ringen. Das erſte Buch ſchrieb er, um eine Frau zu ärgern, die ihn durch Koketterie gefeſſelt hatte, und deren Schliche er aufdeckte. Das Bild hatte eine große Wahrheit, es gab die Fallthüren und verborgenen Gänge an, durch die die vornehmen Laſter ſchleichen und verſchwinden, es zeigte an der Sonne der Schönheit gewiſſe Flecke, die einen ſehr üblen Eindruck machten, wenn man das Teleskop des Beobachters darauf richtete. Gewiſſe Milchſtraßen erſchienen als Giftſtraßen, gewiſſe Doppelſterne als Doppelflecke, und manches Sternbild löste ſich ganz in Nebel auf. Das ſind betrübende Erſcheinungen, aber wenn man ſie mit Munterkeit erzählt, ſo verfehlen ſie nie, eine große Wirkung hervorzubringen. Düborn, da er ſeine Krankheit überwunden hatte, gefiel ſich darin, ihre Symptome unter einen humoriſti-

ſchen Geſichtspunkt zu bringen, und der Roman gefiel außerordentlich. Ein zweiter folgte und hatte noch mehr Succeß. Außer dem Ruf, den ihm dieſe Bücher unerwartet brachten, legten ſie ihm auch eine baare Summe in die Hand, und der junge Schriftſteller war zu ſehr Lebemann, als daß er nicht gerne ſeine Einkünfte um faſt das Doppelte hätte bereichert ſehen mögen.

Bis hieher war alles Laune. Herr Rehrmanns Vorſchlag brachte zuerſt ein ernſtes Nachdenken bei unſerm Helden hervor, und die ſeit einiger Zeit ihm immer wieder aufſtoßenden Ideen über Literatur und ihre Richtung gewannen plötzlich einen Zentralpunkt. Es liegt eine unbeſchreiblich verführeriſche Gewalt in der Ueberzeugung mit ſelbſtſtändigen Einfluß wirken zu können, und hiezu zeigte ſich jetzt der Weg.

Alfred Düborn kehrte heute zum erſtenmale in ſehr nachdenklicher Stimmung von ſeinem Ritte heim. Er ſchritt eilig durch ſein Zimmer und blieb endlich vor dem Schreibtiſche ſtehen. Lächelnd beſah er die Feder, ſchob ein Heft zurück, das ſeit Wochen auf dem Pulte lag, noch unbeſchrieben da lag. Kann es mir denn ſo ſchwer werden?“ rief er bei ſich ſelbſt, drei Stunden

täglich von meinem Vagabunden-Leben abzumüßigen, um ſie einer edlen Thätigkeit zu weihen? Eine edle Thätigkeit, ein Tagblatt zu redigiren? — Ja, aber ich kann durch daſſelbe wirken. Fort ihr düſtern und neckenden Phantaſien, die ich in ſpäter Nachtſtunde niederſchrieb, wenn ich von einer wilden Geſellſchaft heim kehrte! die ſtillen, klaren Ideen, die Ideen, die da dauernd nützen, die in die Ferne wirken, die nicht blenden, nicht verführen, nicht das Blut in Wallung bringen, und nicht ſelten thöricht Thorheiten heilen wollen, nein die geſunden Früchte geſunden Nachdenkens, will ich in ſtillen Morgenſtunden ſammeln und ſie für mein und anderer Heil aufſpeichern. Ich werde nützlich ſein können, da ich bis jetzt nur amüſirte.

Aber ſoll ich meine Jugend an die Arbeit eines Galeerenſklaven wegwerfen? Pah! um dieſe Jugend iſt es ohnedies ſchon geſchehen; die Orgien, die Nachtwachen, die Neckereien der Weiber haben ihr einen empfindlichern Stoß beigebracht, als es die Seiten eines Journals jemals vermögen.

Und dann, iſt es nicht immer noch Zeit, die Feder niederzulegen, wenn ihre Führung mir Ekel

verurſacht? Wenn dieſer Schreibtiſch, der früher meine Wenne war, mir nur die Stätte der Zwangarbeit bietet, kann ich ihn nicht verlaſſen? Es kommt alles auf die Art der Verbindlichkeiten an, die ich eingehe, und ich will ſie mir ſo gefügig ſtellen als möglich.

Mit dieſen Meditationen klingelte Düborn ſeinem Kammerdiener, um ſich zu einem Diner ankleiden zu laſſen. Zum erſtenmale hielt er pünktlich die Stunde. Ich muß mich an einen regelmäßigen Geſchäftsgang gewöhnen, bemerkte er bei ſich ſelbſt.

3.

In einem ſehr guten Theile der Stadt, in einer Straße, wo die reichen Banquiers ſich angeſiedelt hatten, und wo man demzufolge zu den Mittagſtunden ein fortwährendes Geraſſel der Wagen hörte, die die Beſitzer vornehmer Namen zu den Beſitzern der Geldſäcke führten, ſah man um die achte Abendſtunde die ſechs Fenſter mit den rothen Vorhängen erleuchtet, die dem Geſellſchaftslocal oder dem ſogenannten Salon des Herrn Tipp, Edlen von Tippenheim, angehörte.

Dieſer ſehr achtungswerthe Herr gab nemlich heute ſeinen „Abend.“

Die kleine ſilberne Schnörkel-Pendüle mit einer Gruppe von einer in Roſenroth gekleideten Schäferin, um die ſich in einer fürchterlichen Verrenkung ein hellblauer Schäfer zärtlich bemühte, hatte ſchon mit hektiſcher Stimme ihre acht leiſen Schläge geſummt, die Wachskerzen waren angezündet und gehörig vertheilt, und die kleine Familie ſaß in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, in einer Ecke des Kamins verſammelt. Herr Tipp, in einen ſchwarzen Anzug und eine ſehr hohe Halsbinde eingeſchnürt, ſaß in einem Armſtuhl, ohne zu wagen, ſich an deſſen Rückenpolſter anzulehnen, weil für den heutigen Abend der Ueberzug abgenommen war. Frau Tipp, in einem bauſchigten weißen Mouſſelinkleide hielt ihre Blicke mit der Aufmerkſamkeit, mit der man die Bewegungen eines Telegraphen beobachtet, auf ihre Tochter geheftet, die vor ihr ſtand, weil ihr verboten war, ſich zu ſetzen, um die Falten ihres Kleides nicht aus der gehörigen Lage zu bringen. Der junge Herr von Tipp ſaß am Fenſter und gähnte.

Herr Tipp fand es für nöthig das Stillschweigen zu unterbrechen, und er that es mit der Bemerkung, daß es schon acht Uhr geschlagen habe. Um dieser Thatsache mehr Gewicht zu geben, streckte er sich wie im Unmuth aus, und nahm die Miene eines Mannes an, der sich langweilte.

„Nimm Deine Füße von der Camineinfassung weg," sagte Madame Tipp.

„Ich weiß nicht, wie Du mir heute vorkommst Amenaide?" rief Herr Tipp verwundert.

Diese Bemerkung war jedoch nur eine Redensart. Madame Tipp erschien Herrn Tipp heute nicht um ein Haar anders, als sie ihm seit den dreißig Jahren, die er mit ihr verheirathet, immer erschienen war. Es konnte auch in dieser Hinsicht durchaus keine Ueberraschung statt finden.

„Sieh mich an," rief Frau von Tipp nach einer Pause.

Herr von Tipp machte sofort Anstalten, die eingeschnürten Halsmuskeln in Bewegung zu bringen, die zur Folge hatte, daß nach und nach sein breites Gesicht dem erhitzten Antlitz seiner Gemahlin gerade gegenüber stand. Sie zupfte

ihm den Halskragen zurecht, und brachte die geſtickte Weſte zum Vorſchein, die unter dem Frack ſich verſteckt hatte.

„Ich glaube, mein Schatz,“ bemerkte Herr von Tipp, „daß der Graf keine ſonderliche Aufmerkſamkeit meinem Putze ſchenken wird.“

„Das glaube ich ſelbſt,“ entgegnete Frau von Tipp, „er wird ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf unſere Caroline wenden. Sieh einmal, wie das Mädchen ſich heute Abend wieder einmal macht.“

Herr von Tipp betrachtete den Sprößling ſeiner keuſchen Ehe und ließ dann die Aeußerung entſchlüpfen, daß die Roſe vom Kopf heruntergefallen ſei, weil ſie am Ohr hinge. Dieſe Bemerkung machte, daß Frau von Tipp über Herrn von Tipp's Unkenntniß der modernen Toilette in ein ſo convulſiviſches Lachen verfiel, daß der Bediente, der den Auftrag hatte, den Thee hereinzubringen, den Kopf zwiſchen die Thür ſteckte, in der Meinung, es ſeien ſchon Gäſte angekommen.

„Wenn Du doch nicht urtheilen wollteſt über Dinge, die Du gar nicht verſtehſt,“ rief Frau von

Tipp, indem ſie ſich mit einem geflickten Taſchentuche die Thränen von den Wangen trocknete.

Mitlerweile hatte Fräulein Caroline ein Papier aus dem Arbeitsbeutel gezogen und vertiefte ſich in die Lectüre deſſelben.

„Kannſt Du's noch nicht, Linchen?" fragte Frau von Tipp beſorgt.

„Ich kann's ſchon, Mama," entgegnete die Dame, „aber ich bleib dabei, es iſt Unſinn."

„Was iſt Unſinn?" fragte Herr von Tipp.

„Hier dieſe Stelle," rief Caroline, indem ſie das Blatt ihrem Vater hinreichte. „Die Mama hat mir's gegeben, damit ich's auswendig lernen ſoll; es iſt aus dem neueſten Roman des Herrn Düborn."

„Des Grafen Düborn," verbeſſerte Frau von Tipp. „Wenn es ein gewöhnlicher Herr Düborn wäre, hätten wir uns gewiß nie um ihn bekümmert. Bedenke, daß er zehn tauſend Thaler jährlich hat, und daß er einmal bemerkt haben ſoll, daß Du ſehr ſchöne Augen haſt."

„Die haſt Du von mir," rief Herr von Tipp.

„Von Dir?" ſagte Frau von Tipp, indem ſie ihren Mann mit einem Blicke unbeſchreiblicher

Geringschätzung ansah. „Nimm Deinen Kopf von der Lehne weg.“

Herr von Tipp fuhr eiligst mit dem Kopfe weg, den er im gerechten Stolze auf seine einstige Schönheit der verbotenen Lehne nahe gebracht hatte. Er vertiefte sich in dem Papierschnitzel und brachte höchst verworrene Betrachtungen über die Liebe zu Tage. „Ich werde daraus nicht klug,“ sagte er endlich, und gab das Blatt seiner Tochter zurück.

„Das sag ich auch,“ rief Caroline und zerknüllte mit eigensinnigem Weinen das Papier, zur größten Ergötzung des jungen Herrn von Tipp, der jetzt vom Fenster wegtrat, und sich hinter den Stuhl des Vaters stellte.

„Weine nicht,“ rief Frau von Tipp ihrer Tochter zu. „Hast Du die Arie von Donazetti mit dem Musikmeister heute durchgesungen?“

„Ich hab's,“ rief Caroline und stampfte mit dem Fuße.

Herr von Tipp sah seine Gemahlin verwundert an. „Wo hast Du nur die fremden Namen her, Amenaide? An der Wiege hat man's Dir doch nicht gesungen.“

„An der Wiege hat man mir auch nicht gesungen," entgegnete Frau von Tipp boshaft, „daß ich gewissen Leuten erst mit dem Pastor über den Hals kommen mußte, um sie zur Vernunft zu bringen."

Diese wenigen Worte enthielten die Quintessenz alles Bittern, was Herr von Tipp im Laufe seines langen Lebens hatte kosten müssen. Sie spielten auf eine heroische That seiner Gemahlin an, die er ihr nie verzeihen konnte, obgleich er die Miene annahm, es ganz vergessen zu haben. Frau von Tipp war nämlich nichts mehr und nichts weniger als eine Rätherin, und früher Herrn von Tipp's Geliebte gewesen. Das war eine Thatsache. Sie hatte jedoch sogleich auf das Wappen der Edlen von Tippenheim speculirt. Lange Zeit war ihr dies nicht gelungen, endlich siegte sie durch einen Gewaltstreich. An einem schönen Morgen kam sie mit dem Pfarrer angefahren, und Herr von Tipp wurde von den Verbündeten gleichsam über den Haufen gerannt. Seit dieser Zeit hatte er in seiner Miene eine gewisse Verblüfftheit, die sich nicht wieder verlor, und die Frau von Tipp als das deutlichste Zeichen ihrer für immer gesicherten Herrschaft ansah.

„Ich habe es nicht ſo gemeint," rief Herr von Tipp und verſuchte zu gähnen, zum Zeichen, daß dieſe Art von Unterhaltung ihn ennuyirte, aber die Dame war nicht Willens, dieſen Gegenſtand ihrer unſchuldigen Neckerei ſogleich wieder fallen zu laſſen. Zum Glück für Herrn von Tipp wurde jetzt die Thür mit Geräuſch aufgeriſſen, und es erſchienen ein Herr und eine Dame, die Frauen fuhren auf die Letztere zu, während Herr von Tipp ſich mit dem Erſteren bekomplimentirte und der junge Herr von Tipp hinter dem Rücken ſeines Vaters ungeſchickte Verbeugungen machte. Gleich darauf öffnete ſich die Thür nochmals, und ein langer ſchwarzer Herr mit einer Brille trat ein; ihm folgte eine Dame, die ihren Hut nicht abnahm, weil ſie verſicherte, ſie könne nur eine halbe Stunde bleiben, die aber nichts deſto weniger bis zum Souper blieb. Noch einige andere Bekannte erſchienen, die ſich ſonſt nicht ſehr häufig in dieſem Hauſe blicken ließen, diesmal aber kamen, weil ſie gehört hatten, ein ausgezeichneter Mann, der viel von ſich ſprechen mache, werde heute ſich einfinden.

„Tipp!" rief die Dame des Hauſes in einem ſehr graziöſen Tone.

„Was willſt Du, mein Engel?“ entgegnete Herr von Tipp aus der andern Ecke des Zimmers.

„Hier iſt die Frau Commerzienräthin Grünling,“ fuhr die Frau fort. „Sie will wiſſen, welche Verdienſte eigentlich unſer Freund, der Graf Düborn, hat. Erkläre ihr das, Du weißt es am beſten.“

„Er iſt ein Schriftſteller, oder wenn Sie ſo wollen, ein Dichter, meine Gnädige.“

„Nichts mehr als das?“ rief die Commerzienräthin enttäuſcht. „Ich glaubte, er wäre der Erfinder des Daguerrotype.“

„Leider iſt er das nicht,“ entgegnete Herr von Tipp.

„Ach mein Himmel!“ rief die Dame. „Das muß ich doch meiner Tochter ſagen, ſonſt ſpricht ſie mit ihm vom Daguerrotype. Das iſt nun einmal wieder ein Spaß, den mein Mann mir aufgeheftet. Er iſt ſo ſpaßhaft.“

Herr von Tipp zuckte ſehr freundlich die Achſeln, und die Dame verlor ſich im Gedränge, um ihre Tochter aufzuſuchen, und ihr zuzuflüſtern, daß der Graf Düborn nicht der Erfinder des Daguerrotype ſei.

Während deſſen machte die Dame im Hut die Bemerkung, daß es ſehr heiß im Zimmer zu werden drohe, und daß das Herumreichen der Erfriſchungen ſehr unregelmäßig vor ſich gehe.

Eine bleiche Dame, die auf dem Sopha ſaß und mit einer hochgelben Toque geſchmückt war, äußerte, daß ſie eine unbeſchreibliche Leidenſchaft für die Literatur habe. Ein Herr ihr zur Seite verſicherte, daß er um keinen Preis in der Welt an der Wahrheit dieſes Bekenntniſſes zweifeln werde.

„Und dieſer Genuß wird Einem ſo ſelten geboten," bemerkte die Dame mit der gelben Toque.

Der Herr verſicherte, daß nichts ſeltener auf der Welt ſei, als dieſer himmliſche Genuß.

„Lolla Rookh!" ſeufzte die Dame

„Lolla Rookh!" ſeufzte der Herr und blickte mit einem unbeſchreiblich gefühlvollen Ausdruck auf den Boden ſeines Hutes.

Während dieſes literariſchen Geſpräches ſtand der Herr mit der Brille am Kamin und wärmte ſich, indem er bei dieſer Gelegenheit zwei Beine zeigte, die von einer faſt fabelhaften Dünnheit waren. Er zog von Zeit zu Zeit ſeine Taſchenuhr hervor, hielt ſie ans Ohr, und dann wieder dicht

vor's Auge und gab alle nur erſinnliche Merkmale, um zu zeigen, daß er die Soirée unbeſchreiblich langweilig finde.

Jetzt öffnete man die Thür, und der Graf Düborn trat herein, gefolgt von einem in ſchwarz gekleideten jungen Mann. Das endliche Erſcheinen des berühmten Mannes brachte im Geſellſchaftszimmer einen allgemeinen Aufſtand zu wege. Dieſen Umſtand benutzte die Dame im Hut, um unbemerkt ein großes Glas Punſch auszuleeren.

„Tipp!" rief die Dame des Hauſes.

„Hier, meine Liebe!" entgegnete der Hausherr.

„Ich bitte Dich, ſei doch nicht ſo zerſtreut. Stelle doch den Grafen der Gräfin Plunders vor."

„Thue das ſelbſt," flüſterte Herr von Tipp. „Ich muß den Lord Fitz-Grombort dort am Kamin feſthalten. Er hat mir ſchon gedroht, vor dem Souper wegzulaufen."

„Gräfin Plunders!" rief Frau von Tipp mit einer ſehr vielſagenden Miene, „hier iſt der Graf Düborn, unſer ſehr theurer Hausfreund." — „Herr Graf, dies iſt die Gräfin Plunders!" Wie Frau von Tipp dieſe Worte ausgeſprochen

hatte, trat ſie einen Schritt zurück und rief mit einer ungemein ſchalkhaften Miene: „Ich bin eine wahre Närrin, allein ich kann es nicht laſſen zuzuſehen, wie zwei ſo ausgezeichnet geſchente Perſonen ſich begrüßen."

Die Dame in der gelben Tocque fand dieſe Aeußerung von Frau von Tipps Seite äußerſt unzart.

Herr von Tipp, der ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen den Lord Fitz-Grombort und einer Lampe, die zu erlöſchen drohte, theilte, flüſterte dem Lord zu, daß der große Dichter ohne Zweifel etwas vorleſen werde.

„Gott—dam!" entgegnete der Lord. „Man u— weiß, daß ik nicht lieb das L — Leſen."

„Unter uns geſagt," bemerkte Herr von Tipp, „ich lieb es auch nicht. Wir wollen in das Nebenzimmer gehen." Sie verfügten ſich in's Nebenzimmer, und der Lord brummte ein engliſches Volkslied, ließ dabei ſeine Uhr repetiren und trommelte an die Fenſterſcheiben, lediglich um nichts vom Vorleſen zu hören.

Graf Dübern trug ein Lied auf den Frühling vor, das dieſen oft beſungenen Gegenſtand auf eine neue Manier beſang, indem es gar keine

Manier hatte. Es kamen keine Blüthen darin vor, die ſich ſehnten „am Licht der Sonne zu verglühen.“ Die Frühlingsgräſer zitterten nicht dem Fußtritt der Geliebten entgegen. Die Roſen gebehrdeten ſich nicht wie nervenſchwache Mädchen, die erbleichen, wenn ſie Wangen ſehen, die noch zarter gefärbt ſind, wie die ihrigen, kurz die ganze Natur war natürlich, was ſie ſo ſelten am lyriſchen Putztiſch unſerer modernen Dichter iſt. Als die Verſe zu Ende waren, überboten ſich die Zuhörer in Lobſprüchen, die Düborn von ſich ablehnte, indem er erklärte, ſein neben ihm ſitzender Freund ſei Verfaſſer des Gedichts. Jetzt nahmen die Exklamationen dorthin ihre Richtung, aber der junge ſtille Mann ſchien durchaus nicht vorbereitet, eine Rolle zu übernehmen. Er erwiederte auf alle Entzückungen nichts, und man ſah es ſeinem immer bleicher werdenden Geſichte an, wie ſehr ihm dergleichen ärgerte und langweilte.

Die Dame in der gelben Tocque begriff nicht, wie ein Mann, der ihr nicht vorgeſtellt worden war, die Dreiſtigkeit haben konnte, ein Gedicht von ſich vortragen zu laſſen. Es trat eine lange Pauſe ein, da hörte man ein paar Töne anſchla-

gen. Fräulein Tipp hatte an dem Piano ſich vorbei bewegt und zufällig es berührt. Es war natürlich, daß man ſie bat zu ſingen. Die Verſtimmung, die der ärgerliche Auftritt mit dem ſchweigſamen Dichter hervorgebracht, mußte wieder verſcheucht werden, und die Dame in der gelben Toque verſicherte, daß ſie nichts lieber thue, als in Tönen ſchwelgen.

Während die Arie im Gange war, öffnete ſich die Thür, und eine junge blonde Dame trat herein, die den zunächſt Sitzenden Zeichen machte, daß ſie ſich ihretwegen nicht aufſcheuchen laſſen möchten. Sie ſelbſt nahm geräuſchlos an der Thüre Platz. Nichts in der Welt konnte Frau von Tipp ſo ungelegen kommen, als die Erſcheinung der blonden Dame grade in dem Moment, wo die Arie vorgetragen wurde. Die gewünſchte Wirkung wurde offenbar zerſtört. Der Graf, der ſehr aufmerkſam zugehört hatte, verlor, ſo wie die Eintretende die Schwelle berührte, allen Sinn für die Arie ſo wie für die Sängerin. Er ſah mit einem ſo zerſtreuten Blicke in den weit geöffneten Mund der Fräulein Tipp, als begriffe er gar nicht den Grund dieſer Verzerrung. Dazu wurde das Getrommel und das ſchottiſche Lied

des Lord Fitz-Grombort aus dem Nebenzimmer immer hörbarer, indem es in die ſanften Parthieen der Arie ſich eindrängte, und vollends allen Effect vernichtete. Müde dieſes Accompagnements erhob ſich endlich Mademoiſelle Tipp und das Piano wurde geſchloſſen.

„Mein Kind," hub Frau von Tipp an, „ich glaube Du haſt heute ſehr zerſtreut geſungen, und die Lobſprüche, die man Dir gezollt hat, ſehr wenig verdient. Was iſt es nur, was Dich den ganzen Tag beſchäftigt hat? Du theilſt mir nie dergleichen mit, und wahrlich, ich hätte doch Anſprüche auf Dein Vertrauen."

„Was iſt's, liebe Kleine?" fragte die Dame mit der gelben Tocque.

„Ich darf es nicht ſagen," entgegnete Fräulein Tipp, indem ſie verſchämt die Augen niederſchlug. „Mama wird mir zürnen, wenn ſie erfährt, daß es ein Roman geweſen iſt, den ich den ganzen Tag über nicht aus der Hand gelegt habe."

„Ein Roman?" riefen Frau von Tipp und die gelbe Dame.

„Wir wollen nicht ſo laut reden," rief Frau von Tipp. „Ich errathe von wem dieſer Roman war. Hm, hm."

„Von wem?" fragte die gelbe Dame, und blinzelte mit den Augen.

„Es ſind Stellen darin," fuhr Frau von Tipp mit einer Stimme fort, die laut genug war, um am andern Ende des Salons gehört zu werden. „Stellen ſag ich Ihnen! Wenn ich nur ein beſſeres Gedächtniß hätte."

„Zum Beiſpiel dieſe Stelle, Mama." Hier brachte Fräulein von Tipp den Gallimathias vor, aus dem Dübern zu ſeinem Schrecken wie in einem Hohlſpiegel ſeine eigenen Gedanken, in ein confuſes Gemenge zuſammengeworfen, wieder erkannte.

Die gelbe Dame ſank in die Sopharecke, und verſicherte, daß nichts in der Welt im Stande ſei, ihr einen ſo himmliſchen Genuß zu gewähren.

„Mein Kind," rief Frau von Tipp zu ihrer Tochter, „laß mich dergleichen nicht wieder erleben. Die Dichter heutzutage ſind eine zu gefährliche Bekanntſchaft für ein junges Mädchen. Hm, hm. Hab ich nicht recht, Gräfin?"

„Vollkommen. Ach ſie morden uns, ſie löſen uns auf bis auf die letzte Faſer, aber wir lieben ſie dennoch, dieſe Unmenſchen, dieſe Ungeheuer!“ —

Frau von Tipp fand, daß die gelbe Dame ſich lächerlich machte, und dieſe entdeckte, daß Frau von Tipp darauf ausging, ihre Tochter an den Mann zu bringen, und daß ſie dazu ſehr unzarte Mittel ergriff.

„Amenaide!“ rief Herr Tipp aus der andern Ecke des Zimmers.

Frau von Tipp ſtand auf, um zu ihrem Gemahl zu eilen. „Mylord wünſcht Dir etwas zu ſagen,“ flüſterte der Mann. „Ach“ rief Frau von Tipp mit der Miene graziöſer Ueberraſchung.

„U — ja“ ſagte der Lord. „Ich u — wollte ſagen, daß es ſchaines — ſchönes — U — Wetter iſt.“ —

„Ach! Mylord wollte ſagen, daß es ſchönes Wetter iſt,“ — rief Frau von Tipp.

„J — ja! Ich u — wollte ſagen, daß es i — geſtern ſchaines — ſchönes U — Wetter u — war!“ —

„Ganz richtig, Mylord wollten ſagen, daß es geſtern ſchönes Wetter war,“ bemerkte Frau von Tipp mit einem höchſt anmuthigen Lächeln.“

„J — ja! Ich u — wollte ſagen, daß es morgen ſchönes —"

Lord Fitz-Grombert wurde hier in ſeiner Rede unterbrochen durch ein großes Vorlegebrett, das ihm der Bediente auf den Leib ſchob, und auf dem kleine Gläſer mit Erfriſchungen und kleine Butterbrödchen mit kaltem Braten aufgereiht ſtanden. Frau von Tipp benutzte die Zeit, während welcher der Lord unter dieſen Schätzen wählte, um ihren Mann bei Seite zu ziehen und ihm zuzuflüſtern, daß er durch ſeine alberne und unüberlegte Dazwiſchenkunft ſie um den Gewinn des ganzen Abends gebracht habe, indem ſie eben im Begriff geweſen, den Grafen Düborn und Fräulein Caroline auf die intereſſanteſte Weiſe an einander zu bringen. Herr von Tipp war über dieſe Eröffnung troſtlos, aber er verſicherte, daß die Mittheilungen des Lord's Fitz-Grombert unmöglich länger hätten verſchoben werden können.

Frau von Tipp wollte auf ihren Platz zurück, allein es fand ſich, daß die gelbe Dame den Grafen dergeſtalt in Anſpruch genommen hatte, daß er unzugänglich für jeden andern Angriff wurde. Es war dieſes gewiß nicht wenig auffallend. Die gelbe Dame ſchien es darauf na-

gelegt zu haben, ſich heute Abend morden, und bis auf die letzte Faſer auflöſen zu laſſen. Während deſſen gab Frau von Tipp ihrem Sohne Winke, ſich neben die blonde Dame zu ſetzen. Dieſes geſchah zu nicht ſehr großem Vergnügen der blonden Dame, die ihren Fächer vor den Mund hielt und ſehr ungeduldig nach der Thüre blickte. Endlich war das Geſpräch über die überirdiſchen Genüſſe, die die Literatur bietet, beendet, und Frau von Tipp hielt ihre Tochter am Rockzipfel, um von neuem die „ausdrucksvolle Stelle" deklamiren zu laſſen, als der Graf ſeinen Hut nahm und ſchnell wie ein Schatten verſchwand. Hinter ihm drein ſchoß der Lord Fitz-Grombert, und nicht zwei Minuten darauf erhob ſich auch die blonde Dame und wurde unſichtbar. Dieſes Beiſpiel wirkte auf die Menge. Die Dame mit dem Hut entfernte ſich, da ſie merkte, daß keine neuen Erfriſchungen mehr herumgereicht wurden. Die Commerzienräthin brannte vor Verlangen, ihren allzu ſpaßhaften Mann zu Hauſe auszuſchelten, und die andern Gäſte, die zu Hauſe weder Jemanden auszuſchelten noch zu liebkoſen hatten, gingen fort aus keinem andern Grunde, als weil es die Stunde war, wo ſie

gewöhnlich zu Hause eintrafen. Der schweigsame Dichter hatte sich schon lange entfernt, ohne daß irgend Jemand es bemerkt hatte.

Um ein Viertel nach eilf Uhr befand sich die Familie Tipp wieder allein. Herr von Tipp machte sich das harmlose Vergnügen die Lichter auszulöschen und die Lampen abzuschrauben, in welchem Geschäft ihm sein Sohn beistand.

„Gabriel!" rief Frau von Tipp in einem sehr gereizten Tone. „Ich bin mit Dir heute nicht zufrieden; nein, ich bin nicht zufrieden. Komm hieher, mein Sohn; laß Deinen Vater sich allein mit den Lampen beschäftigen, er hat doch nun einmal für nichts anderes Geschick und Sinn."

Der junge Herr von Tipp, der sich die Hände und das Gesicht mit Oel beschmutzt hatte, kam, um sich neben seine Mutter auf's Sopha zu setzen. „Wie du aussiehst!" rief Frau von Tipp erschreckt.

„Ich kann mir kein anderes Gesicht geben," erwiederte der Sohn.

„Das sollst Du auch nicht, mein Kind," sagte Frau von Tipp mit einem zärtlichen Ausdruck. „Dein Gesicht ist gerade von der Art, wie die

Frauen ſich in der Regel junge hoffnungsvolle Männer denken. Ich habe irgendwo in einem Almanach das Bild eines Prinzen geſehen, ich meine es war ein Prinz von Parma, oder war es gar der König von Braſilien, das Dir auffallend glich. Ja, Gabriel, es glich Dir, und damit iſt geſagt, daß Du keineswegs eine ausdrucksloſe Phyſiognomie haſt. Ich möchte wiſſen, aus welchem Grunde Dich die blonde junge Dame heute ſo oft und ſo aufmerkſam angeſehen hat?"

„Mich?" rief Gabriel äußerſt verwundert.

„Ja Dich," erwiederte ſeine Mutter. „Haſt Du es nicht auch bemerkt, lieber Mann?"

„Nicht das mindeſte," entgegnete Her von Tipp.

„Läß die Lampe über meinem Kopfe noch ſtehen!" rief Frau von Tipp, „Du erregſt einen abſcheulichen Dampf."

War nun der Dampf daran Schuld oder waren es die Betrachtungen, denen ſich das bekümmerte Gemüth einer Mutter hingab, kurz Frau von Tipp brach in Thränen aus. „Ich weiß nicht," rief ſie nach einer Pauſe, während ſie ihr Taſchentuch vor die Augen gehalten hatte, „ich weiß nicht, warum ich nie verſtanden werde."

Herr von Tipp begriff nicht, warum Frau von Tipp gerade heute Abend, und noch dazu bei so später Stunde, wollte verstanden sein. Er stieß daher einen kurzen Seufzer aus, und fuhr fort die Lampen auszulöschen.

„Niemand begreift mich," rief die trostlose Frau; „Niemand faßt meine Pläne! Ich denke Tag und Nacht über meine Familie nach, ich arbeite mich ab, um in die Zukunft zu sehen — aber ich erndte keinen Dank, ich erhalte keine Anerkennung."

„Ich glaube, ich habe genug gethan," rief Herr von Tipp beleidigt, „wenn ich alle Monate meinen „Abend" gebe."

Frau von Tipp beachtete die Aeußerung nicht, sie wandte sich zu ihrem Sohne, und nachdem sie diesen interessanten Günstling eine kleine Weile betrachtet hatte, richtete sie die Frage an ihn, warum er die blonde Dame nicht unterhalten habe.

„Ich habe mit ihr von Kartenkunststückchen gesprochen," erwiederte Gabriel.

„Von Kartenkunststückchen?" rief Frau von Tipp „Mein Sohn, das ist kein Gegenstand

zum Geſpräch mit einer Dame, der man ſein Herz antragen will."

„Mein Herz?" fragte der junge Mann verwundert.

Frau von Tipp ſchüttelte das Haupt. „Ich werde mit Dir über dieſen Gegenſtand noch ausführlicher ſprechen," ſetzte ſie nach einer Weile hinzu. „Jetzt bin ich zu angegriffen und bedarf der Ruhe."

Herr von Tipp fühlte, daß er auch angegriffen ſei und daß er auch der Ruhe bedürfe, und ſo begab ſich die ganze Familie zu Bette.

4.

Die blonde Dame eilte, nachdem ſie ihren Mantel und ihren Shawl in den Händen der Begleiterin zurückgelaſſen, mit leichten Schritten über die prachtvollen Teppiche, um ſich im entfernten Ende des Saals erſchöpft auf ein Sopha niederzuwerfen. Alfred folgte ihr. Es war elf Uhr. Die Gemächer waren Tageshell erleuchtet. Ein Diener brachte einen zierlichen Tiſch mit der ſilbernen Theevaſe. Die feinſten Gerüche dampften durch die ſchönen Räume, in denen ſich dem

Auge nichts zeigte, was nicht zu den elegantesten und geſchmackvollſten Muſtern eines vornehmen Luxus gehörte. Die blonde Dame war reich.

Zugleich mit der Dienerſchaft erſchien eine Dame in Schwarz gekleidet mit Geſichtszügen, in denen der unerſchütterlichſte Ernſt herrſchte. Noch Niemand hatte Miß Harriet Tudor lächeln geſehen. Es war, als wenn dieſe Fähigkeit der Muskeln in ihrem Antlitze nie vorhanden geweſen. Sie grüßte Alfred, reichte der blonden Dame die Hand, und ſetzte ſich dann an das Tiſchen, indem ſie leiſe und kaum hörbar mit den Taſſen hantirte und telegraphiſche Zeichen den Dienern that, die dieſe eben ſo beantworteten.

Camélie, ſo hieß die blonde Dame, und Alfred ließen ſich durch die Erſcheinung der Miß Tudor durchaus nicht in dem lebhaften halbleiſen Geſpräch ſtören, in das ſie verſunken waren. Dieſes Geſpräch betraf Gegenſtände, die ſo metaphiſcher Art waren, daß Miß Harriet, wenn ſie auch hätte hinhorchen wollen, doch ſchwerlich ein Wort davon verſtanden. Aber ſie bemühte ſich auch nicht darum. Seit den wenigen Monaten, wo Alfred die Erlaubniß ſich verſchafft hatte, um dieſe Stunde Camélien ſehen zu dür-

fen, hörte man in dieſem Zimmer den Namen Plato's öfters ertönen, und Miß Harriet wußte keinerlei Vorſtellung mit dieſem Namen zu verbinden. Hätte ſie gewußt, daß Plato ein Syſtem der Liebe aufgeſtellt hat, in dem dieſe Leidenſchaft am verführeriſchſten erſcheint, indem ſie die Maske uneigennütziger Freundſchaft vernimmt, ſie wäre unfehlbar nicht ſo ruhig bei ihren Theetaſſen geblieben und hätte ſich Mühe gegeben, die Betrachtungen zu verſtehen, die an dieſen verhängnißvollen Namen geknüpft wurden.

Alfred, der ſie ſo ernſthaft daſitzen ſah, fand es für nöthig, ſein Geſpräch mit Camélien abzubrechen, und dieſe Bildſäule des Schweigens anzureden. „Miß," rief er, Sie beſuchen nie die Geſellſchaften?"

„Nein, Herr Graf," entgegnete die Dame, „ich beſuche ſie nicht. Man findet dort entweder boshafte oder dumme Leute, und beide ſind kein Troſt für mein Herz, ich wollte ſagen für meinen Geiſt."

„Miß Harriet blickt lieber in ihre Bücher?" rief Alfred.

„Nein, dahin blicke ich nicht," erwiederte ſie ſehr ernſthaft, „denn ich verſtehe nicht zu leſen."

Eine Pauſe entſtand. Alfred ſah die ſonderbare Frau an und ſchien ſich dergeſtalt in ihre Züge zu vertiefen, daß er gar nicht daran dachte, das Stillſchweigen zu unterbrechen. Camélie ſaß in die Polſter eingeſenkt und ſchlürfte ihren Thee.

„Es muß eine ſeltſame Sache ſein, wenn man nicht zu leſen verſteht," hub Alfred wieder an. „Woraus ſchöpft man ſein Wiſſen?"

„Aus dem Auge des Menſchen," antwortete Miß Harriet.

„Das Ihrige ſpricht ſehr deutlich," rief der Dichter.

„Es iſt die Feder mit der ich ſchreibe," erwiederte die Dame. „Ich habe nie eine andere gekannt."

„Eigentlich," rief Tübern, „iſt dieſes auch die freimüthigſte Sprache, und all unſer Bemühen, die Schrift auf dieſelbe Stufe der Freimüthigkeit und Deutlichkeit zu führen, wird immer fruchtlos bleiben. Unſere Worte ſind nur da, wie jener Diplomat ſagt, um unſere Meinung zu verhüllen."

Miß Harriet hatte von dieſer Rede nichts verſtanden. Sie nickte daher mit dem Kopf,

wie Jemand, der Luſt bezeugt das Geſpräch abzubrechen, aber Alfred verſtand dieſes Zeichen nicht. „Warum ſagen Sie," rief er lebhaft, „daß in unſern Geſellſchaften nur dumme oder beshafte Leute ſich verſammeln? Ich habe nicht ſelten ſehr gebildete Frauen und ſehr gelehrte Männer getroffen."

„Das kann ſein," erwiderte Miß Tudor, „aber ſie ſind doch dumm. Die Augen verrathen ſie. Könnte ich mich ſo ausdrücken, wie ich es innerlich weiß, Sie würden gleich wiſſen, was ich meine."

„Verſuchen Sie es nur."

„Es geht nicht. Zum Beiſpiel, ein Menſch der nur aus Büchern ſein Wiſſen ſchöpft, hat nimmermehr das kluge Natur-Auge, wie man's bei wahrhaft geſcheuten Leuten trifft. Solch Auge iſt wie eine Vogelkralle, es packt und hält feſt. Da iſt kein Entweichen. Der fremde Geiſt muß ſich wehren oder ſich ergeben. Es iſt wie ein Blitz überall. O ſolch kluge Augen ſind ſelten. Wenn einer blind würde, er verlegte ſein kluges Auge in den Mundwinkel. Aber aus den ſogenanten Gebildeten bricht die Dumm-

heit überall heraus. Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausgedrückt habe?“

Diese Frage war bei Miß Harriet keine leere Formel. Sie sprach ein so seltsames Gemisch von Englisch und Holländisch durcheinander, daß ihre Worte gleichsam nur die grobe Skizze einer Sprache waren. Aber Alfred verstand sie, weil er sie studirt hatte, wie er alles studirte, was in diesem Hause sich ihm darbot, von der jugendlichen Herrin und ihrer Gesellschafterin an, bis zum geringsten Diener herab. Er liebte Camélien und in ihrer Umgebung war ihm nichts gleichgültig. Er dachte über den Einbug in einem Polster nach und fühlte die Weiche und Ründung des Arms, der sich hier abgedrückt hatte. Es fiel ihm auf, daß ein Sessel an das Fenster geschoben war, der sonst in der Mitte des Zimmers stand, und seine Phantasie erging sich in Bildern, was wohl die Ursache eines so wichtigen Faktums sei. Eine Falte im Vorhange konnte ihm zu denken geben, und viele seiner gelungensten Erfindungen hatten keine andere Quelle, als jene Träumereien, denen er sich beim Betrachten jener Zufälligkeiten hingab, die

die Geliebte in ihrem gewohnten Tagewerke umgaben.

Miß Harriet hatte, wie ihr Geschäft des Theebereitens beendet war, sich in eine dunkle Fensternische zurückgezogen. Sie pflegte hier zu schlummern, denn ihre frühere Erziehung hatte sie nicht gelehrt die Stunden, tief in die Nacht hinein, in Gesellschaft zuzubringen. Um eine bestimmte Stunde fielen ihre Augenlieder zu, wie sich die Läden in dem Zimmer des Arbeitsmannes um eine bestimmte Stunde schließen. Nur sehr wichtige Dinge konnten sie wach erhalten, und dergleichen, glaubte sie, könnten zwischen den zwei Personen, die auf dem Sopha Platz genommen, nie vorkommen. Der Zeitpunkt also, wo Alfred ein Buch aus der Tasche zog, um vorzulesen, war auch der, wo Miß Harriet in einen sanften Schlummer fiel.

Der junge Dichter las nicht lange; die beschreibenden Gemälde, die gerade jetzt der Gegenstand mit sich brachte, waren seiner Stimmung nicht analog. Er ließ daher das Buch sinken, und nachdem er seine Zuhörerin lange schweigend angeblickt, ergriff er ihre Hand und

ſagte leiſe: „Camélie, Sie ſind heute trüb geſtimmt.“

Die junge Dame ſeufzte und neigte den Kopf bejahend.

„Was beunruhigt Sie?“ fragte Alfred.

„Ich bitte Sie,“ flüſterte Camélie, „laſſen Sie uns leiſe ſprechen, denn ich möchte nicht, daß ſie uns hörte. Sie würde glauben, daß ein wirkliches Uebel mich plagte und mich endlos quälen, ihr dieſes zu offenbaren. Sie, die nie träumt, würde meine Träume nicht verſtehen.“

„Ihre Träume, Camélie?“

„Ja, meine Träume. O ich bin ein rechtes Kind. Ich weiß es. Ich ſtreite mit Schattenbildern. Sehen Sie nicht, wie ich von ihnen umgeben bin? Wie ſie dort an der rothen Wand dahingleiten? Sie möchten am liebſten dieſen Glanz, der mich umgiebt, zudecken; alles in die graue lebloſe Farbe hüllen, wie ſie die Wände des kleinen Dachſtübchens bekleidete, wo ich zum Bewußtſein erwachte, und jene Zwei an meinem Bette ſtehen ſah.“

„Was iſt das?“ rief Alfred beſtürzt.

„Camélie ſchauderte zuſammen. Sie wickelte ſich feſter in ihren Shawl, und machte eine ab-

wehrende Bewegung mit der Hand. Ihr Haupt lehnte an das Seitenpolster, ihre Augen waren geschlossen. Die Uhr an der gegenüberstehenden Wand schlug zwölf. Camélie schreckte zusammen, sie sah mit einem irren Blick im Zimmer umher, und als alles sie rings in gewohnter Ruhe umgab, wandte sie das Auge langsam auf Alfred. Sie erwiederte den Druck seiner Hand; der Ausdruck ihrer Züge verlor das Wilde und jenes Lächeln, das eben so die reinste Unschuld wie die süßeste Zärtlichkeit ausdrückte, gewann wieder die Oberhand. „Meine theure, meine innig geliebte Camélie!“ rief Alfred. „Du hast mich erschreckt.“

„Still!“ flüsterte sie, — „ich habe nichts gesagt.“

„Wer waren die Zwei, von denen Du sprachst?“

Wie im Traume sprechend, fuhr Camélie fort: „Es waren schreckliche Gestalten. Den Ausdruck ihrer wilden entsetzlichen Mienen vergeß ich nicht. Der Eine, er war der größere von den Beiden, faßte mich bei der Hand, und der Schrei, den ich ausstieß, schien ihn zu belustigen. Seine Worte verstand ich nicht, allein es lag in

ſeinen Mienen der Ausdruck von Triumph, und ſo klangen auch ſeine Worte. Ich werde nie vergeſſen, wie ſich der Andere über mein Bette bückte und mich küſſen wollte. Schreiend wühlte ich mich in die Decke ein, aber ſein eiſerner Arm brachte mich wieder hervor, und zwei heiße Lippen und ein rauher Bart berührten ſchmerzhaft meine Wange. Sie ſprachen und lachten. Ihre Schatten bildeten ſich lang und ſchwarz an der Wand ab und ſeit der Zeit deckt aller Glanz, alle Freude ein düſterer Schatten. Was wollten ſie? Wie kam ich in ihre Hände? Warum dieſes entſetzliche Bild aus früheren Tagen? War ich zu Armuth und Elend beſtimmt, welche Hand hat mich daraus emporgeriſſen? Welch gütiger Engel, den ich nicht kenne, deſſen Namen ich nicht zu ahnen vermag, entzog mich dem grauſigen Elend, und machte, daß ich nie wieder im Leben jene Männer ſah? Nur im Traume kommen ſie, nur im Dämmerſcheine, wenn Nacht und Tag ſich um die Herrſchaft ſtreiten, ſind ſie da, und bekunden, daß ich noch nicht von ihnen getrennt bin, daß ſie noch Theil an mir haben.“

Alfred wollte ihr in die Rede fallen, aber ſie fuhr eifriger fort. An der Wand des kleinen

Stübchens hing ein Bild, es war darauf ein Weib mit einem Heiligenſchein, das Glas war zerbrochen. Neben dem Bilde ſtand ein kleines Schränkchen, der Schlüſſel ſteckte im Schieß, daran ein zweiter Schlüſſel an einem Bändchen von Leder befeſtigt. Ein dunkler Mantel und ein ſchlechter Hut, wie ihn die Schiffer tragen, hing an einem Nagel am Fenſter. Ich ſahe alles vor mir. Eine alte Frau brachte mir einen Teller mit Suppe. Ich war ſo ſchwach, daß ſie mir den Löffel zum Munde führen mußte. Die warme Speiſe that mir wohl, ich fiel in einen Schlaf, und als ich erwachte, war das ärmliche Bett, das dunkle Stübchen, die zwei fürchterlichen Männer und die alte Frau mit der Suppenſchaale verſchwunden. Ein Strom von Licht fiel in meine Augen; ich lag auf einem Sopha; eine ſchöne Dame ſaß neben mir, und ſie ſagte mir freundliche Worte, und hüllte meine frierende Schulter in ihren weichen warmen Shawl. Ein Hündchen ſpielte auf dem Teppich. Acht Tage lang ſah ich dieſe vornehme Dame Tag und Nacht an meinem Bette. Sie erzählte mir Mährchen, auf die ich mit großer Aufmerkſamkeit lauſchte. Es kamen Ritter und Frauen darin vor, und Drachen und

Schwäne, helle Seen und prächtige Königpaläſte — alles endlos herrlich und wunderbar. Dabei gab ſie mir goldne Ketten und Ringe mit blitzenden Steinen, breitete ſeidene Fächer vor mir aus, und ließ Spieluhren ſpielen. Ich war ſo glücklich — aber mitten in meiner kindiſchen Freude glaubte ich die Thüre ſich öffnen, und jene Männer hineinblicken zu ſehen. Wenn ich dann zuſammenfuhr, war die ſchöne Dame doppelt zärtlich. Ihre Mährchen waren dann noch einmal ſo ſchön, der Vorrath ihrer blitzenden Ringe vergrößerte ſich und noch andere neue koſtbare Spielwerke kamen dazu. Sie ruhte nicht eher, als bis ſie mich wieder ruhig ſah und mich mit der größten Innigkeit in die Arme ſchließend, ſagte ſie dann recht deutlich und beſtimmt: „Sei ſtill, ſei ſtill mein Kind! Du wirſt die Männer nie wieder ſehen!“ — Ach, auch dieſe freundliche ſchöne Frau hab ich nie wieder geſehen.“

„Ich mochte acht Jahr alt ſein, als ich in eine ſehr reiche Erziehungsanſtalt kam, einige Meilen von Rotterdam entlegen. Es war ein großes ſchönes Landhaus. Wir lebten in voller Freiheit, und da nur die Töchter reicher angeſehener Familien aufgenommen wurden, war die

Behandlung, die wir von unſern Lehrerinnen und Aufſeherinnen erfuhren, ſo rückſichtsvoll, als wenn man uns ſchon frühe hätte zeigen wollen, daß wir zum Befehlen, und nicht zum Gehorchen geboren waren. Die Angehörigen der jungen Mädchen kamen von Zeit zu Zeit, um ſich von dem Wohlſein der Ihrigen zu überzeugen, und jeder dieſer Beſuche war immer ein Feſt. Als zu mir gehörend meldete ſich Miß Harriet Tudor. Sie iſt alſo ſeit zehn Jahren meine unzertrennliche Gefährtin."

Bei dieſen Worten hielt Camélie inne und neigte ſich etwas vor, um in die Fenſterniſche zu ſehen. Die ruhigen Athemzüge der Schlummernden überzeugten ſie, daß die, von der ſie eben ſprach, ſie nicht hörte.

„Ehe Miß Tudor kam," fuhr Camélie in ihrem Bekenntniſſe fort, „waren immer einige Vorbereitungen von Seiten der Penſionshalterin nöthig. Sie ließ mich auf ihr Zimmer kommen, und indem ſie mir ankündigte, wen ich zu erwarten habe, prägte ſie mir zu gleicher Zeit ein, daß ich Miß Harriet die größte Achtung, und die herzlichſte Liebe ſchuldig ſei. Sie iſt nicht Ihre Mutter, ſagte ſie, aber ſie vertritt die Stelle

derſelben. Von Ihren Angehörigen iſt ſie mit vollſtändiger und bleibender Vollmacht ausgerüſtet für Ihr Wohl zu ſorgen, und ich trage kein Bedenken, Sie, meine Tochter, wenn Ihre Erziehung wird vollendet ſein, den Händen dieſer achtungswerthen Dame anzuvertrauen." Miß Harriet hat keine umſtändliche und mit Fleiß geleitete Erziehung genoſſen; zu den Zeiten, wo ſie jung war, fand dergleichen noch nicht ſtatt. Ich traue Ihrem guten Herzen zu, daß Sie an Ihrer mütterlichen Freundin dieſen Mangel nie rügen werden. Sie ſetzt in die Stelle dieſes einen Vorzugs, den ſie entbehrt, ſo viele andere, und ſo entſcheidende, für Sie wichtige, daß es die höchſte Unklugheit und Undankbarkeit von Ihrer Seite wäre, wenn Sie ihr irgend empfinden ließen, woran ſie keine Schuld hat."

Bei dieſen Mittheilungen, die ich lange Zeit geduldig hinnahm, erwachte endlich meine Neugier, und ich fragte, wie Miß Tudor mit mir verwandt ſei.

„Sie iſt gar nicht mit Ihnen verwandt," erwiederte die Dame nach einer Pauſe, während welcher ſie mich aufmerkſam anſah. „Thut das etwas zur Sache? Liebe Tochter," ſetzte ſie hinzu;

„wir müssen uns frühzeitig gewöhnen, nur die Personen uns verwandt zu rechnen, die uns bleibende und wahre Wohlthaten erzeigen. Und solch eine Person wird für ihr ganzes Leben Miß Tudor sein. Lieben und ehren Sie sie daher, wie Ihre Mutter, oder wie Ihre ältere Schwester. Sie allein kann Ihnen Aufschluß über Ihre Eltern geben, über deren Vermögen und Lage, und sie wird es sicherlich thun, wenn zu diesen Mittheilungen die gehörige Zeit da sein wird."

„So ward das Band geknüpft, das mich lange Jahre gebunden, aber nie gedrückt hat. Ich verließ die Pension, als ich sechszehn Jahr alt war, und die Jahre, die seitdem verflossen, sind mir auf Reisen schnell vergangen. Unter der Zeit habe ich nie erprobt, was Mangel und Entbehrung ist. Der Ueberfluß umgiebt uns, und die Genüsse, die der Jugend besonders schmeicheln, würden unerschöpflich mir zu Gebote stehen, wenn mein Sinn selbst sich mehr zu diesen rauschenden Zerstreuungen wendete. Ich liebe sie aber nicht. Eine einsame Stunde ist meinem Herzen unentbehrlicher, als eine ganze, in den ausgesuchtesten Genüssen verschwelgte Woche. Der praktische Sinn meiner Harriet hat sich während der Rei-

ſen hundertfach bewährt. Sie weiß alles, ſie durchſchaut alles, und eine wunderſame Gabe iſt ihr eigen, auch mit den fremdeſten Menſchen in den ungewöhnlichſten Lagen zu verkehren. Sie hat von mir Verdrießlichkeiten, kleine Gefahren abgewendet, ohne daß ich auch nur ahnete, daß dergleichen mir nahe war. Auf meinem Sopha liegend, und mit meinen Träumen beſchäftigt, wäre ich die ſichere Beute jedes Betrügers geworden, der meine Reiſeſtraße mit mir zog. Sie wußte um den Inhalt jeder Taſche in meinem Wagen, ſo wie ſie die großen Summen bis auf den kleinſten Bruch im Kopfe hatte, die von unſern Banquiers einliefen. Den verlegten Bleiſtift meiner Brieftaſche fand ſie eben ſo ſicher, als den Fehler in einer ſchwierigen Rechnung. Und alles handelte ſie mündlich ab. Sie behauptet, nicht leſen zu können, wie Sie gehört haben, ſie ſchreibt auch nicht — dennoch iſt ſie nie betrogen worden. Es iſt, als wenn ihr Zahlen wie Menſchengedanken, gleich im Kopfe gegenwärtig wären, und als brauchte ſie jene nur zu nennen, und dieſe nur auszuſprechen, nur daß man ihr ſogleich Recht gebe und ihr die Herrſchaft laſſe. Dagegen aber beſchäftigte ſie das, was

mich ſchwärmen machte, und was mich oft zu den berauſchendſten Enthuſiasmus hinriß, ſehr wenig. Eine ſchöne Gegend machte ihr nur Freude, weil ſie mir am Auge anſah, daß ich beim Anſchauen der Naturreize glücklich war. In großen Fabrikſtädten mußte ich ihretwegen länger verweilen, indem ſie nicht müde wurde, ſich den Bau der Maſchinen, die Motive ihrer Bewegung erklären zu laſſen. Zum Bewundern ſind die Kenntniſſe, die ſie in dieſen Fächern an den Tag legt, und die ſie nur aus eignem Nachdenken und den Mittheilungen Anderer nie aus Büchern ſchöpft. Auch hiſtoriſche Erinnerungen haben für ſie Intereſſe, doch fragt ſie gleich, wenn man ihr ein denkwürdiges Faktum berichtet: Wo ſind die Beweiſe? Sind dieſe Beweiſe auch haltbar? Die Fiktion eines Dichters iſt für ſie ein reiner Unſinn. Nie kann auch das ſchönſte poetiſche Bild ſie auf einen Moment feſſeln. Es iſt ja nicht wahr! ſagt ſie dann, und Züge des Ekels und Widerwillens ſpielen um ihren Mund.“

Alfred ließ die Geliebte ungehindert ſprechen. Es war ihm lieb, daß der Gang ihrer Gedanken dieſe Richtung genommen hatte, und daß hierdurch das anfängliche ſchreckliche Bild immer mehr aus

ihrer Phantaſie verdrängt wurde. Nichts deſto weniger, war hier eine Saite erklungen, die in ſeiner Seele mächtige Empfindungen aufregte. Es war die geheimnißvolle Stellung Camélions, das Schwankende in den Gerüchten über ihren Urſprung und ihre früheren Verhältniſſe. Er wagte nicht, die Sprechende auf den Beginn ihrer Mittheilungen zurückzuführen, und dennoch verlangte ihn leidenſchaftlich, zu erfahren, in wie weit Miß Harriet mit den Eltern Camélions und deren Lage bekannt ſei. Er konnte dieſes nur erfahren durch eine direkte Frage, und er zögerte lange, ehe er ſie that. Kaum waren die Worte über ſeine Lippen, als es ihn auch ſchon ſchmerzlich gereuete, ſeinem Verlangen nicht widerſtanden zu haben. Camélions Antlitz nahm den früheren Ausdruck von Schmerz und Beklemmung an, ſie zögerte lange, ehe ſie die wenigen Worte ſagte: „Ich weiß über meine Eltern nichts Beſtimmtes. Alle Mittheilungen dieſer Art hat Harriet auf einen Zeitpunct verſchoben, den ſie ſelbſt wählt, und der nicht mehr fern iſt. Ich vertraue ihr.“

„Und Sie haben vollkommen Urſache dazu, theure Camélie,“ rief Alfred, indem er den Arm

um die Geliebte ſchloß. „Vertrauen Sie dieſer treuen Gefährtin, vertrauen Sie dem Himmel! Athmet nicht Alles in Ihrer Nähe Sicherheit und Ruhe? Wie das Räthſel ſich auch löſe, es wird ſich befriedigend und glücklich für Sie löſen.“

„Aber, daß es Räthſel für mich giebt,“ rief Camélie mit erſchütterndem Tone, „das iſt es, was mich ſo empfindlich berührt. Meine Phantaſie iſt keine von den ewig heitern, mein Gemüth kein unerſchütterliches. Bei allem Vertrauen, das ich zu meiner Umgebung habe, foltert mich der Gedanke, daß es nicht immer ſo bleiben kann, daß plötzlich, vielleicht bald, irgend ein Entſetzliches auf mich einbricht, und meine eingebildete Sicherheit auf immer zerſtört. Ich ſcheine heiter, und ich bin es auch wirklich, aber Stunden, wie dieſe, bleiben nicht aus. Was iſt dieſer beneidete Glanz, dieſer Reichthum, dieſe Leichtigkeit, ſich alles zu verſchaffen, was zum Reiz des Lebens gehört, gegen das düſtre Bewußtſein, unbekannt mit dem zu ſein, was dem Daſein Werth verleiht, die theuren Namen nicht ausſprechen zu dürfen, die das Kind ſchon lallt? Ich habe keinen Mutterbuſen, an dem ich ruhen darf, ich habe nicht den ſtarken Arm des Vaters,

der meiner Jugend im Gedränge der Welt zur Stütze dient; ich kenne weder Bruder, noch Schweſter, — fremd bin ich in einer fremden Welt. Sie darf mit mir ſpielen, ihren Launen bin ich hingegeben."

Camélie hüllte hier im Uebermaß des Schmerzes ihr Antlitz in das Tuch, und ihre Thränen floſſen. Aber nur einen Moment dauerte dieſe Aufregung, dann erhob ſie ſich, und indem ſie einige Schritte durchs Zimmer that, blieb ſie vor einem Gemälde ſtehen, augenſcheinlich, um ihre Aufmerkſamkeit gewaltſam auf andere Dinge zu richten. Alfred betrachtete ſie lange und ſchweigend. Sie war noch in der Kleidung, die ſie zu der heutigen Geſellſchaft gewählt. Ein lichtgelber Atlas floß in ſchweren Falten auf den Boden, und wurde um Schulter und Nacken durch eine Einfaſſung von Spitzen gehoben, die nicht reicher und nicht in geſchmackvollerer Fülle ſich denken ließen. Das blonde Haar war in einen griechiſchen Knoten geknüpft, und an den Seiten ſchoß eine verſchwenderiſche Maſſe glänzender Locken herab. Das Geſicht, ein wenig erhoben, und ganz im Profil, zeigte die reine jungfräuliche Form, wie wir ſie auf einigen der gelun-

genſten Büſten des Alterthums bewundern, nur, daß die Friſche des Colorits und die zarteſte Weichheit des Fleiſches dazu kamen, um den Eindruck idealer Schönheit vollkommen zu machen. Alles in dieſer Geſtalt athmete Anmuth und Ruhe, und dieſes war auch der Eindruck, den Caméliens Weſen auf den Beobachter machte, der ſie öfters zu ſehen die Gelegenheit hatte. Deshalb hielt man ſie auch nicht für ſo jung, wie ſie war; deshalb verzieh man ihr das ſichre Auftreten in der Geſellſchaft, oder vielmehr man fand hierin nichts Auffallendes. Alfred ſog mit Entzücken jeden Reiz dieſer ſchönen ungewöhnlichen Erſcheinung ein, er bedachte in dieſem glücklichen Momente, wie die, die vor ihm ſtand, das Glück ſeines Lebens ſei, wie er ſich ſein Daſein ohne ſie nicht denken könne, und wie gerade heute Abend ihre edle Seele rückſichtloſer und inniger als je ſich ihm hingegeben. Mag der Nebel noch ſo trübe ſein, rief er bei ſich ſelbſt, der dieſe Sonne zu verhüllen ſtrebt, ſie bleibt was ſie iſt.

Um Caméllen zu ſchonen, griff er wieder zum Buche, und bat ſie, ihren Platz auf dem Sopha wieder einzunehmen. Sie that es, aber die Zerſtreutheit, mit der ſie die Verſe anhörte, war an-

haltend, und ging auch auf Alfred über. Sie nahm ihm das Buch aus der Hand. Laſſen wir das heute, lispelte ſie; wir ſind beide nicht in der Stimmung. Die wirkliche Welt hat ihr Recht gegen die ideale geltend gemacht. Einen andern Abend wird es uns beſſer gelingen. Leben Sie wohl, theurer Alfred."

Sie reichte ihm ihre Hand hin, die er an ſeine Lippen drückte. Dann verſchwand ſie ins Nebenzimmer. Miß Harriet folgte ihr, nachdem ſie die gewohnte ſteife Verbeugung gegen Alfred gemacht hatte, mit der ſie ihn immer zu entlaſſen pflegte.

5.

In ſeinem Arbeitszimmer ſaß der Buchhändler Herr Potter und durchblätterte mit verdrießlichen Blicken die erſten Monatsnummern ſeiner Zeitſchrift. Der Tiſch vor ihm war mit Büchern bedeckt, deren modiſche, in allen Farben glänzende, Umſchläge beurkundeten, daß ſie zu der neueſten Waare des literariſchen Marktes gehörten. Sie lagen ruhig aufgehäuft da, und warteten des Gerichts, das über ſie ergehen ſollte. Die Geiſter der Autoren, die dieſe rothen, gel-

ben und grünen Kleinigkeiten in die Welt geſetzt hatten, ſpukten um das kritiſche Schaffot, verwandelt in eine Menge unartiger dickleibiger Fliegen, die fortwährend um den Tiſch ſummten, und ſich von den Reſten in einer ſchmutzigen Kaffeetaſſe und den Ueberbleibſeln einer Semmel nährten. Einige dieſer Unverſchämten hatten die unerhörte Keckheit, ſich dem Manne, der ſie peinigte, auf die rothgeſchwollene Naſe zu ſetzen, um von dieſem Throne herab kühne und entſchloſſene Blicke in die Zeitſchrift zu thun. Beſonders war eine große grünglänzende Fliege unermüdlich in ihren Angriffen und Neckereien. Der Ton, in dem ſie um das Haupt des Feindes ſummte, hatte etwas krankhaft elegiſches und erinnerte an die nie endenden Verſe eines verunglückten Lyrikers, der durch alle Bannſprüche der Kritik nicht zum Schweigen zu bringen iſt.

Es klopfte jetzt, und auf das „Herein!“ des Herrn Potter trat jener bleiche, ſchüchterne Dichter ins Zimmer, der den Frühling, wie wir gehört haben, beſungen hatte.

„Sie kommen etwas ſpät, Herr Franz,“ rief Herr Potter, von ſeinem Blatte etwas in die Höhe blickend. „Es thut mir leid, ich habe mein

Frühstück schon beendet, sonst würde ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten."

„Bitte!" entgegnete der junge Mann, mit einem verlegenen abwehrenden Lächeln.

„Sie haben doch gewiß noch nicht gefrühstückt," rief der Buchhändler, und sah seinen Gast mit einem halb mitleidigen, halb spöttischen Blick an. „Doch gleich viel" setzte er hinzu, „ich habe mich darum nicht zu bekümmern Nehmen Sie Platz, und hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Dort, den Stuhl da, wenn ich bitten darf. Der junge Mann brachte einen gebrechlichen Stuhl mit einem zerrissenen Ueberzug aus dem Winkel hervor, und setzte sich an den Tisch.

„Sie haben mir schöne Dinge angerichtet," fuhr Herr Petter ihn an, indem er ihm das Blatt hinwarf. „Welch ein Dämon gab Ihnen ein, diese Recensten zu schreiben?

„Der pseudonyme Verfasser der Schrift ist der Math Heimling," entgegnete Herr Franz bescheiden.

„Und wenn er der Kaiser von China wäre," rief Petter; „ist dies ein Grund ihn zu loben?"

„Nein," antwortete der junge Mann mit fester Stimme. „Der einzige Grund, ihn zu loben, ist, daß er wirklich mir lobenswerth erschien."

„Aber doch wohl nur erschien?“ rief Potter spöttisch. „Mein lieber junger Herr, Ihre Grundsätze gefallen mir nicht ganz. Ich will ein offenes Wort mit Ihnen sprechen. Ihre Ueberzeugung in Ehren, aber mein Urtheil in noch größern Ehren! Sie durften den Mann aus drei Gründen nicht loben, erstens, weil er nicht zu meinem Verlage gehört; zweitens, weil er Artikel in die Zeitschrift meines Gegners schreibt, und drittens, weil er deutsch schreibt.“

„Den dritten Grund begreife ich am allerwenigsten,“ bemerkte Herr Franz.

„Und doch ist er der aller einleuchtendste,“ entgegnete Potter. „Sie treffen mich gerade in der Laune, etwas umständlicher, wie es sonst meine Weise ist, über diese Dinge zu sprechen. Was wollen Sie mit ihrem Deutsch? Mein Lieber, die Deutschen haben nie etwas vermocht, am wenigsten in ihrer Literatur; und nun vollends das Feld der Literatur, in dem unsere Ochsen pflügen.“ — Herr Potter zeigte bei diesen Worten auf die rothen und gelben Bücher vor ihm, und es ergötzte ihn diese Anspiegelung so sehr, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach. — „Ja, wenn wir eine Hauptstadt hätten, einen Central-

punkt! aber über dieſe Dinge iſt ſchon gar zu viel geſprochen worden, ich will Ihnen nur die Summe der einzelnen Erfahrungspoſten ziehen. In X erfährt man im Leben nicht, was in Y gedruckt wird, und in Z läßt man ſich's nicht träumen, daß in X und Y Bücher erſcheinen. Was wollen Sie? Das iſt nun einmal ſo, und wir Buchhändler, die für keine imaginären Zuſtände arbeiten, müſſen uns nach dem umſehen, was wirklich beſteht. Ich drucke auch deutſche Bücher, allein ich bezahle ſie ſchlecht, und halte ſtreng auf meine Contrakte mit den Leihbibliotheken. Auch mache ich kein Geheimniß daraus, daß ich Commiſſionäre beſolde, die unter allerlei Vorwänden meine Verlagsartikel in die Vorzimmer der Reichen, wie in die Werkſtätten der Handwerker und in die Bierſtube der kleinen Gaſthöfe tragen. Bei einem Glaſe Wein läßt man ſich ſchon etwas aufſchwatzen, nur während man einen guten Wollhandel ſchließt, bleibt vielleicht ſo viel übrig, um ein Werk einer unſerer größten Dichter zu kaufen. Man muß die ſchwachen Stimmungen benutzen, wenn man eine faule Waare an den Mann bringen will, und eine faule Waare bleibt ein deutſches ſchöngeiſtiges Buch immer. Machen Sie

einmal eine Reiſe mit meinem alten Peters; der treibt das Handwerk ſchon funfzehn Jahr, und nie hat er ſein Netz aus dem Waſſer gezogen, ohne Goldfiſche darin zu haben. Ich nenne ihn auch darum meinen Apoſtel Petrus. Es iſt dabei ein komiſcher Kauz."

„Aber wieder auf die Zeitſchrift zu kommen," bemerkte Herr Franz, dem dieſe jovialen Mittheilungen nicht ſehr zu erbauen ſchienen."

„Nun ja," erwiederte der Buchhändler, „wenden Sie dieſe Grundſätze auf eine Zeitſchrift an, ſo werden Sie ſelbſt ſich das Reſultat ſagen können. Weil man nun deutſche Bücher nicht mag, ſo müſſen ausländiſche hergeſchafft werden; deshalb Ueberſetzungen. Mein Journal hat zur Aufgabe, alles zu loben, was in England und Frankreich Neues erſcheint, und alles zu tadeln oder vornehm zu belächeln, was in unſerm lieben Deutſchland das Licht der Welt erblickt. Unſere Hauptſtädte ſind London und Paris, unſere nationalen Schriftſteller ſind Walter Scott, Byron, Moore, Lamartine, Bulwer, Victor Hugo, Berangér, Georg Sand. Jede Zeile, die dieſe Herren ſchreiben, muß, wo möglich, eher in Deutſchland gedruckt werden, als in England und Frank-

reich. Dadurch gewinnt unſer Journal jenes unbeſchreiblich vornehme Anſehen, und weil man ſich die Miene geben will, all die Bücher geleſen zu haben, die darin beſprochen werden, ſo reißt man ſich um unſer Journal."

„So möchte ich denn doch dieſe niederträchtige Fremdendienerei in den Abgrund der Hölle wünſchen!" rief der junge Mann und ſeine bleichen Wangen färbte plötzlich ein lebhaftes Roth. Der Buchhändler ſah es, und lächelte behaglich. „Ganz Recht," rief er, „ganz Recht; wir wollen ſie in den Abgrund der Hölle wünſchen, aber was gilt die Wette? ehe wir uns umgeblickt haben, iſt der gute Deutſche in den Abgrund der Hölle gekrochen und hat ſeine Lieblingsſchwachheit doch wieder hervorgeholt. Er würde tauſendmal tiefer noch danach kriechen, denn er kann nun einmal nicht exiſtiren, wenn man ihm nicht das Recht giebt, Andre über ſich zu ſetzen. Darum, mein Guter, keinen deutſchen Roman, keine deutſche Novelle wieder gelobt! Wir machen uns lächerlich. Unter der Hand können wir den Leuten dieſen oder jenen armen Teufel als ungeheuer amüſant preiſen, aber nicht ſo öffentlich. Wir würden unſere ver-

nehmen Abonnenten mit einem Schlage einbüßen, wenn noch eine Recenſion der Art erſchiene."

„Ich werde mich danach richten," entgegnete der junge Mann. „Aber es demüthigt, mich und ich thue es wahrlich nicht gerne."

„Die Uebung macht den Meiſter," entgegnete Herr Potter.

„Kann ich denn aber auch darauf rechnen," fragte der junge Mann mit einer ſchüchternen Miene, „daß Sie meine Gedichte endlich werden drucken laſſen?

„Ich habe ſie ja Ihnen ſchon honorirt?" rief der Buchhändler. „Sie ſind mein Eigenthum, und ich werde ſie erſcheinen laſſen, wenn es mir gefällt."

„Aber dann vielleicht zu ſpät? Das Intereſſe des Publikums wird verſchwunden ſein, und der geringe Ruhm entgeht mir, den ich ohne dieſe Verzögerung vielleicht geerndtet hätte."

„Sehr ſeltſam!" lachte Herr Potter; „was geht mich Ihr Ruhm an? Ich muß wiſſen, wo und wann ich meine Waare losſchlage. Sie ſind hypochonder, mein ſehr edler Freund."

„Ich will es nicht leugnen," ſagte der junge Dichter im Tone der tiefſten Trauer, „daß ich

mit Hoffnungen meine Laufbahn antrat, die ſämmtlich bitter getäuſcht worden."

„Nicht wahr, Illuſionen?" rief der Buchhändler. „Ja, ſo treibt es unſere Jugend. Aber das praktiſche Leben will ſolide handfeſte Kräfte. Aber keine Abhandlung über dieſe ſo oft beſprochenen Gegenſtände. Ich will Sie nicht länger von Ihrer Arbeit abhalten. Nehmen Sie dieſe Bücher, und bemerken Sie wohl, diejenigen, in welche ich Zeichen gelegt habe, müſſen gelobt werden, denn ich habe Ueberſetzungen davon veranſtaltet. Sie können mir immerhin Dank ſagen, denn ich habe auf Ihren Charakter, ſo wie auf Ihr Talent, beſonders Rückſicht genommen und Ihnen nichts zugetheilt, was Sie zu züchtigen nöthig hätten. Blummers erhält alle Werke, die mit Peitſchenhieben bedient werden ſollen, Er verſteht es, an einem Buche, oder vielmehr an einem Autor, der mir zuwider iſt, kein gutes Haar zu laſſen. Ein trefflicher Burſche, der Blummers! ein excellentes Kerlchen! Ich beſinne mich eben, daß ich zu ihm gehen muß. Darum Adieu, mein Lieber."

Franz erwiederte den nachläſſigen Gruß des Buchhändlers mit einer ſtummen Verbeugung, und

entfernte ſich mit einer Maſſe Büchern und Zeitſchriften unterm Arm. Er erſtieg ſein Manſardenſtübchen und warf die Laſt auf den Arbeitstiſch, indem er einen tiefen ſchmerzlichen Seufzer ausſtieß. Sein Herz war gelähmt, ſeine Bruſt beklemmt, ſeine Seele hatte ſo alle Schwungkraft verloren, daß er lange Zeit, wie in einer Erſtarrung daſaß, und vor ſich hin blickte. Dann hob er ſein Auge langſam, und ließ es, wie ſuchend in dem engen Raum umherſchweifen.

Die armſelige Stube bot nichts dar, was ihrem Bewohner nur irgend zu erheitern im Stande geweſen. Die, wie bei Dachſtuben übliche, ſchräge Wand verengte den ohnedies ſchon beſchränkten Raum noch um die Hälfte. Die ſchmalen Fenſter zeigten nicht die Bläue des Himmels, ſondern das ſchwarze Schieferdach der nahen Kirche. Es gehörte viele Jugend, eine Bruſt voll Hoffnung und eine Seele voll Dichterträume dazu, um in einem Raume, wie dieſer, nicht zu verkümmern. Franz beſaß alle dieſe Eigenſchaften, aber an Tagen, wie dieſer, nach Geſprächen, wie er ſie eben gehalten, verließ ihn ſein guter Genius, und dann konnte ihn nur ein Mittel von der bitterſten Melancholie retten; dieſes Mittel war das

Bild seiner Mutter. Er nahm das kleine Medaillon, das über seinem Schreibtisch hing, auch in diesem Augenblick herab, und indem er es mit Küssen bedeckte, und wiederholt an sein Herz drückte, kehrte die Ruhe der Seele zurück; das Gleichgewicht seiner Nerven stellte sich allmählig wieder her. Er konnte sich wieder in so weit sammeln, daß er eins der mitgebrachten Bücher aufschlug und daraus Excerpte machte.

Unterdessen hatte Herr Potter das Haus verlassen, und befand sich auf dem Wege zu dem Satyriker Blummers. Er hatte sich schon lange vorgenommen, seinem Liebling einmal eine recht tüchtige Strafpredigt zu halten über dessen Nachlässigkeit, und oft beispiellosen Leichtsinn. Herr Nathanael Blummers zog das bedeutendste Honorar, das in den Notizen-Büchern des Herrn Potters als eine Merkwürdigkeit angeführt war, und dennoch war er nur sehr selten in dem Zustande, daß man wirklich Nutzen von ihm ziehen konnte. Er wohnte in einer hübschen Straße, aber das Unglück wollte, daß zwei sehr besuchte Kaffeehäuser den Satyriker in die Mitte nahmen, und wenn Herkules es schon schwierig fand, einer Verführung zu entgehen, wie sollte denn ein

ſo reizbares und beweglicheſ Geſchöpf, als unſer Kritiker war, zweien Verführungen ſich entziehen? Er entzog ſich ihnen auch nicht. Es gehörte eine ganz beſondere Konſtellation der Geſtirne dazu, um ihn einmal zu Hauſe zu finden, und Herr Potter traf dieſen günſtigen Zeitpunkt nicht.

„Wo iſt der Doctor?“ fragte der Buchhändler einen einäugigen Diener, der auf den Zug der Klingel zögernd erſchien.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete dieſes wenig bezaubernde Weſen.

„Er kennt mich doch?“ fragte Herr Potter barſch. „Ich bin kein Gläubiger. Vor mir braucht ſich Sein Herr nicht verläugnen zu laſſen. Ich komme nicht, um Geld zu holen, ſondern ich bringe welches.“

Das geſchloſſene Auge des unglücklichen Dienenden zuckte bei dieſen letzten Worten ſo freudig, als wollte es ſich wieder zum Leben öffnen. Gleich darauf aber lag es wieder unbeweglich in ſeiner Höhle, und das andere Auge ſah mit einem betrübten Blicke zu Boden. „Es wird meinem Herrn wahrlich ſehr leid ſein, Sie gerade jetzt zu verfehlen, Herr Potter, aber er iſt eben nicht

zu Hause. Sie können ja in die Stube treten und selbst nachsehen."

„Und wann wollte er denn wiederkommen?" fragte der Buchhändler, der dieses Anerbieten abwies.

„Das weiß ich ebenfalls nicht," erwiederte der Einäugige. „Er ist gegangen, eine Tasse Kaffee zu trinken, aber ich habs erlebt, daß er an einer Tasse fünf Stunden trinkt. Ich will in beide Kaffehäuser laufen, und sehen, ob er nicht da ist. Er wird untröstlich sein, Sie verfehlt zu haben."

Herr Potter warf einen Blick auf die zerlumpte Gestalt, die vor ihm stand, zog dann seine Uhr hervor, und sagte in einem befehlenden Tone: „Jetzt hat es eilf geschlagen; um zwölf bin ich zu Mittag gebeten; bis dahin mache ich einen Spaziergang, um ein Uhr werde ich wieder hier sein. Sage Er Seinem Herrn, daß er dann zu Hause sein möge. Ich steige nicht gerne zwanzig Stufen an einem Tage zweimal."

Der Einäugige nahm dieses Geständniß mit einer tiefen Verbeugung auf, und geleitete den einflußreichen Herrn bis zur Hausthür hinab.

Dann ſchlüpfte er wieder ſchnell hinauf, und ſchloß vorſichtig hinter ſich ab.

Die Scene, zu der wir jetzt den Leſer führen wollen, iſt eine der betrübendſten, auf dem weiten Felde der Erſcheinungen im literäriſchen Verkehr; ſie ſchildert jene entwürdigende Art von Sklaverei, die, indem ſie die zarteſte, lieblichſte aber auch freiheitathmendſte Kraft des Geiſtes trifft, einen ſo herzzerreißenden Eindruck auf das Gemüth des Beobachters macht. Der Negerhandel an der Küſte von Malabar hat keine Feſſel aufzuweiſen, die härter drückte, als gewiſſe im Geheimen verübte Grauſamkeiten, die unſere ſo geprieſene Civiliſation ſich ungeſtraft erlaubt. Die Seele des Menſchenfreundes blutet, jeder Nerv erbebt, das Mitleid ergießt ſich in Strömen von Thränen, aber umſonſt iſt jedes Beſtreben zu helfen. Das kalte, eiſerne Getriebe der Induſtrie iſt ſo künſtlich zuſammengefügt, und arbeitet mit einer ſo ſtürmiſchen Thätigkeit, daß die kühnſte Menſchenliebe zurückbebt, ſich dieſer Höllenmaſchine zu nahen, um ihr ihre Opfer zu entreißen.

Nachdem Herr Potter einen kleinen ſchwitzenden Gang über einen mit verkrüppelten und ver-

dorrten Bäumchen beſetzten Platz gemacht, und damit die läſtige Pflicht des vom Arzt ihm vorgeſchriebenen Spaziergangs beſeitigt hatte, bog er in eine kleine dunkle und kühle Gaſſe ein, in der es erſt jetzt Tag zu werden anfing, nachdem die Uhren der Hauptſtadt ſchon Mittag verkündet hatten. Vor dem unſcheinbarſten Hauſe dieſer unſcheinbaren Straße blieb der Wanderer ſtehen, und ſetzte einen altmodigen Meſſingklopfer in eine ſo rüſtige Bewegung, daß die morſche Hausthür dabei einen Theil ihrer Schnörkelverzierungen verlor, die ſie bis über ein halbes Jahrhundert bewahrt hatte.

„Man hört doch gleich, daß ein reicher Mann an der Thür klopft," ſagte die Magd, mit einem verſchämten Lächeln, indem ſie zugleich mit einem geſchickten Sprung die Holzfragmente bei Seite ſchob. „Wollen Sie nur gefälligſt hinaufgehen, Herr Potter; eben ſitzt die Familie und wartet ſchon Ihrer. Wir haben uns heute recht angeſtrengt, ein Gericht Krebſe wird auf den Tiſch kommen, das auf der Tafel eines reichen Mannes ſogar Aufſehen erregen müßte. Ja, Herr Potter, ſogar auf Ihrer Tafel könnte es ohne Schande erſcheinen. Wir haben eine Sauce dazu erfunden, die ein Wunder von Wohlge-

ſchmack iſt; freilich etwas theuer! So wie auch die Krebſe in dieſer Jahreszeit noch unverſchämt viel Geld koſten. Aber was thut's, ſind doch Krebſe unſers Herrn Potters Leibgericht.

Der Buchhändler beachtete dieſe ſchmeichelnden Reden ſehr wenig. Er ſchritt durch einen kleinen Vorſaal, warf einen flüchtigen Blick auf einen Blumenflor, der ſorgſam geordnet am Fenſter ſtand, und trat dann in das Zimmer, wo die Familie ſich um ihn drängte, ihn zu bewillkommnen. Eine bleiche Frau, mit Spuren ehemaliger Schönheit im Geſichte, machte Entſchuldigungen, daß ſie ſich getraut habe, Herrn Potter einzuladen, da ſie ihm doch nichts Beſonders vorſetzen könne.

Während der Gaſt hierauf etwas Artiges erwiderte, ordneten die drei älteſten Mädchen den Tiſch vollends, und die vierte beſchwichtigte drei Knaben, die im Nebenzimmer zurückgehalten wurden, weil man wußte, daß Herr Potter die kleinen Kinder nicht liebte. Jetzt trat das Haupt dieſer kleinen Gemeinſchaft herein Herr Waller, ein Mann ſtark in den Vierzigen, mit einer Phyſiognomie, die anziehend hätte genannt werden können, wenn nicht die Spuren einer tiefgehenden Kränklichkeit ſich zu deutlich in ihr gezeigt hätten.

Man ſetzte ſich zu Tiſch. Der Buchhändler erhielt den Ehrenplatz, zwiſchen der Frau vom Hauſe und deren Verwandte, einer Putzmacherin, die noch ziemlich jung und ziemlich hübſch war. Herr Waller ſaß am untern Ende der Tafel, von ſeinen drei Töchtern umgeben. Er aß wenig, ſeine Miene war zerſtreut, und er erwachte gleichſam immer wie aus einem Schlummer, wenn er bemerkte, daß der kummervolle Blick ſeiner Frau auf ihn ruhe. Dann that er große Anſtrengungen ſeinen Gaſt zu unterhalten, der es ihm nicht dankte, und gefliſſentlich ſeine ganze Aufmerkſamkeit der Putzmacherin zuwandte, mit der er ein lebhaftes Geſpräch unterhielt. Dieſes Betragen kränkte Madame Waller, ſie ſah abwechſelnd ihren Mann und ihre Töchter an, und ſuchte immer wieder den Buchhändler von der Putzmacherin abzubringen, ohne daß es ihr gelang. Die Scherze Herrn Potters nahmen ein Gepräge an, daß die arme Mutter ſich genöthigt ſah, unter irgend einem Vorwande ihre drei Töchter zu entfernen. Die Putzmacherin nahm dieſe Gelegenheit wahr, eine kleine Stichelei auf die allzuſtrengen Grundſätze ihrer Couſine zu machen.

„Wie?“ rief Herr Potter, indem er ſich ver-

wundert umblickte, „bin ich etwa der Grund, daß die jungen Damen ſich entfernt haben?“

„Ja Sie,“ entgegnete die Putzmacherin, indem ſie einen ſchalkhaften kleinen Schlag auf die Schulter ihres Nachbars führte; „Sie allein. Warum unterhalten Sie uns auch ſo vortrefflich, Sie ſcharmanter Mann“!

„Ich bitte ſehr um Entſchuldigung.“ Madame, ſagte der Buchhändler zu Frau Waller in einem ſpottenden Tone. „Sie müſſen meiner Erziehung etwas zu Gute halten. Ich habe keine adeligen Geſellſchaften frequentirt, und weiß daher auch nicht, wie viel man einer jungen Dame bieten darf.“

Frau Waller erröthete bei dieſen Worten lebhaft. Ihr erſter Blick fiel auf ihren Mann, um zu wiſſen, wie er dieſen beleidigenden Ton aufnähme; aber zum Glück war dieſer wieder in eine tiefe Zerſtreuung verſunken

„Herr Waller,“ rief der Buchhändler jetzt laut. „Ich bitte Sie, laſſen Sie Ihre Töchter wieder hereinkommen. Ja, ja, ich bitte Sie.“

„Und weshalb ſind ſie denn fortgegangen?“ fragte der aus ſeinen Träumen Erwachende, und ſah ſeine Frau an. „Laß ſie wieder herein kommen.“

„Nein, ſie bleiben fort,“ entgegnete die blaſſe

Frau, in einem ſehr ſanften aber auch ſehr beſtimmten Tone.

„So will ich Ihnen ſagen, mein Lieber, warum man ſie fortgeſchickt hat,“ rief Herr Potter, indem er einen großen Krebs zerlegte. „Ich habe Mademoiſelle gebeten, mir die Manſchetten aufzuſtreifen, und wahrſcheinlich hat unſere liebenswürdige Wirthin dieſe Dienſtleiſtung unter der Würde einer Dame gefunden.“

„Sie ſcherzen, Herr Potter,“ ſagte Frau Waller.

„Laß die Mädchen wieder hereinkommen,“ rief Herr Waller mit einer düſtern Miene.

Die drei verſcheuchten jungfräulichen Geſtalten nahmen ihre Plätze wieder ein; aber von dieſem Augenblick an war aus Herrn Potter kein Wort mehr herauszukriegen. Er ſaß ſtumm da, aß ungeheuer viel, trank noch mehr, und that völlig, als wenn er in ſeinem Zimmer ganz allein wäre. Das gezwungene Geſpräch der übrigen Tiſchgenoſſen erlahmte auch bald, und das Ende der Tafel wurde mit einer Stille gefeiert, als wenn eine Geſellſchaft Trapiſten ſich zuſammengefunden hätte.

Nachdem Herr Potter ſeine Taſſe Kaffe in einem Winkel ausgeſchlürft hatte, wollte er ſich

entfernen, wurde aber von dem Herrn des Hauſes aufgehalten, der ihn bat, auf einen Augenblick in ſein Zimmer zu kommen. Sie ſtiegen eine Treppe höher, und dieſe Anſtrengung nach dem Eſſen brachte den dicken Mann in die übelſte Laune. Aber er hatte die Gewohnheit, je grimmiger er geſtimmt war, eine deſto gleißendere Miene oder Grimaſſe zu zeigen. Der arme Waller ließ ſich durch dieſes rothe, ſchwitzende, und in dem ſüßeſten Lächeln ſchwimmende Geſicht täuſchen, und hub ſeine Rede mit einem herzlichen Händedruck an. „Mein theuer Herr und Freund," rief er, „ich habe auf dieſe Stunde große Hoffnungen geſetzt Sie ſehen einen Unglücklichen, einen Verzweifelnden vor ſich, und Sie, Sie allein, können mich retten."

„Ei ſehr gerne. Womit kann ich dienen?" entgegnete der Buchhändler, indem er ein Polſter ſich in den Rücken ſchob, um während der Rede ſeines Wirthes gemüthlicher die Krebſe zu verdauen.

„Sie kennen meine Verhältniſſe, fuhr Waller fort; es iſt Ihnen bekannt, wie ich einſt Reichthümer beſaß, und wie man mir mit einer glänzenden Laufbahn ſchmeichelte. Damals fand Je-

dermann, daß ich außererdentliche Talente beſäße, es wurde mir immer wieder ins Ohr geſchrieen, daß ich ein Genie ſei. Erbärmliche Welt! Alle die Leute, die mich der höchſten Stellen würdig hielten, wandten mir den Rücken, als der Glanz des Reichthums von mir wich. Jene Schmeichler, die mich ein Genie nannten, fanden, als ich nun wirklich Dienſte ſuchte, daß ich kaum die Fähigkeit eines Schreibers hätte. Wo wäre ich geblieben, wenn ich nicht ſelbſt in mir eine Kraft entwickelt hätte, die zwar weit hinter jenen glänzenden Schmeichelbildern zurückblieb, die aber doch fähig war, mich aufrecht zu erhalten, da alles mich verließ. Ich ſpielte meinen erſten Roman unter dem Jubel der frivolſten Freude, und ich ſchrieb den erſten unter den Thränen des bitterſten Kummers. Mein Geſchick war entſchieden, ich wurde Schriftſteller. Ich will nichts darüber ſagen, ob und wie ſehr es Unrecht iſt, die Poeſie lediglich als Erwerb zu nützen, was hülfe dieſe Betrachtung hier, und in dieſer Stunde? Sie wiſſen, daß, als ich mich hier niederließ, Sie mir ehrenvolle Anträge machten; ſpäter zogen Sie die jammervolle Kette meiner Sklaverei immer enger, und o Himmel! jetzt ſchmachte ich in dem

martervollſten Gefängniß, das es nur auf Erden geben kann."

Bei dieſen Worten ſank Waller erſchöpft auf den Stuhl, indem er ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckte. Potter, der in einen leichten Schlummer gefallen war, erwachte bei dieſer Pauſe und fragte „ob man Herrrn Waller mit dem Gefängniß gedroht habe."

„Nein," entgegnete der unglückliche Dichter, „ich ſehe, Sie wollen mich nicht verſtehen."

„Was iſt denn da zu verſtehen?" rief der Buchhändler etwas ungeduldig. „Wovon wollen Sie mir eigentlich ſprechen?

„Von meinem Elend, an dem Sie Schuld ſind," rief der bleiche Mann plötzlich in einem fürchterlichen Tone.

„Ich?" fragte Herr Potter, und ſteckte ſchnell ſeine goldene Doſe in die Taſche, als fürchte er, ſein aufgeregter Gegner möchte ſich daran vergreifen.

„Ich kann nicht ſo ſchreiben, ich kann nicht ſo dichten!" rief dieſer. „Ich kann es nicht! Sie müſſen Ihren abſcheulichen Contrakt löſen! —

Herr Potter griff, ohne ein Wort zu ſagen, nach ſeinem Hute. Waller faßte ihn am Arm.

„Was wollen Sie?“ fragte der Buchhändler mit dem grinſenden Lächeln, das während dieſer ganzen Scene nicht von ſeinen Lippen kam. „Sie ſagten unten, Sie hätten mir etwas mitzutheilen.

„Nun iſt denn das nichts?“ fragte Waller. „Hab ich Sie nicht eben gebeten, meine Sklavenkette zu löſen?“

„Ihre Sklavenkette? Lieber Herr Waller, wir ſind nicht auf dem Markte zu Tunis. Ich ſehe hier keine Sklavenketten.“

„Aber ich ſehe ſie,“ rief der Geängſtete. „Ich höre das Geraſſel ewig vor meinem Ohr. Haben Sie Erbarmen mit mir. Sie haben das ſtille Leid unten geſehen? Die kummergebleichte Frau, die in der gräßlichſten Noth aufwachſenden Kleinen. Ihre Blicke rufen mich um Brod an, ihre Lumpen wollen zuſammengehalten ſein. Ich ſoll ernähren und kleiden! Und, o Gott, wodurch? Durch den Dienſt der Muſe. Dieſe freie göttliche Tochter des Himmels, ſie zwing ich wie eine Küchenmagd zu arbeiten. Fühlen Sie denn nicht, Mann, welch ein Entſetzen hierin liegt? Sagt Ihnen Ihre geſunde Vernunft nicht, daß ich wahnſinnig werden muß, wenn es ſo fort geht?

„Meine geſunde Vernunft ſagt mir,“ rief Herr

Potter lächelnd, „daß Sie Ihren Contrakt halten müſſen.“

„Sie ſind ein Unmenſch!“ rief Waller zitternd. „Für elende fünf hundert Thaler morden Sie einen Menſchen.“

„Halte ich Sie denn?“ fragte der Buchhändler. „Wenn Sie Ihr Penſum abgearbeitet haben, ſo laſſen Sie uns meinethalben auseinander gehen. Ich werde immer Jemanden in Ihre Stelle finden.“

„Wozu bin ich noch nütze?“ jammerte der Unglückliche. „Was kann ich leiſten mit einem verödeten Körper, einer zu Grunde gerichteten Seele? Zu welchem Geſchäfte wäre ich noch tauglich?“

„Gut, ſo ſchreiben Sie Ihre Romane. Ich bin billig, ich fordere nicht mehr, wie drei Romane, jeden zu drei Bänden, für das Jahr. Dafür erhalten Sie fünfhundert Thaler. Kann man ſplendider bezahlen?“

„Legen Sie wenigſtens nur noch drei hundert Thaler zu.“

„Sind Sie von Sinnen?“ rief Herr Potter. Für dieſes Geld könnte ich eine ganze Bibliothek Romane und Novellen mir beſtellen.

„Nun, ſo bitte ich Sie um einen Vorſchuß von hundert Thalern,“ rief Waller und biß die Lippen zuſammen. „Ich muß meinen Kindern Kleider kaufen.“

„Aha!“ rief Petter, „dieſen wohlerzogenen ſittſamen Fräuleins? Ja freilich, wenn man ſo großen Werth auf die Schaamhaftigkeit legt, ſo wird das Nothwendigſte wohl ſein, daß man der Tugend Kleider kauft.“

„Ich verſtehe nicht, was Sie da ſagen,“ entgegnete Waller, und hielt ſich krampfhaft an der Stuhllehne feſt.

„Sie bekennen, daß Sie nicht auskommen,“ fuhr Herr Petter fort; „obgleich es zum Lachen iſt, wenn man erfährt, daß Sie fünf hundert Thaler jährlich haben, eine Summe, mit der ſich's wie ein Krösus leben läßt. Aber freilich, dann müſſen Sie auch keine Mittagseſſen geben. Warum haben Sie mich zum Beiſpiel heute gezwungen hier zu eſſen?“

„Weil ich Sie für meine Pläne günſtig ſtimmen wollte,“ erwiederte Waller.

„Günſtig?“ lachte der Buchhändler. „Stimmt man Jemanden günſtig, wenn man ihm eine Flaſche verdorbenen Wein verſetzt?“

„Es war der beſte, den meine geringen Mittel mir zu kaufen erlaubten.“

„Wozu die Krebſe? wozu die Blumen im Vorſaal? Wozu dieſe ſeidene Weſte, die Sie da am Leibe haben?

„Herr Petter!“ rief der unglückliche Mann ſtammelnd.

„Nun ja, ich ſage nur. Wahrlich, ich kann ja auch irren. Sie können ja alle dieſe Dinge auch geſchenkt bekommen haben. Ein Mann, der Familie hat und klagt, nicht auskommen zu können, kauft keine Blumen und Krebſe, trägt keine ſeidene Weſten.“

„Strecken Sie mir hundert Thaler vor, und es iſt alles gut!“ rief Walter.

„Keinen Groſchen,“ entgegnete der corpulente Mann, indem er einen Schritt zurückwich. „Halten Sie mich für ein Kind, ſind Sie ſelbſt eins? Wiſſen Sie nicht, was ein Contrakt iſt? Ich erwarte die Bogen Manuſcript, die noch fehlen, morgen mit dem früheſten. Haben Sie gehört, ich erwarte ſie.“

„Ich kann in dieſer Stimmung nicht ſchreiben.“

„Sie müſſen,“ entgegnete Herr Petter und nahm eine ſtarke Priſe.

„Ich kann nicht," wiederholte Waller.

„So werde ich mir Hülfe verſchaffen gegen einen Leichtſinnigen, einen Betrüger, der mich um das Meinige bringen will," rief Herr Potter, kirſchroth im Geſicht.

„Und ich werde mir Hülfe verſchaffen gegen Sie, Mann der Unehre!" entgegnete Waller, „der ſich nicht erblödet, Zinſes Zins zu nehmen vom Gute der Armuth, der einen Pfennig hinwirft, um das Dreifache wieder zu gewinnen, der mit dem edelſten Schatz den niederträchtigſten Wucher treibt, und der ſeine Werke krönt, indem er ſich mit kaltem Muthe an den Qualen ſeines Opfers ergötzt."

Herr Potter fand, daß dieſe Unterhaltung ſehr wenig geeignet war, um gut zu verdauen, er machte daher eine ſchnelle Bewegung zur Thür, als er Madame Waller anſichtig ward, die herbeitrat, um den Streit der beiden Männer, wo möglich, auszugleichen. Sie klagte ſich an als die erſte Urſache deſſelben, indem ſie gleich anfangs Herrn Potter gereizt hatte, als dieſer mit der Putzmacherin ſcherzte. Die Erſcheinung der Frau brachte den Buchhändler vollends um die Geduld. Er fürchtetete eine ſogenannte rührende

Scene, und faßte daher den heroiſchen Entſchluß, aus dieſem Zimmer zu entkommen, es koſte, was es wolle. Er ſchob daher die Frau bei Seite, klemmte ſich, mit der Anſtrengung eines dem Kerker Entrinnenden, durch die halbgeöffnete Thür, und ſchöpfte erſt wieder Athem, als er den Abſatz der Treppe erreicht hatte.

Aber die Troſtloſen, die zurück blieben, machten auch keine Anſtalten, ihn zu halten. Kaum hatte Frau Walter den beklagenswerthen Zuſtand ihres Mannes bemerkt, als ſie auch alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel anwendete, ihn zu tröſten und zu beruhigen. Eine Weile war dieſes vergeblich. Die Nachwirkung des verzweifelten Zwiegeſprächs zeigte ſich in den Mienen des armen Autors als eine hinbrütende Erſtarrung. Seine Blicke waren mit der Kraft des Wahnſinns unbeweglich auf einen Punkt geheftet. Weder die zärtliche, ſchmeichelnde Berührung der Frau, noch die Thräne, die aus ihrem Auge auf ſeine Wange fiel, ſchien er zu fühlen. Endlich ſchienen ruhigere Geiſter über ſeine Seele die Oberhand zu gewinnen. Er bat die Frau ſich zu entfernen, indem er einen Brief an den Buchhändler aufſetzen wolle.

„Thue das," entgegnete Frau Waller. „Suche ihn wieder zu beruhigen. Er iſt und bleibt doch unſere einzige Hoffnung." Mit dieſen Worten ging ſie eben ſo leiſe fort, wie ſie gekommen war; ein wohlthätiger Engel, der trauernd beklagt, daß er nicht allmächtig iſt, und daß es ihm vergönnt ward, die Quellen der Thränen auf ewig verſiegen zu machen.

Kaum war ſie fort, als Waller die Thür hinter ſie abſchloß. Vier Stunden hindurch ließ er Niemanden vor ſich. Als es dunkel geworden, öffnete er leiſe, und ſchlich auf den Zehen die Treppe hinab. Einen Augenblick blieb er horchend an der Thür des kleinen Familienzimmers ſtehen. Es war ſtille darin, die kleinen Kinder ſchliefen, die drei erwachſenen Mädchen arbeiteten bei einem Stümpfchen Licht, die Mutter ſaß in einem Stuhl am Fenſter. Waller ließ den kleinen Vorhang, durch den er hineingeblickt, wieder ſinken. Der Sand kniſterte zu ſeinen Füßen, als er ſich auf's Knie niederließ, die Hände zuſammenlegte und betete. Thränen entſtürzten ſeinem Auge, wie er die Hausthür hinter ſich ſchloß, die er nicht wieder zu öffnen hoffen durfte

Als er das Ende der kleinen Gasse erreicht, in der es schon völlig Nacht war, sah er die alte Magd im Schimmer einer entfernten Laterne an sich vorbei eilen. Sie blieb stehen, ungewiß, ob sie den Herrn erkannt habe, dann murmelte sie etwas vor sich hin und setzte eilig ihren Gang fort. Waller durchschritt die noch belebten Marktplätze mit wankendem Schritte. Wie im Traume hörte er, daß Jemand ihn grüßte, wenige Sekunden darauf war wieder alles Nacht um ihn. Er näherte sich der großen Brücke, die die Neustadt mit der alten verband. Um diese Stunde war der Verkehr nicht mehr sehr groß, heute jedoch, weil in einem Garten jenseits ein Fest war, rollten Kutschen über die Brücke, und eine Menge Fußgänger folgten diesen Wagen. Man hörte den Schall des Posthorns, und den derben Peitschenschlag des Frachtfuhrmanns. Alle diese Dinge, so laut sie sich machten, übertönten im Ohre unsers nächtlichen Wanderers doch nicht das leise Murmeln des Wassers unter der Brücke. So hört man die Stimme dessen, den man sucht, selbst unter dem lebhaftesten Gedränge und Lärm. Dieses stille Rauschen, Murmeln und Klingen hatte immer mehr Verführerisches für ihn, und

zuletzt blieb er an einer Ausbucht des Geländers stehen, um, vorgebeugt, noch mit Bequemlichkeit dem Klange zu lauschen.

Unten fuhr ein Fischerkahn durch den Bogen der Brücke, er wollte diesen erst vorbeigleiten lassen. Der Zeitpunkt, wo der Kahn unter der Wölbung verschwand, sollte ihm ein Zeichen sein. Es ging stromaufwärts, und der Kahn hatte Mühe vorwärts zu kommen, indessen berührte er jetzt schon mit seiner Spitze den Bogen. Das Auge des Unglücklichen maß jeden Zoll, den er vorwärts rückte, er hätte die Personen, die darinnen saßen, anrufen mögen, etwas zu verweilen; er hätte ihnen bemerkbar machen mögen, daß ein Menschenleben von ihren Ruderschlägen abhing, aber vergebens, der Kahn verschwand immer mehr unter dem Bogen, und jetzt war nur noch ein Drittel desselben sichtbar. Walter warf einen Blick auf die Brücke, sie war leer. Der Zeitpunkt war günstig, er schwang sich mit einem Beine über's Geländer. Der Kahn zeigte nur noch die äußerste Spitze, und in diesem Augenblicke war auch das andere Bein über's Geländer. Ein Wagen kam angerasselt, Stimmen von Spazlergängern wurden hörbar, diese durften

nicht erwartet werden. Der Kahn war verſchwunden — jetzt! — Und den Unglücklichen erfaßte eine kräftige Fauſt. Er ſah ſich zitternd um, und ein unbekannter Mann ſtand neben ihm. Das Geländer trennte Beide. „Steigen Sie herüber!“ rief der Fremde mit einer befehlenden Stimme, und der Unglückliche gehorchte.

Eine lange Pauſe verging; Retter und Geretteter ſtanden ſich gegenüber. Die Nacht war finſter, und Waller nicht im Stande, ſeine Aufmerkſamkeit auf irgend einen Gegenſtand zu richten. Ihm ſchwindelte, und er war nahe daran ohnmächtig niederzuſinken. Er fühlte ſich unterm Arm genommen und zu der nächſten Laterne geſchleppt. Hier war eine ſteinerne Bank, und der Fremde zog Wallern auf dieſe nieder.

„Sie wollten ſich das Leben nehmen?“ rief jener mit einer Stimme, die von innerer Bewegung zitterte.

„Ich wollte — “ ſtammelte Waller, und bedeckte ſich das Geſicht.

„Unglücklicher, was hat Sie zu dieſen Entſchluß bewogen?“

„Unabwendbares Elend!“

„Kein Elend iſt ſo groß, das Hoffnung nicht mildert," rief der Fremde. Es iſt jetzt nicht Zeit über dieſe Dinge zu ſprechen, zeigen Sie mir Ihre Wohnung an, ich werde Sie hinführen."

„Was ſoll ich da?"

„Armer Mann! ſo erwartet Niemand Sie zu Hauſe?"

„Wohl, ein Weib und ſieben unverſorgte Kinder," ſtöhnte Waller, und klammerte ſich an die Steinbank an.

„Ich bringe Sie den Ihrigen wieder!" rief der Fremde mit dem Ausdruck freudigen Entzückens. „Kommen Sie, dort ſteht mein Wagen."

„Können Sie mit mir das Glück bringen, das uns flieht?" entgegnete Waller, und warf einen ſcheuen Seitenblick auf ſeinen Retter.

„Kein Wort weiter!" entgegnete dieſer. „Erſt fort von dieſem unglücklichen Platz" Er trug den Unglücklichen mehr, als daß er ihn leitete, zum Wagen, der einige Schritte weiter am Eingang der Brücke, hielt. Waller war wieder in ſeine Geiſtesabweſenheit verſunken, und erwachte nicht früher, als bis der Wagen vor einem prächtigen Hauſe in einer breiten Straße hielt. Erſt jetzt beſann er ſich auf alle Umſtände dieſes trau-

rigen Abends, und warf einen Blick voll Entsetzen und Schaam auf seine Umgebung. Er sah neben sich einen jungen Mann sitzen, der ihn mit sorgenvollen Blicken betrachtete. Mehre Diener erschienen, der Schlag des Wagens wurde geöffnet, die Hausthür erleuchtet. „Steigen Sie aus!“ rief der Unbekannte, und Waller gehorchte. Er erstieg eine Treppe, und sah sich erstaunt in einer ihm fremden Wohnung. „Ich bitte Sie,“ rief er mit flehend erhobenen Händen dem Unbekannten zu, „führen Sie mich in mein Haus. Vollenden Sie Ihre Wohlthat, geben sie mich den Meinigen wieder, von denen ich mich auf ewig zu trennen beabsichtigte.“

„In der That, mein Herr, ich weiß nicht wen—

„Wen Sie vor sich haben?“ ergänzte Waller. Er nannte seinen Namen, und die Stadtgegend, in der er wohnte. „Aber ich ersuche Sie,“ fügte er hinzu, den Wagen vor dem Eingange der Straße halten zu lassen. Niemand hat noch in der engen Gasse, in der ich wohne, einen Wagen fahren hören. Mein armes Weib würde erschrekken, und das möchte ich nicht.“

Der Fremde und Waller stiegen wieder ein, und so wie der Letztere es gewünscht, hielt die

Kutsche in einiger Entfernung vor dem Eingang des Winkelgäßchens. Der Fremde unterstützte Waller, und führte ihn bis dicht vor die Thüre seiner Wohnung. Dort wollte er scheiden. „Nein!“ rief Waller, und hielt ihn zurück. „Diese Nacht ist entscheidend in meinem Leben! Ich lasse meinen Lebensretter nicht fort. Der entsetzlichste Undank wäre es, hier von ihm zu scheiden. Kommen Sie, hören Sie den Dank meiner Frau, den Dank meiner Kinder.“

Nur mit Widerstreben folgte der junge Mann dieser Einladung. Die kleine Familie war noch wach, und voll Besorgniß für ihren Beschützer und Ernährer. Als sie ihn bleich und zitternd eintreten sah, an der Seite eines fremden Mannes, wich sie scheu zurück. „Hier! —“ rief Waller, „hier, dieser Mann! —“ Er beendete seine Rede nicht. Das Bewußtsein der That, die er hatte ausführen wollen, das vorahnende Entsetzen, das auf dem Antlitz der Frau sichtbar wurde, dazu die folternden Anstrengungen dieses Abends, raubten dem Armen plötzlich das Licht des Bewußtseins. Er machte eine krampfhafte Bewegung, und sank ohnmächtig in die Arme des Fremden.

„Mein Himmel! was iſt geſchehen?“ rief Frau Waller, mit einem Schrei des Entſetzens.

„Beruhigen Sie ſich,“ entgegnete der Unbekannte. „Eine Stunde Schlaf wird die geſchwundenen Kräfte erſetzen. „Ich traf Ihren Mann im Gedränge, und es glückte mir, ihn der rohen Mißhandlung eines Trunkenboldes zu entreißen.“

Frau Waller ſah den Fremden mit einem Blick an, in dem ſich auf die rührendſte Weiſe Dankbarkeit für die geleiſtete Hülfe, und Zweifel an der Wahrheit von der Art der Gefahr ausſprachen. Sie eilte an das Bett des Mannes, und als ſie ſich wieder zum Fremden wenden wollte, war dieſer verſchwunden.

6.

Während jene eben beſchriebenen Vorfälle ſich ereigneten, traf Herr Potter etwas ſpäter beim Satyriker ein, als er ſich's vorgenommen hatte. Herr Nathanael Blummers ſaß am Schreibtiſch, und nahm die Miene an, ſo zerſtreut zu ſein, daß er den Eintretenden gar nicht bemerkte. Der Buchhändler ſetzte ſich auf einen Stuhl, und öffnete geräuſchlos ſeine Tabatiere.

Dieſes war ein Zeichen ſeiner unbedingten Hochachtung für die Talente des Witzbold's, denn hätte Blummers das verächtliche Fach der Liebesgeſchichten bearbeitet, ſo wäre er keiner Rückſicht werth geweſen; aber Herr Blummers züchtigte, ſtrafte, kitzelte, peitſchte, legte ſeine Leute in Lauge, beizte ſie, tödtete ſie, und belebte ſie wieder, und dieſe Eigenſchaften waren in Potters Augen von einer ſo grenzenloſen Wichtigkeit, daß er nicht zu athmen wagte, während die Feder des kleinen Kritikers ſich auf dem Papier bewegte.

„Ah, Herr Potter!“ rief endlich Blummers.

„Nichts, nichts,“ entgegnete der Buchhändler. „Ich bin nicht da. Beendigen Sie erſt Ihren Artikel. Wird er hübſch beißend?“

„Ich ſage Ihnen, ein Zerberus,“ entgegnete Blummers. „Er beißt mit drei Köpfen zugleich, und dann ſchlägt er noch mit dem Schweife Sand in die Augen.“

„Vortrefflich!“ lachte der Buchhändler. „Sie ſind mein Goldſöhnchen. Schreiben Sie nur, ſchreiben Sie nur. Ich ſitze ſtill wie ein Mäuschen.“

„Der Artikel iſt fertig,“ rief Blummer, und warf ein mit unleſerlichen Hieroglyphen bekritzel-

tes Blatt auf den Tiſch. „Aber ich muß Ihnen geſtehen, dieſe ewigen anſtrengenden Arbeiten bringen mich entſetzlich herunter. Ich mache bei den Damen kein Glück mehr — wahrhaftig, ich entdecke, daß ſie mich jetzt ungeſtraft ſehen können.“

„So lange Sie noch Ihr ſchwarzes Bärtchen haben,“ bemerkte der Buchhändler, „verzweifle ich nicht an Ihrem Glücke.“

Nichts konnte den Satyriker mehr ärgern, als eine Anſpielung auf ſeinen jüdiſchen Henri quatre. In der That war dieſer von einer Art, daß er ſeine Abſtammung nicht verleugnete. Herr Blummers hätte einen Theil ſeines ſatyriſchen Talents, wo nicht das Ganze, dafür hingegeben, um einen blonden Henri quatre zu haben; aber leider gab es keine Wohlgerüche Arabiens, die dieſen kleinen ſchwarzen Bart weiß wuſchen.

„Vortrefflich!“ rief Potter, indem er den Artikel entzifferte. „Dieſe Auspeitſchung iſt wieder einmal ganz nach meinem Geſchmack.“

Es war in dieſem neueſten Meiſterſtücke Blummers von einem Schriftſteller die Rede, der ſich Potters Feindſchaft zugezogen, indem er ohne Scheu gewiſſe Umtriebe aufgedeckt hatte, die die käuflichen Literatur-Blatt-Läuſe im Dienſte Pot-

ters ſich im Geheimen erlaubt hatten. Dieſer kühne Schriftſteller gab bald darauf ein Werk heraus, das von der Nation anerkannt wurde, und das die tiefſten Wahrheiten in der überzeugendſten und glänzendſten Sprache, der Welt vorlegte. Dieſes Werk herabzureißen, war ſchwierig. Ein Mann, nicht von Ehre und Gewiſſen, ſondern nur von gewöhnlicher Klugheit, wenn er auch der erbittertſte Feind des Autors geweſen, hätte fürchten müſſen, ſeinen eigenen Ruf durchaus zu vernichten, wenn er gegen das Werk auftrat; nur eines jener Zwittergeſchöpfe, die im Zwielicht der Intelligenz herumſchwirren, deren wendenden Flug das Auge nicht verfolgen kann, die durch immerwährende Kreuz- und Querflüge jede Beobachtung zu Schanden machen; jene Molucken der Kritik, deren Körper ein literariſcher Schleim iſt, nur fähig, einen Gegenſtand zu beſchmutzen, aber nicht kräftig genug, ihn feſt zu halten, nur einem ſolchen Geſchöpfe war es möglich, die ausgeſprochenen Wahrheiten auf eine kurze Zeit verdächtig zu machen. Herr Blummers wählte dazu den Weg der Perſönlichkeit. Er erkundigte ſich, ehe er an die Kritik ging, ob jener berühmte Mann nicht unbezahlte Rech-

nungen habe, er fragte nach der Summe seiner Schulden, er ließ sich die Zänkereien erzählen, die der Mann mit seiner Frau oder seiner Köchin gehabt, er untersuchte das frühere Leben dieser Köchin, und ergötzte sich an einigen Undeutlichkeiten in der Genealogie der Familie derselben, und legte in einem scandalösen Fingerzeige diese Undeutlichkeiten dem berühmten Manne zur Last. Alle diese Notizen sammelte er an den Orten, wo Musäus gesteht, den Stoff zu seinen Mährchen gefunden zu haben, mit dem Unterschied, daß Herr Blummers daraus Kritik machte, woraus man funfzig Jahr zurück Mährchen machte.

„Ich muß Sie aber bitten," rief der Satyriker, „diesen Artikel mir extra zu honoriren, denn er hat mich extra Mühe gekostet.

„Da haben Sie's," entgegnete Potter, indem er aus seiner Westentasche zwei Louisd'or hervorbrachte, und auf den Tisch legte. „Sie sind ein theures Vergnügen, mein Guter. Ich weiß, daß mein Vater zu seiner Zeit für ein ganzes Buch Rabnerscher Satyren nicht so viel gab, als ich für ein Blatt der Ihrigen.

„Dafür war Rabener auch ein Pinsel," bemerkte Herr Blummers, indem er vor den Spie-

gel den unglücklichen Bart glättete. „Er hatte nicht den Muth, einer Mücke die Flügel auszureißen. Seine ganze Perfiflage beſchränkt ſich auf die Sitte, einen kleinen ſtinkenden Mops auf dem Schoos zu halten. Und was gab es in ſeiner Zeit für Narren! Zu Hunderttauſenden wuchſen ſie um ihn herum; aber weil dieſe Narren Hofuniformen trugen, wagte er es nicht, ſie anzugreifen. Der arme Schelm, die Freiheit der Preſſe war noch nicht erfunden; man muß ihn entſchuldigen."

„Ich habe einen neuen Auftrag für Sie," bemerkte Potter, den dieſe literariſche Abſchweifung ſehr gleichgültig ließ.

„Was iſts denn wieder?" fragte Blummers gereizt.

„Sie wiſſen," fuhr der Buchhändler fort, „oder vielleicht wiſſen Sie es auch nicht, daß Dübern das Journal des guten ehrlichen Nehrmann redigirt."

„Unterhalten Sie mich nicht von ſolchen Dingen," rief Blummers, und drohte dem Buchhändler mit dem aufgehobenen Finger, an dem eine Portion Roſenpomade klebte.

„Aber ich muß Sie davon unterhalten, rief Potter; „dieſe Unterhaltung iſt unſer Unterhalt.“ Ein Wortſpiel dieſer Art machte keinem mehr Spaß, als Potter ſelbſt. Er lachte darüber aus vollem Halſe, und bemerkte, daß in dieſem Zimmer die Luft mit Witzen geſchwängert ſein müſſe, weil auch er es nicht laſſen könne, hier witzig zu ſein. „Aber wieder auf unſer Thema zu kommen,“ ſetzte er ſehr ernſthaft ſeine Rede fort. „Dieſer Düborn hat einige Romane geſchrieben, die gefallen haben. Ich habe unter der Hand um ihn werben laſſen, aber eine hochmüthige, abweiſende Antwort erhalten. Es wäre bei allen dem doch nicht zum Bruche gekommen, aber jetzt erfahre ich, daß er das Journal meines Gegners redigirt, und was das Schlimmſte iſt, daß dieſes manquirte Blatt ſeit der Zeit anfängt zu reuſſiren. Wir müſſen dieſen Düborn herunterreißen, und ich habe dazu ſchon einen Plan gefaßt.“

„Laſſen Sie hören!“ rief Blummers.

Herr Potter zog die Augenbraunen in die Höhe, zwinkerte etwas mit den Naſenflügeln und ſagte, nachdem er dieſes aufregende Spiel einige Sekunden hatte dauern laſſen: „Wie wäre es, wenn wir den Herrn Düborn gleichſam vernich-

teten, unter das Publikum brächten, es sei ein angenommener Name, und darunter irgend eine „hohe Person“ verbergen.“

„Nicht übel!“ bemerkte Blummers. „Mit dem Ruhm eines Autors ist es, wie mit der ewigen Seligkeit. Ohne Persönlichkeit läßt sich keine Seligkeit denken. Das Mittel, einen Namen, der uns anstößig ist, gleichsam auf diese Weise in Nichts, in den Schatten eines Schatten aufzulösen, ist probat; aber es ist leider, wie alle solche kleine Hauskuren heutzutage, zu oft angewendet worden. Die versteckte „hohe Person“ zieht nicht mehr.“

„So könnten wir ihn für einen Juden erklären lassen!“ rief Potter in der Hast einer Inspiration, ohne zu bedenken, daß er dem Kritiker damit einen Hieb versetzte, nicht weniger derb, als die waren, die jener auszutheilen pflegte. In der nächsten Minute bereuete er seine Uebereilung, und setzte kleinlaut hinzu: „Doch nein, es geht nicht! — o nein, es geht ja gar nicht! — Woran dachte ich nur? —“

„Dieser Lübern,“ hub Blummers an, „ist mir verhaßt, weil es mir durchaus nicht gelingen will, ihn zu copiren. Er bindet das Halstuch in ei-

nen Knoten, den ich verzweifeln mußte nachzuahmen, nachdem ich ſechs Stunden vor dem Spiegel geſtanden. Es liegt in ſeine Weiſe, ſich auf einen Fauteuil zu ſetzen, mit dem Stock zu ſpielen etwas Myſtiſches, das ein Oberprieſter des Tempels zu Delphi vergeblich zu deuten unternähme. Seitdem ich weiß, daß er einmal darüber geſpottet hat, daß ich mit Glacehandſchuhen an der Table-d'hôte zu Mittag ſpeiſte, ſeitdem haſſe ich die ganze ariſtokratiſche Literatur."

„Wo haben Sie ihn geſehen?" fragte Potter.

„Im Bade zu —," entgegnete der Satyriker. „Ehe er kam galt ich für einen Elegant nach der Mode."

„Er entthronte Sie alſo," rief der Buchhändler, „und hat Ihnen gleichſam einen Glace-Fehde-Handſchuh hingeworfen. Heben Sie ihn auf."

„Das will ich," ſagte der beleidigte Satyriker eifrig. „Schicken Sie mir ſeine Romane; oder vielmehr ſchicken Sie ſie mir nicht. Ich urtheile immer am witzigſten, wenn ich die Sachen nicht leſe."

„Aber etwas davon werden Sie doch leſen müſſen, liebſter Blummers?"

„Wozu, Herr Potter? Ich ſehe nicht ein, wozu? Ich fange damit an, zu erklären, daß er Ariſtokrat iſt, eine lächerliche Sorte Geſchöpfe, die wie der Vogel Dodo ausgeſtorben iſt, und von den man in alten Sammlungen noch einige beſtäubte Exemplare findet. Nun gehe ich ſogleich auf jenen Vogel Dodo über, und ſage, daß er wegen ſeines dicken Hintern berühmt war. Merken Sie? nun lacht man ſchon, und Keiner denkt mehr an den Roman des Herrn Grafen. Ich mache noch einige Späße der Art, dann werde ich ernſthaft und ſogar ſentimental; denn immerwährender Witz ermüdet; es giebt immer einige Narren, die in einer Kritik auch Gefühl ſuchen. Nun wechſele ich ab, von meinem Herzen ſpringe ich auf den Hintern des Dodo über; ſo mache ich mich gleichſam über mich ſelbſt luſtig, und man entzückt ſich über meinen Humor. Ein Druckbogen iſt gefüllt, man denkt, ich habe mich erſchöpft, aber ich werfe nun erſt die ſtärkſten Harpunen aus. Ich zeige, wie ich allein mich auf die wahre Ariſtokratie verſtehe, und weiſe in intereſſanten Details darauf hin, wie der eigentliche Athem der Vornehmheit dem Herrn Grafen dennoch abgeht. Dieſes giebt Gelegenheit anzumer-

len, daß ich in Paris und London geweſen, daß ich dieſen Lord und jenen Miniſter beſucht, und in ihrem Vorzimmer die Büſte eines Volksrepräſentanten geſehen. Das Publicum lieſ't dieſe Dinge, amüſirt ſich, oder amüſirt ſich auch nicht, kurz, die Recenſion iſt zu Ende, und von dem Buche ſelbſt habe ich keine Zeile geſagt."

Herr Potter hörte die ſeltnen Gaben ſeines Schützlings mit offnem Munde an. Er fiel von einem Erſtaunen ins andere. Noch nie hatte der Satyriker ihn ſo tief in die Werkſtätte ſeiner unſterblichen Ideen blicken laſſen. In voller Rührung erhob er ſich, und ſtammelte: „Das geht, ja, das geht!"

„Ça ira:" widerholte Blummers. „Nur nicht zaghaft! Ein berühmter Mann iſt ein Geſpenſt; man gehe keck darauf los, und es verſchwindet."

„Sie kleiner Napoleon der Kritik!" rief Potter."

„Nun muß ich Sie aber bitten, mich zu verlaſſen," ſagte der Satyriker. „Ich gehe zu einer reichen iſraelitiſchen alten Wittwe, mit der ich den Spinoza ſtudire.

„Sie müſſen? — aber wann erhalte ich dann meine Kritik?“

„Morgen, — übermorgen; — wann Sie wollen, halten Sie mich nur jetzt nicht auf.“

Der Buchhändler ſah mit einem prüfenden Blick im Zimmer umher. Er entdeckte auf dem nächſten Stuhle ein Beinkleid. „Iſt dieſes ſchöne Stück das Ihrige?“ fragte er den Satyriker. „Wahrhaftig,“ entgegnete dieſer, „es iſt das einzige dieſer Gattung, das ich habe. Meine apoſtatiſche Garderobe iſt ins Judenthum wieder zurückgetreten.“

„So erlauben Sie, daß ich es mir näher betrachte,“ ſagte der Buchhändler, und ſchob das Beinkleid unter ſeinen weiten Ueberrock, den er ſorgfältig wieder zuknöpfte.“

„Was ſoll das?“ rief der Satyriker entſetzt. „Sie wollen mir doch nicht dieſes höchſt unentbehrliche Stück wegtragen? Mann des Schreckens, auf welche Einfälle gerathen Sie? Geben Sie her. Wahrhaftig, es iſt mein einziges.“

Herr Potter war ſchon aus der Thüre, und der Satyriker im Schlafrock zeigte ſich in der rührendſten Stellung auf der Treppe, um dem Räuber ſeinen Raub abzujagen. Aber Herr Pot-

ter ging mit ſeinem gewohnten gravitätiſchen Schritt die Treppe herab, und auf der unterſten Stufe derſelben rief er hinauf: „Schreiben Sie Ihren Artikel, Herr Blummers. Ich weiß kein anderes Mittel, Sie zu zwingen, zu Hauſe zu bleiben.“

Als der Satyriker wieder auf ſeinem Zimmer war, brach er in ein unauslöſchliches Gelächter aus. Bei meinem Barte, rief er aus, oder bei meiner Ehre, den beide taugen nicht viel! Dieſen Einfall hätte ich dem alten Wucherer nicht zugetraut. Er gäbe in einer burlecken Poſſe eine luſtige Scene. Ich werde nicht verfehlen, ihn in einer meiner Kritiken anzubringen. Das Leben, de' Leben — ſo giebt es immer neuen Stoff. — „He! Nero! Nero! —“

Der Einäugige erſchien, und blieb in ſeiner gewohnten Stellung, in der er wie eine Bildſäule des Jammers ausſah, an der Thüre ſtehen. „Ha, mein guter Kaiſer,“ rief der Kritiker, „wie geht es Dir? Haſt Du Rom verbrannt, haſt Du Deine Mutter tödten laſſen, und mit Deiner Schweſter Dich vermählt? Alter Schurke! Ja, er blinzelt mit ſeinem einen Auge, er bekennt ſich ſchuldig: die Mutter war alt, die Schweſter war

ſchön, die Stadt revolutionirte, alſo Grund genug, ſo zu handeln, wie er handelte. Nun geh, mein Kaiſer, und bringe mir ein kleines Mittagseſſen und einige Flaſchen Wein ins Haus. Hier iſt Geld, ich gehe heute nicht aus. Nein, nein, Du kannſt's mir glauben, ich gehe heute nicht aus."

„Das iſt einmal ein Wunder," rief der Einäugige kopfſchüttelnd. „Die Leute werden nicht wiſſen, was ſie davon denken ſollen. Die alte Liſette unten in der Küche iſt ſehr abergläubiſch."

„Nun geh, geh!" rief der Herr, und der Diener ſchlüpfte zur Thür hinaus. Man hörte ihn noch auf der Treppe murmeln, und ſich ſelbſt Fragen vorlegen, ſo ſehr hatte dieſes ungewöhnliche Ereigniß ihn aufgeregt.

7.

Vier Monate waren vergangen, und während deſſen hatte der arme Waller auf den Tod gelegen. Ein hitziges Nervenfieber ergriff ihn in Folge der Erſchütterungen jenes unglücklichen

Abends. Der Unbekannte ſorgte für einen Arzt, er ſelbſt kam in der Periode der größten Gefahr täglich oft zweimal in das Haus des Kranken. Die troſtloſe Familie verehrte in ihrem Wohlthäter Gottes unmittelbare Gegenwart. Die arme Frau kannte jetzt den ganzen Umfang des Dankes, den ſie ihm ſchuldig war. Waller's Fieberphantaſie hatte ihr ſeinen finſtern Entſchluß und die Vereitelung der Ausführung deſſelben kund gethan. Mit welch einem Gefühle ſah ſie an demſelben Abend, wo ihr dies ſchreckliche Geheimniß kund wurde, den rettenden Fremden in ihre Stube treten. Sie flog auf ihn zu, ſie bedeckte ſeine Hände mit Thränen, es fehlte wenig, und ſie wäre ohnmächtig zu ſeinen Füßen geſunken.

„Madame, entgegnete der Fremde, was ich that, hätte Jeder gethan, den das Schickſal wie mich begünſtigte, und ihn in die Nähe des Unglücklichen gerade in dem Augenblicke führte. Danken Sie dem Himmel, der mich zu ſeinem völlig willenloſen Werkzeug machte. Ich habe gehandelt, wie der Inſtinkt mich leitete."

Trotz deſſen, daß der Fremde alles anwandte, um ſeinen Namen geheim zu halten, ſo

mußte der beſtändige Verkehr, in dem er mit der Familie des Schriftſtellers ſtand, dennoch bald, dieſes Inkognito löſen. Der Leſer wird ihn errathen haben, es war Tübern.

Als Waller's fortſchreitende Beſſerung es erlaubte, unternahm Tübern mit ihm kleine Spazierfahrten, und in den Geſprächen, die bei dieſer Gelegenheit ſtatfanden, lernten beide ſich kennen und achten. So zurückhaltend der vielgeprüfte unglückliche Mann gewöhnlich im Umgange war, ſo wenig hielten dieſe ſelbſtgezogenen Schranken ihn ab, ſein volles Herz zu geben, wenn er eine Bruſt fand, würdig dieſen Schatz aufzunehmen. Tübern errang ſein volles Vertrauen; und zeigte ſich deſſen von Tage zu Tage würdiger. Es knüpfte ſich ein Band edler Achtung, wie es gewöhnlich gleich bevorzugte Seelen, nach den erſten Stunden freier und herzlicher Mittheilung umgiebt.

Nur über einen Gegenſtand vermied es Waller mit ſeinem jungen Freunde zu ſprechen, über ſeine Eigenſchaften als Autor. Tübern wußte, daß eine Sammlung anerkennungswerther Productionen Waller's Namen trug, aber da der Schriftſteller immer ängſtlich auswich, wenn hier-

auf hingedeutet wurde, ſo hütete ſich der Graf, das Geſpräch dieſe Richtung nehmen zu laſſen. Deſto mehr wunderte es ihn, als Waller eines Abends ſelbſt von ſeinen Schriften zu ſprechen anfing. Nach einer kleinen Weile faßte er Düborns Hand, und bat ihn, ihm zu folgen. Er ging voran und ſtieg mit ſichtlicher Anſtrengung eine kleine Treppe hinauf. Oben blieb er ſtehen, als koſte es ihm Ueberwindung, die Thür zu öffnen; endlich that er es, und Düborn ſtand in einem Dachzimmer, vor einem Schreibtiſch, der mit Papieren bedeckt war.

„Hier ſehen Sie, mein theuer Herr," hub Waller an, „die Galeerenbank, an die ein armes Geſchöpf ſechs langer Jahre hindurch geſchmiedet war. Seit jener unglücklichen Nacht, die blutig angezeichnet ſteht in dem Buche meines Lebens, bin ich nicht wieder in dieſem Raume geweſen. Hier ſtehen noch die letzten Worte, die ich ſchrieb, hier liegt die Feder, die ich niederlegte, um vor Gottes Thron zu treten. O Himmel, ich ſollte mit einem gebrochenen Herzen die Situationen eines frivolen Romans ſchreiben! Hier ſteht noch die Liebeserklärung einer Kokette, und ehe die Tinte vertrocknet war, womit ich die ſchaam-

loſe Wolluſt geſchildert, war mein Antlitz das einer ſtillen Leiche. Nie werde ich vergeſſen, wie ich gefrevelt. Nie rührt meine Hand eine Feder wieder an, um ſie im Dienſte der Poeſie, die ich verrathen, zu führen. Einen freien Dienſt fordert die erhabene Kunſt, ich habe mich als bezahlten Sklaven, in troſtloſer Leibeigenſchaft anwerben laſſen.

Düborn, dem dieſe Worte wie aus der eigenen Seele geſprochen waren, hatte Mühe, nicht ſeinen Beifall dem armen Schriftſteller kund zu geben. Aber dieſer Beifall hätte wie ein bitterer Vorwurf geklungen, und ſo ſchwieg er. Erſt durch die Zeit hoffte er zu wirken, und es gelang ihm. Die ſchmachvolle Verbindung Wallers mit dem Buchhändler wurde ſofort gelöſt. Die ganze Periode der Krankheit hindurch, durfte man dem Armen kein Papier, keine Feder zeigen; erſt nach und nach gewöhnte er ſich wieder an den Gedanken, zu ſchreiben. Die erſten Buchſtaben malte er mit zitternder Hand aufs Papier, und er ſchauderte dabei krampfhaft, als wenn er ſein Todesurtheil unterſchriebe. Man durfte ihn keines der von ihm geſchriebenen Bücher zeigen, wenn man nicht wollte, daß er auf mehre Tage

in melancholiſches Hinbrüten verſank. Bringt meine Mörder mir aus den Augen; ſchrie er eines Tages, als er zufällig eines ſeiner Werke in den Händen ſeiner Tochter ſah. Die Wohlthaten Düberns, die Summe, die er nicht wieder zu erſtatten hoffen durfte, erregten, mehr als alles andere, eine düſtere Schwermuth. Unter den beiden Befreundeten war öfters in der letzten Zeit von dem Journal Nehrmanns die Rede geweſen. Waller zeigte dafur Intereſſe, und ſomit wurde es Dübern leicht, ihn für daſſelbe zu gewinnen. Es ſollte in den Spalten dieſes Blattes eben eine Reiſe in die Schweiz beſprochen werden, die einen weniger bekannten Theil dieſes ſo übermäßig oft beſuchten Landes, ſchilderte. „Machen Sie ſich ſelbſt auf den Weg,“ ſagte Dübern zu Waller. „An Ort und Stelle betrachten Sie die fraglichen Gegenſtände. Sie geben dann ein Buch heraus, und dieſes trägt Ihnen die Koſten, die Sie aufgewendet haben, wieder ein. Ihre Geſundheit, um vollſtändig hergeſtellt zu ſein, fordert ohnedies eine kleine Reiſe.“

Waller reiſte, Dübern verſchob es unter allerlei Vorwänden, mit ihm eine Abrechnung zu ma-

chen. Er freute ſich, ihn geſund und heiter zurückgekehrt zu ſehen. Waller ſeinerſeits arbeitete jetzt tüchtig an dem Journal, und Herr Nehrmann hatte die Freude, es bald wieder zu der Zahl der Abonnenten zurückgeführt zu ſehen, deren Liſten er mit ſo vielem Stolz einſt dem Unternehmen vorangeſtellt hatte, als es noch in ſeiner Blüthe ſtand.

Unterdeſſen hatte Herr von Tixy ſechsmal ſeinen „Abend" gegeben, und die blonde Dame war ſechsmal in den gut erleuchteten Zimmern erſchienen; jetzt ſchien es Frau von Tixy an der Zeit, ihren Plan zu realiſiren. Eines Morgens, zu einer ungewöhnlichen Stunde erſchien Herr Gabriel von Tixy und ließ die blonde Dame um ein wichtiges Geſpräch erſuchen.

Camélie war befremdet, als man ihr zum funfzigſten male einen jungen Mann anmeldete, mit dem ſie ſich bewußt war, nicht das geringſte Intereſſe zu theilen. „Laſſen Sie mich mit ihm ſprechen," rief Miß Harriet Tuder. „Thun Sie das, meine Liebe," entgegnete Camélie. „Ich kann den Menſchen doch nicht wieder abweiſen laſſen. Vielleicht kommt er, um mir einen Kanarienvogel anzubieten.

Miß Tudor erhob ſich und ging mit ihrem gemeſſenen Schritt in den Saal, wo Gabriel ſtand, und zwei Nymphen betrachtete die in einer Touſſinſchen Landſchaft aus dem Bade ſtiegen. Er kehrte ſich um, ſtürzte auf die Dame zu, blieb aber wie verſteinert ſtehen, als er erkannte, daß es nicht Camélie war. Miß Harriet beobachtete den jungen Mann, indem ſie ihre kleinen Augen mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Liſt und Frechheit zuſammenkniff.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ ſagte ſie nach einer Pauſe.

„Iſt Fräulein Camélie nicht zu Hauſe?“ ſtammelte der intereſſante Jüngling, indem er ſeinen Hut durch die Finger rollen ließ.

„Ja, ſie iſt zu Hauſe,“ entgegnete Miß Harriet.

Eine neue, noch viel längere Pauſe entſtand. Gabriel blickte in den gegenüberhängenden Spiegel, und es fiel ihm ein, daß er eine Aehnlichkeit mit einem Prinzen von Parma habe. Dieſes ſtolze Bewußtſein gab ihm Muth, dem ſtechenden Blicke Miß Harriets mit einer edlen Unverſchämtheit zu begegnen. „Ich weiß nicht,“ rief er in einem brüsken Tone, „wenn Fräulein

Camélie zu Hause iſt, warum ich noch mein Zeit hier unnütz verplämpern ſoll? Ich bi nicht gewohnt, im Vorzimmer mit der Diene ſchaft zu plaudern."

Miß Harriet zeigte durchaus keine Mien von Empfindlichkeit, ſie blickte nach wie vor de Sprößling des Tipp'ſchen Geſchlechts an, un ſagte: „Was Sie ihr zu ſagen haben, könn Sie auch mir ſagen. Wenn es ein Geheimn iſt, ſo wollen wir's beide nicht wiſſen."

„Straf mich Gott, es iſt ein Geheimniß rief der junge Tipp, ganz entzückt über de Scharfſinn, mit der eine alte Dame, die ein rothe Naſenſpitze hatte, in die Falten ſeines Her zens ſchaute. „Ach, ſagen Sie nur, wenn Sie s doch ſchon wiſſen, hat meine Mutter ſchon m ihr geſprochen?

„Mit wem?" fragte Miß Harriet.

„Mit wem? die Frage zeugt nicht von ſeltne Verſtande. Mit wem anders, als mit Camélie

„Mit Fräulein Camélie," wollen Sie ſage

„Ach was, die Fräuleinſchaft muß jetzt au hören," rief Gabriel, über die Zurechtweiſung er zürnt. „Miß Harriet, man hat mich zum Na ren. Ich bin überzeugt, alles iſt ſchon abg

macht, und hinter jener Thür lauscht meine Angebetete, um auf ein Zeichen in meine Arme zu fliegen."

Miß Harriet schlug bei diesen Worten ein kleines Gelächter auf, aber es war mehr ein Schrei, als ein Lachen, ein Spottruf, wie er eben so scharf und heil auch aus einer Vogelkehle dringt. Gleich darauf saß sie wieder ernsthaft da. „Sie wollen Fräulein Montelli Ihre Hand anbieten," hub sie mit einem seltsamen Ton an, „aber ich kann Ihnen sagen, daß sie Sie nicht annehmen wird."

„So?" rief Herr von Tipp und starrte die Dame an.

Miß Harriet nickte mit dem Kopfe. „Kommen Sie," rief sie in einem gebieterischen Tone, und führte den jungen Mann ans Fenster. „Sehen Sie dort jene Leute?"

„Es sind Holzhacker," erwiederte Gabriel.

„Ja, richtig, es sind Holzhacker," wiederholte Miß Hudor „Nun sehen Sie, mein Herr. Diese Holzhacker verdienen ihr Brod redlich. In Ihrer Stelle hackte ich lieber Holz, als daß ich den Versuch machte, einer ehrlichen Frau zuzumuthen, mich für ein Stück Geld an sich zu kaufen."

Eine dunkle Röthe übergoß bei diesen Worten Herrn von Tipp's sonst sehr bleiches Antlitz. Er fühlte, daß er jetzt etwas erwiedern müsse, aber in seinem Kopfe war es so ausgestorben, als hätte nie ein Etwas, wie ein Gedanke, darin gehaust. Er erwiderte also mechanisch die ceremonielle Verbeugung der Miß Tuder, und ließ diese sich sehr langsam aus dem Saale entfernen. Als die Thür sich hinter ihr geschlossen, fiel ihm ein, was er ihr auf eine so grenzenlose Impertinenz hätte erwiedern sollen. Aber leider war dazu keine Zeit mehr. Kochend vor Wuth langte er in dem Kabinet der Frau von Tipp an, die sogleich ihre Stickerei fallen ließ, und das Schnupftuch an's Auge brachte, um die ersten Thränen mütterlichen Entzückens zu weinen.

„Also Du hast das Jawort erhalten, Gabriel?" rief Frau von Tipp. „Komm in meine Arme."

„Zum Henker!" schrie der liebenswürdige Jüngling und brach in Thränen aus. „Da haben Sie mich wieder schön in die Tinte geführt, Mutter. Sie will mich nicht haben; sie hat nie daran gedacht, mich haben zu wollen."

„Mein Sohn, bedenke was du sprichst,“ rief Frau von Tipp in einem sehr feierlichen Tone.

„Was ist da zu bedenken? Abgewiesen hat man mich,“ rief Gabriel.

„Abgewiesen!“ wiederholte die Mutter. Dieses Wort hatte für das zärtliche und ehrsüchtige Herz der Frau von Tipp einen so entsetzenvollen Klang, daß sie noch lange, nachdem sie es ausgesprochen, wie in Stein verwandelt, dasaß. Sie brauchte Zeit, um mit ihren Gedanken zu der Höhe der menschlichen Verderbniß hinaufzusteigen, die darin lag, daß eine blonde Dame es wagte, einen Freier, wie Herrn Gabriel von Tipp, abzuweisen. Als sie bis zu dieser Ueberzeugung gelangt war, stieß sie einen Schrei aus, und fiel in die Sophaecke. Herr von Tipp, der eben beschäftigt war, einige Punschflecke aus der Fläche eines Mahagoni-Tisches herauszubringen, eilte mit dem Wollentuche und dem Fläschchen Terpentin-Oel in der Hand, in das Kabinet, während von der andern Seite Fräulein Caroline den Händen ihres Kammermädchens entschlüpfte, und sich ebenfalls dort einstellte.

„Was giebts? rief Herr von Tipp. Niemand antwortete. Was giebts? wiederholte der geängſtete Gatte, der erſt jetzt bemerkte, daß Frau von Tipp kein Lebenszeichen von ſich gab. Er behandelte ihre Naſe in der Zerſtreuung und in der Aufregung ſeiner Gefühle ganz nach derſelben Methode, die er eben bei dem Mahagonitiſch angewandt, das heißt, er hielt das Fläſchchen mit dem Terpentin an die Naſe, und rieb dieſe dann mit dem wollenen Tuche, da aber Frau von Tipp nicht gerade an denſelben Gebrechen wie der Tiſch litt, ſo machte das Mittel auch nicht die gewünſchte Wirkung. Erſt, als ihr einige Tropfen kalten Waſſers ins Geſicht geſprützt wurden, erwachte die arme Frau, und das erſte, was ſie ſah, war das blaſſe gleichgültige Geſicht ihres Sohnes, der ſich bemühte, eine Fliege zu fangen.

„Ach," ſagte Frau von Tipp, „dieſer Schlag wird mich unter die Erde bringen."

„Unbegreiflich!" bemerkte Herr von Tipp, der unterdeſſen den Grund dieſes Jammers erfahren hatte. „Ich hätte Fräulein Montelli nicht für ſo undankbar gehalten. Ich habe ſie doch regelmäßig zu meinem „Abende" eingeladen, und ſie iſt

auch regelmäßig gekommen, um hier Thee mit Zuckerbrod zu genießen."

„Ich überlebe es nicht," rief Frau von Tipp, und nahm ihre Haube ab. Fräulein von Tipp empfing diese Haube, und brachte die Blumen in Ordnung, die durch den Fall in die Sophaecke sich verschoben hatten. Frau von Tipp war willens gewesen, sogleich einen Besuch abzustatten, wenn das Jawort wäre gegeben worden. Jetzt hatten sich aber die Umstände gänzlich verändert. Sie blieb zu Hause, und die ganze Familie blieb zu Hause. Dieses war das Geringste, was die so tief gekränkte Ehre des glorreichen Wappens der Edlen von Tipp forderte. Aber sie forderte noch viel mehr. „Ich weiß nicht," rief Frau von Tipp, indem sie mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung ihren Mann ansah, „ich weiß nicht, warum Du dieses Geschöpf Fräulein Mentelli nennst? Mich dünkt, sie ist eben so wenig Fräulein, wie es meine Köchin ist, und überdies, wo mag die Närrin nur den Namen Mentelli her haben? Niemand kennt ihre Herkunft, sie ist eine Landstreicherin, und ich hörte schon über sie Dinge flüstern, die mich schamroth machten."

„Aber deſſenohngeachtet wollteſt Du ſie doch zu Deiner Schwiegertochter haben?“ ſagte Herr von Tipp verwundert.

„Schweig!“ rief ſeine Frau.

„Ja, ja, Du wollteſt ſie haben,“ bemerkte Herr von Tipp. „Und ich ſagte ſchon damals, daß ich das ſehr wenig paſſend fände.“

„Ich komme um!“ ſchrie Frau von Tipp.

Fräulein Caroline bemerkte, daß bei allen dieſen Aufregungen ihr Schnürleib ſich zu löſen anfing. Sie begab ſich alſo eiligſt in die Hände ihres Kammermädchens zurück. Herr von Tipp wollte wieder an ſeinen Tiſch zurückgehen, aber er wurde aufgehalten. „Bleib!“ rief die troſtloſe Mutter, „bleib, und laß uns einen Plan ausſinnen, wie wir uns für dieſen Schimpf rächen.“

„Ich werde ſie nicht mehr zu meinen „Abend“ einladen,“ ſagte Herr von Tipp mit einem ſehr ſtolzen und wegwerfenden Blicke. „Das iſt nicht genug,“ erwiederte die gekränkte Mutter. „Morgen ſind wir zu Mittag gebeten bei der Gräfin Plunders. Dort treffen wir den Miniſter von Braunfeld, und die Gräfin Glimclamclatſch. Die Letztere iſt meine Freundin, denn ich habe ihr einen alten Shawl mit einer angeſetzten Borde

abgekauft, und ihr bezahlt, als wenn er ein neuer Shawl mit einer eingewirkten Borde gewesen wäre. So etwas vergißt eine Frau niemals, sie wird daher die Gefälligkeit haben, gewisse Anekdötchen, die ich über dieses lächerliche Fräulein Montelli vorbringen werde, in der Stadt herumzutragen. Ich werde ihr sagen —"

Frau von Tipp verlor sich jetzt in Plänen, wie sie auf die wirksamste Weise den Ruf der blonden Dame zerstören wollte. Wir müssen sie gewähren lassen, und wollen unterdessen Düborn aufsuchen, den wir in seinem Schreibzimmer finden.

Die Gestalt dieses Zimmers hatte sich verändert. Es war immer noch mit dem reichen und gefälligen Luxus, wie früher, ausgestattet, allein die Draperien waren nicht geordnet, die Blumen zum Theil verdorret, die vielen kleinen Colifichets eines Boudoirs durcheinander geworfen, und beschädigt. Dagegen hatte die Masse Bücher sich immer mehr ausgebreitet. Es lagen Nachschlagebücher, Journalhefte und Manuscriptballen auf dem Boden, und eine kleine Handbibliothek, die früher zum Schmuck gedient, war mit Stützen versehen, und zum Träger dickleibi-

ger Werke geworden, die ihre Verfaſſer zum ernſten Studium, und nicht zur modiſchen Lectüre geſchaffen haben.

Die Führung eines Journals, wenn man ſie in dieſem Sinne leitet, wie Düborn es that, hat ihre unſäglichen Mühen, ihre Nachtwachen, ihre unermüdlichen und durch nichts abzuweiſende Pflichten, ähnlich der Regierung eines Staates. Dieſer Zweig der Literatur, gerade weil er in unſeren Tagen ein ſo bevorzugtes Intereſſe an ſich geriſſen, iſt zu der Höhe einer Wichtigkeit geſtiegen, die nur der ganz zu würdigen verſteht, der wie Düborn die Förderung davon nicht als Frohn, ſondern als einen edlen Zweck des Lebens betrachtet. Dem bezahlten Schriftſteller, der für ein ephemeres Intereſſe arbeitet, kann es gleichgültig ſein, ob die Würde der Literatur beeinträchtigt werde, oder nicht; er iſt nicht gewohnt, ſein Tagewerk für eine wirkliche Schöpfung zu halten; ſein ganzer Stolz, wenn er ja einen beſitzt, iſt befriedigt, wenn ſein Artikel ein wenig Lärm macht. Unfähig, dem Gange der Ideen zu folgen, läßt ſeine ſtumpfe Kurzſichtigkeit ihn nur das bemerken, was augenblicklich Wirkung macht, ob für die Zukunft ſchädlich oder nützlich,

iſt nicht ſeine Sache. Die Beurtheilung eines Buches iſt ihm eine Laſt, die er mit den herkömmlichen Phraſen ſobald als möglich abzuſchütteln ſucht. Nie kam es ihm in den Sinn, daß dieſes Buch Ideen enthält, die ſich wieder an andere Ideen ketten, daß durch eine ſolche Folge von Reſultaten die Zeit ihre Richtung erhält. Als Dübern das Blatt übernahm, fand er es von allem entblößt, was die Gegenwart forderte. Da es vom Begründer nicht beſtimmt war, ein ſogenanntes Unterhaltungsblatt zu ſein, ſo fanden ſich in den Spalten, die der fortſchreitenden Intelligenz geöffnet waren, dürftige Aphorismen eingeſchoben, die durch ihre geſuchte Affectation Effect erregten. Dübern verdrängte dieſen bettelhaften Tiefſinn und ſprach in einer klaren Sprache ſeine Gedanken über neuere Werke der Poeſie aus, indem er an ſeine Kritik unmittelbar paſſende Belege aus jenen Schriften anſchloß. Da er mit Liebe las, mit wahrem Intereſſe urtheilte, ſo konnte ſeine Anſicht wohl mitunter eine irrthümliche, aber nie eine flache ſein. Der freie Weltmann, der Mann von Geſchmack, der Mann, der Reiſen gemacht hatte und in Verbindungen ſtand, die ihm weite Perſpective der

Kunst und Wissenschaft öffneten, urtheilte nothwendig anders, als ein in seine vier Wände eingesperrter Pedant, oder ein wildes Talent, das seine gewagten Sprünge auf einem Boden thut, den es nicht kennt, und nie kennen lernen kann.

Dübern hatte sich den Umfang der Pflichten, die er übernahm, wohl groß, aber doch nicht so ausgedehnt gedacht, als er sie jetzt fand. Er arbeitete unausgesetzt und fand thätige Unterstützung einerseits durch Waller, der, von der Poesie sich gänzlich lossagend, nur die streng wissenschaftlichen Kritiken übernahm, anderseits durch den jungen Dichter Franz, der ebenfalls Herrn Potter verlassen hatte, und sich an das Rehrmannsche Journal geschlossen.

Ein Jahr waren diese Blätter unter Leitung Dubergs geführt worden, und, wie schon gemeldet, es zeigten sich die schönsten Früchte. Was Düborn hatte erreichen wollen, war ihm gelungen. Seine Stimme drang durch, er sah sich in einer Stellung, dem Publicum gegenüber, die eine so ehrenvolle war, wie sie in den letzten vierzig Jahren bei der Anarchie der Meinung und der Ohnmacht der Kritik nicht war gesehen

worden. Mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit und Offenheit erbat er ſich ſelbſt Belehrung, wo er fürchten mußte, geirrt zu haben, und der Stolz der Gelehrten, die als Redacteure einiger entſetzlich ſeriöſer Journale, anfangs Parthei gegen Düborn genommen, fand ſich hiedurch geſchmeichelt, und ertheilte die gewünſchte Belehrung in aller Breite tiefgelehrter Deductionen. Düborn lächelte über dieſe Pedanterie, aber er taſtete ſie nicht durch unzeitigen Spott an. Er wußte, daß es im Character des deutſchen Gelehrten liegt, lieber eine Wahrheit zu unterdrücken, als ſie ohne den dialektiſchen Schmuck der Schule bekleidet, in die Welt zu ſchicken. Schlimmer, als mit den Gelehrten, war es mit den Poeten auszukommen. Der unbeſetzte Stuhl der Kritik hatte zur Folge gehabt, daß Deutſchland mit einer Maſſe von Poeten überſchwemmt worden, die jede ihre eigene Weiſe mitbrachten, ohne doch dabei originell zu ſein. Im Gegentheil, es gab vielleicht nur zwei, höchſtens drei wahre und urſprüngliche Dichter, die übrigen machten aus einem zweifelhaften Talent eine entſchiedene Begabung, und da ſie zugleich Niemand über ſich erkannten, ſo ſangen ſie auf gut Glück ihre Lie-

deichen ab, in der festen Ueberzeugung, ganz Deutschland höre ihnen zu. Tübern hüthete sich wohl, sich mit diesen Herren einer unfruchtbaren Lyra in einen offenen Krieg einzulassen; er suchte nur in der Stille sie unter ein gemeinsames Oberhaupt zu bringen. Er zeigte ihnen, oft mit ihren eigenen Worten belegt, wie in England und Frankreich gewisse große Talente als Stimmführer der Menge aufgetreten seien, denen die Andern sich freiwillig angeschlossen, um eine Gesammtkraft zu bilden, die mit ihrem Phalanx eher im Stande war in die zähe Masse des Publicums einzudringen, als einzelne flüchtige, zerstreute und wehklagende Poeten. Hierin liegt eine Ungerechtigkeit, daran ist nicht zu zweifeln; denn ein Byron zieht einen großen Theil des Ruhms eines Shelley, Wordsworth und Moore mit in seine Persönlichkeit, und macht sie dadurch so überwiegend, aber es ist die Frage, daß wenn jene Dichter darauf bestanden hätten, jeder einzeln mit seinem Lichte umherzugehen, diese kleinen Pünktchen nicht völlig verloren gegangen wären, anstatt daß sie jetzt, vereinigt, einen Pharus bilden, den man weit in der Nacht flammen sieht. In den Dichterfreund-

ſchaften und Verbindungen liegt eine erfolgreiche Klugheit.

Die Kritik muß ſich zu dieſen Verbindungen verhalten, wie ein weiſer Herrſcher gegen die verſchiedenen Partheien ſeines Reichs. Sie muß immer nach das oberſte Geſetz der Schönheit über ſie erhalten. Ihr kommt es durchaus nicht zu, ſich für eine dieſer Partheien entſchieden zu erklären, ſie kann es eben ſo mit dem klaſſiſchen, wie mit dem romantiſchen Dichter halten, inſofern nämlich beide wirklich Dichter ſind. Die Kritik iſt keine poſitive Gewalt, ſie ſpricht, wie die Geſchichte, nur die Reſultate aus, und zeigt immer wieder auf die ewigen Tafeln, in denen die Geſetze der Wahrheit und Schönheit eingegraben ſtehen. Deshalb iſt eine tyranniſche und immer tadelnde Kritik ſo höchſt ſchädlich; je mehr ſie mit Geiſt geübt wird, deſto ſchädlicher. Man hat genug gethan, wenn man die Waizenkörner ſammelt; wozu in dem Staube, den wir durch das Sieb abgeſondert haben, noch herumwühlen? Nur, um ſagen zu können: das Alles haben wir abgeſondert? Eine lächerliche und ſchädliche Eitelkeit.

Je mehr also aus Dörings Journal jene gehässigen, säuerlichen und albernen Tageskritiken verschwanden, desto häufiger fand der denkende Leser Aufsätze darin, die von einer geschickten Feder geschrieben, jede Absichtlichkeit versteckten und nichts weiter zu sein schienen, als historische Blicke auf gewisse Zeiten und Verhältnisse. Bald war hier der Moment der Entwickelung einflußreicher Ideen festgehalten, bald dort aus einem unscheinbaren Anfang große Begebenheiten hergeleitet. Ohne mit Gesinnung und Gründlichkeit prahlen zu wollen, hatten diese kleinen Skizzen dennoch Beides, und waren recht eigentlich die leitenden Artikel des Journals. Da sie keine trockne Abhandlungen waren, so wurden sie nicht überschlagen, und durch die Menge der Leser, die sich daran machten, wurde das Körnchen Wahrheit immer weiter getragen. Man verglich, man combinirte, so gut oder schlecht wie jeder es vermochte, aber immer lag die Anwendung auf unsre Zeit nahe. Auf solchem indirecten Wege sind oft die größten Wahrheiten verbreitet worden. Aber es ist schwierig und es gehört ein philosophischer Kopf dazu.

Viele Leser würden kein Zeitblatt in die

Hand nehmen, wenn ſie nicht in demſelben kleine Geſchichtchen fänden. Auch Dübern rückte ſolche in ſeinem Journal ein, doch nahm er zu dieſem Zweck keine Romänchen und verkrüppelte Novellchen, keine Phantaſieen ohne Phantaſie, und Lebensbilder ohne Leben. Die erhabenen Geſetze des guten Geſchmacks waren ihm in allem heilig, und die Poeſie wird durch ſolche kleine Nadelſtiche, die man ihr beibringt, oft am ärgſten gepeinigt. Er wählte kleine Biographieen, intereſſante Züge aus dem Leben der Künſtler, kleine Genrebilder des öffentlichen Lebens — immer etwas Poſitives, und wo er ein Spiel der Phantaſie aufnahm, gab er es mit der Ungebundenheit und köſtlichen Farbenfriſche, die an dem größten Dichter entzücken. Aber ſolche kleine Jouwelen waren ſelten. Ein Blatt, das periodiſch erſcheint, muß ſich nicht zur Aufgabe machen, immer erhaben und poeſiereich zu ſein; ebenſowenig wie das Theater, wenn es täglich Vorſtellungen giebt, täglich Meiſterwerke bieten kann.

Bei dieſem allem koſtete das Journal ſehr viel. Das Honorar, das Dübern von Rehrmann ſich zahlen ließ, warf ihm keinen Gewinn

ab, im Gegentheil, er opferte Summen, um gediegene Beiträge jeder Gattung zu erhalten. Die gewöhnlichen Tageblatt-Redacteren fanden hierin Grund, ſich über Dübern luſtig zu machen; er duldete ihre Späßchen und das Publicum wurde der Schiedsrichter zu Gunſten des Verſpotteten. Jemehr man gewohnt iſt, dergleichen Anſtalten von ihren Unternehmern nur als ein Mittel, Geld zu erwerben, betrachtet zu ſehen, deſto höher ſteigt die Achtung des Publicums, wenn ein unabhängiger und vermögender Mann aus freiem Antrieb an der Förderung der literariſchen Intereſſen arbeitet. Die natürliche Folge dieſer Ueberzeugung iſt, daß man einem Urtheil unbedingt vertraut, welches durch keinerlei Intereſſen geleitet wird, und auf keine Weiſe nöthig hat ſich zu verſtecken. Darum ſagt Montaigne: „Es giebt keinen koſtſpieligeren Luxus, als den, ſeine eigene Meinung zu haben.“

8.

Dübern ſah gern, wenn ſein Tag in anſtrengender Beſchäftigung hingebracht war, zu Mittag einige Gäſte bei ſich. Am heutigen Tage that

ein alter Oheim, ein Domherr zu W—, ihm die Ihre an, bei ihm zu ſpeiſen. Dieſer würdige Herr war ein großer Verehrer von Auſtern und trank gern Rheinwein. Düborns Tafel war heute gut beſetzt, und der Oheim befand ſich in einer Laune, die nicht beſſer ſein konnte.

Das Geſpräch kam auf die Schriftſteller. „Du ſollſt ja wieder etwas Neues geſchrieben haben?“ fragte der Oheim, indem er auf eine friſche Auſter, die nach dem Meere duftete, Zitronenſäure tröpfelte. „Nenne mir doch den Titel des Buches, und wenn es irgend in die Bibliothek eines Domherrn paßt, ſo will ich's mir anſchaffen.“

„Haben Sie nicht Parny's Krieg der Götter in Ihrer Bibliothek?“ fragte Alfred lachend.

„Allerdings,“ entgegnete der Domherr. „Es war damals Mode, ſich dieſe Werke anzuſchaffen. Ich will dieſes kleine abſcheuliche Opus nicht entſchuldigen, allein es gab zu lachen und enthält nichts gegen unſern Stand.“

„Enthalten denn die jetzigen Bücher dergleichen?“ fragte Alfred.

„Nur zu viel,“ entgegnete der Oheim. „Nur zu viel. Selbſt Deine Bücher habe ich um die-

ſer Urſache willen tadeln hören. Das iſt ſehr ſonderbar, mein Sohn, ſehr ſonderbar. Wenn Du als Edelmann ſchreiben willſt, wo ich eigentlich auch nicht einſehe, wozu Du es thuſt, ſo ſollteſt Du doch wenigſtens zum Vortheil unſeres Standes ſchreiben."

„Wie ſoll ich das anfangen?" beſter Oheim.

„Eine ſonderbare Frage," rief der Domherr. „Wenn ich ein Romanſchreiber wäre, und der Himmel bewahre mich, daß ich es jemals werde, ſo würde ich zeigen, wie ſehr man dem Adel Unrecht thut, wenn man ihn immer für anmaßend, indolent, unwiſſend ausgiebt."

„Unter uns geſagt," rief Alfred und neigte ſich an's Ohr des Auſternmeſſers, „es giebt Leute, von denen man behauptet, ſie beſäßen ſolche Eigenſchaften ganz ausſchließlich als altadelige Prärogative."

„A bas!" Aber das muß man nicht unter die Leute bringen."

„Grade das muß man unter die Leute bringen."

„So!" rief der Domherr, und ſchlürfte ſein Glas aus. Freilich, Du mußt es beſſer ver-

ſtehen. Ich bin von alter Zeit, ich habe noch die Grillen von der Standes-Ehre im Kopfe."

„Dieſelben Grillen hab auch ich im Kopfe," entgegnete Alfred.

„Aber zum Guckuck! was ſoll es denn! Nützt man dem Adel, wenn man ihn lächerlich macht? Ach, ich werde es nie begreifen?"

„Lieber Oheim," rief Alfred. „Wir Büchermacher müſſen das beſſer verſtehen."

„Aber warum biſt Du ein Büchermacher?" fragte der Domherr. „Ich ſehe nicht ein, was es für ein Spaß ſein kann, ſich alle Woche zweimal in einem Journale Grobheiten ſagen zu laſſen? Aber warum ſchreibſt Du nicht wenigſtens unter einem angenommenen Namen? Mein Großvater gab ein Werk über Hühneraugen heraus, aber er ließ es erſcheinen unter dem Namen ſeines Kammerdieners."

„So trug der Kammerdiener die Ehre davon."

„Eine Ehre, um die ihn wahrhaftig Niemand beneidete."

„Das möchte ich nicht behaupten, lieber Oheim. Diejenigen, die ihre Füße hinfort ohne Schmerzen in ihre Schuhe brachten, nannten ſeinen Namen gewiß mit der größten Dankbarkeit.

Vielleicht verdiente Ihr Großvater durch dieſes Werk über die Hühneraugen ſeinen Adel."

„Das klingt allerliebſt," rief der Domherr.

„Und doch liegt eine Wahrheit dem Scherz zum Grunde. Nur wer der Gemeinſchaft einen wirklichen Dienſt leiſtet, verdient ausgezeichnet zu werden. Gehen wir an den Urſprung unſers geadelten Hauſes zurück, ſo erhielt der Erſte unſers Namens ſein Diplom für einen Dienſt, der vielleicht noch lange nicht ſo wichtig für die bedürftige Menſchheit war, als es die Ausrottung eines Hühnerauges in der That iſt."

„Das will ich Dir ſagen," entgegnete der Domherr „Der erſte Düborn erhielt ſeinen Adel, weil er in einem Tournier, das Hilperich der Langhaarige gab, drei Ritter aus dem Sattel hob."

„Das war für Hilperich dem Langhaarigen vollkommen Grund, meinen Ahnherrn zum Ritter zu ſchlagen," rief Alfred. „Wir wollen uns über den Grad der Verdienſte nicht ſtreiten. Ein jedes Zeitalter nimmt einen andern Maaſſtab zur Hand. Heutzutage genügte es nicht, weder Hühneraugen noch Ritter zu vertilgen."

„Aber etwas vertilgen müſſen wir," rief der Domherr. „Wozu wären wir ſonſt die bevorzugten Streitbaren?"

„Nun gut, ſo vertilgen wir die Irrthümer und Vorurtheile, und fangen zuerſt mit den unſrigen an. Sollen wir es dulden, daß man uns in einem aufgeklärten, thätigen und forſchenden Zeitalter die Palme ſtreitig macht? Wir ſind der Adel, wir müſſen überall das Köſtlichſte für uns gewinnen, ſo jetzt die Blüthe der Intelligenz, die ſeltenſte und ſchönſte Frucht der Wahrheit, das reizendſte und koſtbarſte Kleid der Sitte. Und das Alles lediglich, weil wir der Adel ſind. Weil es uns zu bunt, vor allen Andern geſchmückt daher zu gehen. Kann ich durch ein Buch das erreichen, warum ſoll ich nicht ſchreiben. Es wäre freilich immer beſſer, ich wäre ein Staatsmann, und wirkte praktiſch, aber wir können nicht alle Staatsmänner ſein."

„Dies iſt Alles recht gut," entgegnete der Domherr, „aber Du wirſt mich nie überzeugen, daß es nicht unendlich viel beſſer noch wäre, wenn der Adel ſeine Scholle urbar machte, und ſich durchaus nicht in die endloſen Streitigkeiten der Gelehrten miſchte."

„Ganz gewiß, sobald es nur Streitigkeiten der Gelehrten sind," rief Alfred. „Uebrigens bin ich auch für den ruhigen Besitz, und ich versichere Sie, lieber Onkel, wenn ich meine Mission werde vollendet haben, so lege ich die Feder nieder und schreibe nicht eine Zeile weiter.

„Ach, mein Sohn," seufzte der Domherr, was heißt das, wenn Du Deine Mission wirst vollendet haben? Dein ehrlicher Vetter, für den ich die Schulden bezahlte, sprach auch immer von der Mission, die er zu vollenden habe, und er vollendete sie auch wirklich, denn als er starb, hatte er ein Vermögen von einer halben Million durchgebracht und besaß kein ganzes Hemd mehr am Leibe."

Alfred lachte.

„Ich weiß wohl," setzte sein Genie hinzu, „Du bist kein Verschwender, obgleich ich Dich auch nicht als sehr haushälterisch kenne. Sag mir nur, wie viel hast Du verschleudert, um Deine Bücher drucken zu lassen?"

„Sie sind im Irrthum, lieber Oheim, diese Bücher verkaufe ich ziemlich theuer."

„Wie, Du nimmst Geld von Deinem Verleger?" rief der Domherr verwundert."

„Warum ſollte ich nicht?“ entgegnete Alfred.

„Iſts möglich?“ ſagte der dicke Herr und ſetzte ſein Weinglas nieder; „Du läßt Dir bezahlen von einem Menſchen, deſſen Großvater vielleicht bei dem Deinigen Thürſteher war?“

„Das iſt möglich, doch das thut nichts zur Sache. Wir kommen wieder auf Hilperich den Langhaarigen, und auf die Hühneraugen zurück. Die Zeiten, und mit ihnen die Anſichten ändern ſich.“

Der Domherr legte ſich ein Stück Aalpaſtete vor. Er hatte darum nicht Zeit, den wichtigen Ideengang, der ihn bis hierher geführt hatte, zu verfolgen. Er prüfte die Paſtete und fand ſie vortrefflich. „Du mußt einen guten Koch haben,“ ſagte er zu ſeinem Neffen.

„Er wäre lange nicht ſo gut,“ entgegnete dieſer, „wenn ich die alberne Eitelkeit hätte, mein wohlerworbenes Gut wegzuſchenken, ohne daß man mich darum angeſprochen hat.“

„Es war ſonſt Sitte,“ bemerkte der Domherr, „daß Fürſten und Edelleute, wenn ſie ein Buch drucken ließen, den Ertrag davon den Armen beſtimmten.“

„Wir müſſen uns nur über den Begriff des Geldes verſtändigen," nahm Alfred das Wort. „Der Staatsmann empfängt Summen, die ihm die Stände für die Dienſte, die er ihnen leiſtet, bewilligen. Dehnen wir den Begriff Staat etwas weiter aus, ſo haben wir daſſelbe Verhältniß mit dem Schriftſteller; er empfängt von der großen Geſammtheit, die einer Sprache und Geſittung angehört, gewiſſe Summen für Dienſte, die er geleiſtet. Der Buchhändler iſt nur der Einkaſſirer dieſer Gelder. Wenn der Staatsmann nicht umſonſt dient, warum ſoll es der Schriftſteller? Warum ſoll eine kluge Finanzberechnung Tauſende koſten, und die erſte Idee zu dieſer Finanzberechnung ſoll man haben können, ohne einen Heller zu bezahlen? Läßt ſich der Bildhauer, der Maler nicht auch bezahlen? Hat ein Solon, der dem Staat ein weiſes Geſetz ſchenkt, etwa größeres Recht auf deſſen Erkenntlichkeit, als der Künſtler, der ihm den wunderſchönen Fuß der Mediciäiſchen Venus ſchenkt, oder einen Geſang aus dem Dante? Wenn nun dieſe Erkenntlichkeit ſich nicht anders fürs Erſte ausſprechen kann und mag, als durch Geld, ſo wie es heutzutage der Fall iſt, ſo wäre ich ja

der größte Thor, Geſchenke zu ſpenden, die Niemand von mir verlangt. Und dann giebt es Buchhändler, die wie Fürſten gewirkt haben, und der Literatur unbeſchreiblich Gutes gethan. In den Händen dieſer Männer ruht ein Zweig der Intelligenz, der hundertfältige Früchte tragen kann, wenn er nur irgend mit Liebe gepflegt wird. Gegründet iſt jedoch ihr Geſchäft, wie jedes andere, auf kaufmänniſche Spekulation."

„Ich glaube, Du wäreſt im Stande, ſelbſt einen Buchhandel anzulegen?" rief der Domherr mit einem kleinen ſpöttiſchen Lächeln.

„Und warum nicht?" entgegnete Alfred raſch. „Ja ich habe ſchon manchesmal Pläne entworfen, wie ich auf dieſem koſtbaren Felde unſrer edelſten Thätigkeit recht nach Herzensluſt ackern wollte, um Erndten hervorzurufen, wie ſie noch nicht, wenigſtens in unſerm Deutſchland, noch nicht geſehen worden ſind."

„Ich wünſche Dir Glück hiezu," rief der Domherr." „Ehe ich mich aber entſchließe, Dein erſter Commis zu werden, will ich noch dieſen Faſanenſchenkel verzehren. Er iſt zart und ſaftreich."

Mit dieſer Bemerkung war das Geſpräch abgebrochen, und ging bald darauf auf andere Gegenſtände über.

9.

Alfred nahm ſeinen Platz in der Loge ein. Vor ihm ſaß Camélie, und ihr zur Seite ein alter Capitain auf halbem Sold, der vor einiger Zeit aus Oſtindien zurückgekehrt war, und ein Verwandter Camélions war, der einzige, den ſie hatte. Dieſer Mann war ernſthaft, ſchweigſam, lebte zurückgezogen, und jede andere Weltdame würde es verſchmäht haben, ſich mit einem ſo wenig empfehlungswerthen Geſellſchafter zu zeigen, aber Camélie dachte anders. Sie achtete den Alten, hatte mit ſeinen Schwächen Geduld, und ſchien gar nicht zu bemerken, daß er eine armſelige Erſcheinung bildete.

Die Oper, die gegeben wurde, war eine von denen, wo Componiſt und Dichter ſich vereinigt zu haben ſcheinen, um den größten Unſinn zu Tage zu fordern, die aber nichts deſto weniger rauſchenden Beifall erndtete. Der Stoff war eine Begebenheit aus der ſchottiſchen Geſchichte,

die in die fernſte Vorzeit verlegt war, weshalb die Heldin des Stücks in dem neueſten Ballkoſtüm erſchien. Ein alter wahnſinniger Häuptling giebt ſeine Tochter einem tapfern Krieger, der in einem kleinen blau und ſchwarz gewürfelten Röckchen und in Halbſtiefelchen von eigelbem Leder erſcheint. Die Braut widerſetzt ſich der Heirath, denn ſie liebt einen Krieger von der Gegenpartei, der zur Unterſcheidung ein roth und ſchwarz gewürfeltes Röckchen und Stiefel von feuerrothem Leder trägt. Der wahnſinnige Häuptling, nicht gewohnt, Widerſpruch zu leiden, verflucht ſeine Tochter, und entflieht ins Gebirge, wo ein alter Skalde wohnt. Die Braut, die während des Fluches Zeit gehabt hat, ihren Schleier in maleriſche Falten zu bringen, ſingt eine Arie, und entflieht ebenfalls, aber nicht in daſſelbe Gebirge, ſondern an den Meeresſtrand, in die Höhle eines alten Einſiedlers. Die Burg des Häuptlings wird beſtürmt, und man ſieht die Blaugewürfelten mit den Rothgewürfelten kämpfen. Das Orcheſter ſpielt einen Galopp und die Burg wird genommen. Man ſieht ſie brennen, und unterdeſſen ſchlägt man in den Logen den Takt zum Galopp.

Die Scene verändert ſich und man ſieht die Höhle des Eremiten. Ein ſchönes Bild! Mondſchein, das nahe Meer, eine Grotte in der, vom Boden niederhängend, eine düſtre Lampe brennt. Die Höhle iſt meublirt, wie die Höhlen auf dem Theater immer meublirt ſind, mit einer Moosbank und einem Kruzifix, trotz deſſen, daß das Chriſtenthum noch gar nicht exiſtirt, was aber nichts zur Sache thut. Die Braut erſcheint, um eine Arie zu ſingen, zu der der Eremit den Baß grunzt; darauf kommt ein vermummter Krieger, und die Braut legt wiederum ihren Schleier in graziöſe Falten, um mit dem Vermummten zu entfliehen. Zu ſpät entdeckt ſie, daß es nicht der Rothgewürfelte, ſondern der Blaugewürfelte iſt, derſelbe Niederträchtige, der die Burg ihres Vaters verbrannt hat, und jetzt im Uebermaß der Schändlichkeit die Tochter entführt. Wo jetzt Hülfe hernehmen? Unterdeſſen hat der alte wahnſinnige Häuptling im Gebirge vom Skalden Muſikunterricht genommen, und ſpielt zum Bewundern auf der Harfe. Das iſt ein Talent, das gerade zur rechten Zeit zur Reife gekommen iſt, denn da der unglückliche Mann keine Burg mehr hat, ſo kann er auf dieſe Weiſe ſein Brod

verdienen. Er thut es auch, und kommt herumziehend in die Gegend, wo ſeine Tochter mit dem nichtswürdigen Blaugewürfelten wohnt. Eine rührende Erkennungsſcene, aus der man einen allerliebſten Walzer gemacht hat. Die jungen Damen in den Logen weinen, und denken zugleich an ihre Tänzer auf dem letzten Balle. Unterdeſſen machen der Alte und die Braut ein Complott gegen den Blaugewürfelten, den ſie umbringen wollen. Das Complott wird entdeckt und Beide werden zum Tode verdammt. Das Intereſſe iſt aufs Höchſte geſpannt, und die Braut verſichert in einem unendlich langen Triller, daß ſie ſich in der Faſſung befinde, ruhig zu ſterben. Sie wickelt ſich zum letzten mal in ihren Schleier und wird abgeführt. Da plötzlich Tumult hinter der Scene, Waffenlärm, Sieggeſchrei. Der Rothgewürfelte hat in Irland eine Landung gemacht, dort ein Hülfsheer zuſammengebracht und kommt jetzt, da der fünfte Akt ſich ſeinem Ende nähert, ſeine Geliebte zu befreien. Es gelingt, er erſticht den Blaugewürfelten, umarmt ſeine Braut, und der Eremit langt noch zur rechten Zeit an, um über Beide die Hände auszubreiten.

Alfreds Blick war mit jener zärtlichen Aufmerksamkeit, mit dem die Liebe ihren Gegenstand verfolgt, auf Camélien gerichtet. Er beobachtete jede Miene, und gerieth über jede zufällige Bewegung ihres Kopfes in Träumereien. Da er von der Musik nichts hörte und von dem Stück keine Notiz nahm, so überraschte es ihn öfters, ein Lächeln um die schöne Wange spielen zu sehen, und er dachte darüber nach, welcher Gedanke, welches Bild, welch ein Hinblick auf die Vergangenheit, der Grund dieser vorübergehenden Heiterkeit sein möchte. Er wollte, daß Camélie immer mit ihm beschäftigt sein sollte, und konnte sich nicht vorstellen, daß ihre Aufmerksamkeit der Bühne zugewendet sei. Almählig ließ er seinen Blick auch auf den Kapitain fallen, und erstaunte nicht wenig, einen Ausdruck von Wuth in ihnen zu sehen, der die häßlichen Züge des Alten noch mehr entstellte. Der Kapitain blickte in die Nachbarloge, und ballte die Hand mit einer drohenden Bewegung dorthin. Alfred wendete sich nun auch nach der Richtung, und in dem Augenblick machte ihm der Kapitain ein Zeichen, stille zu sein. Das Gespräch in der Nebenloge stockte aber, weil auf der Bühne eben

ein Pianiſſimo vorgetragen wurde, aber kaum fiel das Orcheſter rauſchend ein, als auch die Stimmen wieder mit verdoppelter Kraft laut wurden. Alfred erkannte die Familie Tipp, die in Geſellſchaft der Gräfin Climclamclatſch, deren Verehrer und zwei Freunde deſſelben die Loge füllten. Man unterhielt ſich über die erſte Sängerin, und die Gräfin Climclamclatſch fragte, ob ſie wirklich ſo gute Zähne habe, als man ihr nachrühmte.

„O gewiß," entgegnete Herr von Tipp. „Sie hat die ſchönſten Zähne, die ich jemals geſehen habe."

„Die Sie jemals geſehen haben?" erwiederte die Gräfin lachend und zeigte dabei ihre Zähne, auf deren Schönheit ſie ſehr eitel war.

„Ich glaube, Du ſprichſt im Traume," ſagte Frau von Tipp zu ihrem Manne kopfſchüttelnd. „Oder haſt Du vergeſſen, was Du mir geſtern ſagteſt, als die Gräfin uns eben verlaſſen hatte?"

„Du haſt Recht, Amenaide," rief Herr von Tipp. „Ich meine nur für eine Schauſpielerin hat Mademoiſelle Sabine ganz leidliche Zähne."

Der Baron Erlbach und die zwei ſchwarzen Herren lachten.

Frau von Tipp neigte ſich flüſternd zur Gräfin: „Wie gefällt Ihnen dieſer Aufſatz?“

„Ich meine,“ entgegnete die Gräfin, „ich hätte die Kunſtreiterin, Mademoiſelle Polocka ganz in einem ähnlichen geſehen, als ſie die Spanierin auf vier Pferden machte.“

„Haha! haſt Du gehört, Tipp?“ rief Frau von Tipp, indem ſie ihrem Manne einen Schlag mit der Lorgnette gab. „Dieſe intereſſante Dame erinnert die Gräfin lebhaft an die Kunſtreiterin Mademoiſelle Polocka. Merkſt Du nicht den Salz in dieſer Bemerkung?“

„Sehr viel Salz, ſehr viel Salz!“ rief Herr von Tipp, und rieb ſich die Hände, indem er ſich außer ſich vor Vergnügen ſtellte.

„Mach den Herren Platz!“ rief Frau von Tipp „Und Sie, meine Herren,“ ſetzte ſie zu den beiden ſchwarzen Elegants hinzu, „Sie wollen wohl die ſchöne Dame ſehen, von der man behauptet, daß ſie eine entlaufene Kunſtreiterin ſei?“

„Daß ſie was ſei?“ fragte der Baron Erlbach,“ indem er ſich vorbeugte.

„Eine Kunſtreiterin,“ erwiederte Gabriel von Tipp, und zog ſeinen Stockknopf aus dem Mund

an dem er bis jetzt ſtillſchweigend geſeſſen hatte.

Die beiden ſchwarzen Herren lachten, aus keinem andern Grunde, als weil ſie den Baron Erlbach lachen ſahen, und dieſer lachte, weil die Gräfin Climclamclatſch lachte. In Wahrheit aber fand Niemand, daß die Fremde irgend eine Aehnlichkeit mit Mademoiſelle Pelecka habe. Der Baron kannte übrigens Fräulein Mentelli gar nicht, hatte ſie nie geſehen, und wußte daher eigentlich nicht, wovon die Rede war. Deſto verwunderter war er, als der Kapitain jetzt auf ihn zu ging, und in einem barſchen Tone ihn um ſeinen Namen fragte. Alfred trat eben wieder in die Loge, als der Wortwechſel anhub; er hatte Camélie zu ihrem Wagen begleitet.

„Hier mein Herr,“ rief der Kapitain, auf Alfred zeigend, „iſt ein Zeuge für meine Behauptung, daß Sie ſich unartiger Ausdrücke gegen die junge Dame bedient haben, die eben die Loge verlaſſen hat.“

„Ich weiß nicht, wer Sie ſind, und was Sie wollen,“ entgegnete der Baron, indem er mit den Augen zwinkerte, und ſeine viereckige Lorgnette in die Augenhöhlung ſchob.

„Mein Name iſt Capitain Yourdly, und hier iſt meine Karte,“ rief der Alte mit zitternder Stimme.

Da die Damen auf dieſes Geſpräch aufmerkſam wurden, mäßigten die Streitenden ihr lautes Geflüſter. Die Erbitterung des Kapitains hatte die höchſte Stufe erreicht; Alfred, der ihn zurückhalten wollte, und der den Ort nicht paſſend für dieſe Erörterung fand, wurde von ihm nicht gehört. „Ich frage Sie,“ rief der Alte, „ob Sie in der That glauben, jene Dame, die an meiner Seite ſaß, ſei die Kunſtreiterin Pelecka?“

Der Baron Erlbach war ein Liebhaber von komiſchen Abenteuern, und da er Karrikaturen zeichnete, war ihm die Geſtalt des ausgemagerten Kapitains ſchon als würdig erſchienen, in ſeine Skizzenbücher aufgenommen zu werden. Die zwei ſchwarzen Elegants hatten ſich, ſo wie der Kapitain angefangen, über die Legenwand herüber zu ſprechen, an dieſe angedrängt, und erwarteten nur einen willkommenen Gegenſtand für ihre Laune. Der Baron nahm daher eine ſehr ernſte Miene an, und erwiederte, geheimnißvoll flüſternd: „In der That, Herr Kapitain, ich glaubte allerdings, die unvergleichliche Pelecka

vor mir zu ſehen, ich will aber geſtehen, daß ich mich geirrt habe; jetzt bin ich der Meinung, es iſt die niedliche Roſine, und Sie mein Herr, als der Doktor Bartolo, werden uns am beſten über Ihr ſchönes Mündel Auskunft geben können."

Da dieſe ganze Rede franzöſiſch gehalten wurde, unglücklicher Weiſe der Kapitain aber nur ſehr unvollkommene Kenntniß in dieſer Sprache beſaß, ſo verſtand er nur die boshaften Mienen, mit der ihm die zwei Namen aus der bekannten Oper zugeſteckt wurden. Er gerieth von Neuem ins Zittern, und mußte ſich an die Lagenwand halten. Alfred, der Gaméliens Ruf erhaben über das Geſpötte der Menſchen dieſer Gattung fand, hätte ſich nicht in den Streit gemiſcht, wenn ihn die Lage des hülfloſen Alten nicht gedauert hätte. Er antwortete alſo franzöſiſch ein paar Worte dem Baron, und dieſer ſchwieg. Ein neuer Akt ging an, und die ganze Aufmerkſamkeit war auf's Theater gerichtet.

Alfred verließ daſſelbe. Er irrte durch mehrere Straßen, und ehe er ſichs bewußt war, wohin ihn ſein Weg geführt, ſtand er vor Gaméliens Haus. Der Portier öffnete, und er ſtieg die breite Treppe hinauf, immer noch halb in

Träumereien verſunken. Der Verſaal war leer, in den anſtoßenden Gemächern brannten auf den Spiegeltiſchen einzelne Lampen, Niemand ließ ſich blicken. In dem Geſellſchaftzimmer war es gleichfalls öde, die Thür links, die zu dem Zimmer Harriets Tuder führte, war geſchloſſen, die zur Rechten, welche in Cameliens Cabinet leitete, ſtand halb offen. Alfred warf ſich auf eines der Sophas hin, in der Abſicht, das Erſcheinen eines Bedienten abzuwarten, der ihn anmelden ſollte. Es kam Niemand; eine tiefe Stille herrſchte.

Endlich tönten Schritte den Verſaal entlang. Alfred erkannte den Gang der Miß Tuder. Sie trat jetzt ein, gefolgt von einem Manne, deſſen Aeußeres etwas ſehr Auffallendes hatte. Er war alt, in Lumpen gehüllt, ſein graues Haar ſtarrte wild um die Schläfen, ſein Blick zeigte etwas unbeſchreiblich Wildes und Lauerndes. Die furchtſamen Schritte dieſes Mannes, ſein Anklammern an den Rock ſeiner Führerin, die ſichtliche Aufregung, in der er ſich befand, alles zuſammen machten den Eindruck von einem zweideutigen und gefährlichen Weſen, in deſſen Nähe man ſich nicht wohl fühlt. Miß Harriet und ihr Schützling

sprachen leise, aber doch laut genug, daß Alfred jedes Wort hören konnte. Durch den Schirm der Lampe verdeckt, lag er im Dunkeln, und seine Gegenwart blieb den Beiden, die sich jetzt der halb offenen Thüre zum Kabinet näherten, ein Geheimniß.

„Ich sage Dir, Patrick," rief Miß Tuder, „Du kannst Dich auf mein Wort verlassen. Hab' ich Dich jemals getäuscht? — Niemand wird Dich stören. Armer Patrick, nach langer Zeit kannst Du Dich ungestört dem Vergnügen ihres Anblicks hingeben."

„Harriet!" rief der Alte mit heiserer Stimme, „Harriet! wenn Du wüßtest, wie viel ich wage, dieses kurzen Augenblicks wegen. Du sagst, sie schlummert.

„Ja, und zwar recht fest; entgegnete Miß Tuder. Sie kam aus dem Schauspiel, war ermüdet, und die schwüle Luft machte, daß sie sogleich in einen tiefen Schlummer fiel. Siehst Du, dort auf dem Stuhle ruht sie."

Der Alte faltete die Hände, und in seinem Gesichte verschwanden in diesem Augenblick alle Züge von Wildheit, und scheuem Trotz. Er ging in das Kabinet, und Miß Harriet, die Arme

über einandergeschlagen, blieb auf der Schwelle stehen. Ihre Augen waren starr, und mit jenem unangenehmen scharfen Ausdruck, den ich an ihnen kannte, auf die Gegenstände im Kabinet gerichtet; dann, gleichsam als überzeugte sie sich daß ihre Gegenwart hier unnütz sei, wandte sie um, schritt langsam durch das Zimmer und begab sich in das ihrige. Diesen Moment benutzte ich, mich vorsichtig dem Kabinet zu nähern, und einen forschenden Blick hineinzuwerfen. Ich sah Camélien in einem Armstuhl liegend, und vor ihr kniete die bettelhafte Gestalt des Alten, mit den Rücken zukehrend. Er blickte unverwandt in das Antlitz der Schlummernden, und zuletzt wagte er es, sich zu erheben, um einen Kuß auf ihre Stirn zu drücken. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie erwachen, und zugleich mit der Schnelligkeit einer vom Winde gescheuchten Feder, war der Alte in die dunkle Ecke des Gemachs geschlüpft. In diesen leisen und schnellen Bewegungen lag etwas sehr Unheimliches. Da sie fortschlummerte, kam er eben so vorsichtig aus seinem Versteck wieder hervor, und kniete wieder vor ihr hin, mit denselben Ausdruck einer

an Andacht grenzenden gerührten Innigkeit seine Blicke auf sie heftend.

Alfred, fürchtend überrascht zu werden, zog sich auf seinen frühern Platz zurück, und nach einer kleinen Weile erschien Harriet, und der Alte kam aus dem Kabinet zurück.

„Es wird Zeit sein, daß Du gehst," sagte Harriet.

Der Alte seufzte und richtete seine Blicke starr ins Kabinet zurück.

„Es wird Zeit sein, daß Du gehst," wiederholte Harriet in einem sehr strengen Tone.

„Laß mich," entgegnete er. „Wer sagt mir, daß ich sie jemals wiedersehe. Ich bin alt, und den Gefahren nicht mehr gewachsen. Old-Plessy hat uns verrathen, unsere Bande ist zersprengt — ich bin ein kranker Greis — wie kann ich mit der Schnelligkeit und mit dem Muthe der Jugend mich messen? Ich falle als das erste Opfer."

„Sei nicht kindisch," rief Harriet. „Bist Du nicht ihnen allen an Klugheit überlegen? Klugheit ist Unschuld, Klugheit ist Gott!"

Der Alte sah wieder zurück, und auf die Schlummernde, dann wandte er sich mit einem

tiefen Seufzer zu ſeiner Begleiterin. „Sie kommt aus dem Theater, ſagſt Du. Wie gefiel ihr das Spiel der Poſſenreißer, wie gefiel ſie der Menge?“

„Wir leben ſchon drei Jahre hier, und wir leben in Glanz und Anſehen,“ erwiderte Harriet.

„So iſt's recht! rief der Greis mit dem Ausdruck des Triumphes. „Meine ſchöne Perle muß ſchimmern. Damit ſie im Lichte glänze, wozu ſie geboren iſt, trage ich mein altes Haupt in Graus und Nacht. Ach, ich habe viel gelitten, um Dich, mein Kind; aber wer fragt danach? Verſtohlen muß ich mich herſchleichen, Dich im Glanze von tauſend Kerzen, und in Seide und Spitzen gehüllt zu ſehen, denn wüßteſt Du, wer dieſen Glanz um Dich verbreitet, welche Hand Dich in Seide und Spitzen hüllt, Du würdeſt zurückſchaudern. „Zurückſchaudern — ach vor Deinem Vater! Doch Du ſollſt es nie erfahren; nie ſoll meine dunkle Geſtalt Dir wachend erſcheinen, und hörſt Du einmal von dem entſetzenvollen Ende eines alten Mannes, den die Menge mit gräßlichen Namen belegt, ſo flüſtre Dir auch nicht die leiſeſte Ahndung zu, daß dieſer alte Mann und Du jemals in irgend einer Beziehung

mit einander ſtanden. Ich verzichte auf Deine Thränen, Tochter —! bleibe reich, angeſehen, ſchuldlos und rein. Ich weiß Dein Herz würde mich lieben, auch in dieſer elenden Geſtalt lieben, aber dieſe Liebe wäre Dein Tod, das Gift Deiner Ruhe und Deines Glücks."

Er ſprach dieſe letzten Worte in einer Stellung, die ſo ſtark nach dem Kabinet zu vorgebeugt war, daß er faſt auf den Knieen lag. Harriet hielt ihn am Arm, und zog ihn mit Gewalt fort. In dieſem Augenblicke hörte man Tritte im Vorſaal. „Es iſt zu ſpät!" rief Harriet, mit einer Stimme, die leiſe aber erſchütternd tönte. „Was habe ich Dir geſagt? Nur ruhig; es iſt einer der Bedienten." Der Alte zitterte. „Jacques!" rief Harriet, indem ſie hervortrat. „Was fällt Euch ein fortzulaufen, und das Haus leer zu laſſen. Schafft mir dieſen Bettler vom Leibe, der es gewagt hat, bis hieher vorzudringen."

„Milady, nur eine kleine Gabe," bat der Greis, indem er ſich zitternd vor ihr niederwarf.

„Gebt ihm etwas, Jacques, und bringt ihn ſogleich fort. Geht," flüſterte ſie dem Alten zu,

„geht, und verlaßt noch in dieſer Stunde die Stadt.“

Der Bediente ging mit dem zerlumpten Greiſe, der noch einen Blick verſtohlen in's Kabinet warf. Camélie erwachte, und Harriet begab ſich zu ihr. Dieſen Moment benutzte Alfred, um zu entſchlüpfen.

Als er zu Hauſe anlangte, war ſeine Aufregung ſo ſtark, daß ſie ihm ein Fieber zuzog. Die Begebenheit der letzten Stunde drängte ſich in coloſſalen Umriſſen, wie ein dunkler Traum vor ſeine Seele. Erſt lange Zeit brauchte es, ehe er die Geſtalten auseinander zu wirren im Stande war, um jede einzeln mit dem Lichte der Vernunft und Ueberlegung zu beleuchten. Das Geſpräch in der Loge erhielt jetzt Bedeutung. Alfred wußte, daß Gerüchte über die dunkle Abkunft Camélions im Umlauf waren, allein ſie hatten einen ſo ungewiſſen und ſchwankenden Charakter, ſie wurden ſo offenkundig durch die glänzende Aufnahme Camélions in die beſten Zirkel der Stadt widerlegt, daß er ihrer nicht geachtet hatte. In ſeinen Phantaſieen lebend, hatte er nie die Geliebte als ein Weſen betrachtet, deſſen Exiſtenz, wie die eines jeden andern,

an tauſend unbedeutende und erbärmliche Bedingungen geknüpft war. Jetzt plötzlich ſtieß er auf dieſe, und war überraſcht, ſie nicht ſo zu finden, wie er ſie ſtillſchweigend angenommen hatte. Er glaubte Camélien verſtanden zu haben, als habe ſie öfters vom Tode ihrer Eltern geſprochen, er muthmaßte ihr Vermögen ſtamme von einem in Oſtindien lebenden Oheim her, und jetzt hörte er, daß ein Bettler ſich ihren Vater nannte, daß dieſes Vermögen die Früchte eines grauenvollen Verbrechens waren. Wie entſetzlich mußte eine ſo zerſtörende Entdeckung wirken! Alfred zögerte, ſich dieſe Ueberzeugung aufdringen zu laſſen. Er nahm an, daß ein unglückliches Mißverſtändniß obwalte, und faßte den Entſchluß, in den nächſten Tagen eine Gelegenheit zu ſuchen, um mit Harriet Tudor über dieſe düſteren Geheimniſſe zu ſprechen.

10.

Es war an einem ſehr ſchönen Morgen, bald nach Sonnenaufgang, als ſich in einem Wäldchen, nahe der Stadt, der erſte Buchhalter der Rehrmanſchen Handlung erging. Herr Paulſen

hatte ſich an dieſen einſamen Ort begeben, um ungeſtört über das ſeltene Mißgeſchick nachzudenken, das ihn in der Liebe betroffen. Er ging den Kreis ſeiner Bekannten durch, er erinnerte ſich aller der Geſchichten von Verlobungen und Liebſchaften, die man ihm erzählt hatte, und die alle etwas Beſonderes an ſich gehabt hatten, aber keine war darunter, die auch nur entfernt mit ſeinem Geſchick eine Aehnlichkeit aufweiſen konnte. Herr Kleinlich's, des zweiten Buchhalters, Aeltermutter war eine Dame geweſen, die in einer kleinen Schenke, gerade an der Grenzmarke geboren worden war, und von der man daher nicht wußte, ob ſie als Unterthanen dieſes oder jenes Fürſten ſollte angeſehen werden. Allerdings auch ein merkwürdiger Fall, aber immer noch nicht ſo ſeltſam, als Herr Paulſen's Fall. Kleinlich's Aeltermutter, trotz ihrer zweideutigen Geburtsſtätte, war doch von ihrem Geliebten gefunden und geheirathet worden, dies bewies die zahlreiche Kleinlich'ſche Sippſchaft, wie ſollte aber Herr Paulſen ein Mädchen finden, die er mit der zärtlichſten Inbrunſt liebte, von deren Verhältniſſen aber nur er wußte, daß er nichts wiſſen konnte. Ein zweiter, ebenfalls bemerkens-

werther Fall, war derjenige, der ſich mit der Tante Herrn Willmann's, eines alten Compagnons von Rehrmann, zugetragen. Dieſe beſagte Tante war auf einer eiligen Fahrt, die ſie im achten Monat ihrer Schwangerſchaft unternehmen mußte, im Eilwagen niedergekommen, und keine Behörde fand ſich willens, dem Vetter des Herrn Willman's, der auf dieſe Weiſe zur Welt gekommen, irgend eine Heimath zuzugeſtehen. Aber dieſer Vetter hatte, trotz ſeiner Heimathsloſigkeit, ein bedeutendes Glück gemacht, indem er eine Erbin heirathete, die ihm dreißigtauſend Gulden jährlicher Rente zubrachte. Mit dieſem Gelde konnte er die unzeitige Fahrt ſeiner Mutter auf dem Eilwagen vergeſſen machen.

Als Herr Paulſen bis zu dieſer Schlußfolge gekommen war, merkte er, wie eine ſtarke Bitterkeit ſich ſeiner Seele bemächtigte. Er zürnte mit dem Geſchick, und warf ihm vor, daß von allen den auffallenden Begebenheiten, deren er ſich zu erinnern wußte, nur die ſeinige mit einer gänzlichen Hoffnungsloſigkeit verſchwiſtert ſei. Er verwünſchte jene Reiſe zur Meſſe, er betrachtete die kleine Summe, die ſie ihm eingebracht, als das Kaufgeld, womit ein ſchadenfroher Dä-

men ſeine Seele einer ewigen Quaal überantwortet habe. Er lächelte melancholiſch, wenn er an die Werke dachte, die er damals verkaufte, es waren philoſophiſche Schriften, und einige davon beſchäftigten ſich mit Anpreiſung gänzlicher Leidenſchaftloſigkeit. Darin lag ein Hohn des Schickſals; die Unbekannte mußte gerade in dem Zeitpunkte erſcheinen, als Herr Paulſen philoſophiſche Schriften verkaufte; ſie mußte ſein Gemüth zu einer ewigen Leidenſchaftlichkeit entflammen, da er eben in ſeinem Laden die Lehrſätze der berühmteſten Philoſophen vereinigte, die da behaupteten: der Menſch ſei nur glücklich, wenn er leidenſchaftlos ſei.

Während dieſer Betrachtungen hatte der einſame Spaziergänger allmählig ſich von dem breiten Wege, der durch das Gehölz führte, verirrt, und war auf einen kleinen Fußpfad gelangt. Die angenehme Kühle des Morgens machte, daß er ſeinen Oberrock bis hinauf zugeknöpft hatte, es erforderte daher einige Mühe bis er ſeine Uhr hervorzog, um zu ſehen, wie lange er noch ſeinen hypochondriſchen Spaziergang fortſetzen dürfe. Die Zeit, wo er ſich gewöhnlich im Gemptein einfand, war noch weit entfernt, und

er machte eben Anſtalten ſeinen Weg fortzuſetzen, als er ſich am rechten Arm ziemlich unſanft angepackt fühlte. Mit Entſetzen gewahrte er ein bärtiges Geſicht, das ihm über die Schulter ſah, und mit einem grinſenden Lachen auf die Uhr zeigte. Um alle Schätze der Erde hätte Herr Paulſen an dieſem Orte mit dieſem Geſichte nicht zuſammentreffen mögen; er gerieth daher in ein heftiges Zittern, und arbeitete daran, die Uhr wieder einzuſtecken. Der Fremde jedoch wußte dieſes auf die eindringlichſte Weiſe von der Welt zu verhindern, indem er mit ſeinem Knotenſtock Herrn Paulſen einen Schlag auf den Kopf gab, und darauf die Uhr des erſten Buchhalters in ſeine Taſche gleiten ließ. Der ſchmälig Niedergeſtreckte mußte es leiden, daß mit ſeiner Toilette eine ungewöhnliche Umwandlung vorgenommen wurde; er verlor in größter Schnelligkeit ſeinen Rock, ſeine Weſte, ſein Halstuch, und die friſche Luft, die dadurch freien Zutritt gewann, rief die Geiſter, die der Schlag auf den Kopf zerſtreut hatte, wieder zuſammen, und Herr Paulſen ſtieß einen unendlich langen und dünnen Schmerzenslaut aus.

Zu der Zeit, wo dieſes geſchah, bewegte ſich auf dem Fahrwege die breitſchultrige Figur eines in einer blauen Bleuſe gehüllten Packträgers. Dieſer Ehrenmann vernahm kaum den Hülfruf, als er ſogleich ſein Päckchen bei Seite ins Gebüſch warf, und die Zweige durchbrechend bis an den Ort drang, wo die Töne herkamen. Halle! rief er mit einer fürchterlichen Stimme, was giebts da? He! herbei ihr Leute! Herbei!

Dieſe Dazwiſchenkunft bewirkte, daß Herr Paulſen von einem ſehr unbequemen Halsbande, das aus dem Zeigefinger und dem Daumen des Spitzbuben beſtand, befreit wurde. Er richtete ſich auf und warf auf den Mann in der Bleuſe einen trübſeligen Blick, noch nicht wiſſend, ob dieſer neue Ankömmling ein Retter, oder ein Helfershelfer des Erſteren ſei. Der Gauner benutzte die Worte der Verſtändigung, um zu entfliehen; allein der derbe Packträger bemächtigte ſich ſeiner und erklärte, daß er einen Galgenvogel, der einmal in ſeine Fäuſte gefallen, nicht ſo leicht wieder loszulaſſen pflege. Herr, ſagte er zu Paulſen, helft mir die Hände dieſes Burſchen zuſammenſchnüren. Das Dorf iſt nur ein paar Schritte entfernt, und der dortige Rich-

ter iſt ein Geſchwiſterkind von mir, er wird es mir Dank wiſſen, wenn ich ihm Gäſte zu ſeiner Mittagstafel bringe.

Hiermit zog der Packträger einen tüchtigen Strick aus der Taſche und hatte im Nu die beiden Liebesfäuſte auf den Rücken zugeſchnürt. Es lag eine Raſchheit, eine herkuliſche Kraft, und eine Büttels Kunſtfertigkeit in jeder Bewegung des blauen Blouſenmannes, die den erſten Buchhalter in Erſtaunen ſetzte. Nichts deſtoweniger machte der Gauner wiederholte Verſuche ſich loszureißen, da zog der Packträger, zur noch größeren Verwunderung Paulſens, ein Piſtol unter der groben Hülle hervor, und richtete ſie auf das ſtruppige Haupt ſeines Gefangenen. Dieſe Ueberredung wirkte. Der Buchhalter, der ſich unterdeſſen wieder angekleidet hatte, ſchloß mit dem Packträger den Gauner in die Mitte, und alle drei machten ſich auf den Weg nach dem Dorfe.

Nachdem der Akius der Criminalgerechtigkeit vollbracht und der gefangene Vogel in einen engen Käfigt gebracht war, begab ſich Paulſen in die einzige Schenke des Dorfes, um von ſeinem grauſenvollen Abentheuer ſich zu erholen. Er ließ ſich von der Wirthin einen Kräuterthee

kochen, legte sich auf das Sopha, deckte sich mit seinem Rocke zu, und band ein gelbseidenes Schnupftuch um den Kopf. In diesem Zustande lag er regungslos eine halbe Stunde da, indem er sich an dem Picken seiner Uhr ergötzte, die vor ihm auf einem Stuhle lag. Die Träumereien einer unglaublichen und unerhörten Liebe, ein Ueberfall im Gebüsch, eine ans Wunderbare grenzende Rettung durch einen Mann in einer blauen Blouse — alle diese Begebenheiten und Vorfälle in dem Zeitraume von einer Stunde höchstens, waren zu viel für die Kräfte des ersten Buchhalters. Er fürchtete ein Fieber, und aus diesem Fieber eine langwierige Gehirnkrankheit sich entwickeln zu sehen, und aus diesem Grunde trank er vom Kräutherthee einige Tassen mehr, als er eigentlich trinken sollte.

Eine alte Wanduhr in der Schenke schlug neun Uhr. Dies war die Stunde, wo das Personal im Comptoir der Buchhandlung seit zehn Jahren gewohnt war, die lange, dünne, interessante Gestalt des Herrn Paulsen hinter seinem Pulte stehen zu sehen. Heute stand er nicht da. Herr Rehrmann hatte durch das Fenster seiner Thüre schon ein dutzendmal Blicke in das Comp-

toir gethan, Blicke, die da deutlich verriethen, wie ſehr er die Verwunderung und das Staunen der verſammelten Commis theilte. Herr Paulſon ſah alles dieſes im Geiſte, er hörte die Thür des Ladens aufgehen, und die hektiſche Stimme einer Magd, und die grobe eines Stallknechts zu gleicher Zeit nach der ausgebliebenen Nummer der Zeitſchrift fragen. „Er ſah die unbeſchreibliche Verlegenheit, die ſtille, aber an Wahnſinn gränzende Trauer in der Miene des zweiten Buchhalters, der mit Achſelzucken verſicherte, daß er nicht wiſſe, wo Herr Paulſon die fertigen Bogen hingelegt habe, als er heute ganz in der Frühe fort ging, um nicht wieder zu kommen.

Der letzte Gedanke war der peinigendſte. Nicht wieder zu kommen? Nicht wieder hinter dem Pulte zu ſtehen —? In dieſer elenden Schenke zu verſchmachten? Herr Paulſon ſtieß einen ſo lauten Seufzer aus, daß in demſelben Augenblicke ein gleicher Angſtruf, aber aus einer weiblichen Kehle kommend, im Nebenzimmer ertönte. Die Wirthin ſtürzte herein: „J mein Gott, was fehlt Ihnen?“ rief ſie. „Gehts zu Ende? — Sie ſtoßen ja Schreie aus, daß die junge Dame,

die hier neben bei wohnt, und an Kopfſchmerzen leidet, den Tod davon bekommen kann."

„Eine junge Dame — Kopfſchmerz! —" ſtammelte Paulſen, und lüftete etwas das gelbe Schnupftuch um ſeine Schläfe. — Die Thür gegenüber öffnete ſich ein wenig, und die kranke Dame zeigte ſich auf der Schwelle. In dieſem Augenblicke ſtieß Herr Paulſen einen noch viel durchdringenderen Schrei aus, und ſchloß die Augen.

„Ach, der gute Herr iſt todt!" ſchrie die Wirthin, und rang die Hände.

Ungefähr drei Minuten verharrte der erſte Buchhalter in dieſer lethargiſchen Stellung, dann erwachte er, und verlangte ſofort noch eine Taſſe Kräuterthee. Als ihm dieſe gereicht worden war, und er ſie zur Hälfte ausgeſchlürft hatte, ſagte er mit ſanfter Stimme, und mit einem Lächeln, das etwas Ueberirdiſches an ſich hatte: „Sie iſt's!"

„Ja, ſie iſt's," wiederholte die Wirthin.

„Wer iſt's?" fragte Paulſen, indem er ſich raſch aufrichtete und die erſchreckte Frau an ihrem blaugewürfelten Buſentuche anpackte.

„I was!“ entgegnete ſie. „Sie liegen im Schweiß, nehmen Sie ſich doch in Acht, Herr!“

„Ich will mich nicht in Acht nehmen!“ ſchrie der leidenſchaftliche Jüngling. „Ich will nicht! Der Himmel ſegne den Dieb, der mich beſtahl; der Himmel ſegne ihn für die Angſt, die er mir eingeflößt.“

„Gott, er iſt verrückt,“ murmelte die Frau.

„Wer iſt jene Dame?“ fragte Paulſon, indem er ſein Haar ordnete und von ſeinem Morgenrock die Spuren des Kräutertees auftrocknete. „Wer iſt ſie? Gleich geantwortet, oder ich ſtecke Euch das Haus über dem Kopfe an.“

„Still doch!“ rief die Frau. „Ruhig. Beträgt man ſich ſo, wenn man zu Schwitzen eingenommen hat? — Ich kenne die Dame nicht; ſie iſt vor einer Stunde mit Poſtpferden gekommen, und da ſie die Nacht durch gefahren, ruht ſie ſich etwas aus, um ihre Reiſe dann fortzuſetzen.“

„Wohin geht dieſe Reiſe?“ fragte Paulſon.

„Das weiß ich nicht. Meinetwegen ans Ende der Welt. Ich bekümmere mich nicht um die Angelegenheiten der Leute, die bei mir einſprechen.“

„Sie iſt eine alte Närrin," rief Paulſen. „Geh Sie zum Fräulein, und melde Sie mich an." Die Wirthin entfernte ſich kopfſchüttelnd, und der erſte Buchhalter fing an, ſeine Toilette zu machen, vor einem Miniaturſpiegel, der nur einzelne Fragmente des Putzes, und dieſe auch nur in einem trüben Lichte, ſehen ließ. „Der Kräuterthee," murmelte der junge Mann, „hat mir ein kleines intereſſantes Echauffement beigebracht. Ich bin in der Regel zu bleich, und dieſe Röthe hebt das Feuer meiner Augen, und ſticht gehörig gegen meinen braunen Bart ab, der ſonſt auch zu bleich erſcheint.

Mitten in dieſen Beſchäftigungen übermannte ihn der Gedanke, daß er jetzt ſeine Unbekannte wiederſehen werde, ſo heftig, daß er ſich eiligſt hinſetzen, und den Kopf in die Hand ſtützen mußte. So fand ihn die zurückkehrende Wirthin, die die Antwort brachte: „Die Mamſell läßt ſich entſchuldigen, ſie nimmt keine Herrenbeſuche an."

„Nein, ſie nimmt keine Herrenbeſuche an," wiederholte eine tiefe Baßſtimme, und der Mann in der blauen Blouſe trat aus dem Zimmer der Dame hervor. Paulſen erhob ſich, und wankte auf ſeinen Retter zu. „Mein lieber Freund,"

rief er mit einer ſehr matten Stimme, „kennen Sie jene junge Dame dort?“

„Ob ich ſie kenne?“ erwiederte der Packträger mit einem kurzen, gemein klingenden Gelächter. „Es iſt ja unſre Mademoiſell, die Tochter des Herrn Buchhändlers, der Ihnen gegenüber wohnt.“

„Die Tochter des Herrn Pot —“ ſtammelte der unglückliche Jüngling, und wurde bleich wie die Wand.

„Die Tochter des Herrn Potter,“ ergänzte der Packträger, „ſie kommt eben friſch aus der Penſion, und bleibt jetzt bei uns zu Hauſe.“

„Und bleibt jetzt bei uns zu Hauſe,“ ſagte Paulſen mit einer Stimme, die wie aus weiter Ferne zu tönen ſchien. Er mußte ſich wieder ſchnell ſetzen, denn ihm wurde übel. Ein heftiger Schweiß brach aus allen Poren, und gleich darauf folgte wieder ein entſetzlicher Froſt. Er bat den Packträger und die Wirthin, ihn zu verlaſſen, und als er ſich allein ſah, ſtreckte er ſich wieder aufs Sopha, band wiederum das gelbe Tuch um den Kopf, trank den Reſt des Thees aus, und breitete den Rock über ſich hin. Eine Stunde verging, während er ſich nicht regte. Es war eine ſchreckliche Criſe, in der der erſte Buch-

halter lag. Die Wirthin guckte ein paarmal durch die Thürſpalte, da ſie aber ihren Gaſt immer unbeweglich und mit geſchloſſenen Augen daliegen ſah, entfernte ſie ſich leiſe. Die Pferde vor dem Wagen der Mademoiſelle Petter wurden angeſpannt, ſie und ihr Kammermädchen gingen laut lachend durch den Gang, und ſtiegen laut lachend ein, der Poſtillon blies ein ſchmetterndes Liedchen, der Wagen rumpelte über das alte Pflaſter — Herr Paulſen rührte ſich nicht; nur das äußerſte Ende des gelben Tuchzipfels auf ſeiner Stirne zitterte fortwährend, aber ſo unmerklich, daß nur die feinſte und anhaltendſte Beobachtung es gewahr werden konnte.

Endlich war dieſer ängſtliche Zuſtand vorüber, Herr Paulſen erhob ſich wieder. Er kleidete ſich an, und trat aus der Stube, um den Weg nach Hauſe anzutreten. Er war ruhig, und warum ſollte er es auch nicht ſein? Der Schlag war gefallen. Der Wille des Schickſals klar ausgeſprochen. Die feindlichen Häuſer Rehrmann und Petter ſtanden ſich gegenüber, ihr alter eingewurzelter Haß beſtand in ſeiner ganzen Stärke, und nun — die Liebe! Der erſte Buchhalter Rehrmanns auf der einen Seite — auf der an-

dern die einzige Tochter und Erbin Potters! Dieſe zwei Perſonen, die ſich nie hätten ſehen ſollen, ſehen ſich und lieben ſich. Da iſt alles, was man haben will. Das Unglück iſt da, groß und gewaltig. Kein Ausbeugen, kein bei Seite treten, kein hinter die Couliſſen ſchleichen mehr möglich. Entweder die Häuſer, Rehrmann und Potter, verſöhnen ſich, und das iſt unmöglich, oder der erſte Buchhalter geht unter.

Während dieſe Betrachtungen dumpf durch den Kopf des dabei Betheiligten ſchwirrten, tönte ein luſtiges Liedchen ihm zur Seite, und dieſes Lied kam aus der Kehle Peters, des Packträgers und Commiſſionairs des Buchhändlers. „Wir wollen diesmal zuſammen gehen," ſagte er zu ſeinem träumenden Gefährten, „damit Ihnen nicht wieder ein Malheur paſſirt."

Paulſon nickte mechaniſch mit dem Kopfe.

„Ich höre," fuhr Peter fort, „daß ſie geſtern noch einen andern Galgenvogel hier im Dorfe gefangen haben, der ein Compagnon mit unſerm Freunde zu ſein ſcheint, aber der die Geſchäfte im Großen getrieben, und Bankzettel fabricirt haben ſoll. Das ſind alles die Früchte der Aufpaſſerei und Spürerei unter den Händ-

lern. Die Börsenspekulanten wiegeln das Volk auf; das Unwesen mit den Aktien macht den Verstand des Armen schwindeln, und er vertraut sich den im Geheim herumschleichenden Banquerottirern und Planmachern. Es klingt so hübsch, wenn man hört, daß hier ein Berg abgetragen werden soll, dort ein See eingetrocknet, um eine Eisenbahn darüber weg zu führen, aber es kommt im Leben nicht zu Stande, und ist auch nie ernsthaft gemeint gewesen. Ich lasse mich auf keine Art Schwindel ein."

Paulsen, der von der ganzen Rede nichts als das Wort Schwindel gehört hatte, und dieses auf sich bezog, drückte dem Packträger mit einem sanften Lächeln die Hand und sagte: „Ich danke Euch, es wird schon vorübergehen."

„Nein, es wird immer ärger werden," rief Peter, „bis denn endlich alles zusammenbricht."

„Ja, bis endlich alles zusammenbricht, und ich Ruhe im Grabe haben werde," seufzte Paulsen.

Da der Packträger diese Aeußerung durchaus nicht verstand, schwieg er einige Minuten still, und sagte dann: „Ich, zum Beispiel, lobe mir mein kleines Geschäft. Ihr wißt wohl nicht, was ich eigentlich treibe?"

„Nein," erwiederte der Buchhalter.

„Mein Mäuschen!" rief Peter, „ich bin grad daſſelbe, was Sie ſind, mein Herr Ebenfalls im Dienſte der Literatur. Sehn Sie da mein Päckchen, darin ſind im beſcheidnen Sacke von grauer Leinwand die großen Herren, die in der Bücherwelt eine ſo einflußreiche Rolle ſpielen, enthalten. Ich gehe mit ihnen auf die Märkte und Kirmſen, und ſchlage los, was ich los ſchlagen kann. Wo es einen Schmaus giebt, wo ein Schlachtermeiſter ein Uebriges an einem guten Ochſenhandel erhaſcht hat, da trete ich hinein, und biete meine Waare aus. Noch geſtern hab ich den ſämmtlichen Jean Paul an die Köchin im Gaſthofe zur bunten Ente verkauft, die in der Lotterie einen Gewinnſt gezogen hatte."

„Hat ſie ihn auch verſtanden?" fragte der Buchhalter düſter.

„Das weiß ich nicht; zweifle daran. Sie nahm es, weil vor dem erſten Bändchen der Verfaſſer abgebildet iſt, mit einer Roſe im Knopfloch, und gerade ſo, ſagte die Köchin, ſei ihr Schatz auch immer gegangen, wenn es nehmlich Roſenzeit geweſen. Die Tochter des dicken Pächters ſollte zum erſtenmal zum heiligen Abendmahl

gehen, und kaufte mir deshalb Claurens Schriften ab. Ueberhaupt, wenn nur alles ſo gut ginge, als die Werke dieſes Mannes. An keinen Pfefferladen, an keiner Ausſchnittbude geh ich vorbei, wo nicht die Ladenmamſell oder der junge Herr mit der ſteifen Kravatte und den umgeſchlagenen Vatermördern die Hände nach einem Clauren ausſtreckt. Allein ich verkaufe auch Goethe."

„Das iſt mir lieb zu hören," ſagte der Buchhalter trocken.

„Ja, ich verkaufe auch Goethe," ſetzte der Packträger hinzu; „aber immer mit einiger Liſt. Am meiſten geht die Farbenlehre ab, denn die ſechs Färber im nächſten Städtchen haben jeder ein Exemplar gekauft; doch der Eine verſicherte mich geſtern, daß er nichts im Buche gefunden hätte, was ihm nicht ſchon vollkommen bekannt geweſen wäre. Nur die Wahlverwandtſchaften wollten nicht abgehen, und ich wurde ſie erſt los, als ich ſie wie ein Geſangbuch in einem ſchwarzen Deckel mit Goldſchnitt einbinden ließ."

Paulſen, der wieder in ſeine Träumereien verſunken war, ſeufzte laut

„Ja," rief Peter, „ich ſeufze auch darüber, aber was hilfts? die Zeiten ſind nun einmal ſchlecht. Hier ſchleppe ich nun ſchon ſechs Monate ein indiſches Gedicht von einem berühmten Verfaſſer mit mir herum, wofür man mir kein faules Ei geben will. Wenn doch die Herren, die da Poeſie ins Blaue hinein machen, wenn ſie doch wüßten, wie das Volk über ihre künſtlichen Sachen die Naſe rümpft Und immer wieder kommen ſolche Bücher. Man ſagt, es ſei eben nicht fürs Volk geſchrieben, aber für wen iſt's denn geſchrieben? Die ſogenannten Gebildeten leſen's auch nicht. Es erfreut Niemanden, und keiner Seele iſt irgend damit gedient. Schon einmal hatte ich ſo ein Buch von dem Herrn, der immer nur indiſche Gedichte ſchreibt, das wurde ich aber glücklich los, indem ich davor ein ſimples Kochbuch heften ließ. Jederman ſah das Kochbuch an und überſchlug das indiſche Gedicht."

„Aber muß mich nun gerade dieſes Schickſal treffen!" ſeufzte Paulſen.

„Wie meinten Sie das?" fragte Peter.

Der erſte Buchhalter antwortete nicht, und ſein Gefährte fuhr fort: „Dieſes Schickſal trifft

nicht Sie, ſondern den Mann, der die indiſchen Gedichte ſchreibt."

„Schon gut," ſagte Paulſen.

„Mit Politik befaſſe ich mich nicht," bemerkte Peter. „Die Sachen, die davon handeln, gehen aus, ohne meine Vermittelung. Mein Departement iſt ſo recht eigentlich das verſeſſene Zeug, das nicht weichen und nicht wanken will aus dem Buchladen, und das doch ſein Geld einbringen muß, wenn der Profit herauskommen ſoll. Herr Petter trug mir einmal auf, eine recht biſſige, malkontante Schrift herumzutragen, aber da ſagte ich: Herr Petter, laſſen Sie mich mit dem Zeug in Ruh: Ich liebe den König, und bin der Meinung, daß der Staat ſehr gut verwaltet wird. Du Dummkopf, erwiederte er, was geht das Dich an, wenn es nur Geld einbringt. Nein, Herr Petter, ſagte ich, ich will ſolch ſchmutzige Aufhetzerei nicht auf mich laden. Ich will nicht. Ich dürfte mich dann bei dem ruhigen Bürger und Bauer nicht wieder ſehen laſſen. Da lächelte er vernehm, nahm mir die Schrift ab, und gab mir dafür „Roſalien's Nachlaß."

„Heißt ſie Roſalie?" fragte Paulſen erſchreckt und beſtürzt.

„Ja Roſalie," entgegnete Peter. „Sie iſt noch auf dem Titel abgebildet, wie ſie an einer zerbrochenen Säule ſitzt und weint."

Der Buchhalter ſchüttelte den Kopf. Peter wollte etwas erwiedern, als ſie eben aus dem Gehölz heraustraten und den Weg zur Stadt einlenkend, einen Wagen anſichtig wurden, dem zwei Dorfpolizeioffizianten zu Pferde folgten. Die beiden darin ſitzenden Verhafteten hatten etwas Auffälliges in ihrer Erſcheinung. Der Eine war der breitſchultrige wilde Geſell, der unſern beiden Wanderern nur zu wohl bekannt war, der Andere zeigte eine ſchmächtige Geſtalt und obgleich auch er in Lumpen gehüllt war, beſchattete dennoch ſein ſilbergraues Haar Züge, die etwas urſprünglich Edles und Feines an ſich hatten. Er blickte vor ſich hin und ſchien in tiefe Gedanken verloren, während ſein Gefährte neben ihm ein frechpoſſenhaftes Lied ſang.

„Ach, meine Herren, viel Glück zur Ankunft!" rief Peter. „In welchem Gaſthofe werden Sie abſteigen?"

Der neben dem wilden Burſchen ſitzende Greis fuhr bei dieſer Frage auf, und blickte um ſich. Erſt jetzt ſchien er zu ſehen, daß er dicht

vor der Stadt war; er ſtieß einen langen und heftigen Schmerzensſchrei aus, und bedeckte ſein Antlitz mit den Händen.

Als der erſte Buchhalter zu Hauſe angelangt war, betrachtete er zum erſtenmal das große dunkle Haus gegenüber, und das kleine vergitterte Compteirfenſter Potters mit einem ganz eigenthümlichen Gefühl von Grauſen und Bewunderung.

11.

Der Auftritt in der Theaterloge hatte ernſthafte Folgen nach ſich gezogen. Wenige Tage darauf trafen Erlbach und Dübern zuſammen. Die zwei ſchwarzen Elegants hatten unterdeſſen den Kapitain ausfindig gemacht, und ergötzten ſich, deſſen Erbitterung zu nähren. Die Familie Tipp ſetzte ihre Beſuche bei der Gräfin Climclamclatſch fort, und in Folge dieſer Aufhetzereien nahm Dübern Gelegenheit ein kräftiges Wort zu Gunſten Fräulein Montelli's zu ſprechen. Der Baron Erlbach fand ſich aufs neue zurechtgewieſen und vergalt die Lehre über einer übermüthigen und boshaften Aeußerung, die Dübern

ihm nicht hingehen laſſen durfte. Es kam zum Duell. Der Ausgang war unglücklich für Alfred, der am Arme verwundet wurde, und ein langwieriges Wundfieber zu beſtehen hatte.

Während dieſer Kataſtrophe hatte Camélie eine kleine Reiſe angetreten. Alfred ſah ſie während eines Monats nicht. Der alte Kapitain kam zu ihm, um ihn in Namen ſeiner Verwandten zu danken. Alfred lehnte dieſen Dank ab; er beobachtete den Kapitain genauer, und zum erſtenmal entdeckte er in dem Weſen dieſes Alten etwas Düſteres, Geheimnißvolles. Seine Fragen hierüber blieben ohne erſchöpfende Antwort. Es mußte in Camélions Hauſe etwas Beſonderes vorgegangen ſein, das man ihr ſelbſt verhehlte, von dem jedoch der Alte und Miß Tudor nothwendig unterrichtet ſein mußten. Dieſe qualvolle Unruhe trug ſehr viel zur Verſchlimmerung des Zuſtandes unſeres Kranken bei. Seine Träume waren unaufhörlich mit der Geliebten beſchäftigt, und ſtets ſah er ſie in enge Berührung gebracht mit jenem geheimnißvollen Greis, deſſen Geſtalt ſeit jenem Abend ſich ihm aufs ſchärfſte eingeprägt hatte. Er konnte nicht verhindern, daß die Zweifel, an deren Bekämpfung

er ſein Leben geſetzt, in den Stunden finſtern Nachdenkens ſich ihm ſelbſt nähe ten. „Wenn es möglich wäre,“ rief er dann, „daß jener Alte wahr geredet? Wenn er wirklich unzweifelhafte Rechte auf Camélien hätte, und wenn er wahnſinnig genug wäre, dieſe Rechte eines Tages geltend zu machen? Wenn die Unglückliche, von keiner Schuld wiſſend, Argloſe, ſich plötzlich in die tiefſte Nacht des Verbrechens, und der Schande herabgeriſſen ſähe? Wie entſetzlich!“ Er vermochte dieſes Bild nicht weiter zu verfolgen; die Figuren darauf erhielten eine ſchauervolle Wirklichkeit.

Er faßte den Entſchluß an Camélien zu ſchreiben, ſie bei dem Andenken ihrer Liebe zu beſchwören, ſich ihm gänzlich zu vertrauen, es hielt ihn aber von der Ausführung dieſes Plans wiederum die Furcht zurück, die Arme, die vielleicht noch nichts ahndete, von keinem Dinge wußte, was frevelhaft un ſie her geſchah, zuerſt mit ihrer Lage bekannt zu machen. So unter ewigem Zweifel und troſtloſer Bekümmerniß ſchlichen zwei lange Wochen dahin. Alfred fühlte, daß ſein Arzt Recht habe, der ihm anbefahl, andere Bilder und Darſtellungen in ſich

aufzurufen. Er riß ſich gewaltſam los, und lud den jungen Dichter Franz an ſein Bette, um mit ihm über erheiternde Dinge zu ſprechen. Oefters kamen auch Rehrmann und Waller hinzu. Ein paarmal, aber auch nicht mehr, ließ ſich der Domherr im Krankenzimmer ſehen, aber er ſuchte es immer ſo einzurichten, daß er mit keinem Schriftſteller und noch weniger mit einem Journaliſten dort zuſammentraf.

Rehrmann las einige ſchmähende Artikel vor, die in den untergeordneten Literatur-Zeitungen gegen Alfreds Roman erſchienen waren. Tübern hatte es ſelbſt verlangt, und es ergötzte ihn dieſe Stimmen anzuhören, die zum Theil, wider Willen, eine ſehr beluſtigende Sprache führten. Dieſe Herren gingen aus Feld der Literatur, wie man einen Acker abtheilt und abſteckt. Ein Theilchen wurde die ariſtokratiſche, ein anderer die ſchmutzige, oder Taback- und Bierſtuben-Literatur genannt. Es ſchien, man ſei beſchäftigt, den ganzen Parnaß auf dieſe Weiſe mit Einpferchungen und kleinen weißen Polizeitäfelchen, wohin es erlaubt ſei zu gehen, und wohin nicht, zu verſehen. Nirgends wurde ein Buch geradezu nach ſeinem poſitiven Werthe beurtheilt. Ein geiſtreicher Kritiker hatte

ſichs zum Geſetz gemacht, alles zu verdammen, was von einem Verfaſſer rührte, der ein unglückſeliges „von“ vor ſeinen Namen hatte. Verblendet von dieſem Vorurtheil ſah er in der anſpruchloſeſten Schilderung das ſich breit Machen eines gehäſſigen Kaſtengeiſtes. Dieſe Erbitterung führte ihn zu maaßloſer Ungerechtigkeit. Er wurde hämiſch, wo er gerecht ſein ſollte, er brachte eine ewige Unruhe zu Tage, wo eine partheiloſe Ruhe am wirkſamſten geweſen wäre. Dieſer Unwille zeigte ſich als eine bloße Spur der einſt ſo grell geſchiedenen Standesverhältniſſe, aber in der Literatur ſpielt er eine beſonders ſchädliche und gehäſſige Rolle. Es muß doch wohl ganz gleich ſein, wenn der Autor einen Hofzirkel oder eine Bauernſtube ſchildert, wenn er ſie nur mit treffenden und wahren Farben ſchildert. In Deutſchland, wo kein öffentliches politiſches Leben exiſtirt, iſt dieſer Kampf gegen die Vornehmigkeit lächerlich. Es iſt mit dieſem Streit kein einziges wirkſames Element verbunden; nur ein kleiner Groll macht ſich geltend und bringt es zu eben ſo kleinen Triumphen. Nicht daß ein Fürſt ſchreibt, iſt tadelnswerth, ſondern nur das ſchlechte Buch, das der

Fürſt ſchreibt, verfällt der Geißel der Kritik. Die ariſtokratiſche Literatur iſt ein Unſinn, es giebt nur eine Ariſtokratie in der Literatur, und dieſe beſteht in Ausübung der Regeln des guten Geſchmacks. Das einzige freiherrliche Wappen in der Literatur iſt das der Schönheit, die erſte und einzige Ritterwaffe, das Schwerdt der Wahrheit, und Deutſchland hat bewieſen, daß dieſes Schwerdt, dieſes Wappen, dieſes Adelspatent, ſehr oft, wenn nicht ausſchließlich, im Beſitz bürgerlicher Hände ſich befanden.

Rehrmann faßte dieſe Bemerkung auf und führte ſie auf ein neues Gebiet. Er ſprach von dem Klickenweſen in der neuen Literatur. „Sollten Sie es wohl glauben, verehrter Herr," wandte er ſich zu Tübern, „daß ein Schriftſteller von ſeltenem Werthe zehn, ja zwanzig Jahr producirte, ohne daß unſere ſämmtlichen Journale die mindeſte Notiz von ihm nehmen? So wenig weiß die jüngſte Generation was es heißt, den wahren Werth eines Buches erkennen. Es iſt wahr, der Dichter jener Schriften, von denen ich ſpreche, hat es verſchmäht, ſich um die Genoſſenſchaft gewiſſer Kritiker und Herausgeber von Journalen zu bemühen. Er kennt dieſe

Herren nur aus der Entfernung, aber er hat das gute Vertrauen zu ihnen, daß ſie Werke, und nicht Menſchen beurtheilen. Glauben Sie, daß irgend eines der hundertfunfzig Blätter, die in Teutſchland erſcheinen, Erwähnung von dieſen Schriften gethan, die das Publicum zu ſeiner Lieblingslectüre gewählt hat? Keins. Während täglich die Spalten dieſer ſelben Zeitblätter wimmeln von lobpreiſenden Beurtheilungen von Schriften dunkler Verfaſſer, die nie im Intereſſe des Publikums ans Tageslicht treten. Man giebt lieber Ueberſetzungen aus den geringfügigſten Machwerken des Auslandes, als daß man nur ein Wort verlöre über ein treffliches Werk des Inlandes, deſſen ganzes Gewicht man fühlt, aber das man jedoch, aus kleinlicher Eitelkeit, weil der Verfaſſer nicht um die Freundſchaft dieſes oder jenes Journals nachgeſucht hat, nicht ein Wort verlieren will. Dieſe unwürdige Perfide macht, daß die deutſchen Journale, gegenüber der Meinung des Auslandes, ſo unendlich ſinken, denn man ſieht, daß ſie eines Theils nicht den Muth, andern Theils nicht den guten Willen haben, die Produktionen des eignen Vaterlandes zu beſprechen und anzupreiſen. Würden es wohl

die Franzoſen, würden es die Engländer leiden, daß ihre, der Unterhaltung gewidmeten Journale, nur immer mit Erzählungen aus deutſchen Originalen gefüllt wären?"

„Lieber Rehrmann," nahm Tübern das Wort „von dem Augenblicke an, wo wir unſere Romandichter ſo honoriren, wie der Engländer und der Franzoſe es thut, von dem Augenblicke an werden wir auch eigene und vortreffliche Aufſätze haben, und unſere Revue's werden nicht ſo von ausländiſchem Flickwerk, und inländiſcher Armſeligkeit trotzen. Das Eingeſtändniß mag nun demüthigend ſein oder nicht, aber die Kritik geht hier Hand in Hand mit Merkur, dem Gotte kaufmänniſcher Speculation. Die Maſſe von Ideen, von Bildern, von Darſtellungen, nennen Sie das Gepräge modernen Lebes wie Sie wollen, iſt nun einmal künſtlich, und eine thörichte Sparſamkeit, ein Fehler im Calcül beſtraft ſich hier ebenſo, wie in jedem andern Handel. Laſſen Sie die ungeheure Menge von Revüe's, die in Deutſchland erſcheinen, ſich auf die Hälfte, auf ein Drittel beſchränken, aber an dieſes Drittel wenden Sie, was an dem monſtröſen Ganzen bis jetzt zwecklos verſplittert wurde, und wir wollen

ſehen, ob wir dem Geſammt-Publikum nicht eine Ehrfurcht vor dieſem Inſtitut einzuflößen im Stande ſind. Wir haben ein oder höchſtens zwei Journale, die ſich leicht zu dieſer Würde emporarbeiten könnten, wenn ſie wollten, und die dazu gehörige Opfer nicht ſcheuten."

„Die übrigens ſehr groß ſind," ſagte Rehrmann. „Man muß ſehr unabhängig ſein, und über ein ſehr großes Vermögen zu diſponiren haben, um ein Journal im Sinne der beſten engliſchen Revue's zu gründen. Indeſſen unmöglich wäre es nicht, und es könnte ſein, daß die nächſte Zukunft ſchon Plane der Art reifer macht. Wenn man die Literatur für eine Macht erkennt, ſo wird man ſchon Opfer bringen, um ſich dieſer Macht zu verſichern."

Bei dieſen Geſprächen war Franz ein untheilnehmender Zuhörer. Er war zu ſehr Dichter, um ſich irgend mit Etwas zu befaſſen, das auf die Außenwelt und auf ökonomiſche Klugheit Bezug hatte. Er war, ſeitdem er aus den Banden Potter's befreit war, ein ganz Anderer geworden. Alfred hatte ihn an ſich gekettet, und ihm es möglich gemacht, in glücklicher Unabhängigkeit und Freiheit, ganz der Poeſie zu leben.

Die Gedichte des Jünglings waren erschienen, und hatten sich zahlreiche Verehrer erworben. Man fand sie eben so zart als sinnvoll. Ueberhaupt setzte Alfred auf diesen jungen Freund große Hoffnungen. Er hatte mit ihm alle jene Grundsätze besprochen, die er zum Gedeihen der Poesie für entscheidend hielt. Der erste dieser Grundsätze war, daß Franz sich entschließen mußte, einem gewissen Kosmopolitismus zu huldigen, und daß er nur das zum Gegenstand seines Sanges machte, was als poetisches Gemeingut jeder Zeit, jedem Geschlechte gehörte. Mit einem Worte, er wollte das „Nationelle" auf das einige neuere Dichter so übertriebenen Werth gelegt haben, tief in den Hintergrund geschoben wissen, und das Ideale dagegen wieder auf den Thron gehoben sehen. Jede politische Tendenz, jedes Bezügliche auf die Gegenwart sollte sich immer mehr aus den Versen der Dichter verflüchtigen, und dagegen die Gefühle an die Stelle treten, die immerdar Sympathieen erwecken, die Welt mag sich nun gestalten wie sie wolle. Mit der Hinwegschaffung der politischen Säure wäre auch dem anmuthigen Scherz wieder die Thüre geöffnet, dem Spiel der Grazien, die so lange

verbannt geblieben sind. Es ist zum Gemeinplatz geworden der Ausspruch: die Poesie hätte erst jetzt Ernst und Würde erhalten! Sie hatte diesen Ernst, diese Würde immer, aber sie war nicht grämlich, nicht altklug, nicht pedantisch, und das ist sie jetzt.

Franz bemächtigte sich dieser Ideen mit grosser Lebhaftigkeit. Sein weiches und hingebendes Gemüth war ohnedies dem rauhen Element der Tages-Debatte verschlossen; er trachtete nicht nach dem Scharfblick des Hitzerikers, noch nach dem eitlen Ruhm, ein philosophisches Dogma in Verse gebracht zu haben. Aus der Fülle seines Busens quellen seine Gedichte, und somit waren sie auch für das Herz bestimmt. Ein gemüthlicher Componist setzte diese schönen Verse leicht in Melodie, und manches innige Gefühl, manche zärtliche Thräne hatten sie seit dem hervorgelockt.

Wenn es im Sinne dieser kleinen Skizze wäre, die darinnen aufgeführten Gedanken noch weiter auszuführen, so müßte Franzens Charakter, von einer eben so zarten als liebenden Hand bis ins kleinste Detail gezeichnet, ein wohlthuendes harmonisches Bild geben. Die Seele dieses Jünglings war ganz Sanftmuth, und leises Hinlau-

schen und Hinhorchen auf die Natur. Keine der gesellschaftlichen Convenienzen berührte ihn, jedem der zahllosen Widersprüche unserer socialen Cultur wich er mit der Unbefangenheit und Arglosigkeit eines Kindes aus, das der Gefahr dicht vorüber geht, ohne ihr Dasein zu ahnen. Alfred hätte gern ihm eine Stellung in der Gesellschaft verschafft, aber er fühlte, daß jeder Zwang die zarten Fasern dieses Wesens zerstören müßte. So schätzte, wahrte er denn den geliebten Freund in seinem Hause, wie man einen Schatz hütet, dessen zufällige Entdeckung einem so große Freude gemacht hat.

Nehrmann trat eines Tages mit einem Convolut Manuscripte in Alfred's Zimmer. Es waren nachgelassene Papiere eines berühmten Gelehrten. Die Wittwe, die sich in hülfloser Lage befand, hatte dem Buchhändler diesen Nachlaß übersendet, mit der Angabe eines Honorars, das für das Interesse, welches nothwendig jene Memoiren hervorrufen mußten, nicht zu groß war. Aber dieses Interesse zu erregen war, so sah man beim ersten Blicke in die Blätter, ganz gegen den Willen des verstorbenen Autors. Er war ein Mann gewesen voll seiner Vorsicht und fast

scheuer Zurückhaltung, seine Denkbücher dagegen strotzten von boshaften Einfällen, und epigrammatischen Zügen, die ihren Gegenstand treffend, aber verläumderisch schilderten. Offenbar hatte der Rücksichtvolle sich zu Hause, in diesen Blättern, die er sorgfältig verbarg, über manchen Aerger, den er hatte verschlucken müssen, Luft gemacht. Sollte man sie jetzt herausgeben? Durfte man das? Alfred erklärte sich bestimmt dagegen. Er kaufte sogar der Wittwe das Manuscript ab, um sicher zu sein, daß sie es nicht einem andern Buchhändler anböte.

„Man muß diesem Piraten-Unwesen einmal ein Ziel setzen," sagte er zu Rehrmann. „Wir rauben die Ehre unsrer nächsten Angehörigen, um uns dafür einen Mittag satt zu essen. Was wäre noch heilig, wenn es nicht das Vertrauen eines Todten wäre, das stillschweigend auf seinem Vermächtniß ruht. Die Menge soll verehren, sie soll ihre großen Geister anbeten, und wehe der Hand der Gemeinheit, die an eine Glorie zu rütteln wagt."

Eben so heftig sprach sich Alfred gegen das Sammeln der kleinen Papierschnitzel aus den Mappen und Körben großer Männer aus. Oft

ſind dieſe Herren ſelbſt ſchwach genug, ihre Papierkörbe umzuſtürzen, und ſie der Preſſe zu überantworten, viel öfterer übernehmen aber dieſe unheilvolle Procedur ihre Verehrer, und fügen ihnen damit die empfindlichſte Schmach an. Ueber die großen Dichter, wie über die großen Heiligen, dürfen nur Legenden exiſtiren, kleine, an's Wunderbare ſtreifende Sagen, die man mit Andacht anhört, und deren poſitive Wirklichkeit man nicht antaſtet. So wie keine Todtenmaske von einem Dichter genommen werden dürfte, ſo dürfte auch kein Arzt über die Krankheiten ſeines Unterleibes ſchreiben, oder ein literariſcher Lumpenſammler ſeine alte Gaſſenrede verſteigern. Ueber alle dieſe Dinge möge man ſchweigen. Ich will viel lieber glauben, daß der Dichter in eine Wolke gehüllt von der Erde weggeſchwebt ſei, als das in Wachs nachgebildete, aufgeplatzte Geſchwür ſehen, an dem er geſtorben. Eine einzige ſchmutzige Anekdote befleckt die reinen Fittiche der Phantaſie auf immer."

12.

Als Alfred wieder das Zimmer verlaſſen hatte, war ſein erſter Gang zu Camélien. Sie war noch immer nicht zurückgekehrt. Er verlangte Miß Harriet zu ſehen, ſie ließ ſich entſchuldigen mit Krankheit. Den Tag darauf überſendete ſie ihm folgenden Brief.

„Ich bitte Sie, Mylord, uns aus Ihrem Andenken auszulöſchen. Wir verlaſſen dieſe Stadt, dieſes Land auf immer. Ein großes Unglück hat uns betroffen. Ich frage nicht nach dem Urtheil der Menge, die ich verachte, aber Sie, als ein edler Mann, dürfen Rechenſchaft fordern, und ich gebe Ihnen, was die Menſchen nie verdienen, die Wahrheit. Meine unglückliche Pflegetochter weiß nichts davon, daß die beifolgenden Papiere Ihnen offen vorliegen. Leſen Sie, und beklagen Sie die Härte des Geſchicks, das meine arme Tochter trifft. Die ſichere Hand, die dieſe Zeilen für mich ſchreibt, wird das Manuſcript von Ihnen abholen. Durch dieſen Boten werden Sie die letzten Nachrichten von uns hören. Leben Sie wohl, und haben Sie Dank für die uns bezeigte Liebe, für das uns bezeigte Vertrauen.“

Harriet Tuder.

Mit zitternder Hand öffnete Alfred die beigeschlossenen Bogen, und las Folgendes:

Lord Towstone hatte zwei Söhne, der älteste war Erbe des Titels und der Reichthümer seines Vaters, der jüngere ward mit einem dürftigen Jahrgehalte abgefunden. Dieser jüngere Sohn war ich. Mein Charakter war düster und grübelnd. Ich begriff es nicht, warum das Geschick den Einen auf einen goldnen Stuhl setzt, ihm alle Genüsse der Erde zu Füßen legt, den Andern auf eine harte Holzbank bettet, und ihm das Nothwendigste versagt. Die Folge dieser Betrachtung war ein frühzeitiger Haß mit dem ich die kalte Gleichgültigkeit meines Vaters vergalt. Ich sonderte mich ab von meiner Familie, und sie schien diese Entfernung eines ihrer Mitglieder kaum zu bemerken.

Düsterer Schatten des Tom Brown erhebe dich neu aus deiner Grube. Kennst du noch den alten Kirchhof zu St. Giles? Du kennst ihn. Hochaufgerichtet steht noch der Sarkophag aus Sandstein gehauen, hinter dem wir uns verbargen, wenn der Mond zu hell schien, und wir fürchten mußten, man entdeckte unsere nächtlichen

Zuſammenkünfte. Ich lernte von dir die tauſend boshaften Streiche ausüben, die die alten Mütterchen des Kirchſpiels dem Teufel zuſchrieben. Du warſt ein Teufel, Tom Brown!

Nie hatte ich Luſt London zu ſehen. Weshalb, rief ich bei mir, dieſe abſcheuliche Stadt beſchauen und ihr Pflaſter betreten, über das ein Gemenge von Spitzbuben und Narren ſich täglich hin und her ſtößt? Man erzählte mir von einem Juſtizpallaſt: Können Leute, wie mein Vater, dort ohne Gräthen vorbeigehen? fragte ich. Man ſah mich an, und glaubte, ich ſpräche im Traume.

Tom Brown hatte einmal London geſehen, er hatte einer Hinrichtung beigewohnt, und brachte mir ein Stückchen Holz, das er von einem der Gerüſte mit ſeinem Taſchenmeſſer heimlich abgelöſt. Es klebte ein Tropfen Blut daran. „Sieh,“ rief er, und hielt mir das Stückchen Holz dicht vor die Augen, „dieſer Blutfleck kam aus dem Herzen eines Menſchen, der eben ſo dachte, wie wir. Auch unſer Blut wird denſelben Weg nehmen. Der arme Burſche ſtahl einem Gentleman ein Schnupftuch aus der Taſche; der Gentleman hatte ein halbes Hundert ſolcher Tücher bei ſich

zu Hause. Dein Bruder hat Tausende von Geldstücken in seinen Kisten daheim, aber versuche, ihm nur ein Geldstück aus der Tasche zu rauben, und er wird Dich wie einen Hund tödten lassen."

Ich erreichte das sechszehnte Jahr, und mein Vater brachte mich im Dienst eines Schiffes unter, das nach Ostindien gehen sollte. Niemand fragte mich, ob ich Lust zu diesem Stande hatte. Ich war nie sehr kräftig, den Anblick des Wassers konnte ich so wenig ertragen, daß ich allemal einen Todesschauer empfand, wenn ich ein Schiff betrat. Gleich den ersten Tag fiel ich von einem Brett herab in die Wellen; seit diesem Augenblick leide ich an furchtbaren Krämpfen, die Stundenlang anhalten. Man achtete dessen nicht, ich glaube nicht einmal, daß mein Vater etwas von diesem Vorfall erfuhr, für so unwichtig hielt man ihn.

Ich nahm von Tom Brown Abschied, und ich weiß nicht, welch ein thörichter Gedanke uns eingab, uns in das Stückchen Holz mit dem Blutfleck zu theilen. Jeder nahm einen Splitter und bewahrte ihn sorgfältig

Als ich von Oſtindien zurückkam, es waren drei Jahre darüber vergangen, fand ich meinen Bruder verheirathet und meinen Vater nicht mehr am Leben. Das Vermögen meines Bruders hatte ſich durch ſeine Heirath noch verdoppelt; ich hatte nichts, und war arm wie früher. Da man mich kalt aufnahm, weilte ich nur kurze Zeit im Hauſe meiner Verwandten und begab mich dann aufs Land. Hier lernte ich ein Mädchen kennen, welches eine Jugendfreundin meiner Schwägerin war. Ich warb um ſie, und erhielt ſie zum Weibe. Sie beſaß ein geringes Erbtheil, und mit Hülfe deſſen richteten wir uns auf einem Pachthofe ein, und ich nahm mir vor, wie ein ehrlicher Mann zu leben, und wie ein ſolcher auch zu ſterben. Meine Mary war ſanft und gut, ſie übernahm es, mich mit meiner Familie auszuſöhnen, und es gelang ihr. Mein Bruder kam mit ſeinem Weibe und ſeinem Knaben mich zu beſuchen, und ich erwiederte dieſe Freundlichkeit, indem ich meinen Widerwillen vor London bezwang und dort in ſeinem Pallaſte einſprach. So verzingen ſechs Jahre, da ſtarb Lord Frederic und ſein achtjähriger Sohn erbte die ungeheuren Reichthümer, die die Sparſamkeit des Vaters nur

noch hatte vermehren helfen. Er hatte ein Testament hinterlassen, daß, im Fall seine Gemahlin vor der Vollendung der Erziehung des Sohnes stürbe, dieser in Obhut und unter Versorge meines Weibes kommen sollte. Dieser betrübende Fall trat ein. Die ohnedies kränkliche Lady überlebte den Verlust ihres geliebten Gatten nicht lange, und sterbend nahm sie ihrer Jugendfreundin das heilige Versprechen ab, für ihren nun verwaisten Knaben, wie für einen eignen Sohn, zu sorgen.

Als der junge Lord zum erstenmale die Schwelle meiner niedern Hütte betrat, es war an einem Sonntagmorgen, und in der nahen Kirche hatte eben der Gottesdienst begonnen, befiel mich ein unerklärliches Bangen. Ich hätte hinzueilen wollen, um ihn zu verhindern die Thür zu öffnen. Wirklich rief ich ihn laut beim Namen und der Knabe, vor den verzerrten Zügen meines verstörten Antlitzes erschreckend, sah mich mit den großen hellen Augen, in denen die Unschuld und Tugend wie eine Sonne flammten, fragend an. Als ich nicht antwortete, überschritt er sorglos die Schwelle, an der ein Fluch haftete.

Ich hatte gehofft, Tom Brown nicht wieder zu ſehen. Er aber erfuhr kaum, daß ich wieder in England ſei, als er mich aufſuchte. Eines Tages arbeitete ich in meinem Garten, es war ein heißer Nachmittag, der Schweiß befeuchtete meine Stirne. Armer Toby, rief er mir zu, wie du es dir ſauer werden läßt! Man ſollte nicht glauben, daß du einen reichen Erben bei dir beherbergſt, der ein ſchwacher Knabe iſt, und deſſen Schlafkammer dazu noch ganz nahe an die deinige ſtößt.

Bei dieſen Worten fühlte ich es kalt über meinem Rücken gleiten. Ich hob den Spaten auf, um den Sprecher zu züchtigen, aber er beg ſich zur Seite und ſtatt ſeiner erblickte ich nur den Stamm einer alten verkrüppelten Weide vor mir. In der That, damals glaubte ich ſteif und feſt, daß Tom Brown wirklich der Teufel ſei.

Mein Weib beobachtete mich ſeit einiger Zeit mit einem mißtrauiſchen Blicke. Ich war entſchloſſen, dieſes nicht zu leiden. Sie hüthete den Knaben ganz beſonders ſorgfältig — und ich ſah darin einen gräßlichen Vorwurf. Jetzt haßte ich ſie eben ſo wie den Knaben. Meine alten Zu-

fälle kehrten in verdoppeltem Grade wieder; mein Weib, die da fürchtete, der Knabe möchte von dem Uebel angesteckt werden, drang darauf, daß ich mich in einem entfernten Hause des Dorfes einmiethete. Hier saß ich in düsterer Einsamkeit meinen Gedanken überlassen, und diese suchten die dunkle Straße wieder auf, von der sie einige Blicke Sonnenschein gescheucht hatten.

An dem Tage, wo das große Pferderennen zu Heimerket gehalten wird, kam der junge Lord zu mir, um mich zu bitten, ihm zu erlauben, in einem Wagen, den man ihm aus London geschickt hatte, die Fahrt nach dem Vereinigungsorte zu machen. Ich willigte ein, fragte ihn jedoch, wen er sich zum Begleiter ausgewählt. Er nannte mir einen alten Diener, den er aus seinem Vaterhause noch mitgebracht, und der das volle Vertrauen meines Weibes besaß. Diese Antwort genügte mir, und der Knabe fuhr ab. Er sollte vor Einbruch der Nacht wieder zurück sein, allein die Nacht war so stürmisch, es goß ein so unendlicher Regen herab, daß Dick, so hieß der alte Diener, nicht gewagt hatte, die Fahrt ganz zu beendigen. Ich schlich in jener Nacht herum, und befand mich in der Nähe der Landstraße, an

der die Heimkehrenden vorbeikommen ſollten. Endlich hörte ich die Spur eines Wagens. Das Wetter hatte ſeine Wuth ein wenig gemildert, und Dick trieb an, das Dorf ſo bald als möglich zu erreichen. Die Gegend, die ich ſehr genau kannte, war gefährlich. Ein tiefer Abgrund öffnete ſich nicht weit von der Straße. Die neuen Pferde waren ungeübt auf Landwegen und der Bauerbölpel auf dem Bocke der Leitſeile nichts weniger als ſicher. Es gelang mir, durch ein plötzliches Hervorſpringen den Wagen aus der Richtung zu bringen, und die ſcheu gewordenen Pferde ſchleuderten ihn in den Abgrund. Die That war geſchehen. Der Knabe war leb nsgefährlich beſchädigt, und ſtarb bald darauf. Der alte Diener, der ſich das Unglück zuſchrieb, wurde wahnſinnig. Auf mich hatte Niemand Verdacht, mein Weib ausgenommen, die von dem Augenblicke an, wo ich mich im Beſitz der mir nun zugefallenen Schätze befand, ſich von mir trennte, und die ich nie wieder geſehen habe.

Ich war jetzt reich, die Welt gehörte mir. Ich bezog den Pallaſt meines Bruders, allein ich hielt es in London nicht lange aus. Immer wieder erwachte mein alter Widerwille gegen

dieſe Stadt. Ein Schiff brachte mich nach Spanien, von dort ſegelte ich nach Afrika über. Völlig fremde Umgebung that mir wohl. Ich kam nach Italien, und dort, während mich ein langwieriges Fieber in einem der kleinen Städte des Toskaniſchen Gebiets feſſelte, lebte ich im Hauſe der Wittwe eines Prokurators, die eine ſchöne Tochter hatte. Lucia ward meine Pflegerin, ſie ward meine Geliebte. Die Mutter wollte unſer Verhältniß auflöſen, ſie hatte ihre Tochter einem reichen Marcheſe zugeſagt, ich tödtete dieſen Bewerber im Duell, und entführte Lucien. Wir flüchteten nach Tyrol, wo wir verſteckt in einem engen Thale wohnten. Aber das idylliſche Glück der Abgeſchiedenheit behagte mir nicht. Mein Sinn war wild und einzig auf berauſchende Genüſſe gewendet; nach einigen Wochen verließ ich Lucien heimlich, und fand mich in den Spielſälen von Venedig ein, wo ich Tauſende auf eine Karte ſetzte. Drei Jahre der unſinnigſten Verſchwendung machten mich zum Bettler.

Nie wird das Bild aus meinem Gedächtniß ſchwinden, wie ich am ſpäten Abend, in Lumpen gehüllt, an Geiſt und Körper zerrüttet, zum erſtenmal

wieder nach langer Abweſenheit an die Thür meiner Hütte klopfte, und meine Lucia mir entgegen kam, auf dem Arme einen kleinen blondlockigen Engel. Es war meine Tochter. Mary hatte mir keinen Erben geſchenkt, ich ſah ſie nur immer für ein fremdes Kind ſo zärtlich beſorgt, und hier lächelte mein Kind mir entgegen. Wie grauſam! warum mußte ich das beſeligende Vatergefühl, ein Gefühl, das mich vielleicht wenige Jahre früher von der Bahn des Laſters auf immer weggeſcheucht hätte, jetzt empfinden, wo ich nichts thun konnte, als es wie einen Fluch mehr auf mein Haupt geſchleudert, betrachten? Ich kam als Bettler zurück, und konnte dieſem blühenden Leben nichts bieten, als eine Laufbahn der Schande und des Elendes. Ich hatte ein fremdes Kind gemordet, um glücklich zu ſein, und dieſes treuloſe Glück ſollte jetzt der Mörder meines Kindes werden. Ich verfluchte die mit Blut erkaufte Erbſchaft, ich verwünſchte die Stunde, wo ich zum erſtenmal den Wunſch, ſie zu erlangen, im Buſen hatte keimen gefühlt.

Lucia, weit entfernt, Mary's ſtrenge Tugend nachzuahmen, blieb mir im Elend treu. Sie wandte ſich von dem Verbrecher nicht ab, ſie

floh nicht mit ihrem Kinde von mir hinweg. Aber mein Geſchick, mißgünſtig auf jeden Seegen, der mir ward, raubte ſie mir. Sie ſtarb in meinen Armen. Jetzt erſt empfand ich ganz, wie glühend ich ſie geliebt hatte. An ihrer Leiche ſchwur ich, ihr Kind glücklich zu machen, und ſollte es auch durch meine tiefſte Erniedrigung geſchehen. Ich habe dieſen Schwur gehalten.

Vertraut mit dem Verbrechen, bebte ich nicht davor zurück, unter welcher Geſtalt es ſich mir auch zeigte. Reichthümer wollte ich erwerben und ich erwarb ſie.

In dieſer Zeit war es, wo Tom Brown ſich wieder mit mir vereinigte. Er hatte eine anſehnliche Erbſchaft, die ihm unterdeſſen zugefallen war, faſt auf eine ähnliche Weiſe durchgebracht wie ich. Wir verbanden uns. Er brachte eine Stiefſchweſter mit ſich, die klug und beſonnen war, und der wir das Schlimmſte hätten anvertrauen können, wenn wir es gewollt, aber wir verſchloſſen unſere Pläne im Buſen. Die damals ausbrechenden Unruhen in Italien begünſtigten uns. Wir beraubten die, die uns beraubt hatten, und übten auf dieſe Weiſe eine ſehr erlaubte Rache aus. Aber dieſe Erwerbs-

quelle war, obgleich ſehr ergiebig, doch unſicher. Falſche Wechſel und Bankzettel warfen ein reichliches Kapital aus. Der zu jener Zeit gerade ausbrechende Banquerott mehrerer großer Häuſer ließ unſere Summe ſchneller kurſiren, und klug angelegte falſche Spuren brachten den Verdacht einzelner Entdeckungen weit von uns ab.

„Meine wiedererworbenen Goldrollen wendete ich ſogleich an, meinen Schwur ins Leben treten zu laſſen. Harriet Tuder, ſo heißt jene Stiefſchweſter Brown's, erſchien mir auf den erſten Blick als die paſſendſte Perſon, um ſie in mein Geheimniß zu ziehen. Muthvoll, wie ein Mann nur ſein kann, war ſie zugleich erfahren und weltklug. Ohne das zu haben, was wir Bildung nennen, überſah ſie mit einem Blick die künſtlichſten Combinationen. Ich erfuhr nun, daß der wilde Brown ein Lamm war in ihren Händen, und jeder Leitung folgte. Als Harriet ſich einmal für meinen Plan intereſſirt zeigte, wußte ich auch, daß ſie ihn ausführen würde. Ich brachte ihr meine Camélie, und ſie ſchloß ſie in ihre Arme. Das Mädchen hatte einige Zeit unterdeſſen, ehe ich dieſe Angelegenheit ins Reine brachte, bei einer Gräfin gewohnt, die eine ent-

fernte Verwandte einer verſtorbenen Lucia war. Dieſe Dame hatte eingewilligt, Camélien ihren Familiennamen zu geben, und ſomit war jede Spur ihrer eigentlichen Abkunft hinweggetilgt. Ich arbeitete für ſie in Nacht und Schande, ſie lebte in Licht, Glanz und Ehre. Harriet brachte meine ſüße Kleine in eine berühmte Penſionsanſtalt, und es wurde zwiſchen uns abgemacht, in welchen Zeitfriſten, und durch welchen Kanal ich die Gelder überſchicken ſollte. Auch mußte ich auf die vorſichtigſte Weiſe anfragen, wann ich mein Kind ſehen könne, und die Harriet verſchaffte mir dieſe Freude nur ſelten. Ich kann nicht darüber mit ihr zürnen, denn ſie ſorgte dadurch für die Sicherheit meines Schatzes. Wenn es von mir abgehangen, ich hätte alle Tage der Gefahr getrotzt, blos um nur einen Blick in das reine himmliſche Auge meines lieben Mädchens zu thun. Wenn ich meine Seele mit Laſtern bedrückte, ſo that ich es dieſes Engels wegen. Ich hoffe Erbarmen zu finden."

„Mein Haar iſt ergraut, mein Rücken gekrümmt; die fortgeſetzte Uebung im heimlichen Betrug hat in mein Antlitz Furchen gezogen, die mich auf ewig unähnlich machen den edlen Ge-

ſchlechtern, von denen ich abſtamme. Für meinen Namen bin ich ſchon ſeit Jahren todt, meine Titel trägt ein blonder, unſchuldiger Knabe, deſſen Familie nicht ahndet, daß ich noch lebe. Und wie lange werde ich noch leben? Ich trotze der Gefahr; ich will entdeckt ſein. Seit einiger Zeit ſpotte ich der Vorſichtsmaaßregeln Harriets. Was liegt auch noch an dem Haupt des Sünders? Für Camélie iſt geſorgt; ihr kann nichts von dem entzogen werden, was ich und meine Freunde erwarben. Sie iſt geborgen, und ich bin bereit zu ſterben."

Tobias Brighton,
ehemals Lord Tenſtone.

Man kann ſich denken, mit welchen Gefühlen Alfred die Leſung dieſer Blätter beendete. Es fehlte wenig, ſo hätten dieſe grauſenvollen Blätter ihn wieder zurück in die kaum verlaſſene Krankheit geſtürzt. Er wartete mit peinlicher Ungeduld auf den Boten, der da erſcheinen ſollte, um die anvertrauten Bekenntniſſe wieder in Empfang zu nehmen. Endlich erſchien er, es war der Kapitain Beurdly. Alfred ſtürzte ihm entgegen, und ſchloß ihn in ſeine Arme. Der alte Mann hatte Thränen im Auge. „Geben Sie

mir das Wort eines ehrlichen Mannes," rief er, Dübern die Hand reichend, „daß Sie nie und nimmer etwas verlautbaren von dem jammervollen Inhalt jener Papiere." Alfred gab ihm die Hand. Beide Männer ſtanden lange ſchweigend neben einander.

„Wo iſt ſie? wo iſt Camelie?" rief Dübern endlich leidenſchaftlich.

„Nicht hier, nicht in der Stadt," entgegnte Bourdly. „Wir haben alle Mühe angewendet, um ſie zu entfernen, damit ihre, durch tauſend Ahndungen erregte Seele nichts von der ſchrecklichen Wahrheit erfahre. Das Urtheil des Alten iſt geſprochen, es lautet auf Tod, iſt aber auf Deportation gemildert worden."

„Kann ihn nicht ſehen?" fragte Alfred.

„Wozu?" rief der Kapitain.

„Iſt es irgend möglich, ſo erzeigen Sie mir den Dienſt, Sir."

„Sie haben ein Recht auf unſre Dankbarkeit," entgegnete Bourdly. „Heute iſt die letzte Nacht, die der Unglückliche in den Mauern ſeines Gefängniſſes zubringt. Ich will Sie zu ihm führen. Aber, nochmals; wozu ſoll's? Halten Sie ſich um acht Uhr bereit."

„Ich werde bereit ſein.“

Bourdly entfernte ſich, und ließ Alfred in einer Stimmung zurück, deren drückende Laſt ſtieg, je näher die achte Stunde rückte. Endlich ſchlug ſie, und der Kapitain, in einen Mantel gehüllt, machte das gegebene Zeichen, daß er unten warte. Sie gingen beide durch die immer leerer werdenden Straßen, bis ſie zu einem Gebäude gelangten, das durch ſein düſtres Ausſehen ſchon von Ferne ſeine Beſtimmung bekundete. Durch Alfred's Innerm zuckte ein gewaltiger Schmerz, als er ſich Gamélions unglücklichen Vater in dieſen finſtern Mauern dachte. Er folgte zögernd dem Kapitain, der ihn durch mehrere Gänge vor eine niedrige Thür brachte, die der Gefangenwärter aufſchloß. Im Dämmerlichte, das durch ein hochgelegenes, vergittertes Fenſter hereinbrach, wurde eine zuſammengekauerte Geſtalt ſichtbar, die in einer Ecke bewegungslos lehnte. Der Kapitain winkte Alfred, an der Thüre zurückzubleiben, und näherte ſich leiſe dem Unglücklichen. „Armer Toby,“ rief er mit ſanfter Stimme, „ich komme, in Deinem Elend Dich zu tröſten. — „Wer biſt Du?“ tönte die Frage aus der Mauerecke. — „Wie, Du kennſt Bourdly nicht, Deinen

Freund aus beſſern Tagen, der jetzt eben ſo verlaſſen und jammervoll iſt, wie Du?“,

Der Alte ſtreckte ſeine Hand aus, und ſchüttelte die dargebotne Rechte des Kapitains, ohne ein Wort zu ſprechen. — „Haſt Du mir nichts aufzutragen?“ fragte Beurdin. — „Nichts“ — erwiederte der Greis. „Du haſt eine Tochter!“ rief Beurdin — „Ich habe keine, ich habe nie eine gehabt,“ antwortete Toby Brighten raſch und lebhaft. — Der Kapitain ſchüttelte das Haupt, und ſah mit einem bedeutungsvollen Blicke zu Alfred hinüber.

In dieſem Augenblicke hörte man eilige Tritte auf dem Gange, die Thür wurde aufgeriſſen, und auf der Schwelle der düſtern Klauſe erſchien, wie ein Engel des Lichts an der Pforte des Grabes, Camélie, im Schleier gehüllt. Sie ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, und ſtürzte ohnmächtig zu den Füßen des armen Toby Brighten.

Während Alfred und der Kapitain ſich beſchäftigten, ſie wieder ins Leben zu rufen, hörten ſie, wie der Alte aus gepreßter Bruſt quaalvolle Seufzer ausſtieß. Er hielt ſeine Hände vor die Augen, aber Alfred bemerkte, wie er verſtohlene

Blicke auf die Tochter heftete. Camélie erwachte aus ſtarrer Bewußtloſigkeit, ſchlang ihre zitternden Arme um die Kniee des Greiſes.

„Was wollen Sie, Milady?“ rief Toby Brihgten. „Ich kenne Sie nicht.“

„Mein Vater!“ ſchluchzte das Mädchen.

„Ich, Ihr Vater!“ rief Toby Brighten. „Sie irren, ſchöne Miß. Ich bitte Sie, ſich zu entfernen, denn Ihre Gegenwart kann weder für Sie ehrenvoll, noch für mich von Nutzen ſein. Gehn Sie, Milady, gehn Sie.“

Bei dieſen Worten, die mit einer rauhen, befehlenden Stimme ausgeſprochen wurden, drohte eine neue Ohnmacht die Sinne der Tochter zu umſchleiern. Sie wankte, und Alfred hielt ſie in ſeinen Armen auf. Eine lange, fürchterliche Pauſe entſtand.

„Laſſen Sie mich mit ihm allein,“ bat Camélie, indem ſie Alfred erkannte, und mit Thränen im Auge ihm zuwinkte. „Ich beſchwöre Sie, entfernen Sie den Kapitain, entfernen Sie den Gefangenwärter. An dieſer Minute hängt mein Leben.“

Alfred, unfähig ihr zu widerſprechen, that wie ſie wünſchte. Er zog ſich mit den Uebrigen zu-

rück, aber die befehlende Stimme des Alten hieß ihn bleiben. „Was ſoll das?“ rief er. „Man will mich mit der Lady allein laſſen, und doch habe ich erklärt, daß es ein Irrthum, daß ich die Dame nicht kenne, daß ſie mir, und ich ihr nichts zu ſagen habe? Sie ſucht einen Verwandten, führen Sie ſie in eine andere Zelle. Nun, ſo thun Sie doch, was ich befehle. Es kann Ihnen Ihr Amt koſten, wenn Sie dulden, daß man hier fremden Perſonen Zutritt verſtattet.“

Der Gefangenwärter, an den dieſe Worte gerichtet waren, trat jetzt hervor, aber Camélie achtete ſeiner nicht, ſie warf ſich zu den Füßen des Greiſes, und rief mit einer Stimme, die die ganze Kraft ihrer Seele ausdrückte: „Hier iſt mein Platz! Auf der weiten Erde hab ich keine Stätte, als dieſe hier. Keine Gewalt wird mich von hier fortreißen! Ach, mein Vater! Mein Vater!“

„Gott, wie wird mir!“ murmelte der Alte. „Iſt dies der Todesengel? Ein grauſamer, ſtechender Schmerz durchwühlt meine Bruſt. Laßt mich, — laßt mich!“

Alfred und der Kapitain ſtützten das Haupt des Alten, während Camélie ſeine Hände mit

Thränen netzte. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß der Schlag den Unglücklichen getroffen, und daß keine Rettung weiter zu hoffen sei. Noch einmal öffnete Toby Bridgen die Augen, um seine Blicke auf dem geliebten Haupte ruhen zu lassen, er legte seine Hand segnend auf dieses Haupt, aber der Name Tochter entschwebte seinen Lippen selbst im Tode nicht.

„Wohl ihm!“ rief der Kapitain, indem er die erkaltete Hand an seine Brust drückte „Der Kerker hat sich ihm geöffnet. Er ist frei! Irrthum, Schmach und Verbrechen haben keinen Theil mehr an ihm! —

13.

Wer an dem ersten Pfingstfeiertage zufällig in die dunkle abgelegene Gasse gerieth, in der die beiden Buchhandlungen Rehrmann und Potter ihre Stapelplätze hatten, den mußte nothwendig eine ganz besondere Bewegung auffallen, die in der besagten Gasse herrschte. Man konnte dieses unmöglich auf Rechnung des Pfingstfeiertages schieben, denn dieses christliche Fest war bis jetzt alljährlich wiedergekehrt, ohne die Physiognomie der dunkeln Gasse auch nur im min-

beſten zu verändern; und geſetzt, das Feſt wäre hier im Spiele, ſo hätten nothwendig die übrigen Häuſer der dunkeln Gaſſe ebenfalls eine Bewegung zeigen müſſen, aber dieſes war keineswegs der Fall. Die Häuſer mit den ſpitzigen Giebeln, und mit den „übelwollenden“ Hausthüren waren verſchloſſen, wie immer, und nur der Eingang zum Laden des Herrn Potter, und ihm gegenüber der Thorweg, der in den Hof, und von da in das Comptoir des Herrn Rehrmann leitete, ſtanden offen, und waren mit bunten Kränzen und grünen Birkenbäumchen geſchmückt.

Irgend ein großer Philoſoph hat die tiefſinnige Betrachtung ausgeſprochen, daß alles, was in der Welt geſchieht, ſeinen Grund hat, warum es geſchieht. Wenn man von dieſer großen Wahrheit auf die Blumenkränze an dem Thorweg des Herrn Rehrmann übergeht, ſo ergiebt ſich als eine unantaſtbare Schlußfolge, daß auch dieſe Ausſchmückungen ihren Grund haben. Aber wir wollen ihn nicht vor der Zeit verrathen, ſondern uns lieber noch etwas beobachtend hier in die Ecke des alten Strumpfwirker-Ladens ſtellen, von wo aus wir die beiden Buchhändler-Häuſer ins Auge faſſen können.

Die alte Thurmuhr, die die Verpflichtung hat, diesem Stadtviertel die nöthigen Offenbarungen in Rücksicht der Zeit mitzutheilen, hat sich eben dieser Obliegenheit in drei mißgestimmten Glockenschlägen entledigt. Es ist zwei Uhr und drei viertel. Die Mittagstunde ist so nahe, als ein hungriger, hiebei betheiligter Magen es nur irgend wünschen kann, wenn nicht die lästigen Zeremonien und die unabweislichen Vorbereitungen zu einer großen Tafel einen fatalen Querstrich ziehen. Zwei Jünglinge des Gempteirs, in schwarzem Frack, und mit Blumensträußen in den Knopflöchern, scheinen die obigen Zweifel auszusprechen, denn sie gehen ungeduldig auf dem schmalen Trotteir umher, indem sie ihre Blicke bald auf den Eingang zur Küche, bald hinauf in ein offenstehendes Erkerfenster richten, von wo man vom Fensterrand herab schwarze Kastorhüte und eben so gefärbte Frackzipfel herunter schimmern sieht. Es ist das Versammlungszimmer, wo die Mitglieder sich becomplimentiren, und wo der feierliche Zug sich ordnet. Unten in der Küche war schon am frühen Morgen die unglückliche Familie eines Puterhahns verschwunden. Zugleich war aus dem nächsten

Laden eine Anzahl Citronen, eine große Glasphiole mit koſtbaren, in Arrak eingemachten Früchten, herbeigeholt worden. Dieſes, und eine beſonders ſaftige Schöpſenkeule, drei von einem üppigen Materialismus ſtrotzende Schinken, und noch andere Ingredienzien eines guten Mahles waren ſchon, auf dem Küchentiſch ſtehend, von den zwei Jünglingen des Comptoirs beobachtet worden. Ihre Lüſternheit hatte dieſer Anblick auf den höchſten Punkt getrieben, und ſie geriethen in einen bemerkenswerthen Grad von Leidenſchaftlichkeit, als mit dem Dreiviertelſchlage noch immer nicht die ſchwarzen Frackzipfel oben ſich regten, und die Kaſterhüte nicht von der Fenſterbank verſchwinden wollten.

Mit dieſen intereſſanten Jünglingen ſtellte zu gleicher Zeit noch Jemand ſehr ängſtliche und genaue Beobachtungen an. Es war dieſes der erſte Buchhalter, Herr Paulſen, der an dieſem Tage eine ſehr einflußreiche Rolle ſpielte, und jetzt, in Folge des Bewußtſeins ſeiner Wichtigkeit, in eine übertrieben enge Halsbinde geſchnürt, aus einem kleinen Dachfenſter herab, und mit durchbohrenden Blicken auf ein gegenüberliegendes Dachfenſter im Potterſchen Hauſe ſtarrte. Alles

an der Kleidung, der Gestalt und der Miene des ersten Buchhalters sprach die gespannteste Erwartung aus. Die weißen Zipfel seines Halskragens schienen sich mit jeder Sekunde höher emporzurecken, und in das Gewirre des Backenbarts eindringen zu wollen. Das Toupé der blonden Haare bekam immer mehr einen spitzigen und gereizten Charakter, und die Weste verließ ihre glatte und nachgiebige Stellung, um sich unberufen in die Angelegenheiten der Kravatte und des Frackkragens zu mischen. Diese Unordnung war eine Folge der aufgeregten Stimmung des Mannes. Er begriff nicht, warum sich der Vorhang von blauem Kattun am gegenüberstehenden Dachfenster nicht heben wollte. Endlich aber hob er sich, eine geputzte Dame trat dicht an die kleinen Scheiben, und in diesem großen Moment legte der erste Buchhalter seine Hand zwischen den vierten und sechsten Westenknopf, und seufzte tief. Die Dame öffnete das Fenster, und jetzt konnte man sehen, daß sie ein sehr faltiges Kleid von weißem Atlas anhatte, und einen Blumenkranz im Haar. Herr Paulson wechselte mit dieser Dame zärtliche Grüße, und beide verschwanden nun von den Fenstern.

Während Herr Paulsen zitternd die Treppe hinunterstieg, um sich in den Versammlungssaal zu begeben, stieß sein Fuß auf einen plumpen, großen in grauer Leinewand eingewickelten Ballen, der durch die Unordnung, die in diesen Regionen des Hauses am heutigen Tage herrschte, mitten in den Weg geschleudert worden war. Gewiß ist's, daß das Schicksal hierbei seine Hand sichtbarlich im Spiele hatte, denn dieser Bücherballen mit der unglücklichen Aufschrift „Rückwärts!" war derselbe, der vor drei Jahren den erhabenen Zorn des ersten Buchhalters in so hohem Grade weckte. Herr Paulsen blieb vor diesem Bücherballen stehen, und betrachtete ihn mit einem bittern Lächeln. Es war, als wenn die tausende von Makulaturbogen, die er enthielt, zu eben so viel hohnlachenden Gespenstern würden, die ihn am Rockschoße festhielten, um ihm mit heiserm Kreischen ins Ohr zu rufen, daß er eben im Begriff stehe, den Mann an sein Herz zu schließen, an dem Busen des Mannes die heiligen Thränen eines Sohnes und Eidams zu weinen, der im Stande gewesen war, einen so niedrigen und boshaften Streich ausgehen zu lassen. Es lag in der Verschiedung die-

ſer beſondern Verhältniſſe ohne Zweifel etwas höchſt Peinvolles und Aufregendes. Herr Paulſen mußte die ganze Kraft ſeines liebenden und geliebten Herzens zuſammen nehmen, umohne Haß an dem abſcheulichen Bücherballen vorbeizugehen. Er that es, indem er die Augen halb ſchloß, und ſchnell zur Treppe lenkte. Unten kam ihm Herr Rehrmann entgegen, der ihm die Hand mit einer bedeutungsvollen Miene ſchüttelte und nichts dazu ſagte als nur das einzige Wörtchen: „Nun?“

Sie traten beide in das Verſammlungszimmer, wo ſie mit einem ernſthaften, fünf Minuten anhaltenden, Gemurmel begrüßt wurden. Der Zug ordnete ſich Paarweiſe und man ſah dieſe Schwarzröcke über die Straße ſchreiten in Potter's Haus. Neues, fünf Minuten anhaltendes Gemurmel, und wiederum füllte ſich die enge Gaſſe mit ſchwarzen Herren, die zurück in Rehrmanns Behauſung lenkten. Es war dies ein unbeſchreiblich feierlicher Augenblick. Die Nerven der dicken Dienſtmagd in Potters Hauſe erlagen einer Effektſcene, wie ſie ſeit Menſchengedenken in der dunklen Gaſſe nicht war geſehen worden. Sie brachte ihre Kattunſchürze, auf der das Portrait

des Herzogs von Wellington prangte, an die Augen und vergoß einige Thränen aufrichtiger Theilnahme. Noch ein Woche früher hätte das sämmtliche dienende Personal es für durchaus unmöglich gehalten, die beiden Häupter der feindlichen Häuser mit einander jemals wandeln zu sehen, und dennoch geschah es jetzt. Herr Rehrmann zeigte seine gewohnte ehrliche und freundliche Miene, während scharfsichtige Beobachter auf dem breiten Gesichte Potters einen Zug von gleisnerischer Schlauheit bemerkten, der ein böses Anzeichen für die Zukunft war. Hinter diesen beiden Vätern zeigte sich, allein gehend, ungefähr wie die Jungfrau von Orleans im Krönungszuge, die dünne Gestalt des Bräutigams. Auf ihn heftete die weibliche Nachbarschaft die Blicke mit einer durchbohrenden Neugier. Herr Paulsen fühlte das und seine Augen waren bescheiden zu Boden gerichtet. Wie sich der Anfang des Zugs Rehrmanns Hausthüre näherte, während das Ende noch in Potters Hausthüre steckte, überfiel die beiden Hauptpersonen eine krampfhafte Beweglichkeit. Ein seltener Zwist entspann sich. Der Herausgeber des „Vorwärts" hat den Herausgeber des „Rückwärts" voran zu gehen. Mein

Mette iſt diesmal „Rückwärts," murmelte Nehrmann mit einem galanten Lächeln. Nein, rief Petter, in eben dieſer Haltung und Miene, unmöglich können Sie ſich anmaßen, was mir zukommt: mein Mette iſt „Rückwärts." Es hieße das Ihrige uſurpiren, wenn ich vorwärts ginge. Und ich, rief Nehrmann, gehe nicht vorwärts, ſeitdem ich weiß, daß man durch „rückwärts" weiter kommt. Dieſe ſchmeichelhafte Bemerkung, lächelte Petter, beweiſ't, daß Sie wahrhaft würdig ſind, vorwärts zu gehen.

Dieſer liebenswürdige Streit, der eine peinliche Länge anzunehmen drohte, wurde durch das ungeduldige nachſchiebende Ende des Zuges, der aus der dunkeln Höhle des Petterſchen Comtoirs mit Gewalt an's Licht ſtrebte, ſchleunigſt ausgekämpft. Herr Petter und Herr Nehrmann betraten beide zu gleicher Zeit die Schwelle des Speiſeſaals, und ließen ſich an den Ehrenplätzen der Tafel nieder. Ihnen folgte eine Schweſter Petters mit der Braut. Um dieſe herum nahmen eine Anzahl weiß gekleideter Schönheiten Platz, die wie das Brautchor im Freiſchützen aufgeputzt waren. Ganz zuletzt trat noch die

Dichterin Miranda ein, die vom eiligen Gange ganz erhitzt war, ein Paar ungeheure schwarze Handschuh auszog, und mit einem Schnupftuch wedelte, das eine Atmosphäre von Ambra und Moschus über die Gesellschaft ausgoß. Sie erhielt einen Ehrenplatz neben Herrn Rehrmann.

Niemand wagte das ehrwürdige Schweigen, das jetzt eintrat, zu unterbrechen; die ersten Löffel mit Suppe wurden mit einer Andacht geschöpft, als wäre es die Quelle des Lethe. Die Dichterin, die sich bewußt war, schalkhaft und muthwillig sein zu können, machte endlich die Bemerkung, daß es ihr vorgekommen sei, als hätte Herr Paulsen geseufzt. Herr Paulsen versicherte, aus seiner Erstarrung erwachend, daß er nicht geseufzt habe, und Mademoiselle Potter wurde blutroth im Gesicht. Herr Rehrmann nahm diesen Spaß auf, und versicherte, daß wenn Herr Paulsen nicht geseufzt habe, irgend ein Anderer in der Gesellschaft nothwendig müsse geseufzt haben, und er glaube, daß Herr Plümrich sich das zu Schulden habe kommen lassen, indem er zugleich seine Blicke auf Frau Miranda gerichtet. Dieser Scherz brachte die untere Hälfte

der Tafel, wo die ſtummen Gymnaſiaſtenjünglinge ſaßen, außer ſich vor Entzücken. Herr Plümrich war ein alter ausgedienter Fakter, der auf einem Auge blind und mit einer großen rothen Naſe geſchmückt war. Frau Miranda verſuchte zu erröthen, da dies aber nicht gelang, machte ſie ſich das unſchuldige Vergnügen, mit einem Kapaunflügel Herrn Rehrmann zu drohen, und auf deſſen weißes Jabot zu tippen.

Das Geſpräch war jetzt im Gange. Herr Paulſen allein blieb ſtumm. Er warf von Zeit zu Zeit erſtaunte Blicke auf ſeine geputzte Braut. Es ſchien ihm wie ein Traum, daß ſie nun wirklich und leibhaftig ihm gegenüber ſaß, daß er dieſes überirdiſche Weſen, das wie eine Fee ſich fünf Jahre lang in einen undurchdringlichen Dunkel verſteckt gehalten, nun doch anbetend anſchauen durfte. Es war nur zu gewiß, dieſes Verhältniß, das zu den myſteriöſeſten in der Welt gehört, endigte ſich doch nur mit einer proſaiſchen Heirath. Ein ſo merkwürdiger Fall löſ'te ſich auf, wie ein ganz gewöhnlicher. „Wie wundervoll!“ rief er vor ſich; „meine Meſſereiſe nach Leipzig, fünf Jahre der Ungewißheit!

und nun dieſe Heirath! Es gehört eine große Seele dazu, dies zu tragen!“

Er wurde in dieſen Betrachtungen durch den Tumult der ſämmtlichen Tiſchgenoſſen geſtört, die auf ſein Wohl tranken.

14.

Die Vereinigung der Liebenden wäre noch lange nicht erfolgt, wenn nicht am Buchhändler-Himmel günſtige Aſpecten ſich gezeigt hätten. Durch die geiſtvolle und thätige Führung des Rehrmannſchen Journals durch Düben, war Potters Zeitſchrift in den Grund gebohrt worden. Selbſt den Witzling Blummers hatte der Buchhändler eingebüßt, denn dieſer liebenswürdige Geiſt hatte, müde der Chikanen ſeines geizigen Protektors, ſo eifrig die Studien des Spinoza mit der israelitiſchen Wittwe getrieben, daß das Herz dieſer Dame davon gerührt wurde, und ſie ihm ihre Hand und den Schlüſſel zu ihrer Chatoulle ſchenkte. Potter gab den Bewerbungen des ſchüchternen Liebhabers nur in dem Fall ſeine Zuſtimmung, wenn das Journal in ſeine

Hände geriethe. Rehrmann, der Petters Talent als ſpeculativer Kaufmann ſchätzte, hatte nichts dagegen, und nur der einzige war der Graf Tübern, der ſich auf's Beſtimmteſte weigerte, ſeine fernere Unterſtützung dem Unternehmen zu ſichern, wenn ein Mann, wie Petter daran Theil hatte. Hiermit trat denn Paulſen die Redaction des Blattes an. Er eröffnete den neuen Jahrgang mit einem, ihm ſchmeichelhaften Gedichte Miranda's, die ſich unterzeichnete: „Sappho, eine Kindermuhme.“ Deutſchland empfand den giftigen Stachel nicht, der in dieſen wenigen Worten lag.

Tübern warb um Camelien. Sie beantwortete ſeinen leidenſchaftlichen Brief mit dieſen wenigen Zeilen:

„Wenn Sie auch vergeſſen können, Alfred, daß die, die Sie lieben, die Tochter eines als Verbrecher angeklagten Mannes iſt, ſo kann ich es doch nie. Ich gebe Ihnen Ihr Wort und Ihre Schwüre zurück. Forſchen Sie nicht, wohin ich mich wende. Mein jammervolles Geſchick macht mir die tiefſte Verborgenheit wünſchenswerth; und keine Macht der Erde wird mich be-

wegen, wieder auf den wirren Schauplatz einer Welt zu treten, die mich so tief verletzt hat. Das schönste Angedenken, daß ich mit mir nehme, wird das Bild jener Stunden sein, wo uns Poesie und eine edle Liebe vereinte. Warum konnten wir nicht immer in diesen paradiesischen Gefilden schwärmen? Bleiben Sie, mein theuer geliebter Freund, an dem Platze, auf den Sie ein gütiges Geschick gestellt hat. Wirken Sie mit edlem Geiste auf die Geister Ihrer Zeit; erfüllen Sie ganz Ihre schöne Bestimmung, zu erheben, zu begeistern und zu belehren. Mein Geist wird Ihnen aus der Ferne folgen, und an Ihren glücklichen Erfolgen Theil nehmen. Wir bleiben auf diese Weise vereint, ohne daß wir nöthig haben, vor den kleinlichen Schrecken zu zittern, die auf jedem Wege uns entgegentreten würden, wenn wir zusammen wandeln wollten. Leben Sie wohl, Alfred; neben dem Altar Ihrer Muse richten Sie eine Gedächtnißtafel auf, die Sie der Freundschaft widmen.

Camélie.

Dieser Schmerz traf die Seele des Dichters aufs Heftigste. Es bedurfte Jahre, um ihn zu

überwinden. Immer wieder machte er Versuche, die Verlorne wieder zu erlangen, immer erfolglos. Endlich fand er Beruhigung und Trost in einem völligen Ergeben in die Zwecke literarischer Thätigkeit. Seine Arbeit wurde jetzt eine unausgesetzte. Er errang Palmen des Siegs, wo die kühnsten Hoffnungen bisher getäuscht worden waren; er kämpfte aber auch den riesigen Kampf mit der hundertköpfigen Hyder Gemeinheit. Seine Aufgabe war, sich als einen edlen Geist zu erweisen, und nichts ist der tauben Menge widerwärtiger, als eine solche Erscheinung sich Platz machen zu sehen. Aber er hielt diese fortwährende Anstrengung nur wenige Jahre aus, dann waren seine Kräfte erschüttert, und er mußte sich in ländliche Ruhe zurückziehen. Aber die Saat, die er ausgeschüttet, überraschte ihn noch durch unverhoffte späte Ernten. Er sah, daß die Bessern zusammentraten, daß die Kritik, ihre unmündige, lärmende Sprache aufgebend, sich wieder mit Ernst und Würde waffnete. Er sah vom Gebiete der Poesie das gehässige Element der Politik verdrängt, und die Musen wieder ihre Stelle einnehmen. Es erschienen wieder Bücher, die in einer gebildeten Sprache zärtliche

Empfindungen, lächelnde, glückliche Gedanken vertrugen; die blutigen Grausamkeiten, der barbarische Schwulst waren auf immer verbannt. Man hielt es nicht für ein Zeichen der Ehrlichkeit, wenn man geschmacklos war, und jede plumpe Derbheit war verpönt. Es traten Vereine zusammen, die das Eigenthum des Geistes sicherten, und in ihren großartigen Institutionen die ehemalige Protektion der Höfe ersetzten. Die deutschen Dichter lebten, während ihr Dasein früher nur ein langsames Sterben war, ein ewiger Kampf mit Sorge und Kummer, hinschleppend zwischen den Thüren des Spitals und dem Thore des Kerkers. Die Fremdendiener wurden als unwürdig von einer immer größeren Anzahl gewichtiger Stimmen in den Tagblättern aufgestellt. Die in Reichthum lebenden ersten Schriftsteller der Nation bemächtigten sich der öffentlichen Meinung, und riefen immer mehr den Stolz des Deutschen auf, um ihn dem Stolz der andern Nationen entgegenzusetzen, und ein geistreiches Wort der Frau v. Stael fand immer mehr Berücksichtigung: „In der Literatur, wie in der Politik, haben die Deutschen überhaupt zu viel Achtung für das Ausland, und nicht ge-

nug Nationalvorurtheile. Bei Einzelnen iſt die Verleugnung ſeiner ſelbſt, und die Achtung Anderer eine Tugend,' nicht ſo beim Patriotismus der Nationen; dieſer muß egoiſtiſch ſein."